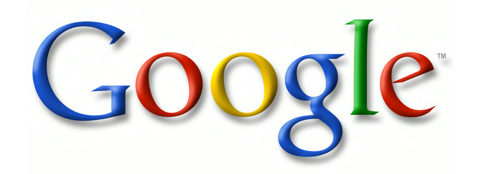
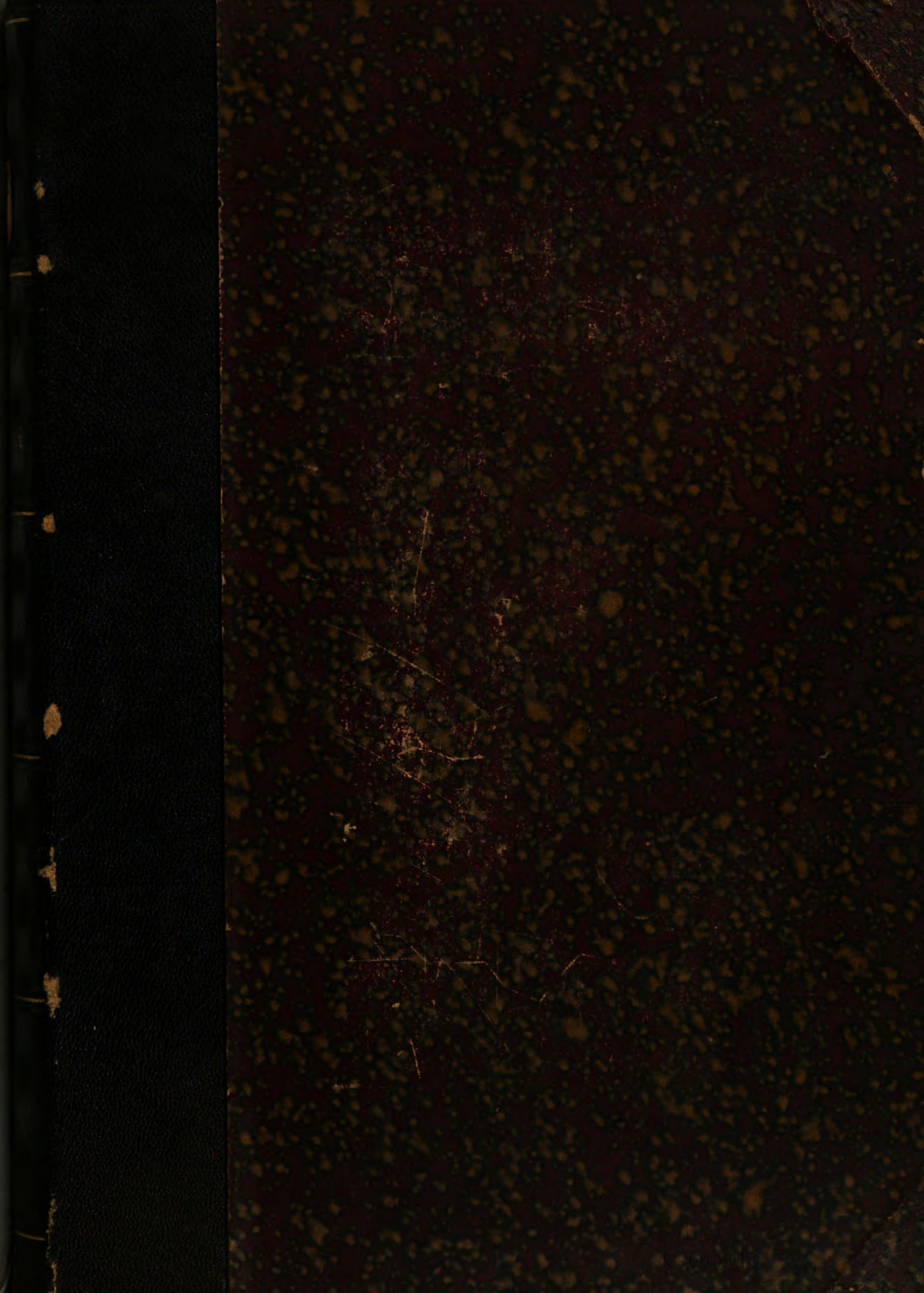








ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen

Herausgegeben

von

FEDOR VON ZOBELTITZ

Elfter Jahrgang — 1907/1908

Erster Band



Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing





Inhaltsverzeichnis.

XI. Jahrgang 1907/1908. — Erster Band.

Größere Aufsätze.

Chronik.





Beilagen.



Beiblatt.





ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

11. Jahrgang 1907/1908. **Heft 1: April 1907.**

Dänische Künstlerplakate.

Von

Walter von Zur Westen in Berlin.



ie Entwicklung, welche die dänische Kunst bis zum Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts genommen hatte, war der Entstehung einer Plakatmalerei im allgemeinen nicht günstig. Das Gesamtbild war ein ziemlich einheitliches: Wirklichkeitssinn, Schlichtheit, Vorliebe für die Darstellung einfachen Daseins oder intimer landschaftlicher Szenerien, Vermeidung starker Effekte und pathetischer Darstellungen, Bevorzugung gedämpfter Töne, endlich die schwermütige Stimmung, die aus den meisten Bildern sprach — das waren die Eigenschaften, die die Schöpfungen der dänischen Malerei kennzeichneten. Ihre Ziele waren also denen der Plakatkunst, die starke Wirkungen erstreben, Sensation hervorrufen, momentane Aufmerksamkeit erregen soll, gerade entgegengesetzt. Indessen war seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auch eine Schar jüngerer Künstler auf den Plan getreten, die dekorative Absichten verfolgten. Freilich waren sie weniger in der Tafelmalerei als auf zwei Gebieten der angewandten Kunst zur Geltung gekommen — in der Keramik und im Buchgewerbe. Auf der nordischen Ausstellung des Jahres 1888 trat die Kgl. Porzellanmanufaktur in Kopenhagen zum erstenmal mit ihren entzückenden modern stilisierten Arbeiten hervor, die seitdem aller Welt bekannt sind. Hier lernten die für die Manufaktur tätigen Künstler nach dem Vorbilde der Japaner Landschaftsausschnitte dekorativ wirksam darzustellen, Vorwürfe aus dem Tier- und Pflanzenreich ungezwungen zu stilisieren. Im großen Publikum weniger bekannt, aber nicht weniger rühmenswert sind die buchgewerblichen Arbeiten. Was die beiden Skovgaard, Niels und besonders Joachim, an Illustrationen schufen, das war freilich zum großen Teile nicht ganz buchgerecht, weil es malerisch wirken sollte und die reine Strichmanier verschmähte; doch gerade darum war es in seinem Ziele den Zwecken des Plakates verwandter. Besonders wichtige Vorarbeiten für die Affichen waren aber die Buchumschläge und Einbände, die den Stolz des dänischen Buchgewerbes ausmachen. Hier schuf Hans Tegner, der große Illustrator der älteren Generation, in Anlehnung an alte Formen reizende Blätter, hier entwickelten Gerhard Heilman und andere ein naturalistisches Tier- und Pflanzenornament, hier konnte Thorvald Bindesböll seine reiche ornamentale Phantasie betätigen, hier gestalteten sich eigenartige Schriftformen voll Charakter und Wirkung. Und was für die Affiche besonders wichtig ist — hier hatten die Künstler im kleinen Maßstabe derselben Aufgabe gerecht zu werden, die das



Abb. 1. Plakat für das Königlich Dänische Ballett.
Von Paul Fischer.

Plakat im großen zu lösen hat — Aufmerksamkeit zu erregen, Neugier, Interesse, Kauflust zu wecken.

Indessen ist die dänische Plakatmalerei ebensowenig rein bodenwüchsig entstanden wie die fast aller andern Länder — auch hier gab erst das französische Vorbild die Anregung. *Paul Fischer* war der Vermittler, der für Dänemark etwa dieselbe Rolle spielt wie für England Dudley Hardy. Er ist wohl der einzige dänische Künstler, dem seine Plakate einen gewissen Ruf auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes verschafft haben. Es war sein Glück, daß sein Auftreten gerade in die Zeit fällt, wo das Interesse für die Plakatmalerei auf dem Höhepunkte stand, nämlich um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Große Plakatwerke wurden damals herausgegeben, jede Zeitung oder Zeitschrift, die etwas auf sich hielt, brachte ihren Plakatartikel und ein riesiges Heer von Sammlern stellte den Erzeugnissen der Kunst der Straße nach. Jeder Plakatschriftsteller wollte tunlichst alle Länder berücksichtigt, jeder Sammler alle Länder in seinen Mappen vertreten haben; — man suchte daher auch in den bisher in der Bewegung nicht hervorgetretenen Ländern nach Plakatkünstlern und fand in Dänemark allein Paul Fischer. So nennt ihn in der Vorrede des Katalogs der Plakatsammlung des Kunstindustriemuseums zu Christiania (1897) H. Grosch mit Betonung als den einzigen dänischen Plakatisten und rühmt ihm Geschmack und sicheren Blick nach; so erschien er auf der Plakatausstellung zu St. Petersburg (1897) mit zwölf Affichen als der einzige Vertreter seiner Heimat, so spielt er auch in Sponsels Werk, wo außer ihm allerdings noch vier andre Namen genannt werden, und zwar bei weitem die Hauptrolle, obwohl Sponsel nur drei Arbeiten von ihm kennt.

Wie gesagt, Paul Fischer hat Glück gehabt, denn unter andern Umständen würden seine damaligen Werke kaum eine gleiche Schätzung erfahren haben. Seine Affichen sind allerdings nicht datiert, aber die Aufzählung in dem Petersburger Ausstellungskatalog zeigt, welche von ihnen damals jedenfalls bereits vorhanden waren. Zu seinen frühesten Versuchen dürfte wohl das Blatt gehören, das eine Vorführung der Lebensgeschichte Napoleons I. im „Skandinavisk Panoptikon" zu Kopenhagen ankündigt. Man sieht die Marmorbüste des Kaisers weiß auf goldenem Grunde, zu beiden Seiten reiches Lorbeergemüse und unten zwei Kränze, weiß aus dem Goldgrund ausgespart, die die Jahreszahlen der Geburt und des Todes umschließen. Das Blatt ist wenig wirksam, steif und nüchtern und in der Farbe geradezu unangenehm. Im Gegensatz zu ihm zeigt die Affiche für die „Reklameplakater" der Lithographischen Anstalt von Vilhelm Søborg Efterfolger zu Kopen-

hagen Paul Fischer bereits als einen routinierten Plakatisten, der die Schule der Franzosen mit Erfolg absolviert hat. Der Vorwurf hat dem Künstler wenig Kopfzerbrechen gemacht: ein Zettelankleber hat die Ankündigung der Firma an die Mauer geklebt, ein Schuljunge und — fast die Hälfte des Blattes einnehmend — eine elegante Dame studieren den Inhalt. Geschmackvoll sind die Farben der Damentoilette gewählt; recht apart wirkt es, wie sich die braune Federboa von dem dunkelblauen Kostüm abhebt, wie die gleiche Zusammenstellung an dem Hute wiederkehrt, wie das Blau des Hutes mit dem rotblonden Haar kontrastiert. Unverkennbar ist hier der Einfluß Lautrecscher Arbeiten festzustellen. Das Blatt ist in Stil und Farbe wohlgelungen; Komposition und Zeichnung sind dagegen nach meiner Meinung recht unbeholfen. Sponsel, der diese Affiche nicht kennt, beschreibt eine andere, mir nicht zu Gesicht gekommene Ankündigung für die gleiche Firma, für die Fischer vorzugsweise gearbeitet hat: „In einem Kaffeelokale sitzt vorn ein Herr und liest die Empfehlung der genannten Druckfirma für künstlerische Plakate; im Hintergrunde sieht man einen Kellner und einige Tische mit Gästen.“ Auch hier also wieder ein ziemlich nichtssagender Vorwurf, und ebenso fehlt es auch den Radfahrplakaten Fischers an packenden eigenartigen Ideen. Auf „Chainless Cycle Co.“ steht ein Velocepedist neben seinem Rade, dessen Kette geplatzt ist, und kratzt sich ratlos hinter dem Ohr, während ein Herr und eine Dame auf kettenlosen Rädern vergnügt vorbeifahren — gewiß kein besonders origineller Gedanke; auf „Verdens Mesterskabslobene“ (Weltmeisterschaftsrennen) schwenkt eine Radfahrer im Renndreß einen Eichenkranz, auf „Bernstorfsgade Clubber Cyclisten“ sieht elegantes Publikum einem Radrennen zu. Keins aller bisher erwähnten Blätter verrät eine starke künstlerische Eigenart, keins trägt ein eigentümlich dänisches Gepräge; fehlte die Schrift, so würde man als ihr Ursprungsland vielleicht eher Frankreich als Dänemark vermuten, wenn ihnen auch eine gewisse Schwerfälligkeit anhaftet, die den französischen Affichen meist fremd ist. Guillaume, Georges, Meunier sind es in erster Linie, an die man denkt, wenn man sich klar zu machen sucht, welche Einflüsse auf Paul Fischer gewirkt haben. Nicht das plakatmäßig effektvollste, aber künstlerisch wohl das reifste und befriedigendste Blatt aus dieser



Abb. 2. Plakat für Fristrups Kunstverlag. Von Paul Fischer.

französisch beeinflußten Reihe ist „Kiosken“, eine vielleicht etwas zu bildmäßige Straßenszene, vorn ein Zeitungskiosk mit der Ankündigung der Weihnachtszeitung Julen 1896. Sehr hübsch ist das winterliche Stadtbild des Hintergrundes; die flotte Mache läßt von ferne an Arbeiten Raffaelis denken.

Neben den bisher besprochenen Blättern steht aber eine Reihe anderer, die ein viel eigeneres Gesicht zeigen. Ein interessantes Beispiel bieten die „Stahlheims Dancers“ aus dem Lande der Mitternachtssonne, wie die Aufschrift betont. Hier tat schon der Vorwurf das seinige, um Fischer vor fremden Einflüssen zu bewahren, und in der Tat zeigt die schöne sonnenbeglänzte nordische Landschaft mit der wirksamen Umrahmung durch zwei dunkle Kiefern, daß er nicht nur ein begabter Routinier ist, sondern auch eigene Anschauung und eigene Empfindung zu geben weiß. Andererseits beweist die Tänzergruppe des Vordergrunds, daß die Darstellung lebhafter Bewegung ihm nicht liegt. In der Empfehlung der „Norsk Margarine“, eines Produktes der Firma Pellerin Fils Co. in Christiania, hat er sich mit geringerem Glück in ähnlichen Bahnen bewegt. Auch „Alfabetet, Billedbog for Born“ (Svend Fischer Kunstforlag) zeigt höchstens in einigen Äußerlichkeiten seine Anklänge an Boutet de Monvels Plakate und Bilderbücher; im übrigen sieht man der hier dargestellten thronenden Märchenkönigin mit ihrem Töchterchen ihre skandinavische Heimat deutlich an. Das Blatt bezeichnet in seiner Mache den Übergang zu einer andern stilistischen Behandlung der Affiche, die in „Mohrs Margarine“ sich mit noch größerer Deutlichkeit ausprägt. An Stelle der freieren malerischen Weise, der Fischer sonst im Anschluß an die französische Plakatkunst gehuldigt hatte, ist hier eine mehr zeichnerische Manier getreten. Die Darstellung ist völlig flächenhaft, die einzelnen Farbenmassen gehen nicht in einander über, sondern sind scharf umrissen; starke Konturen grenzen die dargestellten Gegenstände ab. Meiner Empfindung nach liegt diese Art der stilistischen Behandlung dem Künstler besser, als die Manier der früher besprochenen Arbeiten. Wenn es auch wahrscheinlich nur ein Zufall ist, daß das Blatt in der Aufzählung des Petersburger Katalogs an letzter Stelle steht, so möchte ich doch glauben, daß es auch zeitlich die jüngste Arbeit ist und einen Fortschritt auf dem Wege zu einer dem Künstler gemäßen Ausdrucksweise bedeutet. In dieser Annahme bestärkt mich der Umstand, daß die sämtlichen mir sonst noch vorliegenden Fischerschen Affichen, die in dem Petersburger Kataloge noch nicht aufgeführt sind, die gleiche stilistische Behandlungsweise zeigen. Der Schluß, daß ihr Fehlen in dem Kataloge sich daraus erklärt, daß sie im Jahre 1897 noch nicht existierten, erscheint unter



Abb. 3. Plakat für eine Tulpen-Ausstellung.
(Anonymer Künstler.)

diesen Umständen nicht zu kühn, zumal die nun zu besprechenden Blätter zum großen Teil erheblich reifere Arbeiten sind, die sicherlich ausgestellt worden wären, wenn sie bereits vorgelegen hätten. Da ist z. B. „Kgl. Dansk Ballet Tournée“ (Abb. 1): zwei allerliebste Balletteusen, eine schwarze und eine blonde, die in graziöser Haltung eine Rosengirlande emporheben und den Raum flankieren, der für den Titel des natürlich wechselnden Tanzpoems bestimmt ist; der untere Raum wird durch ein kleines Arrangement roter Rosen belebt. Die Kopenhagener sind zu beglückwünschen, wenn ihr Ballettkorps viele so hübsche Mitglieder zählt; sie haben dann einen Vorzug, dessen sich nicht alle Großstädte Europas rühmen können. Ein liebenswürdiges Blatt ist auch „Jul-Nyttar, Nye danske Lykonskningskort“ (Abb. 2). Eine junge Dame in weißem, gelbgestreiften Kleide mit dunkelblauer Schärpe sitzt lesend auf einer Gartenbank; neben ihr liegt ein großer Rosenstrauß; über eine grüne Rasenfläche fort erblickt man einen kleinen Pavillon inmitten einer anmutigen Baumgruppe, dahinter das von Segelschiffen belebte Meer im Glanze der untergehenden Sonne. Die Stilisierung der Landschaft ist sehr geschickt, in der Darstellung verbindet sich Stimmung mit plakatmäßigem Effekte, aber leider wird die Wirkung durch die höchst unglückliche Umrahmung beeinträchtigt. Das Radfahrplakat „La Danoise“ erzielt von allen mir bekannten Fischerschen Affichen die stärkste Fernwirkung. Das Motiv ist höchst einfach: eine junge Radlerin, die in ihrem gelben Sportkostüm mit rotem Gürtel allerliebst aussieht, steht vor einem hellblauen Hintergrund, von dem das Hellgrün des Bodens und der begrenzenden Büsche höchst drastisch absticht. Es ist ein ähnlicher Effekt, wie wir ihn in Deutschland bei verschiedenen Arbeiten Fritz Rehms finden. „Politikens Tik-Tak“ endlich, eine zeitunglesende Dame auf der Chaiselongue darstellend, ist ein ausgesprochenes Innenplakat, mit zarten Farben und hübscher Ornamentik.

Wenn ich hiermit von Paul Fischer Abschied nehme, so glaube ich zusammenfassend sagen zu können: das Verdienst des Bahnbrechers auf dem Gebiete der dänischen Plakatkunst



Abb. 4. Plakat für Dansk Koloniudstilling.
Von Valdemar Andersen.

gebührt ihm unzweifelhaft; er hat zuerst seine Landsleute mit den Gesetzen des Plakatstils bekannt gemacht. Ein Künstler ersten Ranges ist er freilich nicht; seine früheren Schöpfungen insbesondere lassen manche Ausstellungen zu, aber in seinen neueren Affichen zeigt er sich nicht nur als ein recht achtbarer Plakatist, sondern auch als ein liebenswürdiger Schilderer weiblicher Schönheit und als ein geschickter Stilist auf landschaftlichem und ornamentalen Gebiete.

Außer Paul Fischer nennt Sponsel nur noch vier dänische Plakatzeichner und Zeichnerinnen: Erik Hennigsen, Ferdinand Willumsen, Eva Kalkau und Frau Holtens Skonsgaard. Leider sind mir die Arbeiten der drei erstgenannten nicht bekannt; ich muß mich daher auf die Wiedergabe der Sponselschen Mitteilungen beschränken. Von *Erik Hennigsen* wird ein Blatt „Panorama Kinoptikon" erwähnt: einige Passanten lesen an einer Mauer die Schriftanzeige des Panoramas. Das Motiv wird von Sponsel mit Recht „nicht neu" genannt; er lobt aber die lebensvolle Auffassung der Personen und findet in der sorgsamen Art der Behandlung der ganz modernen Kleidung eine Ähnlichkeit mit den Plakaten von Albert Guillaume, dem indessen Hennigsen sowohl in der Zeichnung wie in der Farbengebung überlegen sei.

Ebensowenig tiefsinnig ist das Motiv des von Sponsel beschriebenen Plakates der *Eva Kalkau* für „Politiken": eine rotgekleidete Dame in Rückenansicht vor einem schwarzen Hintergrunde, die ein ausgebreitetes Zeitungsblatt mit der Aufschrift „Politiken" in der Hand hält. Sponsel wirft der Künstlerin starke Anlehnung an ein Plakat der Engländerin Mabel Dearmer vor — offenbar denkt er an Ibsens „Brand" — und wird mit diesem Vorwurf nach der Beschreibung zu urteilen gewiß recht haben. Übrigens ist Eva Kalkau eine sehr geschickte Zeichnerin, von der ich vorzügliche Notentitel besitze.

Die Blätter von Hennigsen und Eva Kalkau nehmen in der dänischen Plakatmalerei offenbar keinen besonders hohen Rang ein und bringen auch gewiß keine besonders geartete Nuance in das Gesamtbild. Sehr bedaure ich dagegen, daß es mir nicht gelungen ist, eine Affiche *J. F. Willumsens* zu erlangen, des seltsamen Suchers nach neuen Pfaden, der in der ruhigen, im Gesamtcharakter so gleichartigen dänischen Malerwelt eine isolierte, aber höchst bemerkenswerte Erscheinung darstellt. Sponsel beschreibt sein Blatt für „Den frie Udstilling": „Über dem dichten grünen Laub eines Waldes ragen vier mächtige uralte Baumstämme empor, deren spärliches Laub an den abgestorbenen Ästen bezeugt, daß noch Leben in ihnen steckt. Zwischen diesen Stämmen erhebt sich auf einem das junge Laub des Waldes überragenden Sockel eine scheinbar ägyptische Statue." Über die Bedeutung der Darstellung ist Sponsel im Zweifel; er vermutet, daß der Künstler unserer Zeit die Zeugen der Natur und des Schönheitssinnes längst vergangener Kulturperioden vor Augen halten wollte, was mir bei einem so kühnen Neuerer wie Willumsen wenig wahrscheinlich vorkommt. Über den farbigen Eindruck des Blattes sagt Sponsel, daß „das grüne Laub und die rote Schrift, die grüne Statue mit den bläulichen Glanzstellen zwar keine sehr reizvolle, aber doch noch eine lebhafte Farbenwirkung hätten". Von einem Champagnerplakat Willumsens brachte die Zeitschrift „Kunst und



Abb. 5. Plakat für Amtsudstillingen i Haslev. Von Valdemar Andersen.



Abb. 6. Plakat für Hjemmets Novellen. Von Th. J.

Künstler" (Jahrgang 4, Seite 430) unlängst eine schwarzweiße Abbildung. Die Szene spielt auf einem Balkon; zwischen den auf dem Tische stehenden Sektgläsern, auf den Stuhllehnen, zwischen den am Geländer stehenden Blumentöpfen treiben die Geister des Champagners ihr neckisches Wesen. Eine schöne Parklandschaft sieht man im Hintergrund. Das ausgelassene Treiben der Putti ist mit viel Erfindung, Humor und sogar Liebenswürdigkeit dargestellt. Nur eine gewisse Grazie vermißt man; mich erinnern die etwas eckigen Bewegungen, die plastisch bestimmte Formengebung unwillkürlich daran, daß Willumsen sich einige Zeit eifrig mit Holzplastik beschäftigt hat.

Wie schon bemerkt, erwähnt Sponsel außer den drei genannten nur noch eine Plakatzeichnerin, Frau *Holten Skonsgaard.* In der Folgezeit hat sich mit dänischen Plakaten, abgesehen von dem Abschnitt in meiner erst 1903 erschienenen Reklamekunst meines Wissens nur eine kurze Notiz im 6. Bande der englischen Plakatzeitschrift „The Poster" beschäftigt, die sich damals kurz vor ihrem Ende in „The poster and art Collector" umgetauft hatte (1900, Seite 125/126). Dort sind drei Affichen abgebildet und mit kurzen Bemerkungen begleitet: „Kjöberhavns Sygekasse": (Krankenkasse) eine allegorische Dame mit dem Stadtwappen, offenbar eine höchst unbedeutende Leistung im Grassetstil, signiert A. S., ferner „Société Noël et Co., Cognac", mit der geschickt stilisierten Gestalt eines Mädchens in Idealtracht, die einen Korb mit Weintrauben auf dem Kopf trägt: die Signatur lautet anscheinend M. F. M. — endlich ein schönes landschaftliches Blatt „Vort Land", auf das ich noch zurückkommen werde, datiert 1898 und bezeichnet H. N. H. — eine Signatur, die ich unbedenklich auf Hans Nicoley Hansen, den bekannten Malerradierer deute. Für die Folge fehlt es meiner Kenntnis nach an jeder Literatur und, da die Affichen fast durchweg nicht datiert sind, entfällt demgemäß auch jede Möglichkeit einer chronologischen Ordnung. Das ist bedauerlich; denn eine Schilderung der Entwicklung ist damit unmöglich, es kann nur eine Beschreibung des Vorhandenen gegeben werden.

Frau *Holtens Skonsgaards* „Kvindernes Bygning", die bereits erwähnte Inkunabel der dänischen Plakatkunst, zeigt deutlich, wie die Bestrebungen auf dem Gebiete der Keramik und des Buchgewerbes der Affiche vorgearbeitet haben. Blüten und Blätter des Löwenzahn sind hier mit sicherem Blick für die charakteristische Eigenart dieser Pflanze stilisiert, erheblich früher als Eckmann und Hirzel in Deutschland ähnliche Aufgaben gelangen. Dabei übt das Blatt eine gute dekorative Wirkung aus. Derartige rein florale Dekorationen finden sich auf dänischen Plakaten gar nicht so selten, in erster Linie natürlich auf Innenanzeigen. So schmückt eine Ankündigung von „Gyldendals Bibliotek" ein hübsches Arrangement von gelbem Goldregen und zart lila Flieder, gezeichnet von *Valdemar Andersen,* so umrahmt eine wuchtig und effektvoll dargestellte rot und gelbe Spalierblume eine riesige Ankündigung von „Vort Hjem". Aber auch Außenplakate derart finden sich mehrfach. Wenn in Paris, Wien oder Berlin ein Blumenfest in einem Vergnügungslokal angezeigt werden soll, wird der Künstler sicher ein paar fesche Damen darstellen, die mit Rosen werfen oder sich in ähnlicher Weise nützlich beschäftigen. *Karen Bramsen* dagegen wählt

zu ihrer Ankündigung des „Stor Blomsterfest i Tivoli“ eine Vase mit blauen Glockenblumen und roten Winden, und das, obwohl sie auch im figürlichen Plakate recht geschickt ist, wie ihr Blatt für Tidens Krav zeigt. Ganz sicher die schönste florale Affiche Dänemarks, überhaupt vielleicht das beste derartige Blatt, das ich kenne, ist das der „Tulipan-Udstilling“ (Abb. 3). Das Motiv ist ganz einfach — ein paar orange- und lilafarbene Tulpen in einer Henkelvase. Arrangement und Stilisierung sind höchst eigenartig, und wahrhaft bewundrungswürdig ist der subtile farbige Reiz des Blattes, den keine Abbildung wiedergeben kann. Alles in allem: vielleicht kein besonders wirksames Plakat, aber ein erstklassiges Kunstblatt, übrigens auch rein technisch eine Meisterleistung der Lithographie. Das Monogramm vermag ich leider weder zu lesen noch zu deuten.



Abb. 7. Plakat für die Zeitschrift „Frem“ (Fragment). Von Knud Larsen.

Eine noch größere Rolle als das Blumenplakat spielt in Dänemark das Tierplakat. Die in den Kopenhagener Porzellanen hervortretende Meisterschaft in der dekorativen Verwertung des Tierreichs bekundet sich auch hier. Das schöne Rundbild mit fliegenden Schwänen vor einer abendlichen Waldlandschaft, auf einem Innenplakat für „Wilhelm Bergsoe, Poetiske Skrifter“ läßt die Verwandtschaft der Ziele unverkennbar hervortreten. Auch die drollige Darstellung einer Pinguinenschar in einer Eislandschaft auf „Naermest Sydpolen“ von *Ditlevsen* ruft in mehr als einem Zuge die Erinnerung an dänische Keramiker wach. Die von den Künstlern der Königl. Porzellanmanufaktur so oft dargestellten Kaninchen haben in *Hermansens* „Kaninudstilling“ ihre würdige Vertretung auch in der Affiche erhalten. Eine große Rolle spielt ferner der Adler. Auf „Samfundet“ (Signatur G. L.) schwebt er an dem goldig roten Abendhimmel über dem Meere, in dessen Fluten sich eine turmreiche Stadt spiegelt, auf „Illustreret Kulturhistorie for Folket“ kreist er anscheinend über einem Chaos, aus dem sich die Formen der Erdoberfläche erst entwickeln sollen (Signatur S. O.), und auf „Björnstierne Björnsons samlede Vaerker, Udgave for Folket“ von *E. Krause* senkt er sich zu den einfachen Leuten aus dem Volke herab, die den beschwerlichen Weg zu der steilen Felsenhöhe des Dichters nicht gescheut haben. Die Perlen unter den dänischen Tierplakaten bilden aber zwei anonyme Affichen des Zoologischen Gartens in Kopenhagen. Die eine, die die Ausstellung von „Giraffen i det Frie“ ankündigt, stellt eins dieser merkwürdigen Tiere beim Fressen dar (Abb. 12). Die Haltung der Giraffe ist außerordentlich charakteristisch wiedergegeben, die Stilisierung ist ebenso geschickt wie kräftig; mit fabelhafter Intensität hebt sich der gelbe, schwarz gefleckte Tierkörper von dem ziegelroten Grunde ab, aus dem die Schrift weiß herausleuchtet. Kürzlich war das Blatt bei einem Vortrag über Tierplakate in dem Berliner Verein der Plakatfreunde ausgestellt. Es hing mit vielleicht 20 anderen künstlerischen Tierplakaten an einer Wand und trotzdem es mit Rand nur

etwa 84/60 cm groß ist, schlug es sie in der Wirkung alle, lenkte es unwillkürlich die Blicke auf sich. Nur Steinlens prachtvoller „Cocorico“-Hahn übte auf seiner Wand einen ähnlichen Effekt; ihm kam allerdings auch seine imponierende Größe zugute. Übrigens sind fast alle dänischen Affichen von geringem Formate; ich kenne nur drei, die die Giraffe hierin wesentlich übertreffen. Aber auch nur hierin, denn an plakatmäßigem Effekte steht ihr keine voran. Sie ist eine geniale Leistung, an der unser Thomas Theodor Heine seine Freude haben würde. Leider war es mir nicht möglich, den Zeichner zu ermitteln. Denselben Mißerfolg hatte ich bei der Suche nach dem Autor der „Lappe Karavane“ (Abb. 9). Auch dies Blatt ist in seiner Art sehr hübsch; mit großer Naturtreue und doch dekorativ wirksam sind die Renntiere dargestellt, und die endlose Schneewüste, auf der sie sich bewegen, bildet einen effektvollen Hintergrund. Leider stört die etwas zu aufdringliche Schrift den künstlerischen Eindruck des Blattes.

Diese zuletzt beschriebene Affiche ist ein Mittelding zwischen dem eigentlichen Tierplakat und dem Landschaftsplakat, das in Dänemark gleichfalls ziemlich häufig ist. Ich gedachte bereits flüchtig der Affiche des berühmten Malerradierers *Hans Nicoley Hansen* für die Zeitschrift „Vort Land“: im Vordergrund ein altertümlicher Wetterhahn auf irgend einer Kirchturmspitze, der über ein weites Flachland bis zum fernen Meere blickt. Indessen hat das landschaftliche Plakat seinen Hauptmeister nicht in Hansen, sondern in *Knud Larsen*, dem bekannten Landschaftsmaler. Seine schönste landschaftliche Affiche ist „Vorhistorie den Nordiske Folkestamme“. Drei gewaltige Eichbäume, die ihre Zweige ineinander schlingen, symbolisieren die drei skandinavischen Völker; dahinter erblickt man ein Hünengrab, der Grund ist golden. Weiß hebt sich die markige charakteristische Schrift von der Darstellung ab. Steigert sich Larsens Stil hier zu pathetischer Größe, so gibt er dagegen in seiner Anzeige für „Gyldendals Bibliotek“ ein schlichtes Motiv seiner jütischen Heimat, wie es Jacobsen so oft schildert, ebenso schlicht mit sichtlicher Liebe und echter Stimmung wieder. Bedauerlicherweise leidet dies Blatt, wie sehr viele dänische Affichen, unter der Überfülle der Schrift, die der Besteller anbringen ließ. Übrigens ist gerade Larsen außerordentlich geschickt in der Gestaltung ganz eigenartiger Schriftformen von trefflicher dekorativer Wirkung, wie seine Schriftplakate für „S. H. Kierkegaards Samlede Vaerker“ und „Prisnedsaettelse Restoplagene af over 1000 Bøger“ beweisen. Andrerseits ist aber gerade hier seine Schrift ganz merkwürdig schwer lesbar und würde auf Anzeigen, die sich nicht an ein gebildetes Lesepublikum wenden, völlig unmöglich sein. Nur ein figürliches Plakat von Knud Larsen ist mir bekannnt — es dient der Zeitschrift „Frem“, zu deutsch „Vorwärts“, als Anzeige (Abb. 7). Es ist eine der wenigen dänischen Affichen großen Formats und zeigt die Halbfigur eines Mannes, der mit erhobener

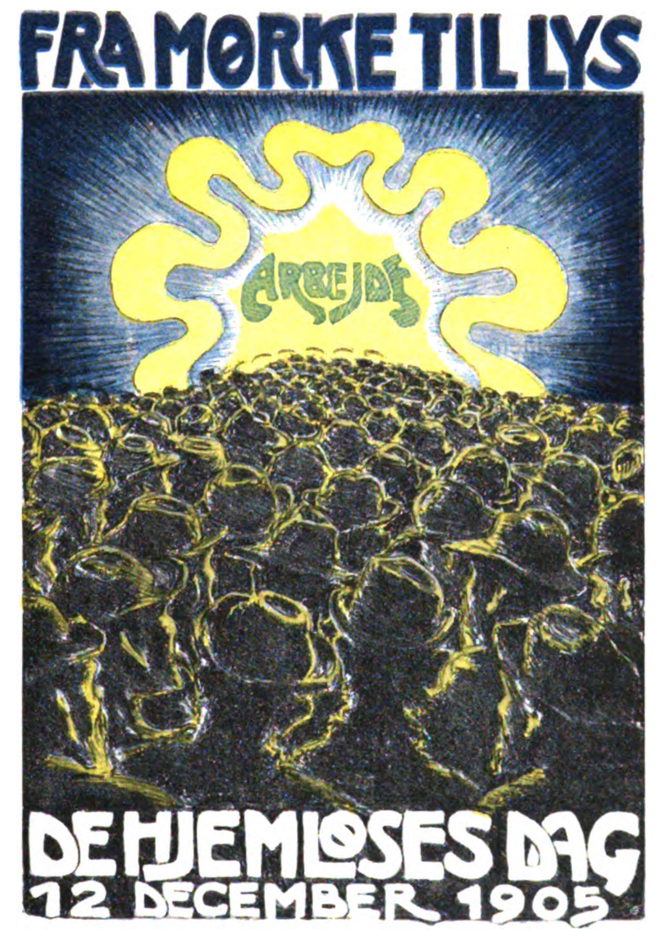


Abb. 8. Plakat für De Hjemloses Dag.
Von Valdemar Andersen.



Abb. 9. Plakat für die Lappländer-Ausstellung im Zoologischen Garten zu Kopenhagen. Anonymer Künstler.

Fackel durch einen dichten Wald vorwärts stürmt, einem offenen Platze zu, der ihm einen Ausblick auf den am Himmel leuchtenden Stern gestattet. So möchte ich wenigstens die Darstellung deuten; und will hoffen, daß ich mit dieser Auslegung das richtige getroffen habe. Das Blatt hat einen wahrhaft monumentalen Stil; der Ausdruck nervösen, halb hoffenden, halb verzweifelten Vorwärtsstrebens aus Nacht zum Licht, aus krauser Dunkelheit zu dem von ferne strahlenden Lichte der Erkenntnis, ist mit bewundernswerter Kunst wiedergegeben.

Zwischen dieser letzterwähnten Larsenschen Affiche und der kleinen Innenanzeige *Einar Nielsens* für „Ungdom“ (Abb. 14), ein Jahrbuch der jüngeren dänischen Literatur, auf dem ein Elternpaar in der Person seines Kindes der Jugend huldigt, besteht eine gewisse Ähnlichkeit der Empfindungsweise, dafür aber ein starker stilistischer Gegensatz. Herrschte dort heftige ekstatische Leidenschaft, lebhafte Bewegung, so wird hier der Eindruck stiller Feierlichkeit durch hieratische Steifheit und absolute Bewegungslosigkeit hervorgerufen. So sehr der dänische Plakatist zur Anbringung derartiger symbolischer Beziehungen neigt, so vermeidet er doch andrerseits gern die Wiedergabe seiner Ideen durch figürliche Darstellungen; er entnimmt seine Symbole lieber der unbelebten Natur. *Ernst Krause* z. B., dessen eine Affiche für die Volksausgabe von „Björnstjerne Björnsons Samlede Vaerker“ ich bereits erwähnte, hat für dasselbe Werk noch ein Plakat gezeichnet, in dem er die Dichtungen Björnsons mit einem Wasserfalle vergleicht, der von einer steilen Felswand herabstürzt und im Aufprall die Gewässer der Ebene hochaufschäumen läßt. *Harald Slott-Möller* ferner hat in seinem Plakat „Østen“ als Verkörperung des Orients eine Statue des sitzenden Buddha gewählt. In der technischen Ausführung ist das Blatt vielleicht ein Unikum. Das goldne Bild des Gottes auf weißem Sockel hebt sich nämlich in starkem Hochrelief von hellblauem Grunde ab; auch die Strahlengloriole und die goldenen Umrahmungen der weißen Wölkchen sind teilweise in Reliefdruck ausgeführt. Die Schrift ist hellblau auf weißem Grunde gedruckt. Als Reklamekarten und Ausstellungseinladungen sind Glyptographien und sonstige Reliefdrucke bekanntlich häufig verwendet worden; Charpentier, Dubois, Martin Schauß haben unter andern derartige Arbeiten geschaffen; auf dem Gebiete der Affiche weiß ich dagegen außer „Østen“ kein in ähnlicher Technik ausgeführtes Blatt; die Herstellungskosten dürften auch hindernd entgegenstehen. — Von Harald Slott-Möller kenne ich außer diesem noch drei Plakate, die den besonders als geschmackvollen Koloristen bekannten Maler auch als einen eigenartigen Plakatkünstler kennzeichnen. Auf dem einen ist eine rothaarige Schönheit in grünem Reformkleid dargestellt, die in die Lektüre der Zeitung „Politiken“ vertieft ist. Das mäßige Format des gelesenen Exemplars steht in Gegensatz zu dem früheren Riesenformat der Zeitung, von der die Vorderseite einer Nummer, in Originalgröße faksimiliert, den

ganzen Hintergrund einnimmt. Hauptzweck der Affiche war natürlich die Änderung des Formats zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Als Anzeige für „Gyldendals Bibliothek, dansk ognorsk“ dient ein Drachenschiff, das auf seinen Segeln die Wappen Dänemarks und Norwegens zeigt und mit mächtigen Holzstämmen beladen ist, von denen jeder mit dem Namen eines Schriftstellers der beiden Reiche bezeichnet ist. Eine Darstellung des babylonischen Turmes auf einem schwarzweißen Innenplakat empfiehlt die Wörterbücher des Gyldendalschen Verlages.

Weniger glücklich als Slott-Möller ist *Einar Hein* mit einer literarischen Symbolik gewesen. Er wollte auf einer Ankündigung von Gyldendals Bibliothek zur Anschauung bringen, daß die ganze dänische Literatur, von Ludwig Holberg bis Holger Drachmann und Sophus Schaudorph aus einer Wurzel entsprossen sei, daß die einzelnen Dichter gewissermaßen Früchte eines gewaltigen Baumes seien. Diese Idee hat er aber in recht äußerlicher Weise dadurch ausgedrückt, daß er die Köpfe der einzelnen Dichter in dem Laubwerk eines mächtigen Baumes auftauchen läßt. Man möchte glauben, ein wilder Volksstamm habe Dänemark mit Krieg überzogen und die Häupter seiner Feinde nach afrikanischer Sitte als Trophäen aufgehängt. Auch manche unleugbare Vorzüge des Blattes, auch die wirklich sehr schöne Landschaft des Hintergrundes vermögen mich nicht mit der grausamen Geschmacklosigkeit des Hauptmotivs zu versöhnen.



Abb. 10. Plakat für die Zeitschrift „Frem“
Von Knud Larsen.

So beliebt aber auch die allegorische Beziehung im dänischen Plakate ist: eine ihrer Formen, die in Deutschland recht verbreitet ist, habe ich in Dänemark gar nicht gefunden — die klassizistischen Idealgestalten der Musik, Kunst, Industrie usw., die auf unsern Ausstellungs- und Festplakaten noch immer eine so große Rolle spielen. Eine mir vorliegende Ankündigung der „Kunstnernes Efteraars Udstilling“ in Charlottenborg von *G. Rohde* enthält lediglich Schrift auf teilweise ornamentiertem Grunde, und die Anzeige eines Salon des Refusés von *Gjersing* „Udstilling af Arbeider afviste fra Charlottenborg“ zeigt die Gestalt eines Künstlers, dessen Kopf man nicht sieht; der Abgewiesene steigt, sein verschmähtes Bild unter dem Arm, die Freitreppe des offiziellen Kunsttempels herab. Die ernste, sinnlicher Schönheit völlig entbehrende Frauengestalt auf *Kongstad Rassmussens* Festplakat „Folketshave“ erinnert in keinem Zuge an klassische Kunst. *Frantz Schwartz* hat in seiner schönen Ankündigung von „Det andet Skole-Sangstævne“ (14.—16. Mai 1905) ins Mittelalter zurückgegriffen und eine Frau im Kostüm des XIII. Jahrhunderts dargestellt, die aus einem Käfig zahlreiche gefiederte Sänger in die Freiheit entläßt — ein sinnig erdachtes, farbig

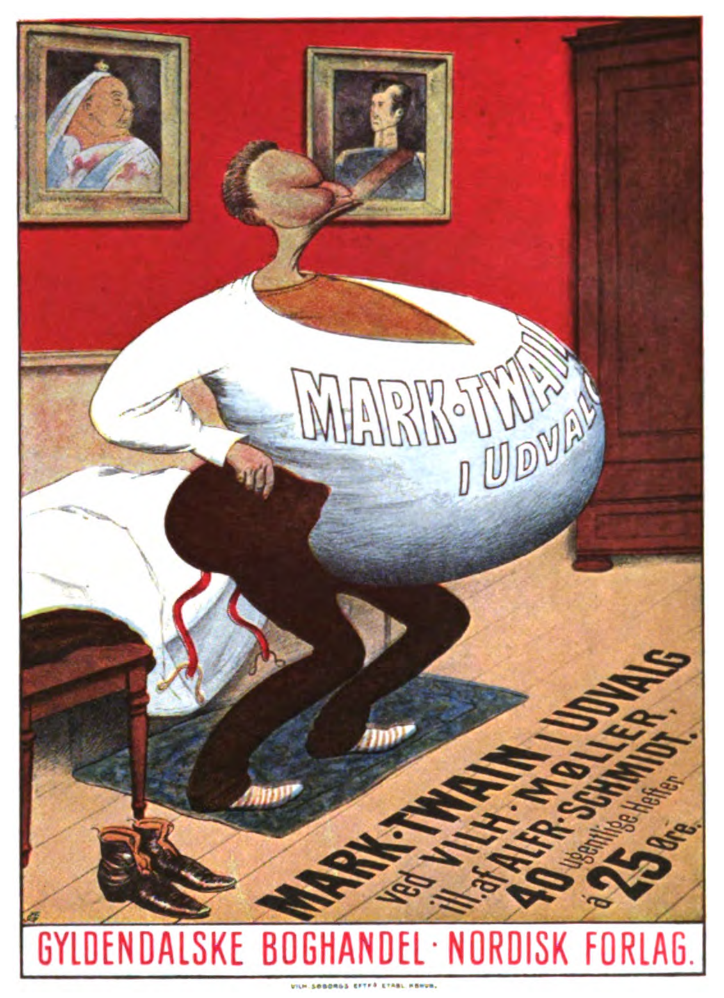


Abb. 11. Plakat für „Mark Twain i Udvalg". Von Alfred Schmidt.

Er ist kein grimmer Satiriker; sein Witz tut nicht weh, gehört nicht zur Richtung des „Simplizissimus", sondern der „Fliegenden Blätter". Manchem seiner Plakate haftet ein bildmäßiger Zug an, der ihren Effekt beeinträchtigt. Das gilt besonders von der Anzeige des Familienblattes „Hver 8 Dag". Hier ist eine Straßenszene bei Ausgabe einer neuen Nummer des Blattes dargestellt, die das riesige Interesse des Publikums für die angepriesene Zeitung anschaulich machen soll, ein Motiv, das in verschiedenen französischen Affichen aufs glücklichste verwertet worden ist. Bei Schmidt fehlt eine einheitliche Gesamtwirkung völlig, die Darstellung fällt in eine Menge zusammenhangsloser Gruppen und Einzelpersonen auseinander, die ziemlich kleinlich aufgefaßt sind, auch der farbige Eindruck ist ein recht ungünstiger. Vielleicht war dies eine der frühesten Arbeiten des Künstlers auf unserem Gebiete; in andern Blättern wird er den Erfordernissen des Plakatstils besser gerecht, wenn er auch, wie bereits bemerkt, eine gewisse Bildmäßigkeit niemals völlig überwindet. In der kleinen Innenaffiche für ein eignes Illustrationswerk „Jenses Oplevelser" hat diese Manier ihre Berechtigung; das Blatt soll im Innenraume betrachtet werden und da wird die drastische Szene von einem Tanzboden der Soldaten und Dienstboten den Beschauer gewiß amüsieren. Recht glücklich erfunden ist die Anzeige von S. Schmidts „Elastike Lampenglas". Einer der angepriesenen Lampenzylinder von riesiger Größe ist auf einen brennenden Holzstoß gestellt; in ihm steigt dichter Rauch empor, um ihn herum lecken die Flammen und — er platzt dennoch nicht. Zwei wohlbeleibte Herren, von deren Stirnen der Schweiß tropft und die sich wegen der kolossalen Hitze ihrer Röcke, ja sogar ihrer Kragen entledigt haben, betrachten erstaunt das Wunder; der eine hat einen Thermometer in der Hand, dessen Quecksilber bereits weit über die Skala hinausgestiegen ist. Wenn wir das sehen, können wir

geschmackvolles Blatt von guter dekorativer Wirkung (Abb. 13).

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Motive der bisher besprochenen Affichen, so muß wohl jedem, der die Plakatkunst der anderen Länder kennt, zweierlei auffallen: einerseits der Ernst, die bisweilen sogar melancholische Stimmung, die die Produktion beherrschen, andrerseits das Zurücktreten von Darstellungen aus dem modernen Leben hinter ornamentalen, landschaftlichen, symbolischen Kompositionen. Welche Rolle spielen nicht in der Plakatmalerei Frankreichs, Englands, sogar Deutschlands und nicht zum wenigsten des nahen Schwedens die Karikaturisten, die humorischen Zeichner. In Dänemark findet sich meines Wissens nur ein Künstler, der sich in seinen Affichen an die Lachlust des Beschauers wendet — *Alfred Schmidt.*

gewiß nicht mehr zweifeln an der Wahrheit der Aufschrift, nach der die Zylinder die stärkste Hitze aushalten, ohne zu platzen. „Politikens Gratis Reise rundt om Jorden", das mehr auf den plakatmäßigen Effekt hin stilisiert ist, bietet im übrigen kein besonderes Interesse; es zeigt einen Herrn im Reisekostüm, der durch ein Fernglas blickt, auf dessen äußeren Flächen sich die Kartenbilder der alten und neuen Welt spiegeln. Am interessantesten erscheint mir „Mark Twain i Udvalg" (Abb. 11). Die dargestellte Szene — ein enorm dicker Mann mit höchst arroganter Miene bei der Morgentoilette in seinem mit den Bildern der alten Königin Viktoria und ihren Gatten geschmückten Schlafzimmer — wird sich wohl auf eine Episode aus dem Inhalt der Mark Twainschen Schriften beziehen. Mit Alfred Schmidts Arbeiten ist die Reihe der mir bekannten humoristisch gefärbten dänischen Affichen im wesentlichen erschöpft. Nur die Ankündigung einer von L. E. Jensen verfaßten Geschichte der Karikatur könnte hierher gerechnet werden. Die Karikatur ist hier symbolisiert durch ein halbnacktes, rothaariges Weib, die eine mit Clownsköpfen dekorierte Pauke schlägt, auf der ein bocksfüßiger Faun mit einem Skizzenbuch unter dem Arm hockt. Hier hat wohl mehr das Sujet die Art der Darstellung bestimmt als die Neigung des Künstlers. Denn dieser, *Carsten Raun*, der das Blatt 1904 in Paris gezeichnet hat, bekundet einer andern, 1906 gleichfalls in Paris entworfenen Affiche des Kopenhagener Panoptikon, auf der er den Transport russischer Anarchisten nach Sibirien dargestellt hat, eine starke Neigung für die Schilderung blutrünstiger, sensationell aufgeputzter Greuelszenen. Hier regnet es Knutenhiebe und das rote Blut stürzt stromweise von den Gesichtern der Gefangenen.

Wohl noch auffälliger als die geringe Bedeutung des humoristischen Elements in der dänischen Affiche ist die seltene Benutzung von Stoffen aus dem modernen Leben. Der hübsche Kinderkopf auf der Anzeige von Hjemmets Novellen von Th. J. kann kaum hierher gerechnet werden (Abb. 6). Sehen wir von den Arbeiten Paul Fischers in seiner französisch beeinflußten Epoche ab, bleiben eigentlich nur einige wenig bedeutende Blätter von *Rasmus Christiansten*, *F. Kraul*, *St. Ussing* und einige



Abb. 12. Plakat für den Zoologischen Garten in Kopenhagen. Anonymer Künstler.

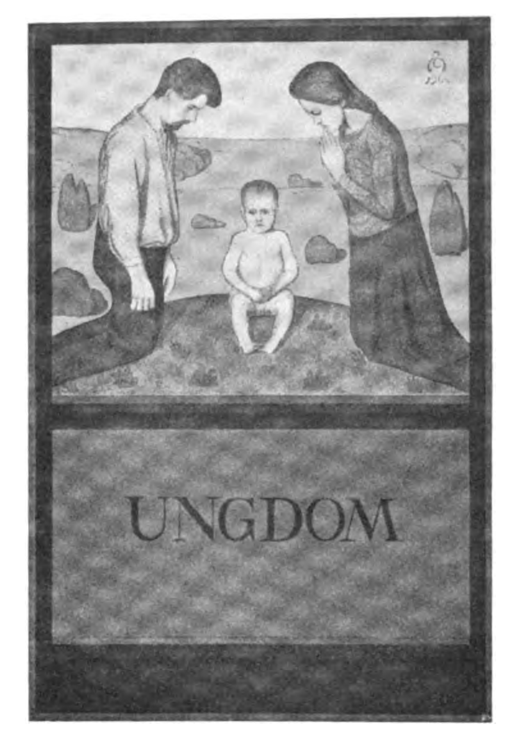
Affichen *Valdemar Andersens* übrig, zu dessen Werk wir uns jetzt wenden.

Ein Blatt von ihm habe ich bereits erwähnt — ein Arrangement von Goldregen und lila Flieder auf einer Ankündigung von Gyldendals Bibliothek. Derselbe Mann, der hier eine florale Dekoration mit der Geschicklichkeit des professionellen Blumenmalers entworfen und dabei eine farbige Wirkung von ausgesuchter Zartheit erzielt hat — hat in anderen Affichen düstere Bilder von Not und Elend uns vorgeführt, hat Gestalten des modernen Lebens mit wuchtigem Realismus dargestellt, hat aber auch Ankündigungen von Ausstellungen und Festen voll heiterer Pracht geschaffen, hat gelegentlich frischen Humor und frei gestaltende Phantasie gezeigt. Eine starke Eigenart bekundet sich in fast allen seinen Blättern — nur ein einziges kenne ich, in dem er nicht ganz er selbst ist, eine der zahlreichen Anzeigen der Zeitschrift „Frem". Da sieht man einen Mann und eine Frau einherschreiten; er in hellgelbem hemdartigem Gewande, eine brennende Fackel in der Hand, eilt selbstbewußt vorwärts, sie in weißem

Kleide läßt sich mit geschlossenen Augen willig führen und streut aus einem Korbe Blumen auf den Weg. Das Blatt hat etwas Unwahres, Gekünsteltes, und aus der Formengebung spricht der Geist der Grassetschule. Aber in allen anderen mir bekannten Blättern findet man solche Anklänge nicht, zeigt Andersen einen höchsteigenen, ganz persönlichen Stil. Er hat es verschmäht, sich, wie so mancher vielbeschäftigte Plakatist ein bequemes Schema zurecht zu machen, er plagiiert sich niemals, mit jedem neuen Gegenstande weiß er sich in neuartiger Weise abzufinden. Dabei schreckt er, obwohl er das Figürliche bevorzugt, nicht davor zurück, gelegentlich ein reines Landschaftsbild zu geben, wie in „Helge Holst Elektriciteten“. Da zuckt aus finsterem Gewitterhimmel ein gewaltiger Blitz herab und fährt in den Blitzableiter des Kirchturms, die Dächer der Häuser mit ihren Schornsteinen und Telegraphendrähten grell beleuchtend. Den denkbar stärksten Gegensatz zu diesem düstern Nachtstück bilden die Blätter „Tivoli“ mit einem maskierten Clown in rosa und grün karriertem Kostüm, der auf einem Pfau reitet, und „Dansk koloniudstilling“, eine reich geschnitzte Galere, die durch den bewegten Ozean den fernen Ländern zustrebt, um die Produkte zu holen, die man in vier kleinen Eckschildern abgebildet sieht (Abb. 4). Durch helle, lichte Töne hat der Künstler hier einen festlich frohen Eindruck erzielt. In der Anzeige der „Badeanstalten Kjöbenhavn“ stellt er einen Mann dar, der mit sichtlichem Vergnügen eine starke Dusche über sich ergehen läßt. Wie einzelne vom Sonnenlicht getroffene Partien sich hell herausheben, während der übrige Teil des Körpers im Dunkeln bleibt, wie das Wasser ihn vollständig überrieselt, wie einzelne Tropfen im Aufprall seitlich abspritzen, das ist mit außerordentlichem Geschick wiedergegeben und mit äußerst geringen Mitteln eine vorzügliche Plakatwirkung erzielt. Glänzend tritt hier die freie malerische Behandlungsweise, die großzügige, von allem Kleinlichen freie Manier des Künstlers in die Erscheinung. Sie zeigt sich auch in seinen übrigen Arbeiten. Wie überzeugend lebenswahr und dabei wie dekorativ wirksam ist die Gruppe der beiden Arbeiter auf der Affiche der „Amtsudstillingen i Haslev“ (7. bis 22. Juli 1906) hingestellt! (Abb. 5). Welche unbewußte Größe liegt in diesen Gestalten, die sich in wuchtigem Umriß von dem Blau des



Abb. 13. Plakat für Skole-Sangstævne.
Von Frantz Schwartz.



AARBOG
FOR · DEN · UNGE · DANSKE
LITTERATUR



Abb. 14. Plakat für das Jahrbuch Ungdom. Von Einar Nielsen.

Hintergrunds abheben! Welches erschütternde Bild menschlichen Elends hat er dagegen in der Jammergestalt des Obdachlosen gezeichnet, der in der Winternacht frierend an einer Laterne steht, auf einer der beiden Ankündigungen für „De Hjemloses Dag“ (12. Dezember 1905)! In dem andern, demselben Zwecke gewidmeten Blatte klingt dagegen ein hoffnungsvollerer Ton. Eine unzählige Menge strömt aus der Finsternis einem glänzenden Gestirne entgegen, in dessen Mitte ihr das Wort „Arbeit“ entgegenleuchtet (Abb. 8). Wie hier die Vielheit zu einer Einheit zusammengeschlossen ist, wie hier das Vorwärtsdrängen der von einem Willen beseelten Menge überzeugend geschildert ist, das ist meiner Empfindung nach schlechthin bewundrungswürdig. Ich weiß nicht, ob Andersen seine, größtenteils bei Sophus Kruckow vortrefflich gedruckten Plakate selbst auf den Stein gezeichnet hat, aber ich bin davon überzeugt; denn daß eine Übertragung durch die Hand eines Lithographen den Intentionen des Künstlers in solchem Grade gerecht werden könnte, vermag ich nicht zu glauben. Im Gegensatz zu der ruhigen Geschlossenheit der meisten Kompositionen des Künstlers herrscht in seiner zweiten Affiche für „Frem“ eine gewaltige, leidenschaftliche Erregung. Mit erhobener Fackel braust der Sonnengott auf seinem Wagen daher; wundervoll ist sein erregtes Vorwärtshasten, ist die Bewegung der schnaubenden Rosse wiedergegeben.

Unzweifelhaft ist Andersen die bedeutendste Erscheinung, die das dänische Plakat bisher besitzt und auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verdient er die Beachtung aller Freunde der angewandten Graphik. Erfreulicherweise hat er auch bei seinen Landsleuten die verdiente Anerkennung gefunden; wie mir mitgeteilt wurde, hat er in einer Plakatkonkurrenz, bei der das Publikum Preisrichter war, den ersten Preis errungen. Ob unser deutsches Publikum ebenso geurteilt haben würde, ob nicht seiner großen kraftvollen Kunstweise irgend eine süßliche Niedlichkeit vorgezogen worden wäre — wer möchte es entscheiden! Jedenfalls stellt das Votum dem Geschmack des dänischen Volkes ein ehrendes Zeugnis aus und läßt erwarten, daß Andersens Auftreten der dänischen Plakatkunst einen neuen Ansporn geben, daß sein Beispiel ihr auch eine nähere Verbindung mit dem Leben der Gegenwart vermitteln wird, die ihr noch allzusehr fehlt.

Wir sind am Ende. Allzugroß ist die Zahl hervorragender Arbeiten noch nicht, die die dänische Plakatkunst aufzuweisen hat, aber sie kann sich bereits einer beträchtlichen Menge höchst respektabler Blätter rühmen, die im Gegensatz zu andern Ländern fast gar keine Spuren fremder Beeinflussung zeigen. Daß ihr Heiterkeit und Grazie fehlen, daß sie in ihrem Grundzuge ernst und sogar melancholisch ist, daß ihr in ihrer äußeren Haltung eine gewisse Schwerfälligkeit anhaftet, sind Eigenschaften, die sie mit der dänischen Malerei teilt und die aus dem dänischen Volkscharakter fließen.



Denkwürdige Besuche in der ehemaligen Klosterbibliothek Ebrach.

Von

Dr. Karl Schottenloher in Bamberg.

Bibliotheken sind von jeher der Stolz der Klöster und besonders jener Ordenshäuser gewesen, die neben dem beschaulichen Leben besonders die Wissenschaft gepflegt haben. Die mittelalterlichen Klosterbüchereien waren dazu bestimmt, in ihren Beständen die Geisteswerke des Altertums von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben, bis die Zeiten erfüllt waren und der Humanismus die still verborgenen Bücher aus ihren Verstecken holte und sie mit Hilfe der neuen Erfindung der Buchdruckerkunst in den Mittelpunkt der gelehrten Bildung rückte. Wer die Schätze vieler unserer heutigen Bibliotheken kennt, die in ihren wertvollsten Teilen auf ehemalige Klosterbibliotheken zurückgehen, weiß den hohen Kulturwert zu schätzen, der in den Gewölben der Klöster in einer langen Reihe von Jahren und Jahrhunderten durch die Verfertigung von Handschriften und den Kauf von Drucken aufgespeichert worden ist. Und der stille Raum einer Klosterbibliothek vermag mit seinem eigenartigen Reiz auch das empfängliche Auge dessen zu fesseln, welcher den Geist nicht verstehen kann, der in den kahlen Zellen eines Klosters wohnt. Der Pinsel des Malers hat oft genug den wundersamen Zauber einer derartigen klösterlichen Stätte in prächtige Farben getaucht. In solchen Räumen haben sich zu allen Zeiten gern Besuche eingefunden, die in den Büchern ihren Wissensdurst stillen wollten und in emsiger Arbeit forschten oder sich mit einem kurzen Eindruck der Poesie einer Klosterbibliothek begnügten.

Aus stiller Waldeinsamkeit grüßt uns noch heute das ehemalige Kloster Ebrach im Steigerwalde und erzählt uns mit seinen weiten Hallen aus den vergangenen Tagen der Größe und des Reichtums. Es ist selbstverständlich, daß in diesen Räumen die zum eisernen Bestande eines Cisterzienser-Klosters gehörende Bibliothek nicht gefehlt hat. Freilich waltete über den Büchern, die von ihren Schränken aus das Grün des prächtigen Klostergartens[1] und des herrlichen Steigerwaldes schauen konnten, kein glücklicher Stern. Mehrere Male lief das Feuer durch die kostbaren Bestände und vernichtete einen großen Teil der Schätze.[2] Aber die Sorgfalt der Mönche versuchte immer wieder die Lücken zu füllen und brachte es zuwege, daß allezeit eine stattliche Bibliothek zu Gebote stand, die mit ihren Schätzen zahlreiche fremde Besuche anlockte. Es liegt uns kein Fremdenbuch vor, das uns die großen und kleinen Namen aller derer aufzählen könnte, die die stattliche Ebracher Klosterbibliothek besucht und benutzt haben. Nur einige wenige Namen hat uns ein günstiges Geschick hinterlassen. Diese sollen in den folgenden Ausführungen genannt und durch die Namen einiger ungeladener Gäste ergänzt werden, die durch ihren unwillkommenen Besuch entscheidend auf das Schicksal der Bibliothek in Ebrach eingewirkt haben.

Die meisten gelehrten Besuche erhielten die Klöster in der Zeit des Humanismus, da die begeisterten Anhänger des klassischen Altertums von Kloster zu Kloster zogen und die Bücherbestände durchstöberten, um ihr Wissen zu bereichern und nach alten Handschriften zu suchen. In Ebrach fand sich in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts der berühmte „Erzhumanist“ Conrad Celtis ein, um auch hier wie in vielen anderen Klosterbibliotheken die Bücherbestände nach unbekannten handschriftlichen Werken durchzusuchen. Das Glück war ihm günstig. Als er später einmal nach Augsburg kam und von seinen Freunden gefragt wurde, ob er auf seinen Reisen durch Deutschland unbekannte Schriften gefunden

[1] A Bibliotheca, . . . est amoemissimus prospectus ad Hortum Conventualem amplissimum iucundis ambulacris distinctum areolis, fructibus diversisarboribusque fertilibus consitum (Brevis notitia monasterii B. V. M. Ebracensis 1738. S. 43).

[2] „Ita in apice tecti bibliothecae seriptum olim legebatur: „Ecce Lector! Bibliotheca nostra conflagrat tertia jam vice in uno saeculo spatio 73 annorum, scilicet 1518, 1525 et 1585.“ (Jaeger, Joh., Verzeichnis der Äbte und Religiosen der cist-Abtei Ebrach . . . Bregenz 1903. S. 55.)





Kloster Ebrach.

habe, zeigte der glückliche Finder den Ligurinus vor, den er in Ebrach entdeckt hatte. Die Augsburger Freunde, Namen vom guten Klang: Marquard von Stein, Matthäus Marschalk, Bernhard und Konrad Adelmann, Konrad Peutinger und Georg Herbart durften die Dichtung lesen und wurden durch diese so befriedigt, daß sie Celtis zur Drucklegung des gefundenen Werkes aufforderten. Celtis verhandelte dann auch mit einem Buchdrucker, konnte aber zu keinem Ergebnis gelangen und beschloß, Augsburg wieder zu verlassen. Da nahmen sich die Freunde der Angelegenheit an, um das einzige Exemplar des Heldengedichtes vor Schaden und Untergang zu retten und die hier besungenen Taten des Kaisers Friedrich I. der Nachwelt zu erhalten. Durch ihre Unterstützung wurde im April 1507 die Drucklegung ermöglicht, die der Augsburger Buchdrucker Erhard Oeglin besorgte.[1] Der rührige Buchhändler Johann Rynmann übernahm den Verlag des Druckes und wurde dafür von Celtis in der Schrift mit einem Lobgedicht gefeiert, das die Verdienste des Augsburger Buchhändlers um die Verbreitung der Bücher preist.[2] Am Ende des Druckes wird das Werk der deutschen Jugend zur Lektüre empfohlen und den Professoren der deutschen Universitäten, die über lateinische Sprache Unterricht geben, zu Vorlesungen unterbreitet, so Conrad Celtis in Wien, Hieronymus Baldung in Freiburg, Heinrich Bebel in Tübingen, Jacob Philomusus in Ingolstadt, Hermann von der Busche in Leipzig.[3] Die Herausgeber waren mit dem schlechten

[1] Ligurini de gestis Imp. Caesaris Friderici primi Augusti libri decem carmine Heroico conscripti nuper apud Francones in silva Hercynia et druydarum Eberacensi coenobio A Chunrado celte reperti postliminio restituti. Bl. L5' Guntheri Ligurini Poetae . . . Decem libri feliciter editi et impressi per industrium et ingeniosum Magistrum Erhardum Oeglin civem Augustencem 1507 mense Aprilis.

[2] Sign. S3' Epigramma ad Johannem Rymannum per universam Germaniam librarium et bibliopolam . . . vgl. Kirchhoff (Albr.): Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 1. Bd. Leipzig 1854 S. 28. Celtis rühmt vor allem, daß Rynmann griechische Bücher vertreibe. Daß dieser Buchhändler schon frühe, als in Deutschland noch kaum griechische Lettern im Gebrauch waren, griechische Werke auf Lager hatte, zeigt ein Brief von Johann Vigilius aus dem Jahre 1495, wo der Briefschreiber seinen Freund Celtis bittet, er möge dem Bischof Johann Dalberg bei dem in Aussicht stehenden Besuch in Ingolstadt ein griechisches Buch schenken. Wenn er kein solches aus seiner Bibliothek entbehren könne, so möge er ihm irgend ein lesenswertes griechisches Werk von Johann Rynmann anbieten. (De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii opus posthumum B. Engelberti Klüpfelii. P. I. Freiburg 1827 S. 166.)

[3] Eine gute Beschreibung des Druckes gibt B. Engelb. Klüpfel: De vita et scriptis C. Celtis . . . opus . . . P. II. S. 123—128. Dort werden auch die späteren Ausgaben des Ligurinus angeführt.

Druck freilich wenig zufrieden. Bernhard Adelmann schickte das Werk seinem Freund Bohushas von Hassenstein und beklagte sich über die Sorglosigkeit des Druckers und die Fehlerhaftigkeit seiner Arbeit.[1]

Dieses Heldengedicht auf Kaiser Friedrich hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Nachdem es in mehreren Ausgaben erschienen war, wurde es von Senckenberg im Jahre 1737 als eine Fälschung des Celtis für unecht erklärt. Erst im Jahre 1870 wurde die Dichtung gleichzeitig von den zwei Gelehrten Pannenborg und Gaston Paris wieder geprüft und ein für alle Male als echt festgestellt.[2] Senckenberg hatte einst das Gedicht für gefälscht gehalten, weil es nichts anderes als den Inhalt der Gesta Friederici wiedergäbe und in einer für das XII. Jahrhundert zu reinen Sprache geschrieben wäre. Da ist es nun von großem Werte, zu wissen, daß Celtis in der Tat die Ligurinus-Handschrift in Ebrach gefunden hat. Für diese Tatsache ist uns außer der Angabe des Finders eine Bestätigung durch den Bamberger Kanonikus Lorenz Beheim überliefert worden. Sein Freund Willibald Pirckheimer teilt ihm in einem Briefe mit, daß Celtis vorhabe, den Ligurinus herauszugeben. Darauf antwortet Beheim, Celtis tue gut daran, wenn er endlich seinen Diebstahl zum Gemeingut machen wolle. Er wisse, wer mit ihm gewesen sei, als er jenes Buch aus dem Kloster Ebrach erhalten habe. Obgleich es ihm nur geliehen worden sei, habe er es bis jetzt noch nicht zurückgegeben. Doch das gehöre nicht zur Sache. Der Ligurinus solle nur erscheinen.[3]

So erging es dem Kloster Ebrach wie vielen anderen Klöstern der damaligen Zeit, die ihre Schätze zu sorglos an die wandernden Humanisten hinausgaben und in vielen Fällen auf die Rückgabe verzichten mußten. Vielleicht wäre aber die wertvolle Handschrift dem Kloster auch ohne die Skrupellosigkeit des Celtis bei den Bränden der späteren Zeit verloren gegangen.

Schon im Jahre 1518 vernichtete das Feuer einen guten Teil der Bibliothek.

Einen größeren Verlust erlitt bald darauf das Kloster durch den gewaltsamen Einbruch der Bauern im Jahre 1525. Die wütenden Scharen vernichteten fast sämtliche Bücher der stattlichen Bibliothek. Abt Johannes Leiterbach schätzte den Schaden auf mindestens 2000 Gulden. Auch alle Gesangbücher wurden geraubt; der Wert derselben betrug 500 Gulden. Es bedurfte wohl langer Zeit, bis sich die Bibliothek des vollständig geplünderten Klosters wieder erholte.

Im Jahre 1585 wurde bereits wieder ein Teil der Bibliothek durch Feuer vernichtet, das durch die Unvorsichtigkeit eines Mönches im Schlafraum entstanden war.[4] Der Abt Hieronymus (1591—1615) gab sich alle Mühe, die Bücherei wieder herzustellen und wurde in diesem Bemühen durch das Kloster Schwarzach kräftig unterstützt, das seine Dubletten zur Verfügung stellte.[5]

Der dreißigjährige Krieg vernichtete abermals die meisten der erworbenen Schätze. Abt Aberich Degen (1658—1686) widmete seine tüchtigen Kräfte mit größter Ausdauer der Wiederherstellung des Klosters und sorgte auch für die Wiederaufrichtung der Bibliothek, die der bücherkundige Mönch Ludwig Ludovici verwaltete. Dieser machte sich an die Neuordnung der Bücher und legte einen guten Katalog an. Seine Aufstellung der Bibliothek blieb bis zur Auflösung des Klosters in Kraft. Auch als Abt (1686—1696) widmete Ludovici der Bibliothek alle seine Sorgfalt.[6]

[1] Bauch (Gust.): Die Reception des Humanismus in Wien . . . Breslau 1903, S. 83. Bl. M_3' u. ff. des Druckes bringen die Errata partim incuria impressorum partim vetustate et ferme cariæ (sic!) et blaptis absumpti exemplaris.

[2] Wattenbach (W.): Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 2. Bd. Berlin 1894, S. 286 § 5. Derselbe: Die Ehrenrettung des Ligurinus (Historische Zeitschrift. 26. Bd. 1871, S. 390 ff.).

[3] Reicke (Emil): Der Bamberger Kanonikus Lorenz Beheim, Pirckheimers Freund. (Forschungen zur Geschichte Bayerns. XIV. Bd. S. 21) nach dem Originalbrief Beheims (Stadtbibliothek Nürnberg).

[4] Jaeger, Verzeichnis . . . S. 55 und 56. — [5] Weigand (Wigand): Geschichte der Fränkischen Cistercienser Abtei Ebrach. Landshut 1834. S. 59. Bei den drei Bränden war eine Anzahl von Handschriften und Drucken gerettet worden; vgl. die Beilagen Rulands zur Schrift Weigands S. 132—137.

[6] Sein Bildnis wurde später links bei dem Eingang der Bibliothek angebracht (Hirsching, Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken, 1. Bd. S. 91 A.). Der würdige Abt beschenkte auch das Kloster Schwarzach mit Büchern; das Necrologium Swarzahense meldet: „Anno 1696, 24. Mai, moritus reverendissimus dominus Ludovicus, abbas Eberacensis, Norimbergae, qui anno praecedenti monasterio nostro donaverat libros quatuor, scilicet annales Cistercienses Angeli Manriquez“ (Wegele, Franz: Zur Literatur und Kritik der Fränkischen Necrologien. Nördlingen 1864).

Die Bücherei konnte sich jetzt besser entwickeln als in den früheren unruhigen Zeiten. Als im Jahre 1738 die von dem Abt Wilhelm Sölner herausgegebene Geschichte des Klosters erschien, konnte der Verfasser mit rühmenden Worten der Bibliothek gedenken, die sich mit ihren schönen Räumen und der stattlichen Zahl von ungefähr 8000 Bänden wohl sehen lassen konnte. Kaum vermochte der Raum, so berichtet der Chronist, alle die Bücher zu fassen, die täglich gekauft wurden, so daß die Dubletten in einem eigenen Zimmer aufgestellt werden mußten, um den neuen Büchern in der Hauptbibliothek Platz zu machen. Zahlreiche Pergament- und Papierhandschriften, die sich durch ihr Alter und die Schönheit ihrer Schrift auszeichneten, trugen nicht wenig zum Wert und Ruhm der Bibliothek bei.[1]

Ebrach gehörte zu den gastlichsten deutschen Klöstern. Besonders in den letzten Jahrzehnten war es an der Tagesordnung, daß zahlreiche Gäste von nah und fern in den Räumen weilten. Eine sehr freundschaftliche Nachbarschaft bestand mit dem Jagdschloß Dankenfeld: die Mönche waren gern dort und die Besitzer des Schlosses kamen wieder oft mit ihren Gästen nach Ebrach. Unter diesen befand sich einstmals ein junges Mädchen, Charlotte Marschalk von Ostheim, die spätere berühmte Charlotte von Kalb. Sie erinnerte sich in ihrem Tagebuch noch gern dieses Besuches. Sie erzählt, wie sie in die Kirche und in die Totengruft begleitet wurde und berichtet weiter: „Ein Oberer des Ordens sprach: ‚Führet sie nun auch in die Bibliothek, — sie hat gesehen, wie wir den Staub bewahren, laßt sie da sehen, wie der Geist erhalten wird.‘ — So kam ich in den langen Saal, wo zwei große Globen standen, inmitten eine Tafel, von lesenden Paters umringt. Die Gitter waren weiß und gold, hinter welchen die Bücher bewahrt wurden; eine Galerie rings um die Mitte der Bücherhöhe, Stufen führten hinan. Erschrocken stand ich vor schweren Folianten: ‚Dies alles muß man lesen, um etwas zu wissen?‘ — Da sprach der Pater: ‚Jahrtausende sammelt die Menschheit, was hier bewahrt ist — die Vorzeit hat empfangen und gelehrt. Wir sind hier, um zu empfangen, und — gebe Gott — beseligend zu lehren.‘ ‚Darf ich hier bleiben, um auch belehrt zu werden?‘ — ‚Frauen haben auch Lehrerinnen.‘ — Er öffnete einen Schrein und reichte ein Bild der St. Theresia mit den Worten: ‚Wenn ein Herz treulich nach Wahrheit forscht, findet heilige Sehnsucht Leben in den Worten ihrer Offenbarung.‘ “[2] So die Aufzeichnung der später viel genannten Freundin Schillers.

Philipp Wilhelm Gerken rühmte ausdrücklich die freundliche Aufnahme, die er in Ebrach bei seiner Reise durch Franken fand,[3] und das liebenswürdige Entgegenkommen des Bibliothekars P. Aquil Jäger, dem er die Einsicht in die wertvollsten alten Handschriften und Drucke verdankte.[4]

Eine genaue Beschreibung der stattlichen Klosterbibliothek gibt uns nach einer eingehenden Besichtung Hirsching in seiner Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands (1786).[5] Vor allem erregte die große Zahl der Bücher die Aufmerksamkeit des Besuchers. Der Raummangel drang auf den Bau eines größeren Bibliotheksaales hin, der aber immer wieder zugunsten der neu ausgeschmückten Kirche zurückgestellt werden mußte. „Der bestimmte Fond zur Anschaffung neuer Werke ist jährlich 500 fl., er war aber bey dem rühmlichen Eifer nicht hinreichend, Herr P. Bibliothekar be-

[1] Brevis notitia monasterii B. V. M. Ebracensis . . . 1738, S. 42: In fine Dormitorii versus meridem constructun est Aedificium sub eodem tecto Conventus versus orientem pro Bibliotheca 108 1/3 pedes longum, latum vero pedes 37 1/2. Haec instructissima est Librorum tum antiquorum, tum recentiorum millibus circiter octo, adeo, ut locus insufficiens sit capere omnes, qui quotannis comparantur, unde ordinatum est, ut illi Libri, qui in duplo vel triplo habentur, ad separatam Bibliothecam reportentur, ut hoc modo noviter comparati et comparandi imposterum spatium inveniant in Bibliotheca majori. Ad huius Bibliothecae commendationem non parum conferunt plurimi Libri manuscripti, qui ibi inveniuntur. Magna corum pars scripta est in membrana seu pergameno, tum antiquitate, tum scriptionis elegantia plurimum commendata.

[2] Charlotte. Für die Freunde der Verewigten. Manuskript. Berlin 1851, S. 92. Der Besuch in Ebrach fand um 1783 statt.

[3] Gerken: Reisen . . . in den Jahren 1779—1782 . . . 1. T. S. XXXIV.

[4] 2. T. S. 360. Diesem Bibliothekar widmet auch Hirsching (Friedr. Karl Gottlob): Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, 1. Bd. Erlangen 1786 (S. 103) anerkennende Worte. Vgl. Jäger: Kloster Ebrach . . . S. 21, sowie: Literatur des katholischen Deutschlands, I, 2. Coburg 1776, S. 63.

[5] 1. Bd. 3. 90—103. Vgl. auch: Blainville, von, Reisebeschreibung. 1. Bd., 1. Abt., Lemgo 1764, S. 199.



Widmungsbild zu Ehren des Ebracher Abtes Paulus Baumann (1704—14, † 1. April 1725) mit dem Abt und seinen Patronen (S. Maria, Petrus, Paulus, Nicolaus, Bernhard, Benedict), enthalten in: Weigant, Virtutum Jubilus . . . sive Epithalamium D. Pauli . . . Bambergae (1713).

wies mir aus den Rechnungen, daß man seit zwey Jahren über 1400 fl. auf neue Werke verwendet habe." Der 1735 begonnene Katalog gefiel dem kritischen Beobachter wohl in seiner Anlage, aber nicht in seiner Führung, an der er die Unordnung und schlechte Schrift tadelt. Jedes Buch war mit drei Signaturenzeichen eingetragen, von denen der Buchstabe das Fach, die Zahlen das Format und den Standort anzeigten. Hirsching gibt eine Übersicht der Fächer und zählt dabei die hauptsächlichsten Werke auf. Er wunderte sich vor allen, sogar protestantische „Predigtsammlungen von guten neueren Theologen . . ., Spalding, Cramer, auch Salzmans Schriften" in der reichhaltigen Bibliothek zu finden. Dem damaligen Bibliothekar Bernardinus Bauer wird alles Lob gespendet.

Die Gastfreundschaft Ebrachs wurde von allen Seiten gerühmt. Klement Alois Baader[1] meint bei seinem Besuche (1792), daß sie in keinem Kloster Deutschlands so hoch getrieben werden könne als hier. Man treffe daselbst stets eine glänzende Gesellschaft von angesehenen Gästen. Die stattliche, über 120 Bände zählende Kupferstichsammlung und die große, in zwei und drei Bücherreihen hintereinander aufgestellte Bibliothek waren vor allem geeignet, die zahlreiche vornehme Besucherschar zu fesseln und anzuregen.

Carl Julius Weber widmet dem Kloster, dessen Gastlichkeit er rühmt, folgendes Lob: „Es gab hier sehr gebildete Mönche, die mit der Zeit möglichst fortgeschritten waren, wie

[1] Baader (Klement Alois), Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands in Briefen, 2. Bd. Augsburg 1797, S. 145—161. Auch hier findet sich eine Übersicht über die Einteilung und Bestände der Ebracher Bibliothek.

Schreiben des letzten Ebracher Abtes Eugen Montag.
(Königl. Kreisarchiv zu Würzburg.)

auch schon ihre Bibliothek bewies, wo man Kant, andere neuere Philosophen und unsere besten Schöngeister fand, und nicht zur Parade, denn sie sahen ziemlich beschmutzt aus."[1]

Nicht immer fand das geistige Streben Ebrachs die gleiche, wohlwollende Beurteilung. Franz Nicolaus Bauer, der streitbare und bissige Verfasser der „Blicke in das Innere der Prälaturen oder Kloster-Ceremonieen im achtzehnten Jahrhundert",[2] der als Novize kurze Zeit in Ebrach gewesen war, erkennt zwar ebenfalls die Reichhaltigkeit der Kupferstichsammlung und der Bibliothek an, läßt sich aber über die Benutzung der letzteren sehr ungünstig aus. Sie sehe sehr verstaubt aus und werde recht schlecht besucht. „Darüber darf man sich aber nicht wundern, denn es gehört besondere Erlaubnis dazu. Will ein Geistlicher ein Buch lesen, so muß er es von dem noch sehr jungen, dabey äußerst dummen und boshaften Bibliothekar Benedikt H**[3] verlangen, welcher es ihm sodann in sein Zelt übergiebt, wohlgemerkt, wenn ihm kein Scrupel anwandelt; denn gesetzt, dieser alberne Mensch, der sich gar keinen Begriff von Literatur und den Eigenschaften eines klugen Bibliothekars machen kann, hält ein Buch für heterodox, so schlägt er es dem Geistlichen ab, und wenn er der Senior im Kloster wäre." Der Ton dieses Ausfalles sagt uns zur Genüge, daß wir es hier mit einer Kampfschrift der schlimmsten Art zu tun haben. Der folgende Bibliothekar Leopold Pfister kommt nicht besser weg. „Wenn Bibliothekar soviel als Bücherbewahrer (einer der die Bücher einschließt und in Ordnung stellt) bedeutet, so ist das Talent dieses Herrn zu dieser Stelle entschieden. So ferne aber ein Bibliothekar ein Mann seyn soll, gleich bekannt mit jedem Fache der Litteratur, mit ihren Veränderungen, guten und schlechten Produkten, fähig zu jeder Zeit mit den Fortschritten jeder Wissenschaft gleichen Gang zu halten, ohne für Flugschriften und andern zu Makulatur bestimmte Broschüren Geld und Platz in seinen Schränken zu verwenden, so weiß ich nicht, ob nicht der Thürhüter zu Eleusis unfähiger zum Hierophanten seyn könnte, als er zum Bibliothekar: es müßte

[1] Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 3. Aufl. 2. Bd. Stuttgart 1843. S. 91.

[2] 2. Bdchn. 1799, S. 253 ff. — [3] Hellerich aus Gaibach.

denn eine an Aberwitz grenzende Laune, eine Ignoranz, die immer das Beste von sich denket, und sich für fähig hält selbst zu schreiben, was sie lesen kann, zu dem Titel eines Gelehrten berechtigen, oder das Sprüchwort, ‚Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand', buchstäblich wahr sein, in welchem Falle die Motten wohl die meiste Fähigkeit zu Bibliothekaren zu besitzen, behaupten könnten."

Der Bauernkrieg hatte im Jahre 1525 gegen den Willen des Klosters entscheidend in das Schicksal der Bibliothek eingegriffen, und im Jahre 1802 kam wieder ein ungebetener Gast, der über die Zukunft der an widrigen Schicksalen so reichen Klosterbibliothek sein Machtwort sprach. Am 11. Dezember 1802 erschien der Regierungsrat Klinger in Ebrach und ließ an den Türen und Toren das kurfürstliche Besitzergreifungs-Patent und das bayrische Wappen anschlagen. Auch für das Kloster Ebrach hatte die letzte Stunde seines langen Wirkens geschlagen. Die Geistlichen mußten den Treueid leisten und das ganze Kloster wechselte mit einem Schlage seinen Herrn. Mit allen anderen Besitzungen „wurde die in dem oberen Clausurgange vorfindliche Kloster-Bibliothek unter herrschaftliche Sperre genommen".[1] Doch gelang es dem Abt Eugen Montag von dem Kommissär Freiherrn von Hompesch für die Mönche freien Zugang zu den Bücherbeständen zu erwirken. Das Protokoll hierüber lautet:

Actum Ebrach am 26ten Decemb. 1802.

Nachdem bei der heutigen persönlichen hohen Anwesenheit Sr. des Herrn General-Landes-Commissarius, Freiherrn von Hompesch Exzellenz der Herr Prälat von Ebrach das Verlangen geäußert, daß die, von der zur Besitzname und Verpflichtung hieher gnädigst abgeordneten kurfürstl. Commission am 11ten d. obsignirte, Bibliothek reserirt werden möchte, so haben hochgedachte Se. Exzellenz in vollem Vertrauen auf die rechtschaffene, gewissenhafte Administration des Herrn Prälaten, und in der gerechten Erwartung, daß ehestens ein vollständiger Catalog an das kurfürstl. General-Landes-Commissariat werde eingeschickt werden, — sich persönlich zu dem Bibliothek-Saale zu verfügen geruht, das Siegel abgenommen, und hierüber gegenwärtige Registratur zu führen befolen.[2]

Diese Freiheit der Mönche, die Bibliothek nach Belieben zu benützen, dauerte nicht lange. Als der Katalog abgegeben wurde, glaubte der Abt die Verantwortung über die Bücherbestände nicht mehr weiter tragen zu können. Insbesondere machte ihm der Umstand Bedenken, daß viele Geistliche zur Bibliothek Schlüssel hatten und so zu jeder Zeit unbeaufsichtigt zu den Büchern gehen konnten. Er schrieb deshalb am 28. Februar 1803 an den kurfürstlichen Kommissar:

„Unterzeichneter ersuchet Euer Wohlgebohrn, nach dermalen aufgenommenen Klosterbibliothek dieselbe mittels anzulegenden Siegels zu beschliessen, um mich außer Verantwortung darüber zu setzen, und das aufgenommene zu gewahren."

Nach der Übergabe des Katalogs wurden am 1. März in Anwesenheit des Hofrats Heffner an die große und kleine Bibliothek die Siegel wieder angelegt.[3] Der kurfürstliche Kommissar sandte sodann folgenden Bericht ein, der über das weitere Schicksal der Bibliothek entschied:

„Die Bibliothek der Abtey Ebrach wurde von der Churfürstlichen Regierungs-Commission bey der Besitznahme obsignirt, von Sr. Excellenz dem Herrn General Commissär Freiherr vom Hombesch aber den 29ten Decembers v. J., aus Vertrauen auf des Hr. Abtens rechtschaffene und gewissenhafte Administration selbst wieder reserirt, mit der Auflage, einen vollständigen Catalogen an das hohe General Commissariat ein zu schicken.

Bei der Ankunft des Referenten in Ebrach hat derselbe sogleich, der Instruction der Stifter und Klöster Administration gemäß, die Verfertigung eines gemeinen Cataloges, wornach die Auslieferung der Bibliothek geschehen könnte, betrieben, weil behauptet wurde, daß die vorhandene schon über 14 Jahr alte Catalogen hier zu unbrauchbar wären, theils weil seit dem nicht mehr ein getragen, theils, weil die Ordnung der Bücher verändert worden.

Den 1ten dieses Monates nun wurden dem Referenten die anliegende neue und alte Catalogen überliefert und von dem Herrn Abten angetragen, die Bibliothek, wohin soviele Geistliche Schlüssel hätten, oder einst gehabt hätten, und wofür also keiner unmittelbar stehen könne, wieder zu obsigniren, welchem Antrage auch, nachdem man die Bibliothek überhaupt mit den neuen Catalogen verglichen, und übereinstimmend gefunden hat, willfahret wurde.

Die gebundene Catalogen, wovon der in gros Folio die Manuscripta und älteste Drucke enthält, sind das fleißige und mühsame Werk des in der That gelehrten und rechtschaffensten P. Pantaleon Müller, der zum wahren Schaden der Bibliothek nur 2 Jahr Bibliothekar

[1] Kreisarchiv Würzburg. Säkularisationsakten. — Protokoll. — Dem Kgl. Kreisarchiv Würzburg sage ich auch hier meinen besten Dank. — [2] Kreisarchiv Würzburg und Kreisarchiv Bamberg (Rep. 78).

[3] Kreisarchiv Würzburg (Saecul. 904, Fasc. XXI. Fol. 1—10).

war, und nun Professor des Geistlichen Rechtes ist. Bücher-Kunde ist sein Lieblings-Studium; er wünscht daher auch künftighin darin seine Pension verdienen zu können. Er ist erst 48 Jahr alt, aus Würzburg gebürtig, und kann also bei der Liebe zu diesem Fach und seinen darin sich erworbenen Kenntnissen gewies mit Vortheile dienen. — Da es Klöster und Stifter in Franken geben möchte, welche weder einen Catalogen, weder einen Bibliothekar, der solchen verfertigen könnte, haben, überhaupt aber die Catalogen, was für eine Bestimmung die Kloster-Bibliotheken immerhin erhalten, auch unter sich verglichen werden müssen, dieses Geschäft aber als ein außerordentliches und mühsames von den ordentlichen Bibliothekaren bey dem Fortgang ihrer laufenden Geschäften nicht besorgt werden kann, so werden in jedem Falle ohnehin noch neue Bibliothekaren angestellt werden müssen, wozu Geistliche der aufgelösten Klöster, wenn sie die nötigen Kenntnisse und Liebe haben, um so eher anzustellen seyn möchten, als ihnen doch eine Pension bestimmt werden muß.

Außer dem Pantaleon Müller ist noch ein Geistlicher in Ebrach, Leopold Pfister aus Buchen am Odenwald, 40 Jahr alt, der gleiche Liebe zur Bücherkunde hat, als — aber auch nur 2jähriger Kloster-Bibliothekar einen mühesamen Real Index der Bibliothek angefangen, solchen aber, weil er von dem Amte abgerufen wurde, nicht fortsetzen konnte. Er ist gleichfalls bereit in diesem Fache zu dienen.

Wohin nun immer die Ebracher Bibliothek verwendet werden solle, so ist hier nur noch kurz zu bemerken, daß das Fach der Geschichte überhaupt, besonders aber jenes der Scriptores rerum germanicarum, und die acta publica das Beste darin seyen.

Von diesem allen wird nun dem hohen General Commissariat die Anzeige zu machen, und weitere Verfügung zu gewärtigen seyn. — Dürfte aber Referent seinen Wunsch über die Verwendung der Kloster- und Stifts-Bibliotheken vorläufig äußern, so wäre dieser, daß selbe zur Vermehrung der Würzburger Universitäts-Bibliothek in der Art verwenden würde, daß zuerst alle in der Universitäts-Bibliothek nicht befindliche Bücher und Manuscripte dorthin abgegeben, so dann aber die Dupletten an andere öffentliche Bibliotheken in Bayern und Schwaben ausgetauscht, das Übrige öffentlich versteigert, und der Fond der Universitäts-Bibliothek zugewendet werde. Seiner Churfürstlichen Durchlaucht entgehet hierdurch freylich die Einnahme, welche Höchstdieselbe Selbst aus der Versteigerung der Bibliothek erheben würden. — Allein der Erlös aus alten Büchern, der ohnehin durch den itzigen Zustand der Stifter und Klöster, welche für ihre Bibliotheken nichts mehr ankauften, vermindert wird, kann den ewigen Ruhm nicht wohl überwiegen, welchen Höchst dieselben mit dieser gnädigsten Schankung Sich bey allen öffentlichen Bibliotheken des gemeinsamen Vaterlandes, und durch die daraus fliesende Beförderung und Aufklärung der Wissenschaften nothwendig begründen muß."

Am 20. April erhielt die Würzburger Universitätsbibliothek von höherer Stelle die Weisung, aus den Ebracher Katalogen eine Auswahl der Bücher zu treffen und zu bestimmen, welche Werke der Bibliothek von Nutzen seien. Am 22. April trafen die Ebracher Kataloge[1] in Würzburg ein, und nun ging die Verwaltung der Universitätsbibliothek daran, mit Hilfe der Professoren über die stattlichen Bücherbestände Musterung zu halten. Am 11. Mai wurde darüber Bericht erstattet:

Die vormahls Ebrachische Kloster-Bibliothek betref.
Churfürstliche Spezial-Commission.

„Unterzeichnete erkennen mit dem lebhaftesten Dankgefühle die gnädigwohlthätigen, die Emporhebung der Churfürstlichen Julius-Universität bezweckenden Gesinnungen, welche aus dem 20ten Aprils an sie erlassenen Decrete hervorleuchten. Sie können unterthänig versichern, daß alle Professoren, welche Nachricht davon erhalten haben, und welchen die Spezialcataloge in der Absicht sind mitgeteilt worden, damit sie dem Universitäts-Bibliothekariate mit ihrem Gutachten an Handen gehen möchten, ein nicht minder lebhaftes Dankgefühl geäußert haben. Was man längst vermuthete, hat sich bestätigt, daß die vormahls Ebrachische Kloster-Bibliothek vorzüglich gut bestellet sey, daß die Universitäts-Bibliothek dadurch, daß sie aus derselben das Brauchbarste nehmen darf, eine Aquisition erhält, welche sie mit der bishieher zu ihrer Vergrößerung bestimmt gewesenen jährlichen Summe von 600 fl. fr. in hundert Jahren nicht würde erhalten haben.

Die Churfürstliche Specialcommission erhält einsweilen die aus eilf Catalogen mit Zuziehung der Professoren, welche dieselben vermöge ihres Lehrfaches besonders interessiren, getroffene Auswahl von Büchern aus besagter Bibliothek zurücke. Daß noch zwey Catalogen zurückegeblieben sind, daran sind einige Professoren Schuld, denen wir sie mitgeteilt haben, und von denen wir sie noch nicht zurückerhalten haben.

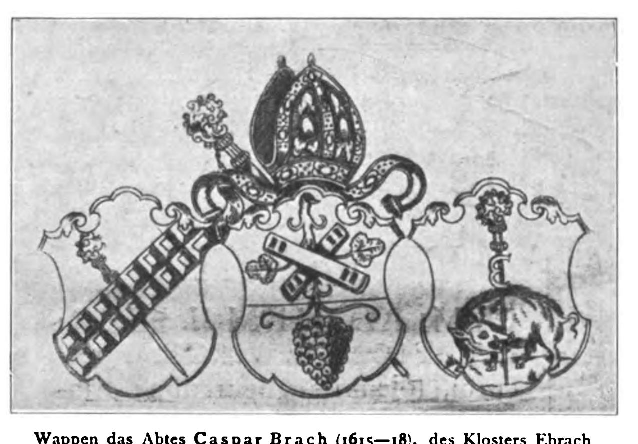
Unterzeichnete sind beym Auswählen mit den ex officio zu Rathe gezogenen Professoren von folgenden Grundsätzen ausgegangen: 1. Eine Universitätsbibliothek müsse so *vollständig* als möglich seyn. Die Brauchbarkeit eines Werkes, an und für sich allein betrachtet, lasse sich öfters nicht wohl bestimmen. Auch ein schlechtes Werk könne, wie ein sonst verachtetes Insekt, in einer *Sammlung*, oder in den Augen eines *Forschers der Litteraturgeschichte* einen großen Werth haben. 2. Dieselbe müsse von jedem Werke die *besten Ausgaben*, soviel als möglich, besitzen. 3. In Erwägung,

[1] In 12 Bänden: 1. Manuscripta antiquitates typographicae; 2. Commentarii in S. Scripturam; 3. Historia ecclesiastica; 4. Ius civile; 5. Opera S. S. Patrum et apparatus ad ea; 6. Historia litteraria; 7. Jus ecclesiasticum; 8. Historia profana; 9. Biblia et Concordantia; 10. Jus fendale . . .; 11. Scriptores rerum Germanicarum; 12. Theologia. Die Kataloge waren vom Jahre 1789.



daß jetzt schon bis 40 Professoren als solche die gnädigste Erlaubniß haben, aus der Universitäts-Bibliothek Bücher in ihr Haus zu verlangen; in Erwägung daß nach dem von Seite des akademischen Senates Sr. Churfürstlichen Durchlaucht unterthänigst vorgetragenen Wünsche, daß auch Lehrer für Höchstdero protestantische studirende Unterthanen dahier möchten angestellt werden, das Professorpersonale dürfte vermehret werden; in Erwägung endlich, daß die Erlaubniß, Bücher aus der U.-Bibliothek zuleihen, nach dem Beispiele der Göttinger Universität auch auf Studenten dürfte ausgedehnet werden, sey es rathsam, vorzüglich beliebte und kostspielige Werke, deren Anschaffung man einem Professor nicht wohl zumuthen kann, z. B. Waltoni Biblia Polyglotta, Labaei Collectio Conciliorum etc. etc. doppelt zu besitzen.

Was nun insbesondere die in Ebrach vorräthigen Incunabula typographica anbelangt, so geht unsere unmaßgebliche, von dem vormahligen Bibliothekar, Geistl. Rathe *Gregel*, bestätigte Meynung dahin, daß dieselben *sämtlich* der Universitäts-Bibliothek möchten einverleibt werden, da nicht sowohl einzelne Stücke, als vielmehr eine *ansehnliche*, und wie man hoffet, durch Zuwüchse aus anderen Klosterbibliotheken zu *vervollständigende Sammlung* einer Universitätsbibliothek Ehre mache.



Wappen das Abtes **Caspar Brach** (1615—18), des Klosters Ebrach (Eber) und des Ordens, enthalten in: D. **Casparo** . . . accinebat Gymnasium Societatis Jesu apud Bambergensis. Bambergae 1616.

Was die in mehr besagter Bibliothek vorrätigen *Manuscripte* anbelangt, so scheint es nicht thunlich zu seyn, ein gründliches Urteil darüber, ohne Ocularinspection zu fällen. Auch in Bezug auf die in dem Catalog SS. Patrum vorkommenden Werke wäre uns eine Ocularinspection sehr willkommen, da mehrere hundert Werke mit dem ganz unbestimmten Titel: *Fragmenta* vorkommen. Beym Auswählen der Bücher kommt auch sehr viel darauf, wie dasselbe nach allen seinen Bestandtheilen conditionirt ist. Damit nun die gnädigsten Absichten Sr. Churfürstl. Durchlaucht auf das Vollkommenste möge erreichet werden, so wagen wir an die Churfürstliche Specialcommission folgende unterthänige Bitten:

1. Die sämmtlichen auf dem platten Lande vorfindlichen Kloster-Bibliotheken mit samt den Schreinerwaaren auf welchen sie bisher standen, möchten auf Kosten der Universität hieher geliefert, und in einem geräumigen dazu bestimmten Gebäude untergebracht werden.

2. Mit Zuziehung einiger Gehilfen würden wir dann sobald als möglich den Universalcatalog, die Specialcataloge der ausgewählten Bücher, dann auch den Catalog der nicht ausgewählten und etwa zu verkaufenden Bücher verfertigen, und so die allgemeine und öffentliche Brauchbarkeit der gemachten Acquisition so geschwinde als möglich herstellen.

3. Wir wagen es, zu diesem Geschäfte den *P. Panthaleon Müller* zu Ebrach, und den *P. Ambrosius Hoß*[1] Minoriten Guardian dahier, der Churfürstlichen Specialcommission unterthänig vorzuschlagen. P. Panteleon hat mit sichtbarer Sachkenntniß den Catalog der Manuscripte und typographischen Seltenheiten gemacht, und ist als ein *gelehrter, fleißiger, feingebildeter* Mann bekannt. Als Kenner im Bücherfache, im Fache der Naturhistorie, als Kenner der hebr. und griechischen Sprache, als äußerst fleißiger und im Umgang beliebter Mann ist auch, vermöge der dahier öffentlich geleisteten Defensionen, vermöge der im In- und Auslande versehenen Ämter P. Ambrosius bekannt. Beyde haben eine sehr schöne Handschrift; sind des stillen zu Bibliothekariatsgeschäften so unentbehrlichen Lebens gewohnt; beyde würden sich eine Ehre daraus machen, wenn sie zu besagten Geschäften gebraucht würden; beyde würden als wirklich angestellte Diener der Universität wenig kosten, da sie als aufgehobene oder aufzuhebende Mönche von dem Staate eine Pension beziehen oder beziehen werden.

Der Churfürstlichen Specialcommission
unterthänige gehorsamste
M. Feder, Bibliothekar.
Goldmayer, Bibliothek-Sekretär.

Würzburg,
d. 11ten May 1803.

Die Wünsche der Würzburger Universitätsbibliothek wurden im weitgehendsten Maße erfüllt. An den P. Panthaleon in Ebrach erging die Weisung, „mit Zuziehung des Paters P. Leopold die im beigehenden Verzeichniß angemerkten Bücher, ferner überhaupt sämtliche Geschichtsbücher, insbesondere aber sämtliche Scriptores rerum Germanicarum, sämtliche Manuscripte und Incunabeln, sämtliche Werke von Kirchenvätern, in Verschläge wohl einzupacken, dann dieß samt den Schränken, worin sie gestanden hieher an die Churfürstliche Universitätsbibliothekare zu senden".[2] Die

[1] Starb 1810 als zweiter Universitäts-Bibliothekar zu Würzburg.
[2] Kreisarchiv Würzburg. (Geistl. Säk. 1989 Fasc. 77 [Fol. 1—26, No. 1849].)

Kupferstiche und Zeichnungen mußten an die Landesdirektion geschickt werden. In Ebrach war man nun mit der mühevollen Arbeit tätig, die ausgesuchten Bücher einzupacken und auf Wagen zu laden. Zu dem Büchertransport bemerkt Johannes Jaeger: „Es wird heute noch im Volksmund erzählt, daß die Fuhrleute, welche die Ebracher Klosterbibliothek nach Würzburg überführten, an Stellen, wo der Weg schlecht war, an Gräben usw. sich einfach in der Weise halfen, daß sie so viel Bände Bücher in den Graben warfen, als nothwendig waren, den Weg zu ebnen. Aufgehoben wurden solche Bücher natürlich nicht mehr; sie blieben liegen, wenn sich nicht der eine oder andere Bewohner benachbarter Dörfer veranlaßt sah, diesen und jenen Folianten wegen der schönen Bilder (Kupfer- und Stahlstiche) aus dem Graben herauszunehmen und heimzutragen.“[1] Am 13. Juni meldete Panthaleon Müller, daß am gleichen Tage drei Verschläge mit Büchern und ihren Verzeichnissen an die Universitätsbibliothek in Würzburg abgingen. Die beiden Ebracher Bibliothekare hatten keine leichte Arbeit. Viele angezeigte Bücher fanden sich in der Bibliothek nicht vor. Der Bericht meldet: „es scheinet, daß in den Verzeichnissen die hiesigen Bibliotheks-Zeichen nicht allzeit richtig angegeben worden seyen. Wir wünschten daher recht sehr, daß die Ebrachische Katalogen, besonders über die Fächer Historia Ecclesiastica, Jus Ecclesiasticum, Jus publicum, Theologia, Historia litteraria und Commentarien an uns zurückgeschickt werden möchten. Nur hiedurch würden wir im stande seyn, zu beurtheilen, ob die noch nicht vorgefundenen Bücher würklich abgehen oder nicht.“ Da sich in allen Fächern der Ebracher Bibliothek noch sehr gute Bücher vorfanden, so wünschten die beiden Bibliothekare zu wissen, was mit diesen und den übrigen vorhandenen Büchern vorgenommen werden sollte.[2] Auf diesen Bericht hin traf die Antwort ein, die Kataloge sollten bei dem nächsten Büchertransporte abgeholt und verglichen werden. Es werde bei der Universität beantragt, „den beiden Bibliothecaren eine tägliche Zulage von 1 fl. 15 kr. weiter zu bestimmen, damit alsdann dieselbe auch bei den übrigen Closter-Bibliotheceen ihre ersprießliche Dienste leisten können.“[3] Inzwischen waren auch die Kupferstiche und Zeichnungen von Ebrach an ihren zukünftigen Bestimmungsort abgegangen. Panthaleon Müller meldete am 16. Juni:

Churfürstliche Lands-Direction!

Zu Folge des am 10ten Juny a. c. an mich erlassenen gnädigsten Reskript, verfehle ich nicht sämtliche Sammlungen von Kupfern und Handzeichnungen, welche in der Kiste No. 13 enthalten sind, unterthänigst einzuschicken. Da über diese Sammlung noch nie ein Verzeichniß verhanden gewesen, so wäre die Zeit zu kurz ein solches zu verfertigen, auch hielte ich diesen Zeit-Aufwand um so mehr für unnöthig als ohnehin zur Absonderung der besseren Stücke von den geringeren eine jede Pieçe von einem Kunstverständigen durchgesucht werden muß.

Die ganze Sammlung enthaltet 144 Bände nebst einigen einschichtigen Blättern. Es finden sich auch noch einige Bände älterer und neuerer Land Charten vor, welche diese Kiste nicht gefaßt hat. Sollten diese ebenfalls zur Höchsten Stelle eingeschickt werden, so erwarte ich die Höchste Weisung: wiedrigenfalls werde ich solche zur Universitätsbibliothek ein befördern.

Mit diesem entledige ich mich des Gnädigsten Auftrages und bestehe mit den tiefschuldigsten Respekt.

Die Churfürstlichen Lands-Direction

Ebrach d. 16 Juny 1803.

unterthänigst gehorsamster
P. Müller.[4]

Am 17. Juni lief in Ebrach der Bescheid ein, daß die vorhandenen älteren und neueren Landkarten an die Würzburger Universitätsbibliothek einzuschicken seien. — Wie die Hauptbibliothek so wurden auch die kleinen Filialbibliotheken der Ebracher Höfe und Ämter dem Kloster genommen. In der Regel befanden sich hier nur juristische und einige theologische Werke. Teilweise wurden sie von Ort und Stelle fortgeschafft, so meldete das Amt Haßfurt am 30. Juni, daß die zu Oberschwappach vorgefundenen Bücher in einer versiegelten Kiste dem Schiffmann Schneider zu Eltmann zum Transport übergeben worden seien.

In Ebrach war immer noch eine stattliche Zahl von Büchern übrig geblieben. Über die Behandlung derselben gerieten die beiden Bibliothekare in Meinungsverschiedenheiten. P. Leopold Pfister berichtet hierüber:

Churfürstliche Landes-Direktion!

Da ich im letzt vergangenen Monate Februar während des Hierseyns einer Churf. Würzb. Commission mit Zuziehung einiger jüngerer Geistlichen über die

[1] Kloster Ebrach ... S. 98 cr. — [2] Bericht vom 25. Juni 1803. — [3] Vom 30. Juni 1803.
[4] Kreisarchiv Würzburg. Geistl. S. . . .

hiesige, sowohl größere als kleinere Bibliothek vollständig richtige ihrem temporellen Zustande entsprechende Catalogen verfertiget, und an höhere Stellen befördert habe: so würde ich jetzt, — um bestimmen zu können, welche Bücher nach der zeither geschehenen Auswahl noch in der Ebrachischen Bibliothek restieren — für das kürzeste und leichteste Mittel gehalten haben, wenn jene Catalogen — die ich auf alle Fälle zu erhalten wünschte — wären hieher zurück geschicket, und mit den noch restirenden Büchern collationirt worden; auf solche Art hätten einige wenige Tage zur Realisirung des Zweckes hingereichet; da nun zu der vom Pantaleon vorgeschlagenen Fertigung eines neuen Catalogen über die noch immer sehr beträchtliche Anzahl restirender Bücher mehrere Wochen kaum erklecklich seyn werden; vieleicht mag auch der größte Teil der übrigen Bücher schwerlich eines solchen weitwendigen unnöthig lange aufhaltenden Arbeit würdig erachtet werden, zumal bey der jetzt hier zunehmenden rauheren Witterung — in einem naßkalten Büchersaale, worin ich mir seit ein paar Tagen wirklich keine geringe Beschwerden zugezogen habe. Diese meine auf kurzer Wege hinzielende, unvorgreifliche Gedanken würde ich dem von P. Pantaleon unlängst unterthänigst gemachten Vorschlage beyzugesellen gewagt haben, wenn ich davon ein Mitwissen gehabt hätte, und derselbe nicht einseitig — ohne vorher seine Meinung mir mitzutheilen — furgefahren wäre.

Jedoch — da nunmehr mit Verfertigung eines neuen Catalogen der Anfang schon gemacht ist, so werde ich der hochst Erwartung einer Churfürstl. Landes-Direktion und höchstdero in den lezteren Rescribte an P. Pantaleon gnädigst geäussertem Zutrauen zu mir aus allen Kräften zu entsprechen suchen, und soviel meine dermaligen Gesundheitsumstände zulassen werden — zur Vollendung des angefangenen Catalogen (: auch im Falle daß P. Pantaleon seinen Entschluß, sogleich nach Würzburg zu ziehen, wirklich realisieren würde :) mein Schärflein mit Vergnügen beytragen, ohne jedoch dessenwegen irgend eine Zulage oder Belohnung zu erzielen; vielmehr ist mir nicht anders als willkommen diese neue Gelegenheit Sr. Churfürstl. Durchlaucht und dem Vaterlande meine geringen Dienste reichen zu dürfen.

Pfister bat zuletzt, daß ihm der tägliche Wein zugestanden und sein Wohnzimmer geheizt werde. Während ihm das erste Gesuch abgeschlagen wurde, erhielt die Verwaltung des Klosters den Auftrag, für P. Leopold ein Zimmer neben der Bibliothek zu heizen.

Über das fernere Schicksal der Restbibliothek gibt uns ein Aktenstück des Würzburger Bibliothekars Feder Aufschluß, das im Kulmbacher „Wöchentlichen Unterhaltungs-Blatt“ vom 1. Dezember 1821 enthalten ist. Daraus erfahren wir, daß die noch vorhandenen Bücher versteigert worden sind. Die amtliche Nachricht von den Bedingungen dieser Bibliothek lautet:

Übersicht
der zum Verkauf aufgelegten Bibliothek zu Ebrach.

a) besteht solche aus 52 grosen, mit Messing beschlagenen, und mit besten Papier versehenen Choralbücher.

b) aus 808, grösteneils in Schweinsleder eingebundenen, m. besten konditionierten Folio-Bänden.

c) aus 845 Quart-Bänden.

d) aus 3660 Oktav- u. Duodez-Bänden.

e) sind unter besagten Bänden in deutscher Sprache gefertigt 81 Folio-Bände 147 Quart-Bände 380 Oktav- u. Duodez-Bände.

Die Bedingnisse sind folgende:

1. zahlt der Käufer auf der Stelle 8 Karolin.

2. wird die Abgabe der Bücher nicht eher erfolgen, als bis der ganze Kauf-Schilling erledigt, und die Anweisung hiezu von dem Herrn Ober-Bibliothekär wird aufgezeigt werden.

3. Müssen höchstens binnen 14 Tägen, die sämtliche Bücher abgeholt werden, weil alsdann sogleich die Schränke nach Würzburg abzuliefern.

4. widrigen Fals wird der Käufer als reufällig und seine Daraufgabe als verfallen angesehen; alsdann zu weiteren Versteigerung geschritten werden.

5. Sind die in den vergitterten Schränken unter Siegel liegenden Bücher von der Versteigerungs-Masse ausgenommen.

6. Muß Käufer für die Unverlezbarkeit der Schränke bei Abholung der Bücher haften.

7. Wird der Käufer bevollmächtiget sogleich nach geschehenen Strich sein Siegel an die Bibliotheksthüre anzulegen — was den Schlüssel anbelangt, wird solchen der substituirte Hr. P. Paul Basel solange in Händen behalten, bis Käufer vom Herrn Oberbibliothekär eine Anweisung wird aufzeigen, daß der Kauf-Schilling gezahlt, die Thüre solle geöffnet, und die Bücher verabfolget werden.

8. geschicht die Versteigerung ohne weitere Ratifikation abwarten zu müssen.

Ebrach, den 5. Juli 1805.

Oberbibliothekar Feder.

Wie in allen aufgehobenen Klöstern wurden auch in Ebrach die Bücher zu einem guten Teile verschleudert. Bei der Versteigerung erhielt der Handelsmann Blasius in Volkach den größten Teil der zurückgelassenen Bibliothek für 406 Gulden. Der schlaue Händler überließ eine größere Anzahl sogleich wieder dem Buchbinder zu Prichsenstadt für 400 rheinische Gulden, den Band für 12 oder 15 Kreuzer. Das war das unrühmliche Ende der viel gerühmten Ebracher Bibliothek.

William Morris.

Sein Leben und Wirken.

Von

Professor Otto von Schleinitz in London.

I.

William Morris vereinigte in sich den Künstler mit dem Mäcen; den Poeten, den Autor mit dem Verleger und Drucker. Er war zugleich Fabrikant, Zeichner und Verfertiger der Modelle vieler seiner kunstgewerblichen Erzeugnisse und war der Begründer der modernen Kunstindustrie Englands, die sich von hier nach dem Kontinent verbreitete. Als Agitator, öffentlicher Volksredner, Sozialist und Humanist im universellen Sinne blieb er doch immer von glühender Liebe für sein engeres Vaterland beseelt.

Trotzdem er die angebotene Auszeichnung als Poeta laureatus zurückwies, gestand er offen seine Freude über die ihm zugedachte Ehre und Anerkennung ein. Ungeachtet seiner demagogischen Umtriebe und seiner erfolgten Verhaftung wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, verbunden mit tätlichem Angriff auf einen Polizisten, zogen ihn die Behörden häufig als Sachverständigen zu Rate; er blieb auch bis an sein Lebensende Examinator an der staatlichen Kunstschule in South-Kensington. Sein Urteil war in einzelnen Zweigen den Museumsdirektoren derart maßgebend, daß er oft die Preise bei Ankäufen festsetzte. Man kann Morris in vielen Dingen als den Modernsten der Modernen bezeichnen und dennoch wurzelte seine Weltanschauung im Mittelalter, ja, in der Klosterzelle. Unvermittelt knüpft er an das XIV. und XV. Jahrhundert an, und es erscheint ihm belanglos, unter Aufgabe der sonst von ihm so hoch geschätzten Tradition, nötigenfalls noch mehr Epochen zu überspringen. Dieser seltsame Träumer sagt von sich selbst: „Born out of my due time“, und doch war er politisch nicht nur ein Revolutionär im Sinne des heutigen Zeitgeistes, sondern ebenso auf kunstgewerblichem Gebiet ein Umstürzler, der sich gelegentlich sogar zum Despoten auswuchs, wie dies bei Reformatoren nur zu oft geschieht. Als ein einflußreicher Geschäftskunde sich einst beklagte, daß er unter vielen ihm vorgelegten Mustern nicht ein einziges schönes finden könnte, entgegnete ihm Morris zornig: „Wenn Sie Schmutz suchen, müssen Sie auf die Straße gehen!“ Von feuriger Phantasie beseelt, wurde es ihm spielend leicht,

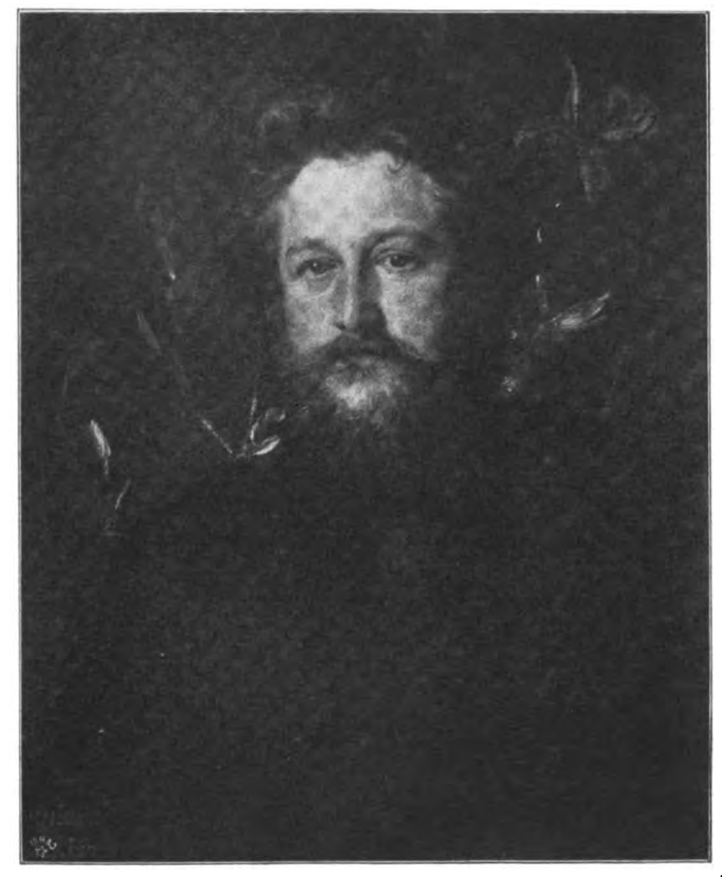


Abb. 1. William Morris. Nach dem Ölbild von G. F. Watts (F. Hollyer in London W. 9 Pembroke Square.)

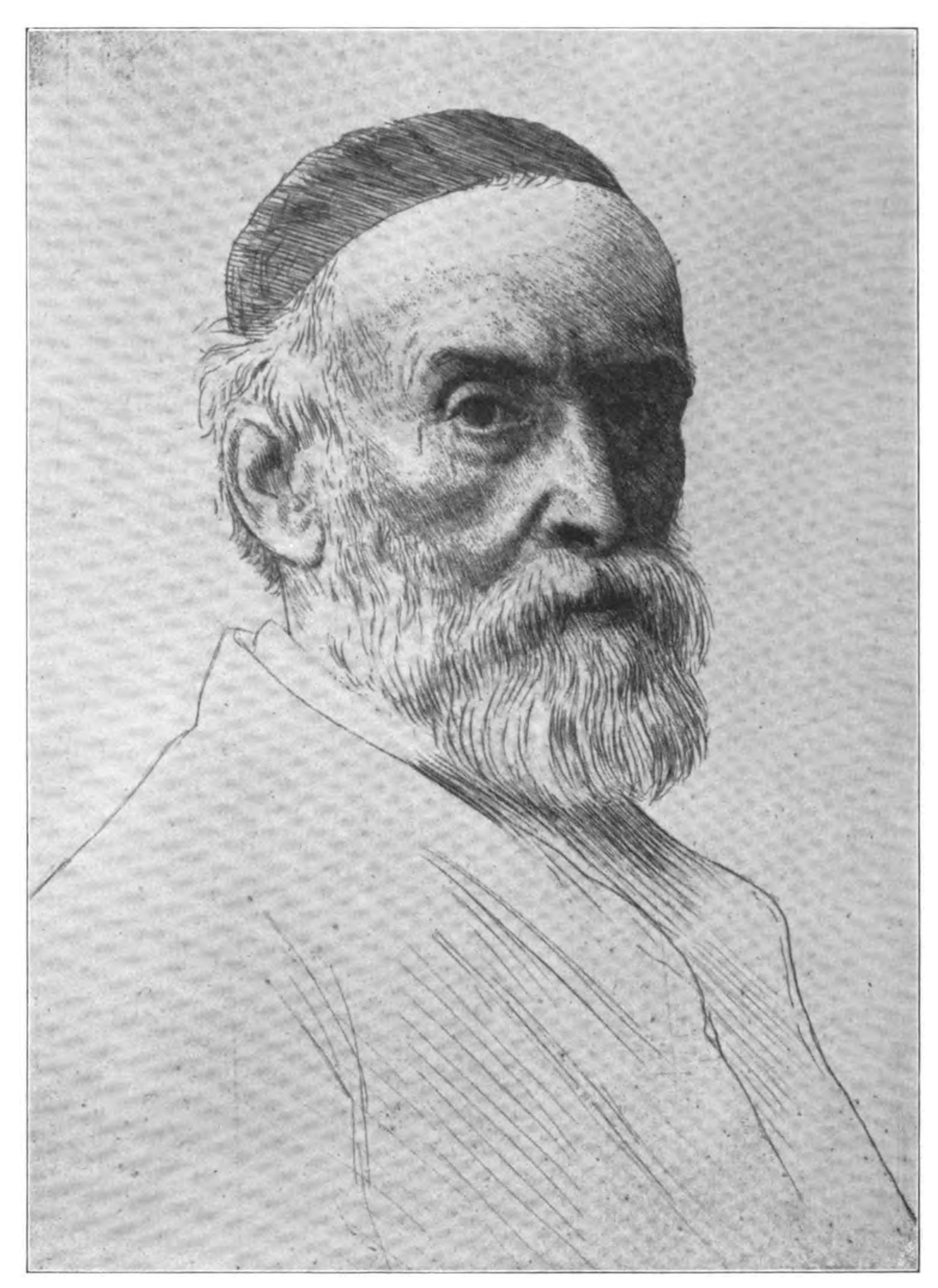


Abb. 2. G. F. Watts.
Nach einer Originalradierung von Professor Alphonse Legros.

Verse zu dichten, dagegen schwer, gute Prosa zu schreiben. Trotz seines Archaismus in der Kunst blickt immer der Engländer durch. In einer Epoche des Übergangs bewahrt er sich eine tiefreligiöse Gesinnung und einen aufrichtig empfundenen Glauben. Er erklärt in eigener Selbstverteidigung, daß der ihm vorgeworfene Widerspruch mit seiner sozialistischen Tendenz nur ein scheinbarer sei, denn die erste christliche Urgemeinde sei auf kommunistischer Grundlage aufgebaut gewesen. Die Resultate der Lehre Christi geben sich ihm in hervorragend sozialer Beziehung zu erkennen: Aufhebung der Sklaverei, Gleichstellung der Frau und Ehre der Arbeit. Er hat in seiner sozialistischen Laufbahn alle Wandlungen und Stadien durchgemacht,

ist vom Utopisten zum Gewaltmenschen, vom Saulus zum Paulus geworden und zuletzt zu der Ansicht gelangt, daß seine Partei nur durch aufklärende Bildung zum Siege gelangen könne. Umgekehrt will er nichts von der historischen Entwickelung des Dogmas wissen; er neigt zur Hochkirche, und wenn er ein architektonisch schönes Gotteshaus sieht, vergißt er die übrige Welt um sich her.

Um das Maß innerer Widersprüche in ihm voll zu kennzeichnen, muß der Tatsache Erwähnung geschehen, daß Morris für den einzelnen, für das Individuum, selbst der sozialistischen Partei, nicht viel übrig hatte; handelte es sich dagegen um ein Institut, eine Organisation, kurzum die Gesamtheit, so gab er nicht nur reichlich, sondern mitunter sogar weit über seine Kräfte hinaus. Ihm nicht gerade besonders nahe stehenden Personen, und selbst solchen, die ihm von Bekannten gut empfohlen worden waren, half er fast widerwillig und eigentlich nur, um sie los zu werden, jedenfalls ohne irgend ein näheres Interesse für die bedrängte Lage der Bittsteller. Andrerseits nahm eine bestimmte Klasse von Arbeitern und Angestellten in seinen Fabriken Anteil am Gewinn. Im größten Gegensatz zu ihm stand in dieser Beziehung sein Lehrer und Freund Rossetti, für den die Allgemeinheit so gut wie gar nicht vorhanden war, der aber für die Person eines Beistandsuchenden der hingebendsten Aufopferung fähig sein konnte.

Einen hellen Lichtblick in Morris Privatbeziehungen bildet sein musterhaftes Familienleben in Kelmscott House in London und in Kelmscott Manor auf dem Lande. Ebenso war Morris ein unverbrüchlich treuer und ergebener Freund, wenngleich ihm leider die traurige Erfahrung nicht erspart blieb, daß einige seiner nächsten Anhänger ihn in großen Krisen im Stich ließen und ihre Freundschaft da versagte, wo er sie am sichersten nicht nur auf das Gefühl gestützt erwarten durfte, sondern wo er eventuell sein Recht auch juristisch hätte erzwingen können. Aber auch darin bewährte sich seine groß angelegte Natur, daß er jenen schließlich ohne Rückhalt verzieh.

Die Kenntnis der intimeren Lebensgeschichte eines Mannes wie Morris, der so tief einschneidend schöpferisch und nachhaltig auf Kunst, Literatur, Industrie und vor allem auf die Gestaltung des Buches einwirkte, darf jedenfalls allgemeineres Interesse beanspruchen. An dieser Stelle richtet sich das Interesse selbstverständlich mehr auf diejenigen Resultate seines Schaffens, die seinen Ruhm am längsten und zuverlässigsten erhalten werden: auf die *Erzeugnisse der Kelmscott Press*. Um die chronologische Reihenfolge der Begebenheiten nicht zu durchbrechen und den Werdegang des Meisters sicherer darstellen zu können, müssen hier die Produkte jener Druckerei allerdings zuletzt in Betracht kommen.

Endlich wird zum besseren Verständnis der Biographie von Morris die Vorbemerkung am Platz sein, daß hiermit auch ein gutes Stück der Lebensbeschreibung von Burne-Jones entstehen muß. Beide Freunde hingen bis an ihr Lebensende so unzertrennlich aneinander und ergänzten sich so wunderbar, wie es zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Der eine vermag ohne den andern kaum gedacht zu werden.

Das, was der Bildhauer John Flaxman (1755—1826) in gewissem, ungleich einseitigerem und in rein antikklassischem Sinne für Wedgewood (1730—1795) und seine keramischen Erfindungen gewesen ist, das war mit weit größerem Gesichtskreise und bedeutsamerer Vielseitigkeit Burne-Jones für Morris. An sich aber überragen die beiden letzteren in ihrer Kunst jene so bedeutend, daß ein Vergleich der vier Personen unter sich nicht in Frage kommt. Obgleich Flaxman, der das genaue Studium der Antike einführte, erhebliche Verdienste keineswegs abzusprechen sind, so nahm doch die Bildhauerkunst der damaligen Zeit einen nur mäßigen Standpunkt ein. Seinen beiden realistischen Zeitgenossen Nollekens und Chantrey fehlte es augenscheinlich an plastischem Stilgefühl. Daß es Morris gelang, einen Mann von der Bedeutung des Burne-Jones während eines Menschenalters für das Kunstgewerbe nachhaltig zu interessieren, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden.

Das hier wiedergegebene Porträt von Morris (Abb. 1) hat Watts im Jahre 1870 angefertigt; es befindet sich in der National Portrait Gallery. Als bezeichnend für die Unzertrennlichkeit der beiden Freunde kann es gelten, daß Watts (Abb. 2) in demselben Jahre auch Burne-Jones malte (Abb. 8), den er als Künstler und Menschen gleichfalls sehr hoch schätzte. Der

Altmeister zählte beide Arbeiten zu seinen besten.

William Morris, der älteste Sohn und das dritte Kind von William Morris und Emma Shelton, ist am 24. März 1834 in Elm-House, Clay Hill, Walthamstow, geboren. Die Familie Morris stammt ursprünglich, ebenso wie die von Burne-Jones, aus Wales, ein Umstand, der häufig zur Erklärung des in beiden wohnenden mystischen Elements herangezogen wird. Der Vater von Morris war zuerst Angestellter, dann Mitinhaber eines Bankgeschäftes, das unter dem Namen Sanderson & Co. anfänglich in Lombard Street 32 und dann in King William Street 85 domizilierte. Der eigentliche Chef des Hauses hieß Harris und entstammte einer Quäkerfamilie. Das Geschäft blühte derartig, daß Morris als ein wohlhabender Mann galt. Da geschah aber im Jahre 1844 etwas, das zu jener Epoche sich nicht so oft ereignete wie unter unsern heutigen Verhältnissen und jedenfalls damals dem Handel noch einen gewissen romantischen Zug verlieh. In der Nähe der Stadt Tavistock entdeckte man zufällig Kupfer und es bildete sich zur Ausbeutung und Förderung der Minen eine Aktiengesellschaft mit Anteilsscheinen à 1 Pfund Sterling, von denen Morris Vater 272 erwarb. Binnen kurzem stiegen die Aktien von 1 Pfund Sterling auf 800 Pfund, so daß der glückliche Besitzer derselben sich mit einem Vermögen von über vier Millionen Mark zur Ruhe setzen konnte.

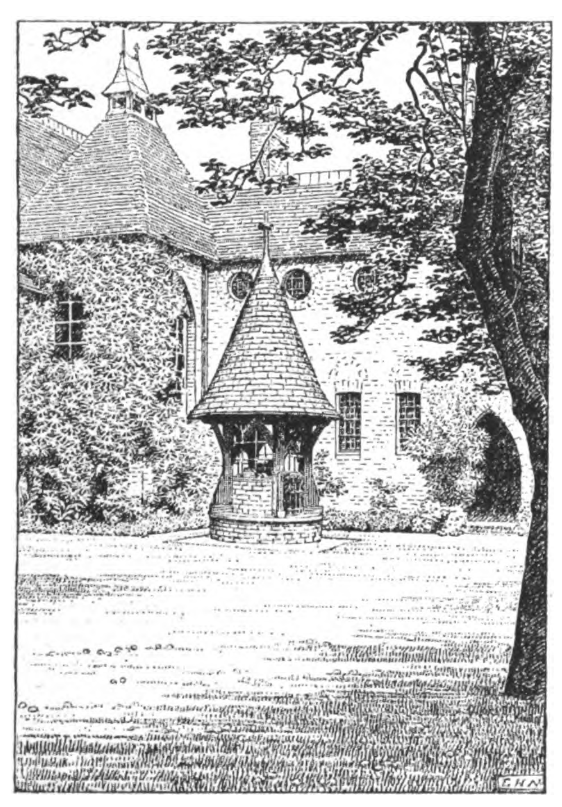


Abb. 3. Red House, Upton.
(Longmans, Green & Co., London.)

Als der Sohn sieben Jahr alt war, bezog die Familie Woodford Hall, ein geräumiges Haus inmitten eines Parkes von 50 Ackern, das an der großen Straße von London nach Epping liegt. Die durch die landschaftliche Szenerie hier empfangenen Eindrücke des Knaben finden sich später wiedergegeben in „News from Nowhere“. „Tausend und eine Nacht“ sowie recht derbe Geistergeschichten bildeten im achten Jahre seine Lieblingsunterhaltung. Dann folgten Marryat und Walter Scott, außerdem geriet ein Buch in seine Hände, das wegen seiner hübschen Illustrationen einen nachhaltigen Einfluß auf seine Motive in Tapeten, Glasarbeiten und Gewebemustern ausübte: Gerards „Herbal“. Während Morris mit Leichtigkeit lesen gelernt hatte, wollte seine Orthographie keine besonderen Fortschritte machen, ja, selbst auf der Höhe seines Ruhmes kamen in dieser Beziehung manche mißlichen Dinge zutage. So mußten z. B. wegen ganz unglaublicher orthographischer Fehler mehrere Blätter von „Life and Death of Jason“, als das gesamte Werk zur Ausgabe bereits fertiggestellt war, herausgenommen werden, weil der Korrektor geglaubt hatte, es läge in diesen Fällen eine absichtliche eigentümliche Schreibweise des Autors vor.

Obgleich Morris keltischer Abstammung war und eine romantisch-melancholische Ader besaß, so interessierte ihn die irländische Mythologie nur sehr wenig, und selbst die Arthur-Legenden flößten ihm geringeres Interesse ein als die germanische Sagenwelt. In der Heraldik war er gut belesen und bei seinen Spazierritten auf einem Pony meistens mit einer Rüstung angetan, außerdem führte er häufig Bogen und Pfeile mit sich, um Wildtauben zu schießen.

Im Jahre 1848, nach dem Tode seines Vaters, bezog Morris für drei Jahre Marlborough College. Dank der dortigen Bibliothek verließ er die Anstalt als ein vortrefflicher Archäologe

und als ein noch besserer Kenner englischer Gotik. Später äußerte einer seiner früheren Mitschüler gelegentlich über ihn: „Morris besitzt die Fähigkeit in hohem Grade, über Dinge, die er gesehen hat, anders zu schreiben als sie wirklich sind; in diesen seinen Träumen liegt die Stärke, aber zugleich auch die Schwäche seiner Erzählungen.“

Anfang Juni im Jahre 1852 begab sich Morris nach Oxford, um in Exeter College (Abb. 5 u. 6) sein Aufnahme-Examen für die Universität zu bestehen; wegen augenblicklicher Überfüllung bezog er letztere jedoch erst im Januar 1853. Ihm unmittelbar zur Seite im Examinationssaal saß ein anderer, aus Birmingham gekommener junger Mann, der sich ebenso wie er für den geistlichen Stand vorbereiten wollte. Sein Name war Burne-Jones. Er stammte aus einer mittellosen Familie und sowohl die Wahl des Berufes wie die Entscheidung für Oxford wurde wesentlich mit dadurch herbeigeführt, daß ihm für die dortige Universität eine Freistelle bewilligt worden war. Bei Morris dagegen läßt sich in dieser Beziehung der Einfluß seiner Lieblingsschwester Emma nachweisen, die zu jener Zeit einen Geistlichen namens Oldham heiratete.

Um den keineswegs direkt zum Ziel führenden Weg der beiden Freunde und ihren sehr allmählichen Werdegang auf der Universität besser übersehen zu können, erscheint es nötig, die zu jener Zeit in Oxford herrschende geistige Atmosphäre zu berühren und auf die Neubelebung der englischen Kunst durch die sogenannte präraffaelitische Schule hinzuweisen. Die beginnende Studienzeit beider fällt in eine Epoche, in der Oxford immer mehr der Mittelpunkt einer Bewegung wurde, die sich am einfachsten in den Worten: Puseyismus, Traktarianismus, Ritualismus, Anglokatholizismus oder Anglikanismus der Hochkirche zusammenfassen läßt. Die Scheidewand zwischen dem Puseyismus und der katholischen Kirche war aber eine so dünne, daß es kaum wundernehmen konnte, wenn Männer wie der nachmalige Kardinal Manning, Kardinal Newman und Wilberforce, der Bruder des Bischofs von Oxford, zum Katholizismus übertraten. Selbstverständlich erfolgten starke Gegenbewegungen, unter deren Leitern sich auch der den beiden Freunden näherstehende Benjamin Jowett, Regius-Professor des Griechischen, befand. Da er für die Toleranz der Kirche eintrat, sah er sich vielfachen Maßregelungen ausgesetzt, besonders auch deshalb, weil er sich zu sehr an dem Feuertranke Hegels gelabt hatte. Jowett stand in persönlichen Beziehungen zu G. Hermann, Ewald, Erdmann und Lachmann. Seine Übersetzungen von Plato und Thukydides gelten als mustergültig.

Die Stadt Oxford hatte einen langen, wenn auch schließlich vergeblichen Kampf geführt, um mit einer Eisenbahn „verschont“ zu werden. Zur Zeit des Aufenthaltes von Morris und Burne-Jones trug der Ort noch einen vollständig

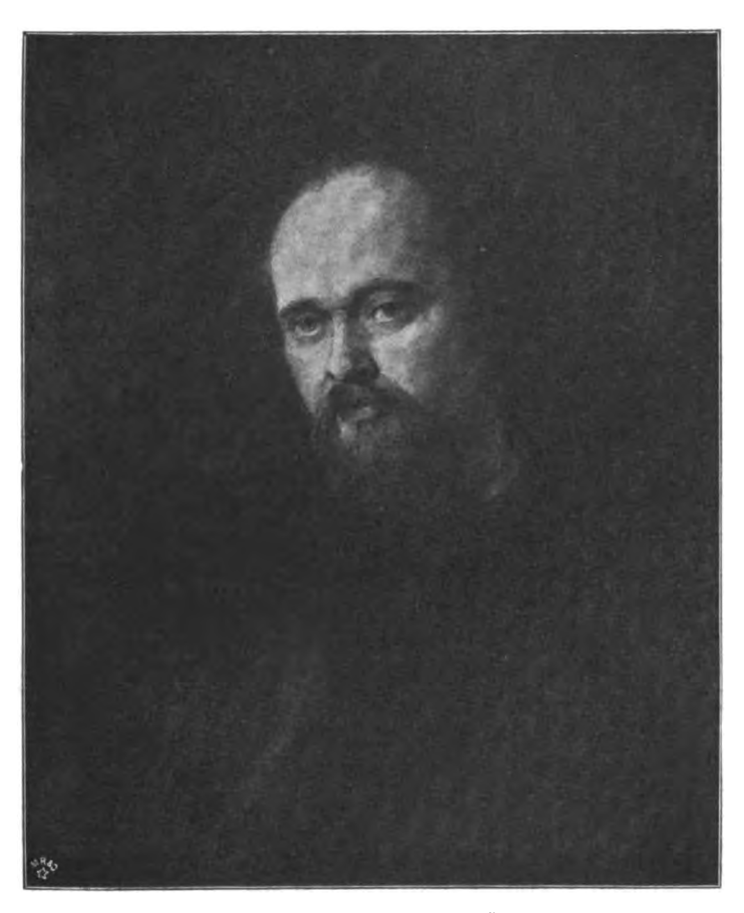


Abb. 4. Dante Gabriel Rossetti. Nach dem Ölbild von G. F. Watts.
(F. Hollyer in London W. 9 Pembroke Square.)

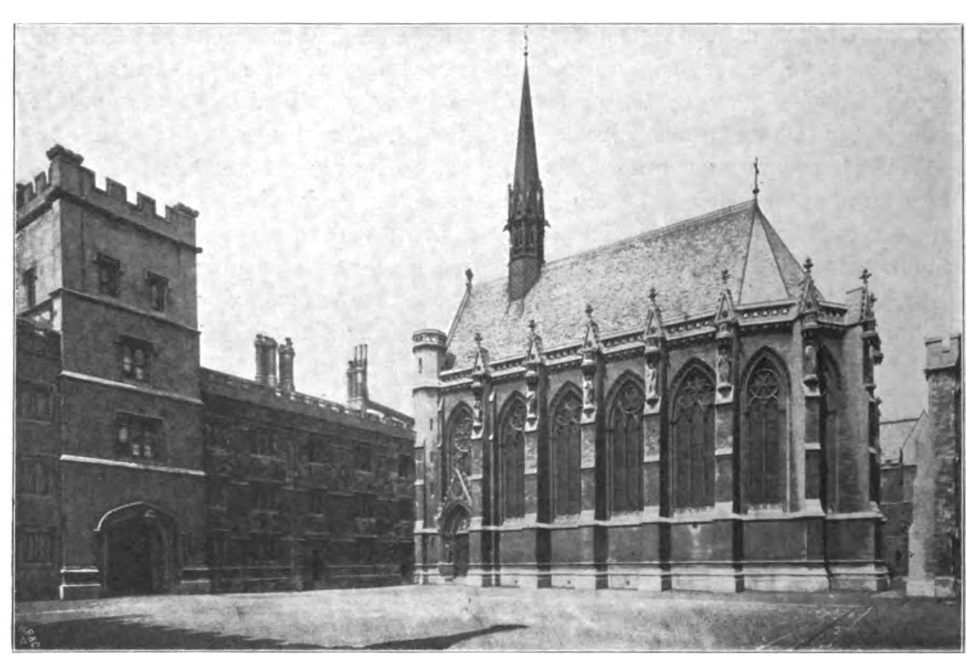


Abb. 5. Exeter College mit Kirche in Oxford, Morris' Studienaufenthalt.

mittelalterlichen Charakter: „Eine Vision von Häusern mit grauen Dächern, eine einzige, lang hingewundene Straße und Geläute unzähliger Glocken", so charakterisiert sie Morris. Exeter College gewährt den Anblick eines alten normännischen Schlosses; das Gemäuer auf der Innenseite ist von Efeu überwuchert, nach der andern Front hin wird der Bau durch die Kapelle beherrscht, ein Umstand, der für ein theologisches Vorbereitungsinstitut nicht gar zu befremdlich erscheinen darf. Unvermittelt endeten die beiden Ausgänge der Hauptstraße in Wiesen. Burne-Jones bemerkt in seinem Tagebuche: „Wir erlitten fast täglich Einbuße an unseren Illusionen, und die Enttäuschungen mehrten sich bald . . ."

Zu ihrem näheren Umgange gehörte Faulkner, ein späterer Mitbegründer der Firma Morris. In launiger Weise erzählt Morris von seinem nachmaligen Teilhaber, wie er zwar Ausgezeichnetes in der Mathematik und Physik leistete, jedoch wegen seiner entsetzlichen Unkenntnis in der Gottesgelahrtheit oft Spott und Witzeleien aushalten mußte und schließlich gut daran tat, der Theologie gänzlich zu entsagen. So bekam er einst viel ärgerliches zu hören, weil er gelegentlich den Propheten Jesaias unter den zwölf Aposteln aufgezählt hatte. Fast möchte ich glauben, daß Morris selbst sich hier einen Witz auf Kosten Faulkners erlaubt hat.

Von seiner Stube aus in Exeter College übersah Morris die altehrwürdige Bodleian-Bibliothek, der er soviel geistige Nahrung verdankte (Abb. 7). Man kann wohl sagen, beide Freunde verschlangen mit Heißhunger den Inhalt vieler ihnen selbst dem Namen nach bisher ganz unbekannter Werke. Vorerst handelte es sich allerdings meist nur um Theologie, Kirchengeschichte, kirchliche Archäologie und hiermit im Zusammenhange stehende Bücher, an denen, wie bekannt, die Bodleian-Bibliothek unschätzbaren Reichtum besitzt. Obschon die Aufgabe veralteter Vorurteile von der Universität gerade nicht in einem der Anschauungsweise unserer Zeit entsprechendem Tempo ausgeführt wird, so muß man doch anerkennen, daß die Verwaltung der Bibliothek in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme macht. Häufig las Morris seinem Freunde laut vor, eine Gewohnheit, die er bis spät in seinem Alter beibehielt. Ebenso wurde er niemals seinen auf der Universität ihm gegebenen Spitznamen „Topsy", abgekürzt „Top", los.

Morris galt damals für einen zur englischen Hochkirche gehörenden Aristokraten. Bei Eintritt seiner Mündigkeit sah er sich in unbeschränktem Besitz einer jährlichen Rente von etwa 20000 Mark. Mehr als einmal schwankte er hinsichtlich des Übertritts zur katholischen Kirche, da in Exeter College zwei



Abb. 6. Exeter College in Oxford, Morris' Studienaufenthalt. (Innenseite.)

sich befehdende Parteien bestanden, von denen jedoch die dem Puseyismus abgeneigte im großen und ganzen das Übergewicht behielt.

Bis jetzt war Dürer sowohl Morris wie Burne-Jones so gut wie unbekannt geblieben. Seitdem aber den beiden Freunden eine Übersetzung von Fouqués Werken in die Hände gefallen war, die unter andern eine Holzschnitt-Reproduktion des Blattes „Der Ritter und der Tod" enthielt, begannen sie den alten deutschen Meister, der ihnen gotisch veranlagt erschien, eifrig zu studieren. Mehrere Romane Fouqués inspirierten Morris derart, daß eine ganze Reihe seiner Arbeiten sich auf des ersteren romantische Stoffe zurückführen läßt. „Thiodolfs Fahrten nach Island", „Der Zauberring" und das fast in alle Sprachen übersetzte Märchen „Undine" zogen seine Phantasie so mächtig an, daß ich als Beweis hierfür z. B. nur die zweimalige Reise von Morris nach Island erwähnen will. Märe und Aventiure hielten unbewußt alle seine Gedanken fest. Wenngleich Fouqué mit „Sigurd dem Schlangentöter" sich offenbar in Regionen wagte, die für ihn zu hoch lagen, so blieb das Thema gleichfalls nicht ohne Einfluß auf Morris. Das Urteil über Fouqué hat mancherlei Änderungen erfahren, allein für Morris, der in den Anschauungen des XII. und XIII. Jahrhunderts lebte und webte, war der deutsche Romanzier schon der richtige Mann. Man mag auch über Fouqué denken, wie man will: jedenfalls verstand er es, den Geist des Rittertums in edleren Gestalten darzustellen als die ungeschickten Verfasser der alten Ritterromane von Schlenkert und Genossen.

Durch Ruskin hören Morris und Burne-Jones zum ersten Male von der neu gebildeten präraffaelitischen Brüderschaft. Morris liest seinem Freunde Tennysons Poem „The Lady of Shalott" vor, für das Holman Hunt in der illustrierten und nach dem Herausgeber der Gedichte des Poeta laureatus benannten Moxon-Ausgabe das Sujet bildlich veranschaulicht hatte.

Ruskin stand in den Augen von Burne-Jones und Morris wie ein Held und Prophet da. Als im Jahre 1853 seine „Stones of Venice" erschienen, war Morris von dem Kapitel „Of the Nature of Gothic" so entzückt, daß er es wie ein Evangelium betrachtete und in liebender Erinnerung an Ruskin diesen Aufsatz als eins der ersten Kelmscott-Produkte neu herausgab. Kaum nach Jahresfrist seit ihrem Eintreffen in Oxford begann das Interesse der beiden jungen Freunde für die Kirche merklich abzunehmen, und an ihre Stelle traten überwiegend der genannte Dichter, der sein Zeitalter in England beherrschende Kunstästhetiker und für Morris die nordische, für Burne-Jones die Sagenwelt der Kelten.

In den Tagen, da Morris und Burne-Jones sich noch auf der Universität aufhielten, jedoch

im Begriff standen, sie zu verlassen und Rossetti kennen lernten, war bereits die Hauptschlacht für die Präraffaeliten siegreich entschieden worden. Ohne Ruskins Hilfe wäre dies höchst wahrscheinlich niemals gelungen. Schon ehe im Jahre 1849 die ersten Werke von Rossetti, Holman Hunt und Millais erschienen, hatte Ruskin durch seine Schriften, in denen er unablässig mahnte, zur Natur zurückzukehren, unbewußt das Terrain für die Präraffaeliten geebnet. Außer den drei erwähnten gehörten ursprünglich noch zu der Brüderschaft: Michael Rossetti, der noch lebende Bruder Dante Gabriels, der später der Schwiegersohn Madox Browns wurde, dann Woolner, Collinson und Stephens. Stephens vertauschte bald den Pinsel mit der Feder und führte als Kunstkritiker die Sache der Präraffaeliten mit großem Geschick. Madox Brown, ein nachmaliger Teilhaber der Firma Morris, trat dem Künstlerbunde formell niemals bei, wenngleich er denselben intellektuell unterstützte. Ruskin, Coventry Patmore, der Dichter Swinburne, Stephens und Morris sind als literarische Streiter für den Präraffaelismus seine besten Exponenten. Rossetti, gleichfalls später Mitinhaber der Firma Morris, hat für die Brüderschaft am meisten durch seine Dichtkunst und Beredsamkeit geleistet. Millais war vor allem Maler und talentvoll; Holman Hunt stellte das positiv christliche Element in der Vereinigung dar.

Während der Studienzeit in Oxford hat Morris nachfolgendes Ave Maria gedichtet, das seinen damaligen religiösen Standpunkt hinlänglich kennzeichnet. Burne-Jones wollte den Inhalt zum Motiv seines letzten Bildes als Andenken an Morris benutzen, als ihn selbst der Tod ereilte. Das Ave Maria lautet:

Queen Mary's crown was gold
King Joseph's crown was red
But Jesus crown was diamond
That lid up all the bed

Mariae Virginis.

Ships sail through the heaven,

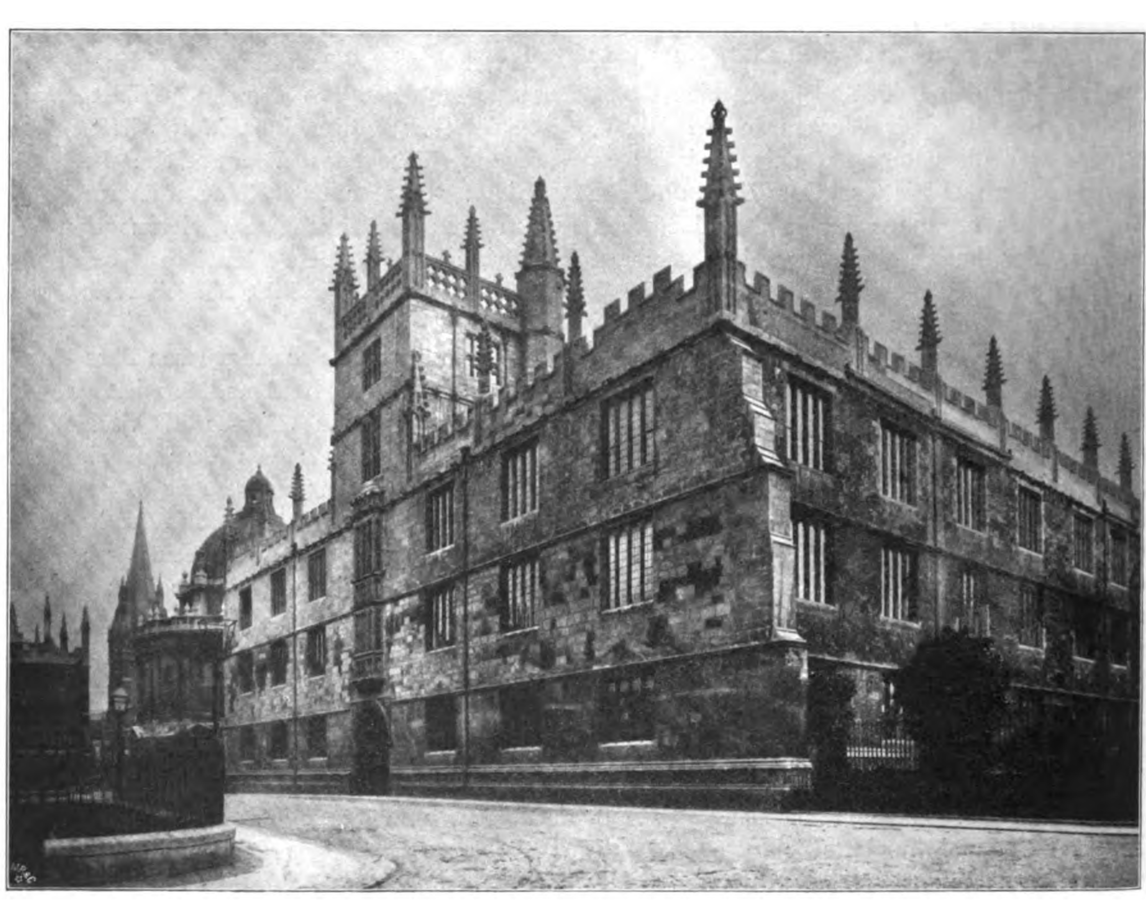


Abb. 7. Die Bodleian Library.

With red banners dress'd
Carrying the planets seven
To see the white brest
Mariae Virginis.

Einige Monate lang ging Burne-Jones mit dem Gedanken um, Dichter werden zu wollen, allein Morris erklärte ihm rund heraus: „Du hast nicht das geringste Talent zum Poeten, und ehe du ein schlechter wirst, will ich dich lieber als einen guten Geistlichen sehen!"

Mr. Pennell, eine Fachautorität in allem, was mit Federzeichnung, Lithographie und Holzschnitt zusammenhängt, bezeichnet William Allinghams „Music Master", 1855 von Moxon verlegt, illustriert von Rossetti, Hughes und Millais, als das erste Buch, das eine neue Epoche in der englischen Buchillustration anhebt. Für eins der dort vorhandenen Bilder, „Elfen Mere", von Rossetti entworfen, interessierten sich Morris und Burne-Jones ganz besonders. Der selbständigste Nachfolger der beiden Meister, Walter Crane, sagt in seiner Autobiographie: „Die Zeichnungen, die mich bezauberten, waren ausschließlich die von Rossetti, Holman Hunt und Millais." Als junger

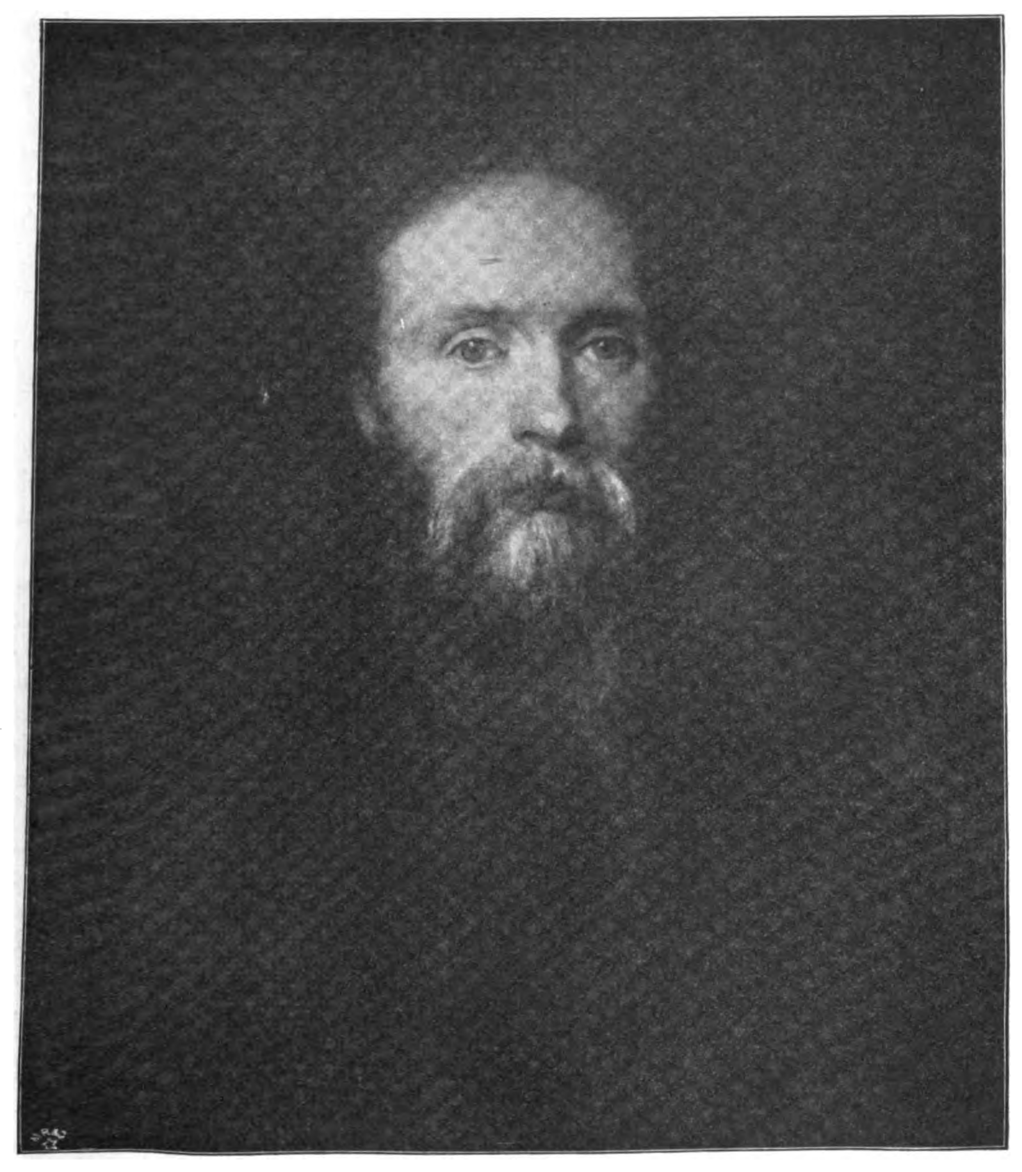


Abb. 8. Sir Edward Burne-Jones. Nach dem Ölgemälde von G. F. Watts.
(F. Hollyer in London W. 9 Pembroke Square.)

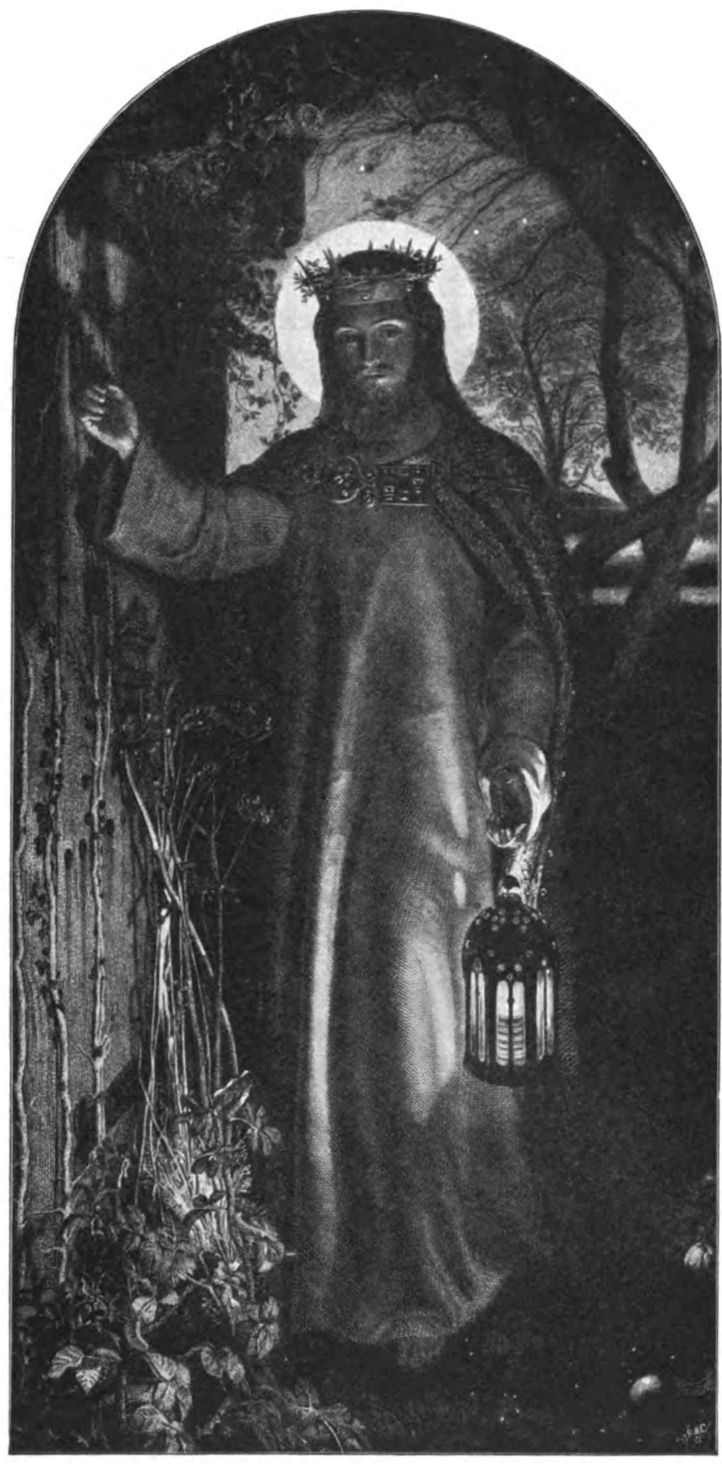


Abb. 9. Das Licht der Welt.
Nach dem Gemälde von Holman Hunt.

Mensch verwandte Walter Crane sein Taschengeld dazu, um sich die von den Präraffaeliten illustrierte Moxon-Ausgabe von Tennysons Gedichten anzuschaffen. In seinem Aufsatz „The english Revival of decorative Art", urteilt Crane über die präraffaelitische Bewegung: „Um den Ursprung unserer Renaissance zu bezeichnen, müssen wir bis auf die Tage der präraffaelitischen Bewegung zurückgehen. Obgleich keines ihrer Mitglieder ein dekorativer Zeichner im strengen Sinne des Wortes war, wenn wir Rossetti ausnehmen, so richteten sie doch durch ihre entschlossene und begeisterte Rückkehr zum unmittelbaren Symbolismus, zum freien Naturalismus, zum poetischen oder romantischen Gefühl des Mittelalters, denen sie die Macht der modernen Analyse hinzugesellte und schließlich durch ihre charakteristisch ausgedrückte Liebe zu jedem Detail, ihre Aufmerksamkeit ebenso sehr auf alle Zweige der Zeichnung wie auf die Malerei."

Nicht zum wenigsten sind Morris und Burne-Jones durch Holman Hunts mystisches Gemälde „Das Licht der Welt" (Abb. 9) veranlaßt worden, sich dem Künstlerberufe zu widmen. In dem Gemälde ist Christus dargestellt, wie er bei Nacht in den Feldern herumwandert und, an die Pforten der Geringen, der Mühseligen und Beladenen klopfend, Einlaß begehrt. Der Heiligenschein wird durch den Mond gebildet. Holman Hunt, die letzte aufrecht stehende Säule des Präraffaelismus, ist derselbe in seiner Kunst wie vor fünfzig Jahren geblieben: er läßt sich weder auf Kompromisse mit dem einzelnen ein, noch macht er Konzessionen an die Menge. Dies Bild des Meisters sowie mehrere andere Werke der Präraffaeliten, welche die beiden Freunde bei Mr. Combe, dem Direktor der Clarendon Press in Oxford, sahen, gaben endgültig den Ausschlag. Kurze Zeit vorher, im Jahre 1855, war Morris in Oxford noch unschlüssig, ob es nicht das beste sei, sein gesamtes Vermögen dazu zu

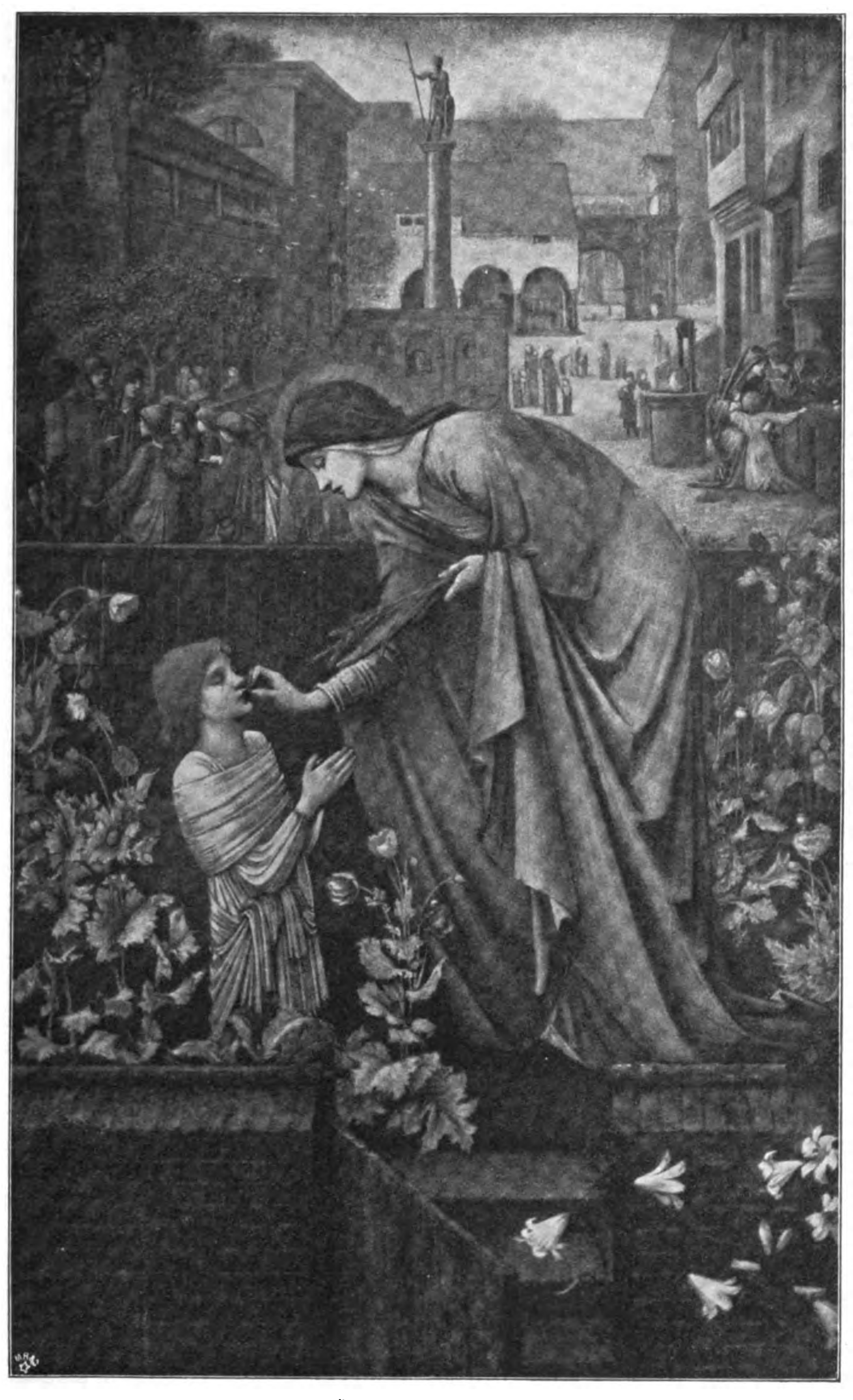


Abb. 10. Die Erzählung der Äbtissin. (Photographie von Caswall Smith in London.)

verwenden, ein Kloster zu gründen. Anregung bekam er zu diesen Plänen durch den mit ihm eng verbundenen Architekten Street, der, ähnlich wie Cornelius und Overbeck in Rom, ein künstlerisches Institut auf religiöser Grundlage errichten wollte.

Madox Brown, der von einem sehr gewichtigen Teil der englischen Kunstkritiker als

der eigentliche Vater des Präraffaelismus angesehen wird, war in Calais geboren und verdankt alles, was er geworden ist, Antwerpen, Paris und Rom. Während seines römischen Aufenthaltes im Jahre 1845 erhielt er bleibende Eindrücke durch Cornelius und Overbeck. Das, was die Präraffaeliten wollten: Wahrheit, das war schon weit früher das grundsätzliche Bestreben der deutschen Schule der „Nazarener" gewesen. Wenn also Madox Brown die Grundlage des englischen Präraffaelismus bildet, so erblickte dieser nach logischer Konsequenz bereits durch Cornelius, Overbeck, Schadow Veit, Schnorr von Carolsfeld und Führich schon dreißig Jahre früher das Licht der Welt als in England. Aus Holman Hunts eigenem Munde habe ich die Bestätigung vernommen, daß Madox Brown ihm wiederholt erklärte, hauptsächlich durch die genannte deutsche Schule in Rom beeinflußt worden zu sein. Von der späteren Firma Morris haben wir nun fünf Partner kennen gelernt, von denen jeder ein Original darstellt: Morris, Burne-Jones, Faulkner, Madox Brown und Dante Gabriel Rossetti. Es traten dann noch hinzu der Architekt Webb und P. Marshall, ein Ingenieur, der mit Madox Brown befreundet war.

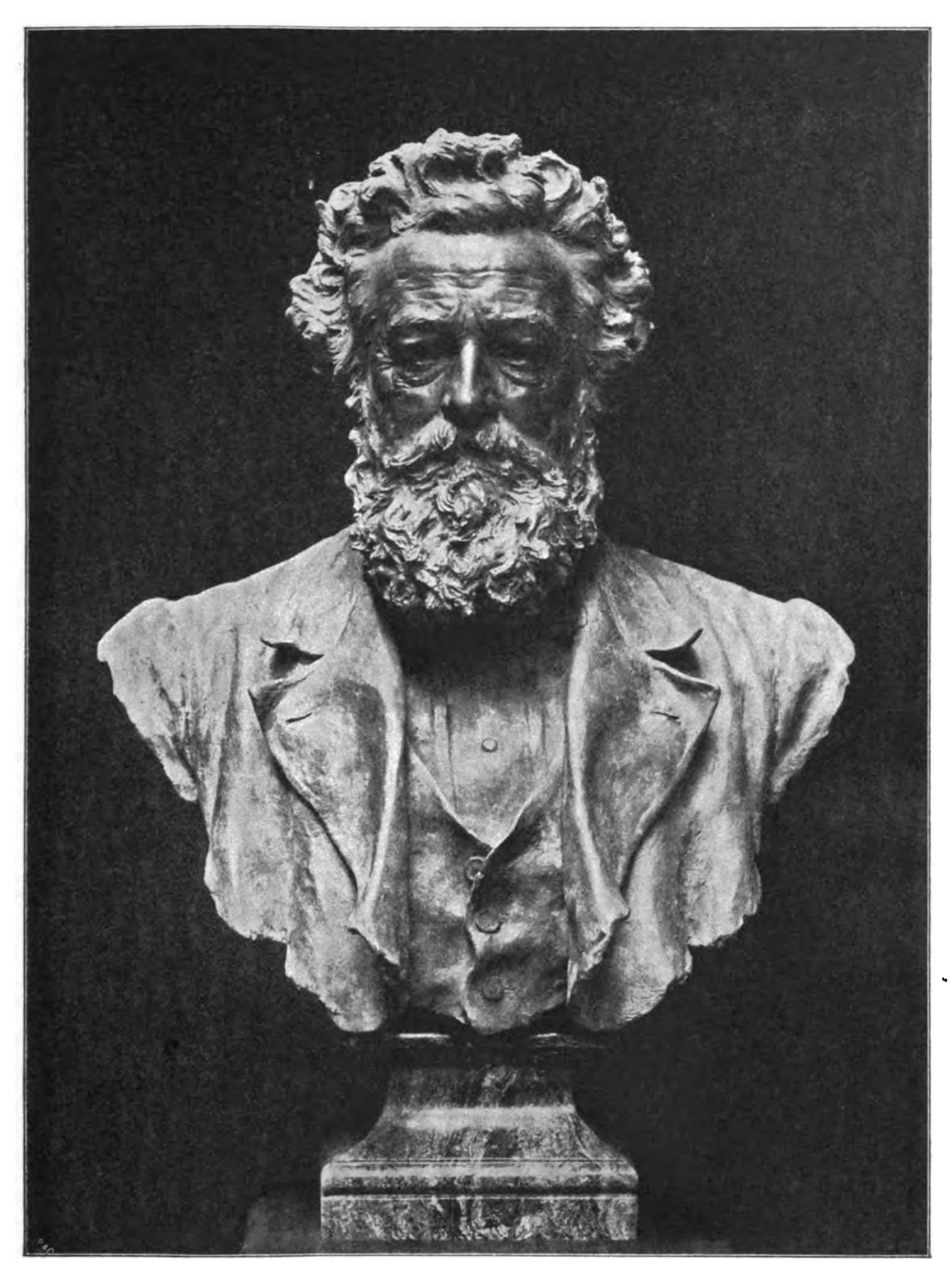
Ende 1855 reift in Morris, nachdem er Frankreich und Holland bereist, und in Burne-Jones seit seiner persönlichen Bekanntschaft mit Rossetti, unwiderruflich der Entschluß, der Theologie zu entsagen, um sich der Kunst ausschließlich zu widmen. Morris bleibt aber zunächst noch in Oxford und erhält, nachdem er sein Examen bestanden, den ersten akademischen Grad. Bezeichnend genug arbeitet er dann während neun Monaten bei dem Architekten Street, dem Erbauer der Londoner Gerichtshöfe, über deren architektonischen Wert die Ansichten sehr auseinandergehen. Morris sieht in der Architektur die Grundlage aller Kunst und wendet sich mit Vorliebe der Gotik zu.

In England geschieht es weit häufiger als bei uns, daß der Künstlerstand sich aus Personen ergänzt, die auf der Universität studiert haben. Noch auf der Hochschule hatte Morris *„The Oxford and Cambridge Magazine"* gegründet, das aber nur während des Jahres 1856 erschien und für das er acht größere Prosa-Aufsätze, einige kleinere Essais und fünf Gedichte als Beiträge geliefert hatte. Der wertvollste unter diesen betitelt sich „The Hollow Land"; dazu kommt das ausgezeichnete lyrische Gedicht „Summer Dawn". Als Verleger sind genannt: Bell & Daldy, London, Fleet Street; ein Exemplar dieser Zeitschrift ist heute sehr schwer zu erlangen.

Ruskin schrieb mehrfach an Morris, um den Namen dieses oder jenes anonymen Mitarbeiters zu erfahren. Zur gleichen Periode sandte Rossetti einen für ihn und sein überschwengliches Urteil ungemein charakteristischen Brief an William Bell Scott: „Zwei junge Leute, die beabsichtigen, das ‚Oxford und Cambridge Magazine' herauszugeben, sind kürzlich nach London gekommen und sind jetzt meine intimen Freunde. Sie heißen Morris und Jones. Sie sind Künstler geworden, anstatt eine Laufbahn zu verfolgen, zu der die Universität gewöhnlich führt. Beide sind Männer von wahrhaftem Genie. Jones' Zeichnungen sind wirkliche Wunder von Ausführung und phantasiereichen Details und vielleicht von niemand außer durch Dürers beste Werke übertroffen. Obgleich Morris bis jetzt noch keine Übung besitzt, so zeigt er doch die gleiche Kraft. Außerdem hat er wundervolle Poesien verfaßt."

Gegen Ende des Jahres siedelten Morris und Burne-Jones endgültig nach London über und bezogen hier gemeinschaftlich eine in Red Lion Square No. 17 belegene und früher von Rossetti und Deverell als Atelier benutzte Wohnung. Die Freundschaft des ersteren mit den beiden jungen Künstlern war zweifellos eine auf idealer Grundlage entstandene; sie lernten viel von Rossetti und waren ihm sicherlich zu großem Dank verpflichtet; indessen auch Rossetti ging keinesfalls weder ideell noch materiell leer aus: er war gleichfalls der empfangende Teil. Die anregende Originalität von Morris und Burne-Jones darf durchaus nicht unterschätzt werden, und außerdem trug jener als reicher Mann nicht wenig dazu bei, die chronische Finanznot seines Lehrers nach Möglichkeit dadurch zu mildern, daß er Bilder von ihm kaufte.

Das von Watts ausgeführte Porträt Dante Gabriel Rossettis (Abb. 4) zeigt uns den Träumer und Malerpoeten mit dem Shakespeare-Kopf in etwas idealisierter Auffassung. Der Meister hat es verstanden, den auf den



William Morris.
Nach der Büste von H. C. Fehr.

ersten Blick hin empfangenen Eindruck der Persönlichkeit Rossettis, der kein zu bestechender war, durch Ausgleichung gewisser Kontraste sympathischer zu gestalten.

Eins der farbenfreudigsten, in demselben Jahre (1865) von Watts gemalten Bildern, betitelt „Bianca", erweist die nähere Verbindung der beiden Künstler zu dieser Zeit auch durch den Umstand, daß die in der „Bianca Capello" dargestellte Person die Züge der Miß Ford trägt, die zu jener Epoche das Modell Rossettis war.

Hier in Red Lion Square gestaltete sich das Leben von Morris und Burne-Jones etwas à la Bohême, obschon durch zwei wichtige Punkte unterschieden von dieser Lebensweise. Vor allem kannte Morris die wirklich drückenden, die entmutigenden und niederwerfenden Sorgen um das nackte Dasein nicht und zweitens arbeitete er mit zähester Energie. Trotz seiner Mittel war von einem eigentlichen Müßiggang keine Rede, wenngleich sich über sein Verhältnis zu der „Red Lion Mary" ein ganz hübscher Legendenkreis bildete, der sogar nach dem Vorbilde des Dekameron ein Buch von hundert Geschichten gezeitigt haben soll. Das genannte Fräulein besorgte die Wirtschaft für Burne-Jones und Morris, kochte, nähte und stopfte, vergaß aber auch alles darüber, wenn sie beim Malen zusehen oder die neuesten Gedichte von Morris lesen konnte. Sie war nicht ganz ungebildet und stand am liebsten Modell, so daß sie infolge ihrer vielseitigen guten Eigenschaften schließlich eine gewisse Berühmtheit in dem Freundeskreise der beiden Künstler erlangte.

Aus dieser Vie Bohême heraus bildete sich auf die natürlichste Weise für Morris der Entschluß, seine Kräfte der Kunstindustrie zu weihen. Es kamen nach sauber entworfenen Zeichnungen Tische und Stühle zustande, die für Karl den Großen in bezug auf Maß und Festigkeit gedient haben konnten, und die seinerzeit auch Verwertung für die Vorlagen zur Illustrierung von „König Arthurs Tafelrunde" fanden. In der Wohnung in Red Lion Square war nämlich so gut wie kein brauchbares Stück Möbel und was überhaupt an Einrichtungsgegenständen vorhanden war, widerstrebte dem künstlerischen Sinne und Stilgefühl von Morris derart, daß er sich kurz entschlossen hinsetzte, Modelle zeichnete, zu den besten Handwerkern in der Nachbarschaft eilte und mit diesen unter Überwachung der betreffenden Aufträge handeleins wurde. Ganz so glatt und rasch ging die Sache natürlich nicht immer vor sich, aber schließlich übertrug Morris seine Ideen doch siegreich auf die Praxis. Unter allen Umständen bildeten sie die Grundlage für die spätere berühmte Weltfirma und für die Wiedergeburt des Kunsthandwerks in England.

Red Lion Square wurde bald ein Mittelpunkt für viele Künstler und solche Personen, die sich für Kunst interessierten. Man kam und ging zwangslos ein und aus; von irgend einem regelmäßigen Leben war keine Rede. Rossetti trug in seiner Ruhelosigkeit und durch sein Verhältnis zu Miß Siddal dazu gleichfalls bei, um die für die Bohême notwendigen Elemente zu liefern. Als Morris zu einer Illustration der Nibelungen den Hintergrund in Gestalt einer mittelalterlichen Stadt gemalt hatte, rief Burne-Jones begeistert aus: „Das ist besser als Rossetti es vermag!" Die Antwort von Morris aber lautete: „Das ist unmöglich!"

Morris stand damals so unbedingt unter dem Banne und der Herrschaft Rossettis, daß es nötig erscheint, einen kurzen Blick auf den Malerpoeten zu werfen, von dem man sagt, er hätte am besten getan, seine Gedichte zu malen und seine Bilder zu dichten. Das mit achtzehn Jahren verfaßte Poem „The blessed Damozel" ist ein so großes Meisterwerk, daß es fast unbegreiflich erscheint, warum er nicht bei der Dichtkunst allein verblieb. Jedenfalls ist er das hauptsächlich treibende Element in der gesamten präraffaelitischen Bewegung gewesen. Sein Stil ist dekorativ, mystisch, mitunter apathisch, schwül und müde, aber niemals gewöhnlich, sondern stets von erhabenen Ideen getragen. Der Wert seiner eigenen malerischen Leistungen wurde nicht nur von Morris, sondern auch von den Zeitgenossen zu hoch geschraubt. Das rein künstlerische Talent in ihm war nicht stark genug, um in der Malerei das höchste zu erreichen; indessen seine Anregung, seine unermüdliche und begeisterte Hingabe an die gemeinschaftliche Sache, seine zündenden Reden, und vor allem die freie, offene, hinreißend liebenswürdige Persönlichkeit Rossettis, erhöht in ihrem Reiz durch eigenartiges Wesen, haben am meisten dazu beigetragen, Anhänger zu gewinnen. Rossetti hat die präraffaelitische



Abb. 11. Die Anbetung der drei Weisen des Morgenlandes.
Im Exeter College, Oxford. Gobelin, ausgeführt von Morris & Co. in London.

Bewegung in Fluß erhalten. Morris und Burne-Jones sagen ihm nach, daß er ein schlechter Rechner war, aber wenn er Geld besaß, was allerdings nicht zu oft der Fall gewesen sein soll, stets für seine Umgebung eine offene Hand hatte.

Zehn Jahre dauerte es, bis er sich zu dem Entschluß aufraffen konnte, Miß Siddal, sein Modell und seine Liebe, zu heiraten. Als diese dann plötzlich starb, überkam ihn eine solche Fassungslosigkeit, daß er seine Gedichte in ihr goldenes Haar wickelte und mit ihr begraben ließ. Wenn man diese Äußerung des Schmerzes und sein überwallendes Herzensgefühl verstehen kann, so ist es doch geradezu unbegreiflich, wie Rossetti sich zu der grauenvollen Handlung hat verleiten lassen, die Ruhe seiner heißgeliebten Miß Siddal (unter welchem Namen sie allgemeiner bekannt blieb) zu stören, um die im Sarge befindlichen Manuskripte verwerten zu können. Für das sensationsbedürftige, lüsterne Publikum war allerdings seit langer Zeit kein so pikantes Objekt auf den Markt gekommen, wie die unter so eigentümlichen Verhältnissen wieder an das Tageslicht hervorgezogenen Gedichte. Wenn man dann bedenkt, daß Morris mit Rossetti später zusammen wohnte, sein Associé wurde, letzterer in der großen Krise bei Auflösung der zuerst begründeten „Firma Morris“ aber seinen Freund im Stich läßt, schließlich jedoch von diesem großmütig Verzeihung erhält: so wird man den Einfluß ermessen, den Rossetti auf Morris ausübte. Obgleich jener während seines Lebens für einen Atheisten galt, besiegelte er die seltsamen Widersprüche seiner problematischen Natur noch dadurch, daß, als es zum Sterben ging, er bei einem katholischen Priester Generalbeichte ablegte.

Als in Red Lion Square die nach den Zeichnungen von Morris angefertigten Möbel

einge troffen waren, glaubte er und Burne-Jones, daß sie eigentlich nur dazu angeschafft worden seien, um von ihnen durch bildliche Dekoration verschönert zu werden. Beide trieben diese Malwut bis zu den äußersten Konsequenzen. Abgesehen davon, daß einige wirklich gelungene Resultate zu verzeichnen sind, bieten uns diese doch auch den Vorteil, als Wegweiser für die Kenntnis der damaligen literarischen Studien der beiden Freunde zu dienen. So wird uns durch die Ausschmückung eines Kleiderschrankes, der bis zu Morris' Lebensende die Hauptzierde seines Wohnzimmers bildete, die Kunde, daß die Freunde sich derzeitig eifrig mit Chaucer beschäftigten.

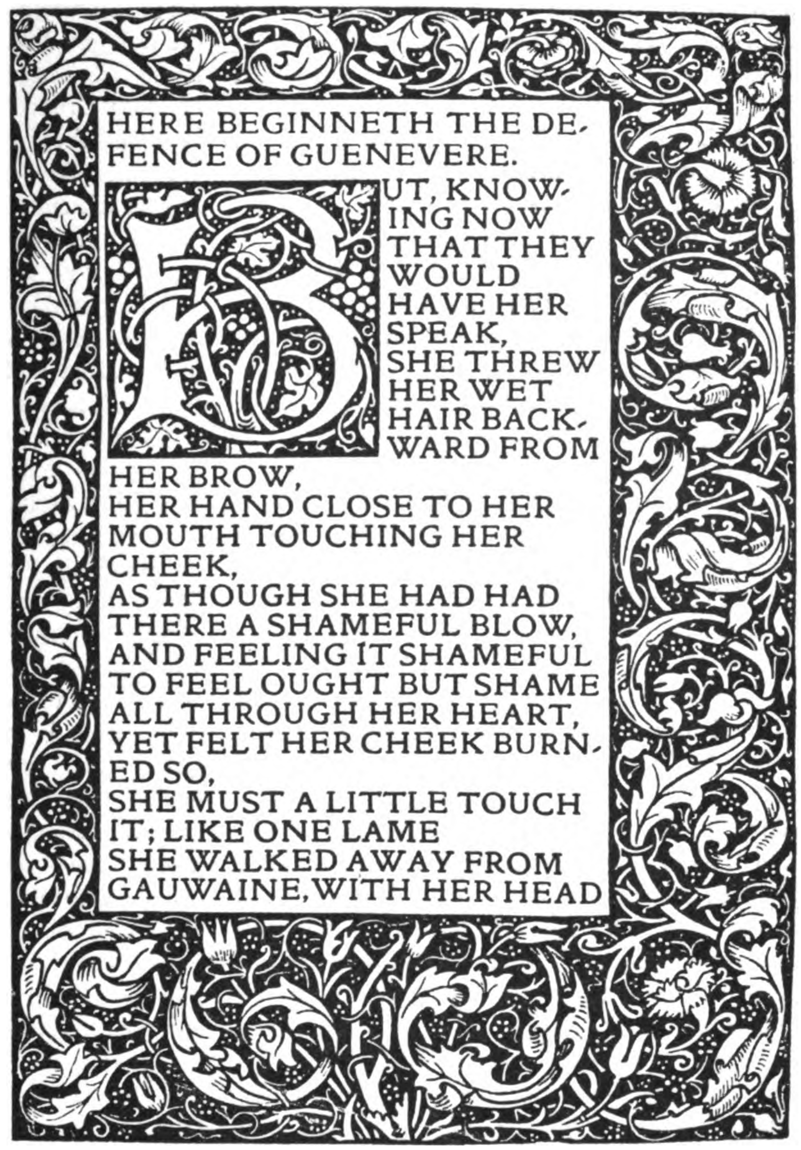

HERE BEGINNETH THE DEFENCE OF GUENEVERE.
BUT, KNOWING NOW THAT THEY WOULD HAVE HER SPEAK,
SHE THREW HER WET HAIR BACKWARD FROM HER BROW,
HER HAND CLOSE TO HER MOUTH TOUCHING HER CHEEK,
AS THOUGH SHE HAD HAD THERE A SHAMEFUL BLOW,
AND FEELING IT SHAMEFUL TO FEEL OUGHT BUT SHAME
ALL THROUGH HER HEART, YET FELT HER CHEEK BURNED SO,
SHE MUST A LITTLE TOUCH IT; LIKE ONE LAME
SHE WALKED AWAY FROM GAUWAINE, WITH HER HEAD

Abb. 12. The Defence of Guenevere. (Kelmscott Press.)

Das Interesse für Chaucer liegt nicht so sehr in seiner Darstellung mittelalterlichen Lebens als in jener fast prophetischen Vorhersage der kommenden Veränderung in der mittelalterlichen Lebens- und Weltanschauung. Wie in Italien Petrarca der Bahnbrecher des Humanismus wurde, so ähnlich verhält es sich mit Chaucer für England. Für das Zitieren von Chaucers Geist war es kaum möglich, sowohl in Druck, Illustration und Ornamenten geeignetere Werke zu schaffen, als sie von Morris und Burne-Jones entstanden. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Chaucer es war, der der englischen Sprache erst Harmonie und Grammatik gab, sie für die feineren Schattierungen der Charakterzeichnung befähigte und somit die Form schuf, in der die Philosophie und höhere Literatur sich ausdrücken konnten, so wird man einerseits die Vorliebe der beiden jungen enthusiastischen Freunde ebenso gut verstehen, wie umgekehrt die Gleichgültigkeit Ruskins unbegreiflich erscheint.

Das oben erwähnte Gemälde für den Kleiderschrank, betitelt „The Prioress Tale", wurde nach gemeinschaftlichem Entwurfe von Burne-Jones und Morris durch ersteren im Jahre 1859 in Farbe fertiggestellt. Das Sujet stellt in Übereinstimmung mit Chaucers Text die Jungfrau Maria dar, wie sie einem erschlagenen Knaben ein Korn unter die Zunge legt und dieser infolgedessen das Bewußtsein behält, Gott, Christum und die Jungfrau unaufhörlich singend lobt, aber nicht eher zur Seligkeit eingehen kann, bis der Abt ihm das Korn entfernt. Ein Doppelwunder ist vollbracht von der Muttergottes und dem Abt, der, wie Chaucer sagt,

„ein heiliger Mann war, wie Mönche sind oder aber sein sollten“. Durch diesen Satz wird Chaucer schon allein hinlänglich gekennzeichnet. Er bildet in gewissem Sinne den Übergang vom altscholastischen Kirchenglauben zu den freieren, in der Epoche der Elisabeth herrschenden Ansichten. Die Szenerie in dem Bilde „Die Erzählung der Äbtissin“ (Abb. 10) stellt eine kleine Stadt in der Zeit des Mittelalters dar. Die Malweise zeigt ein Gemisch italienischer, altdeutscher und eigenartiger Manier. Morris benutzte die Arbeit später für seinen großen „Chaucer“, in dem es in etwas veränderter Fassung als Illustration erscheint.

1857 begab sich Morris mit Burne-Jones und einigen andern Jüngern der neopräraffaelitischen Kunst nach Oxford, um dort die Union-Bibliothek mit Fresken auszuschmücken, deren Sujets nach Tennysons „Morte d'Arthur“ bestimmt waren. Um es voraus zu sagen: wegen ihrer Unkenntnis der Technik mißglückte dieser Versuch vollständig, so daß von der betreffenden Malerei mit geringen Ausnahmen so gut wie nichts übrig geblieben ist. Die Temperamalerei in Red-House, das spätere Heim von Morris (Abb. 3), dann von Mr. Charles Holme, Redakteur und Eigentümer der Kunstzeitschrift „The Studio“, bewohnt, gelang jedenfalls bedeutend besser als der Versuch in Oxford. Leider sind aus verschiedenen Gründen Reproduktionen der dargestellten Szenen nach der alten Romanze „Sir Degrevant“ nur in sehr unbrauchbarem Zustande zu erlangen. Diese Tatsache ist besonders deshalb zu bedauern, weil der König und seine Gemahlin die Züge von Mr. und Mrs. Morris tragen. Die Wanddekoration bildet in ihrem Entwurf ein Gemisch verschiedener Stile und zwar insofern, als der Vorgang von der einfachen primitiven Szene Cimabues oder Giottos sich zum Gemälde gestaltet in der Manier Filippino Lippis und Benozzo Gozzolis, der ebenso, wie es hier geschah, einen Schritt weiter noch dadurch geht, daß er Porträts von Zeitgenossen in die Darstellung einführt.

Mrs. Alfred Baldwin besitzt ein von Morris im Jahre 1857 illuminiertes Manuskript in gotischen Buchstaben, das uns den Beweis liefert, wie tief dieser in den Geist des Mittelalters eingedrungen war; er lebte eigentlich nur zufällig im XIX. Jahrhundert. Der Text, der sich an ein Grimmsches Märchen anlehnt, nimmt eine durch Randdekorationen illuminierte Seite ein und in die farbigen Initialen ist ein Bild eingefügt. Das Prosa-Schriftstück läßt deutlich die von Morris erfaßten Grundsätze der alten Miniatoren erkennen. Aus dem Jahre 1856 ist auch noch ein Brief Rossettis erhalten, in dem er über Morris schreibt: „In allem, was Illumination anbetrifft, vermag ihn niemand in unserer heutigen Zeit zu erreichen.“ Hierbei sei bemerkt, daß Morris das menschliche Gesicht, Tiere und namentlich Vögel schlecht zeichnete, so daß in Bordüren und Buchdekorationen in der Regel die letzteren Webb und die Figuren Burne-Jones entwarf.

Zu den neu sich einstellenden Besuchern in Red Lion Square gehört eine für die Lebensbeschreibung von Morris weitere, auch für die Zeitgeschichte wichtige Person: der Dichter Swinburne. An Stelle des alten, in der Auflösung begriffenen präraffaelitischen Bundes von Holman Hunt, Rossetti und Millais erhebt sich nun ein anderes Dreigestirn am englischen Kunsthimmel, in der Literatur und im Kunstgewerbe: Morris, Burne-Jones und Swinburne. In dem von Burne-Jones angefertigten Gemälde „Die Anbetung der drei Weisen des Morgenlandes“ sind die letztgenannten drei Freunde als die Gaben darbringenden drei Könige, Mrs. Morris als die Jungfrau Maria dargestellt. Bedauerlicherweise eignet sich wegen seiner zu dunklen Farben dies Werk nicht besonders gut zur Reproduktion. Dasselbe Sujet in anderer Auffassung und als Vorlage dienend für einen aus der Fabrik von Morris hervorgegangenen Gobelin, eine der besten Fachleistungen der Kunstindustrie überhaupt, ist dagegen hier wiedergegeben (Abb. 11). Diese Arbeit bildet jetzt die Zierde von Exeter College. Die Vorlage zu dem Gewebe befindet sich in Gestalt eines Aquarells im Museum Birminghams und gibt ein schönes Beispiel ab für die Eintracht, mit der Morris und Burne-Jones gemeinschaftlich arbeiteten: der erstere zeichnete den Vordergrund, den Hintergrund und die Dekoration; außerdem traf er die Auswahl der Farben; Burne-Jones entwarf dagegen den figürlichen Teil der Komposition, ein Kunstfeld, auf dem, entgegengesetzt zu ersterem, hauptsächlich sein Schwerpunkt ruht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß ferner bemerkt werden, daß der Titel für den Teppich lautet: „Anbetung der

drei Weisen des Morgenlandes", dagegen für die Aquarellvorlage „Stern von Bethlehem".

Als Produkte der dichterischen Tätigkeit Morris' aus dem Jahre 1857 soll sein erstes lyrisches Poem von Bedeutung, *„The Willow and the Red Cliff"*, genannt werden, das in seinem mystisch-phantasievollen Stil an William Blake, den Nachfolger Swedenborgs, erinnert.

Dichterische Tätigkeit nimmt Morris auch während des Jahres 1858 in Anspruch. So entsteht in diesem Zeitabschnitt das Poem *„Sir Galahad. A Chistmas Mystery"*, Bell & Daldy, London, 186 Fleet Street, enthaltend 18 Seiten Text. Infolge der regen Nachfrage wurde das Werk in unautorisierter Weise unter Verschlechterung durch viele Druckfehler in Faksimile wiederholt. Mr. Temple Scott, der Bibliograph von Morris, ist der Ansicht, daß es von der ersten Ausgabe nur noch ein einziges echtes Exemplar gebe. Ferner vollendete Morris *„The Eve of Crescy"*, *„The Prayse of my Lady"* und *„King Arthurs Tomb"*. Die Studien über König Arthur führten zur Abfassung der Dichtung *„The Defence of Guenevere and other Poems"*, deren Inhalt dem Autor auch Veranlassung bot zur Herstellung eines Gemäldes, das vielleicht als das einzigste von seiner Hand vollständig durchgeführte zu bezeichnen ist. Ganz besonders hoch schätzte zu jener Zeit Robert Browning den immer seltener werdenden Band, der 1875 von der Firma Roberts in Boston in 8°-Format unbefugt nachgedruckt und im Jahre 1904, von Robert Steel mit einer Vorrede versehen, neu herausgegeben wurde (London. Moring. 2 Schilling 6 Pence). Guenevere, zu deutsch Ginevra und alt-wallisisch Ghwenhwyar, war die schöne Gemahlin König Arthurs, mit der er zu Caerlleon am Usk in Wales residierte, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, vielen hundert Rittern und schönen Frauen, die in bezug auf Tapferkeit und feine höfische Sitte aller Welt zu mustergültigem Vorbilde dienten. Als Heerfürst der Briten besiegte Arthur in vielen Schlachten die Sachsen, zog nach Schottland und Irland, nach Dänemark und Norwegen, ja selbst nach Frankreich, wo er bei Paris ein großes römisches Heer besiegte. Während seiner Abwesenheit empörte sich jedoch sein Neffe Modred und verführte des Königs Gemahlin Ginevra. Arthur kehrte nun zwar eiligst zurück und lieferte seinem Neffen eine Schlacht, allein er fand den Tod auf dem Kampfplatz.



Abb. 13. Lord Tennyson.
Miniaturkopie von Miß Ethel Webling nach dem von G. F. Watts angefertigten Bildnis in der National Portrait Gallery.

Soweit der festgelegte und mehr oder minder als historisch anerkannte Typus des Königs. Hier im Gedicht klagt Gawein die hinterbliebene Witwe an, während Lebzeiten Arthurs mit dem das leichte, heißblütige Element der Tafelrunde vertretenden Lanzelot den Ehebruch vollzogen zu haben. Guenevere beteuert in allen Formen und zuletzt durch Schwur ihre Unschuld, beschwert sich über Arthurs Vernachlässigung und fragt, ob sie den Werbungen Lanzelots gegenüber denn dauernd ein Stein hätte bleiben sollen? „Stone cold for ever?"

„Careless of most things, let
the clock tick, tick
To my unhappy pulse beat
night through
But Arthur's great name and
his little love."

Kurz und gut, Morris läßt die „Defence of Guenevere" als glaubhaft gelten und führt ihre Verteidigung zum befriedigenden Schluß. Dadurch, daß er sich des Uhrtickens zum Vergleich bedient, begeht er einen jedenfalls übersehenen Anachronismus. Ein gleicher Verstoß bei Schilderung eines Turniers findet sich im weiteren Verlauf der Dichtung.

Morris lebt im übrigen nicht nur in den Charakteren seiner poetischen Figuren, sondern auch in allen Details ihrer Umgebung. Ihm war die Gabe eigen, die handelnden Personen und ihre Abenteuer so vorzuführen, als ob er sie wirklich gesehen habe, und entgegengesetzt zu Tennyson legt er keine moderne Sentimentalität in früh-mittelalterliche Erzählungen

hinein. Auch besitzt er vor Browning den Vorzug, nicht wie dieser, halb historisch, halb kritisch sein zu wollen. Morris' Bericht über den großen Kampf in Atlis Halle kann nur von einem Manne herrühren, der sich mit ganzer Seele in die kleinsten Einzelheiten der Materie und in die Sitten der darzustellenden Epoche versenkt hat. So z. B. ruht eine überzeugende Wahrhaftigkeit in Gueneveres Beschreibung eines Turniers.

Während des Autors Lebzeiten erschien das Buch in drei verschiedenen Versionen:

1) „Defence of Guenevere." Bell & Daldy, 1858. „To my friend Dante Gabriel Rossetti, Painter, I dedicate these Poems." Trotzdem 500 Abzüge gedruckt wurden, hält es heute ziemlich schwer, noch ein Exemplar aufzutreiben.

2) 1875 fand ein durch Ellis und White, London, New Bond Street veröffentlichter Neudruck statt.

3) 1892 wurde das Werk abermals, jedoch in veränderter Gestalt, Klein-Quart, in schwarz und roten Buchstaben durch die Kelmscott Press gedruckt. Von den 169 Seiten des Buches besitzt die erste einen ornamentalen Rand und setzt folgendermaßen ein: „Here beginneth the Defence of Guenevere" (Abb. 12) und schließt mit dem Kolophon: „Here ends the Defence of Guenevere and other Poems written by William Morris; and printed by him at the Kelmscott Press, 14 Upper Mall, Hammersmith in the County of Middlesex and finished the 2nd day of April of the year 1892, sold by Reeves & Turner, 196 Strand, London." Obgleich die Auflage auf Papier 300 Exemplare (zu 2 Guineen) und die auf Velin 10 Exemplare (zu 12 Guineen) stark war, gehört das in der „goldnen Type" gedruckte Werk heute gleichfalls zu den Seltenheiten.

Das Wort „Guenevere" wurde in sämtlichen Exemplaren von Ellis Hand in mittelalterlichen Buchstaben mit Tinte geschrieben. Außerdem ist die Dichtung das erste, in biegsamem, weißgelben Pergament gebundene Buch der Kelmscott Press. Zweifellos bildet die Grundlage für die ganze Arbeit Malorys „Morte d'Arthur" sowie Froissarts Chronicles, und da ferner Rossetti schon im Jahre 1857 eine Porträtfederzeichnung von Miß Jane Burden, nachmaligen Mrs. Morris, unter dem Titel „Queen Guenevere", jetzt in der Galerie von Dublin befindlich, angefertigt hatte, so scheint auch Rossetti ihn beeinflußt zu haben. Durch obige Widmung will der Autor wohl Rossettis Einwirkung anerkennen.

Während dieser Zeit blieb die Wohnung in Red Lion Square fast vereinsamt, da Burne-Jones ernstlich erkrankte und zur besseren Pflege freundliche Aufnahme bei der Familie des kürzlich verstorbenen Malers Val Prinsep in Little Holland House fand, das außerdem noch Watts bewohnte und später durch ihn zu Berühmtheit gelangte. Morris selbst hielt sich viel in Oxford auf, da er von dort durch einen Magneten in Gestalt der Miß Burden stark angezogen wurde. In dem erwähnten Porträt derselben von Rossettis Hand aus dem Jahre 1857 findet sich die Angabe „aet. 18". Nachdem Morris noch im Jahre 1858 mit Faulkner und Webb eine gemeinschaftliche Reise nach Frankreich angetreten hatte, verheiratet er sich am 26. April 1859 mit Miß Jane Burden in Oxford, bei welcher Gelegenheit Burne-Jones und Faulkner als Trauzeugen figurierten. Er selbst war damals 25 Jahr alt; mit diesem Zeitpunkte schließen seine inneren Beziehungen zu Oxford endgültig ab.

Nach der Rückkehr von einer bis Basel ausgedehnten Hochzeitsreise bezog das neuvermählte Paar zunächst eine möblierte Wohnung in Great Ormond Street Nr. 41, während Burne-Jones sich in Charlotte Street einquartierte. Die frei gewordenen Räume in Nr. 17 der Red Lion Square wurden noch kurze Zeit zu Geschäftszwecken benutzt, dann aber im Jahre 1861, einige Häuser weiter, in Nr. 8, Werkstätten aller Art hergerichtet. Es ereignete sich oft genug, wenn Morris bei Burne-Jones zu Mittag aß und in seiner Nonchalance in einfacher Bluse herüberkam, daß ein ihn nicht erkennendes Dienstmädchen den Gast vor der Türe stehen ließ, um zu melden, ein Arbeiter warte draußen. Und wenn dann in Rückerinnerung die Zeit an uns vorüberzieht, in der Morris bei fröhlicher Tafelrunde in voller Ritterrüstung, wie er vielleicht eben für Burne-Jones oder einen andern Malerfreund Modell gestanden, neben Rossetti und Miß Siddal sitzt, so ist es wirklich nicht zu verwundern, daß heute noch eine Art „Morris-Mythologie" Red Lion Square umschwebt.

Germania *
an ihre Kinder,

eine Ode
von
Heinrich von Kleist.

§. 1.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost und Nordsee her!

Chor.

Horchet! – Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

---

* Diese Ode überläßt der Verf. jedem Buchhändler, der sie drucken will, und wünscht weiter nichts, als daß sie einzeln erscheinen und schnell verbreitet werden. H. v. Kl.

§. 2.

Deutsche, muth'ger Völkerreigen,
Meine Söhne, die, geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Cohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit der Keule, mit dem Stab,
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

§. 3.

Wie der Schnee aus Felsenrissen:
Wie, auf ewigen Alpen Höhen,
Unter Frühlings heißen Lüften,
Sinkend auch die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Feld folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Ströme sind ein Ocean!

Chor

So verlöscht, wenn der Kaiser,
Eure Hütten, unsre Häuser,
Schirmt, ein unerlöschtes Meer,
Über dieses Frankenheer!

§. 4.

Alle Plätze, Trift' und Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

§. 5.

Nicht die Flur ist's, die zertretne,
Unter ihrem Rossen sinkt,
Nicht der Mond, der, in den Städten,
Aus den öden Fenstern blinkt,
Nicht das Weib, das, mit Gewimmer,
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Lohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Euren Schlachtruhm laßt euch schenken:
Wenigen, die sein gedenken.
Höher, als der Erde Gut,
Schwillt die Seele, flammt das Blut!

§. 6.

Gott und seine Allvertreter,
Und dein Nam', o Vaterland,
Freiheit, Stolz der bessern Väter,
Sprache, die, dein Zauberband,
Wissenschaft, die Himmelsfernen,
Die dem deutschen Gemüth winkt,
Und der Pfad ins Reich der Sternen,
Welchen still sein Fittig schwingt!

Chor

Eine Pyramide bauen
Laßt uns, in des Himmels Auen,
Krönen mit dem Gipfelstein:
Oder unser Grabmal sein!

Chronik.

Kleists Ode „Germania an ihre Kinder".

Wir geben unsern Lesern anbei ein Faksimile der Handschrift Kleists von „Germania an ihre Kinder" aus dem ehemaligen Besitz des Herrn Alexander Meyer Cohn. Das Manuskript umfaßt insgesamt zehn Quartseiten, von denen sechs auf die Ode entfallen; die übrigen enthalten die kürzeren Dichtungen „An Franz den Ersten, Kaiser von Österreich" (O Herr, du trittst, der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn) und das „Kriegslied der Deutschen" (Zottelbär und Pantherthier hat der Pfeil bezwungen). Auf der Auktion Meyer Cohn bei Stargardt in Berlin im Oktober 1905 (Katalognummer 1705) erzielte das Manuskript den Preis von 610 M., gelangte mit andern Autographenschätzen des Erstehers im Februar d. J. bei Boerner in Leipzig (Katalognummer 212) abermals zur Versteigerung und wurde einem dortigen Antiquar für 1260 M. zugeschlagen, also um die Hälfte höher verkauft als bei der erstgenannten Auktion.

Die Germania-Ode ist im Frühjahr 1809 in Dresden entstanden. „Nun brach der Krieg gegen Frankreich im Jahre 1805 aus, er schrieb die Ode ‚Germania', und alle seine Hoffnungen erwachten wieder", erzählte Tieck (Kleists Hinterlassene Schriften. Berlin 1821. Vorrede). Am 20. April 1809 schickt Kleist die drei Lieder an Heinrich Josef von Collin nach Wien: „Geben Sie die Gedichte, wenn sie Ihnen gefallen, Degen [J. V. Degen, dem Hofbuchdrucker] oder wem Sie wollen, in öffentliche Blätter zu rücken, oder auch einzeln (nur nicht zusammenhängend, weil ich eine größere Sammlung herausgeben will) zu drucken; ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab, den Deutschen absingen." Varnhagen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten (II, 347) er habe die Ode zwei Monate vor Kleists Tode von Tiedge in Teplitz gehört, erwähnt auch in einem Briefe an Uhland (vom 23. Dezember 1811) die Gedichte „politischen Inhalts", das „Beste, was er je geschrieben hat", als noch des Druckes harrend.

Handschriften der Germania-Ode kennt man drei: eine vierseitige, die vorliegende, sowie eine in Doppelquart mit der Bestätigung Tiecks, daß sie von Kleist eigenhändig geschrieben sei. Nach letzterer hat Tieck die Ode in den „Hinterlassenen Schriften" (Seite 288—290) wiedergegeben; dieselbe Fassung bringt auch die von Erich Schmidt, Minde-Pouet und Steig herausgegebenen Kleist-Ausgabe des Bibliographischen Instituts. Daß dies die letzte Fassung ist, erscheint mir zweifellos, während ich glaube, daß die Vorlage des Faksimiles die erster Hand ist. Tieck datiert „An Franz den Ersten" von „Dresden den 1ten März 1809", im Manuskript ist „Dresden d. 9t. Aprill 1809" als Datum gegeben. In diesen Tagen, in denen Napoleon die süddeutschen Kontingente aufbot und die französischen Korps sich bereits der Donau näherten, mag auch die Germania-Ode entstanden sein.

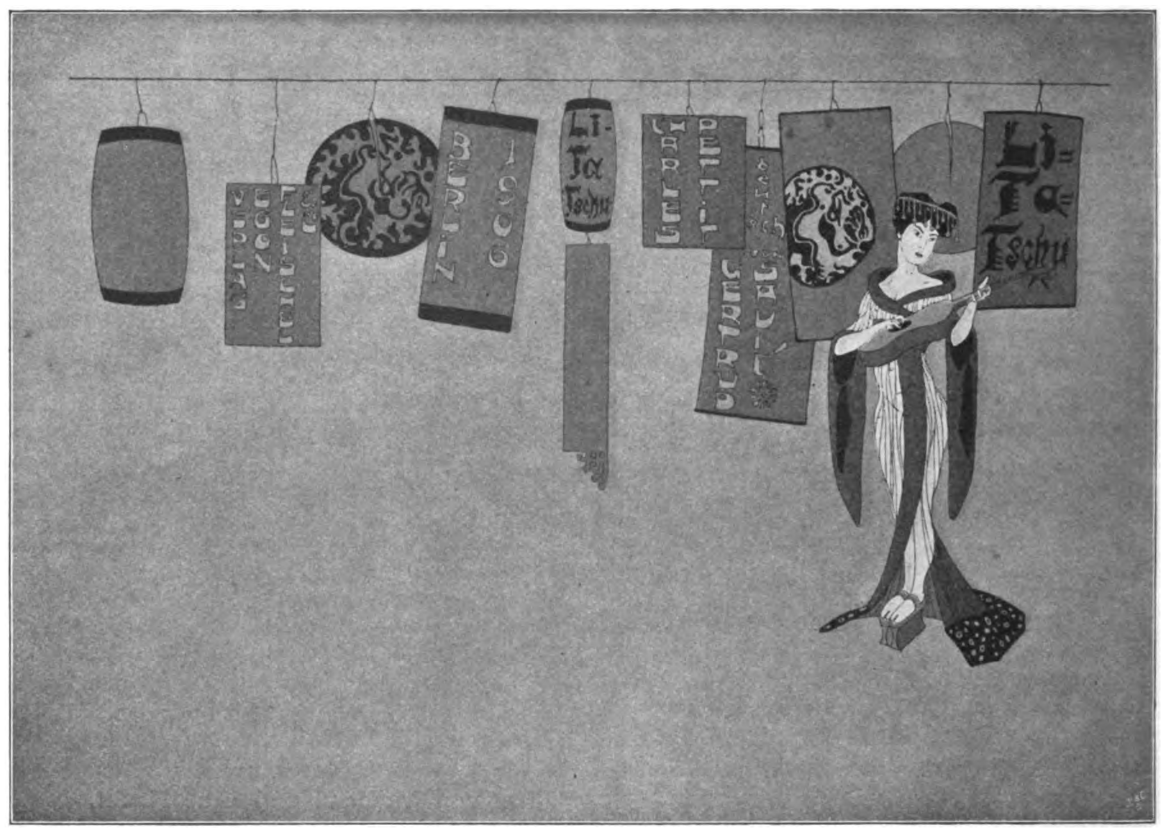
Obwohl die drei Lieder für Einzeldrucke bestimmt waren, hat man von den beiden ersten bisher keine ermittelt. Auch die Ode wurde erst in den Befreiungskriegen gedruckt. Es ist nur ein Druck in Quart bekannt geworden, von dem Erich Schmidt vermutet, daß er aus der Reimerschen Realschulbuchhandlung stamme. Jedenfalls ist aber auch ein Einzeldruck der Ode bei Jul. Ed. Hitzig erschienen, dessen Verlag 1816 in den von Ferd. Dümmler überging. Dieser führte das Flugblatt noch 1881 in seinem Verlagskataloge auf und zwar zu einem Verkaufspreise von — fünfzehn Pfennigen, wie mir Buchhändler Max Jaeckel in Potsdam mitteilt. Der Druck weicht erheblich von den Handschriften ab und soll nach einem verschollenen Manuskript (nach A. Weigel einer Kopie, die Adam Müller an Fouqué sandte) hergestellt worden sein. Abdrücke fanden statt in Brockhaus „Deutschen Blättern" Nr. 10 vom 24. Oktober 1813, in den „Ergießungen Deutschen Gefühles" 1814, Seite 140, und im „Erwachten Europa" 1814, Heft 3, Seite 1—4, zusammen mit dem „Kriegslied", aber doch mit Varianten.

Die verschiedenen Lesarten findet man im vierten Bande der Werke Kleists von Erich Schmidt zusammengestellt. —bl—

Die Übersetzungen von Tausend und Eine Nacht.

Es fehlte bisher bei uns an einer vollständigen Ausgabe der Erzählungen, die unter dem Namen der *Tausendundein Nächte* bekannt sind. Die Lücke wollte der Insel-Verlag in Leipzig ausfüllen, als er mir die Herausgabe des Werkes übertrug, zu dem ich hier ein paar Worte der Aufklärung sagen möchte. Es existierten bisher in Europa zwei „vollständige" Übersetzungen: die des Engländers *Richard F. Burton* und die des Franzosen *I. C. Mardrus*. Natürlich lag die Möglichkeit vor, von neuem aus dem Urtext zu übersetzen. Sie wurde geprüft und verworfen.

Die französische Ausgabe ist in ihrer Art eine erstaunliche Leistung: sie gibt sich als wörtliche Paraphrase und ist es auch — sobald man bedenkt, daß eben ein Franzose paraphrasiert; sobald man berücksichtigt, daß für den Franzosen der Verzicht das Gegebene ist, wenn er aus einer ungeheuer wortreichen Sprache in seine sehr wortarme überträgt. Es läßt sich kein höheres Lob aussinnen, als daß man sagt: trotz ihrer Wortwörtlichkeit ist diese Übersetzung stilistisch ein Meisterwerk; aber darin liegt auch schon ihr Mangel verborgen: die Farbe fehlt. Ihr fehlt sogar zweierlei: 1) ist sie eben doch in dem einem Sinne unvollständig, als sie nur *einen* Zweig der Textüberlieferungen berücksichtig, und 2) unterläßt sie (natürlicherweise) jeden Versuch, die an Floskeln und blühendem Rankenwerk so reiche Sprache wiederzuspiegeln. Freilich kann dieser Versuch meist nur auf Kosten der stilistischen Glätte unternommen werden, oft nur unter Vergewaltigung der Sprache, in die man übersetzt. Aber . . . doch ich lasse Hugo von



Umschlagtitel zu „Li-Ta-Tschu" von Charles Pettit.
Zeichnung von Otto Starke. (Berlin, Egon Fleischel & Co.)

Hofmannsthal für mich reden. „Es ist die Sache einer vortrefflichen Übersetzung," sagt er in der Einleitung zu meiner Ausgabe, „daß wir durch sie hindurch die Nacktheit der Originalsprache müssen spüren können wie den Leib einer Tänzerin durch ihr Gewand."

Burtons Ausgabe ist in jeder Hinsicht vollkommen. Sie gibt zunächst in zehn Bänden den Kalkuttaer Text, und in sechs Supplementbänden folgen die vielen Parallelen, Ergänzungen, Zusätze anderer Überlieferungen, Drucke und Manuskripte. Die Treue der Form ist bis ins letzte hinein mit einem ungeheuren Reichtum der Sprache und mit staunenswerter schöpferischer Gewalt gewahrt: die Poesien, um ein paar Äußerlichkeiten zu erwähnen, als Monorime in altertümelndes Englisch übertragen, und die Prosa ist überall, wo das Original den Reim hat, spielend in die Reimzeile gebrochen. Freilich kam hier dem Übersetzer die englische Sprache genau so sehr entgegen, wie sich dem Franzosen das Französische widersetzte. Burtons Arbeit ist die eines Menschenlebens und die eines Genies. Burton hat dem Abendland das gesamte Material restlos erobert.

Wollte man nicht Burtons ganze Arbeit wiederholen — was eben nur in jahrzehntelanger Aufopferung möglich ist —, wollte man andererseits doch nicht auf viele Erzählungen verzichten, so mußte man notgedrungen wenigstens zeitweise auf ihr fußen. Daher haben wir es vollständig getan.

Wenn man nun die Texte Burtons und Mardrus' unbefangen vergleicht, soweit sie sich inhaltlich decken, so ergibt sich etwa das Folgende. Der Burtonsche Text wirkt, auch abgesehen von seiner genaueren Form, ungleich farbiger; nur in obscoenis ist der Mardrussche — nicht lebendiger — aber ausführlicher. Zuweilen findet man bei Mardrus Wiederholungen von Unanständigkeiten, Wiederholungen der naiv offenen, kindlich derben Schilderungen von Liebesszenen, die den Eindruck absichtlichen Verweilens machen. War es angebracht, in dieser Hinsicht Mardrus mit Burton zu verschmelzen? *Uns* schien es wesentlich, den ganzen Stoff in der buntesten Fülle auszuschöpfen, nicht aber *solcher* Szenen möglichst viele zu bringen, die man bislang aus falscher Prüderie selbst dem reifen Deutschen vorenthalten hatte. Natürlich durfte keine Erzählung fehlen, mochte sie noch so unanständig sein, denn wir sind in diesen Dingen prinzipiell anderer Meinung als die Herren Denunzianten in Köln und anderswo, und innerhalb einer unanständigen Erzählung durfte kein einziges Detail fallen: *wir wollten dem sittlich reifen Deutschen ein großes Kulturdokument in seiner Gesamtheit vermitteln.* Aber wir suchten nicht unseren Ruhm darin, auch da obszöne Einschiebungen zu erhalten, wo die Berufung auf irgendeine Quelle sie nur irgend rechtfertigen mochte. Wir glaubten, auch wo wir nur schon Bekanntes noch einmal bringen, im Einzelnen des Neuen genug bieten zu können, um

jenen billigen Stolz der größten Anstößigkeit zu entbehren, der sich nur auf Dinge stützen kann, die mit der Kunst nichts gemein haben. Uns schien es wichtig, daß wir den Geruch der Sprache bewahrten: wenn es z. B. heißt: „Ich habe nach der Milch meiner Mutter gehandelt", wo alle früheren Übertraguugen das blasse „nach meiner Natur" hatten; oder wenn es heißt: „Sie war meine Tante von des Schwertes Seite her" u. a. Wichtig schien es uns auch, daß wenigstens der Versuch gemacht wurde, soweit es in der reimarmen deutschen Sprache irgend möglich war, die Poesien als Monorime nachzubilden und die gereimte Prosa herüberzuretten. Namentlich in dieser zweiten Beziehung bleibt vieles ungetan; ich glaube aber im allgemeinen getan zu haben, was geschehen konnte. So kann ich zum Schluß dieser wenigen Bemerkungen, die eher eine Huldigung für Burton bedeuten als eine Rechtfertigung für mich, nur sagen: mögen viele Leser die gleiche Fülle des Genusses aus meiner Arbeit ziehen, die ich in eben dieser Arbeit fand.

Berlin. *Felix Paul Greve.*

Verschiedenes.

Zehn lyrische Selbst-Porträts: Ferdinand von Saar, Felix Dahn, J. Trojan, Martin Greif, Ernst von Wildenbruch, Detlev von Liliencron, Gustav Falke, Arno Holz, R. Dehmel, Otto Julius Bierbaum. Mit den Porträts der Dichter nach der Natur auf den Stein gezeichnet von *M. A. Stramel* und den selbstgeschriebenen Lebensskizzen in Faksimile. 4°. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig. IV, 128 S. In modernem Einband Preis M. 5. 30 Exemplare auf Maschinenbüttenpapier zum Preise von 20 M. 25 Exemplare Text auf echtem Büttenpapier, die Lithographien auf kaiserlich japanischem Büttenpapier, zu 30 M. 15 Exemplare Text und Lithographien auf kaiserlichem Japanpapier zu 50 M.

Die lange Überschrift gibt das wesentliche des Buches doch nur unvollkommen. Der Grundgedanke, das Eigentum des Verlegers und Herausgebers Theodor Weicher, ist neu und für Genießende und Forschende gleich wertvoll. Es soll nicht eine Zusammenhäufung von Gold, Silber und abgegriffener Kupfermünze gegeben werden, wie sie die landesüblichen Anthologien ihren Lesern für die Haustruhe anzubieten pflegen. Hier herrscht die reine Goldwährung. Jedes Stück ist von seinem Meister eigenhändig als vollwertig gestempelt worden; denn die Auswahl von je zehn Gedichten haben die Poeten selbst getroffen. Zwei Reihen von je fünf Meistern stehen einander gegenüber, friedlich — schiedlich. Ungesucht ergibt sich die gleiche Zahl der alten und der neuen und es ist auch äußerlich das Gewicht der Parteien aufs gerechteste verteilt. Auf beiden Seiten vermissen wir aber je einen Namen; auf der linken Karl Spitteler, auf der rechten Stephan George. Wenn dem schönen Buche die verdiente zweite Auflage beschieden sein wird, kann hier die Hand des Herausgebers noch ein wertvolles Mehr



Umschlagtitel zu „Jettchen Gebert" von Georg Hermann. Zeichnung von L. Bernhard. (Berlin, Egon Fleischel & Co.)

spenden, ohne die Eigenart der Sammlung zu entstellen. Die Selbstcharakteristik, die jeder der Dichter durch die Wahl von je zehn seiner Geisteskinder liefert, ergänzen die Autobiographien, in der eignen Handschrift der Verfasser trefflich nachgebildet. Und endlich kommt noch die Reihe der Porträts hinzu, deren sprechende Lebenswahrheit ich zum Teil aus eigener Kenntnis der Dargestellten bestätigen kann.

So ist mit Aufbietung aller dienlichen Mittel ein Gipfelbild der Lyrik der Gegenwart entstanden, das, eine in seiner Art einzige Erscheinung, später einmal dem Geschichtschreiber unsrer Dichtung als bedeutendes Denkmal diese Zeit repräsentieren wird, uns Menschen der Gegenwart aber die Gesamtphysiognomie und die einzelnen Züge im Antlitz unsrer Lyrik so scharf und übersichtlich zeigt wie keines zuvor.

Die äußere Erscheinung des Buches ist des Inhalts würdig. Schon die billige Ausgabe erfreut durch die schöne, trotz der Mannigfaltigkeit der Verszeilen ebenmäßige Anordnung des Satzes, den ausgezeichneten Druck auf gutem Papier und die trefflichen Lithographien, vom Künstler selbst auf den Stein gezeichnet. Die Luxusausgaben aber gesellen sich den edelsten Erzeugnissen unsrer neuen Buchkunst zu. Die mittlere, auf schweres Büttenpapier gedruckte, die mir vorliegt, bringt die Bilder auf kaiserlichem Japan zur feinsten künstlerischen Wirkung und ist in einem Einband

(Pergamentrücken und herrliches blaues Japan mit weißen Tränen) gehüllt, der die Freude jedes Bibliophilen erregen muß.

Leipzig. *Georg Witkowski.*

Unter den Ehrengaben anläßlich der Silberhochzeit unseres Kaiserpaares befand sich auch ein Monumentalwerk aus dem Verlage von Richard Bong in Berlin, das Reproduktionen der *Gemälde Alter Meister im Besitze Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen* enthielt und unter Mitwirkung der Herren Professoren *Wilhelm Bode* und *Max J. Friedländer* von *Dr. Paul Seidel* herausgegeben worden ist.

Das Werk erschien in zwei Ausgaben. Die erste, die sogenannte *Fürstenausgabe,* besteht aus zwei großen Folianten; es sind 25 Exemplare zu je 600 M. davon gedruckt worden. Ein Exemplar dieser erlesenen Prachtausgabe liegt uns vor. Die in dunkelblaues Maroquin écrasé gebundenen Bände sind mit Goldornamenten umrandet, die sich auch auf der Kante des Innendeckels wiederholen, und ruhen in einer mit Englischleinen überzogenen Atrappe. Der Vorsatz ist in rosinfarbenem und goldenem Brokatstoff ausgeführt; die Photogravüren auf unbeschnittnem Japan sind durch besondere Passepartouts geschützt.

Schon Friedrich Wilhelm III. gab einer besonderen Kommission die Vollmacht, aus seinen Schlössern an Gemälden den öffentlichen Sammlungen einzuverleiben, was dazu wertvoll genug schien. Aber der Geschmack der Zeit ließ noch eine reiche Ausbeute an guten Bildern zurück, besonders eine wahre Fundgrube an Lancrets und Paters, Watteaus und Pesnes, die bei ihrer Kollektivausstellung in Paris während der letzten Weltausstellung das Entzücken aller Kenner entfesselte. Neben den Franzosen des XVIII. Jahrhunderts — einen Beweis für des großen Friedrichs feinen Kunstgeschmack — haben sich eine Anzahl von Rubensoriginalen vorgefunden, die nur wenig bekannt und zum Teil überhaupt noch nicht veröffentlicht worden sind.

92 Photogravüren von tadelloser Durcharbeitung und gleichmäßig schönem Ton in der stattlichen Größe von 38:51 cm und 128 Textillustrationen bilden den illustrativen Teil des Werkes. Der textliche, der historische und kritische Streiflichter auf das Material wirft, umfaßt sechs einzelne Artikel. Zunächst einen Beitrag „zur Geschichte der Gemäldesammlungen der Königlichen Schlösser" von Dr. Paul Seidel und dann fünf Abhandlungen über die altdeutsche und altniederländische, die italienische, die vlämische, die holländische Schule — es befindet sich sonderbarerweise kein einziges englisches oder spanisches Bild in der Sammlung — aus den Federn der Herren Friedländer, Bode und Seidel.

Die Kunstforschung und Kunstschriftstellerei unserer Zeit hat sich fast ausschließlich der Monographie zugewendet. So geschieht es leicht, daß man das Lebenswerk eines einzelnen aus dem historischen Zusammenhang herausgerissen betrachtet und den Maßstab des Vergleiches verliert. Darum ist die Herausgabe einer historischen Sammlung wie die obige an sich schon verdienstvoll und doppelt verdienstvoll, wenn sie die Bekanntschaft mit solchen Schätzen vermittelt, wie es die schöne Publikation des Bongschen Kunstverlages tut. —m.

Friedrich Tieck, Ludwigs Bruder, war zu seinen Lebzeiten eine jedem Gebildeten bekannte Größe. Seine Lebensbeziehungen brachten ihn mit Goethe, Schiller, Wieland, den Kreis der Romantiker, mit den Humboldts und fast allen großen Künstlern jener Tage in Verbindung. Als Zeitgenosse Schadows und Freund von Rauch und Schinkel erlebte er die ganze Entwickelung des Klassizismus von ihren Anfängen bis zu ihren letzten Ausläufen. „Ein Schatz von Erinnerungen aus vielen Epochen unserer sozialen und Kunstgeschichte geht in Friedrich Tieck unter", schrieb Cottas „Morgenblatt" vom 10. Juni 1851 — und dieses Zitat hat *Edmund Hildebrandt* an die Spitze seines Prachtbuches gestellt: *„Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik"* (Leipzig, Karl W. Hiersemann; M. 8). Zu den für uns interessantesten Abschnitten gehört das Kapitel „Weimar (1801—05)". Anfang September 1801 traf Tieck in Weimar ein und war schon am 6. Goethes Tischgast; er gefiel dem Olympier nicht sonderlich, der den ihm warm empfohlenen Künstler jedoch nicht ohne weiteres fallen lassen wollte. Die sich wiederholenden Besuche Tiecks galten seiner ersten, heute fast vergessenen Goethebüste, nach deren Vollendung er einige Wochen im Kreise der Jenaer Romantiker verbrachte. Der Auftrag, die plastische Ausschmückung des Weimarer Schlosses zu übernehmen, rief ihn wieder nach Weimar zurück, wo er Mitte Juni 1802 eintraf. Äußere Verhältnisse hatten Tieck damals sehr verstimmt; dazu kam die peinliche Situation, in die ihn eine der Intrigen Kotzebues gegen Goethe verwickelt hatte. Trotzdem fand er neben den Schloßarbeiten noch Zeit für die Büsten von Clemens Brentano, des alten Voß, der Maria Paulowna, des Großherzogs und Erbprinzen, der Gräfin Rheden, der Fürstin Reuß u. a. Voß modellierte er 1804 während eines Besuchs bei Goethe, dem er erst nach seiner italienischen Studienreise wieder näher trat. In seinen Aufsätzen „Über Kunst und Alterthum" (Bd. VI, Heft 2) hat Goethe selbst dem Künstler ein literarisches Denkmal gesetzt („Heroische Statuen von Tieck"); daß auch im Laufe der Zeiten Tieck als Mensch ihm sympathischer geworden ist, beweist sein letzter Brief an ihn (vom 4. Juni 1828).

Der Verlag hat das Buch geschmackvoll und vornehm ausgestattet; Papier, Druck und die Wiedergabe der Lichtbilder verdienen volle Anerkennung. —bl—

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

11. Jahrgang 1907/1908. — **Heft 2: Mai 1907.**

Aus den Jugendjahren eines Romantikers.

(Karl von Miltitz.)

Von

Professor Dr. Otto Eduard Schmidt in Wurzen.



Vor hundert Jahren, als Preußens Ruhm und Sachsens Ehre auf den blutigen Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt und noch mehr in den darauf folgenden Kapitulationen und Verhandlungen zertreten wurden, war in einer langen abwärts führenden Bewegung der Tiefstand unserer nationalen Hoffnungen erreicht worden. Aber wo ein Tiefstand ist, da bahnt sich auch schon wieder ein Steigen an. Auffallend schnell sehen wir in den auf 1806 folgenden Jahren die edelsten Kräfte der Nation fast überall bemüht, das Vaterland zu erneuern. Diese Kräfte waren nicht so schnell erzeugt, wie sie damals in Erscheinung traten. Sie waren in stiller, langdauernder Entwicklung entstanden. Sie waren schon da, als die Katastrophe von Jena eintrat und der alte absolute Staat mitsamt der kosmopolitischen Gesellschaft die ihn trug, zusammenbrach. Nun erst, als die führenden Stellen neu besetzt wurden, traten diese in der Stille erwachsenen Kräfte in den Vordergrund. Ich verstehe darunter vor allem das unter dem absoluten Regiment zwar politisch zurückgehaltene, aber wirtschaftlich erstarkte Bürgertum, das unter dem Einfluß der Ideen Kants, Herders und Schillers die ersten dämmernden Begriffe einer Freiheit in höherem Sinne und eines nationalen Bewußtseins besaß. Ferner gehört hierher die tiefgehende Bewegung der deutschen Romantik, die, schon um 1790 geboren, zunächst in kindlichem Unverstand nach allerhand phantastischen und weit abliegenden Zielen gegriffen hatte, nunmehr aber aus ihrer philosophisch-lyrisch-tändelnden Epoche in ihr „heroisches Zeitalter“ eintrat, Gott und das Vaterland mit ganzer Seele suchend und findend (vergl. meine „Kursächsischen Streifzüge“ III, Seite 351 f.). Die ganze Poesie der Freiheitskriege und die religiöse Erleuchtung jener idealen Zeit ist aus diesem Jungbrunnen des Deutschtums hervorgewachsen.

Die romantische Bewegung findet ihre zahlreichsten und hervorragendsten Träger unter dem deutschen Adel, der durch sie wieder die Führung der Nation in dem großen Heldenkampfe gegen Napoleon übernimmt. Er war dazu fähig trotz der höfischen Erniedrigung, der er zu gewissen Zeiten verfallen zu sein schien. Eine Periode der Regeneration läßt sich im mitteldeutschen Adel schon unter den Schrecken und Nöten des siebenjährigen Krieges und bald darnach beobachten. Auch während der

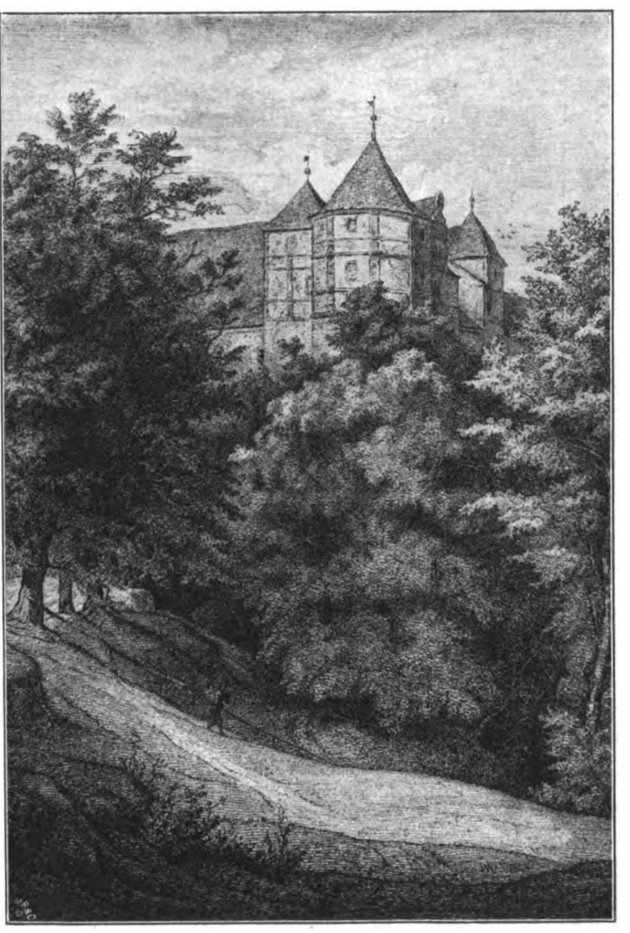


Schloß Scharfenberg.

Liederlichkeit und der Überfeinerung des Rokokozeitalters hatte das alte Kraftgefühl im deutschen Adel vielfach mehr geschlummert, als daß es wirklich verschwunden gewesen wäre. Um 1770 und 1780 war in vielen dieser ritterlichen Heeren noch etwas von der Derbheit eines Götz von Berlichingen oder Selbitz. Unter dem Einfluße der Verschuldung und Verarmung, die der siebenjährige Krieg hinterlassen, und der Mannestaten andrerseits, die er hervorgerufen hatte, begann man auf den Schlössern wieder für die alte Ritterlichkeit, zugleich aber auch für die humanen Ideen des aufkommenden Klassizismus und für Rousseausche Weltbeglückung durch Natur und Tugend zu schwärmen. So fand die französische Revolution gerade unter dem deutschen Adel viele, die für die Ideen der Freiheit und des Rechts sehr empfänglich und sich bewußt waren, daß sie ihre alten Vorrechte nur durch hohe sittliche und geistige Vorzüge behaupten könnten. Später, als der französische Jakobinismus seinen entsetzlich rohen Kern offenbart und statt der Freiheit den Völkern die Knechtschaft gebracht hatte, sammelten sie sich mit denen, die nicht erst einen solchen Umweg gemacht hatten, unter der Fahne der deutschen Romantik.

Die Belege für diese regenerierenden Strömungen im Leben des deutschen Adels schlummern zumeist noch in den Archiven, besonders in den Briefen der alten Familien, die zu dem, der zu hören versteht, eine gar beredte Sprache reden. Andere Beweise dafür sind in den Selbstzeugnissen enthalten, die einzelne deutsche Romantiker von ihrem Werdegange gegeben haben. Allen voran steht die frisch und mit fast plastischer Kraft geschriebene Schilderung des Freiherrn Josef von Eichendorff: „Deutsches Adelsleben am Schluße des XVIII. Jahrhunderts“, die, 1857 als erstes Kapitel seines Büchleins „Erlebtes“ aufgezeichnet, es wohl verdient, aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorgezogen zu werden. Eichendorff unterscheidet im Adel seiner Jugendjahre — er war 1781 geboren — drei sehr verschiedene Hauptrichtungen. „Die zahlreichste, gesündeste und bei weitem ergötzlichste Gruppe bildeten die von den großen Städten abgelegenen kleineren Gutsbesitzer in ihrer fast insularischen Abgeschiedenheit, von der man sich heutzutage, wo Chausseen und Eisenbahnen Menschen und Länder zusammengerückt haben und zahllose Journale, wie Schmetterlinge, den Blütenstaub der Zivilisation in alle Welt vertragen, kaum mehr eine deutliche Vorstellung machen kann“; die zweite waren die in französischer Gartenkunst und Gartenluft atmenden Prätentiösen; die dritte die „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavaliere“ extremster Lebensführung, die „zuerst die schöne Pietät des von Generation zu Generation fortgeerbten Grundbesitzes untergruben, indem sie denselben in ihrer beständigen Geldnot durch verzweifelte Güterspekulation zur gemeinen Ware machten. Und so legten sie unwillkürlich mit ihrem eigenen Erbe den Goldgrund zu der von ihnen höchst verachteten Geldaristokratie, die sie verschlang und ihre Trianons in Fabriken verwandelte.“ Uns interessiert hier, wo wir von den lebendigen Kräften der Nation reden, vor allem die erste, die zahlreichste Klasse, deren Leben und Treiben Eichendorff folgendermaßen

schildert: „Die Glücklichen hausten mit genügsamem Behagen großenteils in ganz unansehnlichen Häusern (unvermeidlich „Schlösser“ geheißen), die selbst in der reizendsten Gegend nicht etwa nach ästhetischem Bedürfnis schöner Fernsicht angelegt waren, sondern um aus allen Fenstern Ställe und Scheunen bequem überschauen zu können. Denn ein guter Ökonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer ‚Kernwirtin‘ der Stolz der Dame. Sie hatten weder Zeit noch Sinn für die Schönheit der Natur, sie waren selbst noch Naturprodukte. Das bißchen Poesie des Lebens war als nutzloser Luxus lediglich den jungen Töchtern überlassen, die denn auch nicht verfehlten, in den wenigen müßigen Stunden längst veraltete Arien und Sonaten auf einem schlechten Klaviere zu klimpern und den hinter dem Hause gelegenen Obst- und Gemüsegarten mit auserlesenen Blumenbeeten zu schmücken. Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewaltiges Rumoren in Haus und Hof, vor dem der erschrockene Fremde, um nicht etwa umgerannt zu werden, eilig in den Garten zu flüchten suchte. Da flogen überall die Türen lärmend auf und zu, da wurde unter Gezänk und vergeblichen Rufen gefegt, gemolken, gebuttert, die Schwalben, als ob sie bei der Wirtschaft mit beteiligt wären, kreuzten jubelnd über dem Gewirr, und durch die offenen Fenster schien die Morgensonne heiter durchs ganze Haus über die vergilbten Familienbilder und die Messingbeschläge der alten Möbel, die jetzt als Rokoko wieder für jung gelten würden. An schönen Sommernachmittagen aber kam häufig Besuch aus der Nachbarschaft. Nach geräuschvollen Empfangskomplimenten und höflichen Fragen nach dem ‚werten Befinden‘ ließ man sich dann gewöhnlich in der desolaten Gartenlaube wieder, auf deren Schindeldache der buntübermalte hölzerne Kupido bereits Pfeil und Bogen eingebüßt hatte. Hier wurde mit hergebrachten Späßen und Neckereien gegen die Damen zu Felde gezogen, wurde viel Kaffee getrunken, sehr viel Tabak verraucht und dabei von den Getreidepreisen, von dem zu erhoffenden Erntewetter, von Prozessen und schweren Abgaben verhandelt, während die ungezogenen kleinen Schloßjunker auf den Kirschbäumen saßen und mit Kernen nach ihren gelangweilten Schwestern feuerten, die über den Gartenzaun ins Land schauten, ob nicht der Federbusch eines ins geheim erwarteten Reiteroffiziers der nahen Garnison aus dem fernen Grün emportauche. Dann und wann wurde diese idyllische Ländlichkeit durch halb eigensinnige, halb humoristische Originale in Aufregung versetzt, „die den stagnierenden Strom des alltäglichen Philisteriums mit großem Geräusch in Bewegung setzten, indem sie gleich wilden Hummeln, das konventionelle Spinnengewebe beständig durchbrachen. Unter ihnen sah man noch häufig bramabasierende Haudegen des siebenjährigen Krieges ... Die furchtbarsten in diesem Genre aber waren die sogenannten ‚Krippenreiter‘, ganz verarmte und verkommene Edelleute, die, wie die alten Schalksnarren, von Schloß zu Schloß ritten und, als Erholung von dem



Schloß Scharfenberg.

ewigen Einerlei, überall willkommen waren. Sie waren zugleich Urheber und Zielscheiben der tollsten Schwänke, Maskeraden und Mystifikationen, denn sie hatten, wie Fallstaff, die Gaben, nicht nur selbst witzig zu sein, sondern auch bei andern Witz zu erzeugen.“ Während die Prätentiösen wegen ihrer außerordentlichen Langweiligkeit ziemlich isoliert standen, findet Eichendorff, daß die erste und die dritte Gruppe des Adels vielfach miteinander sympathisierten: „denn die unbefangenen Landjunker besaßen eben noch hinreichenden Humor, um sich an dem Mutwillen und den tollen Luftsprüngen ihrer extremen Standesgenossen zu ergötzen, während die letzteren beständig das Bedürfnis immer neuer und frappanterer Amüsements verspürten und sich von dem ewigen Nektar nach derberer Hausmannskost sehnten, es bestand zwischen beiden ein stillschweigender Pakt wechselseitiger Erfrischung. In allen Klassen aber gab es noch Familien genug, die, gleichsam mit einem nationalen Instinkt, den alten Stammbaum frommer Zucht und Ehrenhaftigkeit in den Stürmen und Staubwirbeln der neuen Überbildung, wenn auch nicht zu regenerieren, doch wacker aufrecht zu halten wußten, sowie einzelne merkwürdige und alle Standesschranken hoch überragende Charaktere.“ Ein solches Paar habe ich vor kurzem (Kursächsische Streifzüge III, Seite 334f.) in Ernst Haubold von Miltitz († 1774) und seiner Gemahlin Henriette Luise, einer geborenen von Schönberg, einen jüngeren Edelmann dieser Art in dem Sohne des Paares, Dietrich von Miltitz (1769—1853), nach den Papieren des Miltitzschen Archivs in Siebeneichen geschildert. Das Gesamtbild des deutschen Adels aber, das Eichendorff entwirft, hat er selbst ohne Zweifel in seinen Jugendjahren mit seinen Augen gesehen; es ist die Sphäre, aus der er selbst (geb. 1781) hervorgewachsen ist. Aber auch Novalis (Friedrich von Hardenberg 1782—1801), Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1842), Heinrich Graf von Löben (1786—1825) und der weniger bekannte *Karl Borromäus von Miltitz*, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, sind aus solchen Verhältnissen hervorgegangen. Man versteht ohne weiteres,



Christine, Tochter des Kurfürsten Friedrich August II. (Königs August III.), Aebtissin von Remiremont (J. W. Hauwiller pinx. Groß-Sedlitz.)

wie die blaue Blume der Romantik gerade in dieser halb derbrealistischen, halb sehnsuchtsvoll idealistischen Welt erwachsen konnte, besonders als unter den Stürmen der französischen Revolution „die lang abgesperrte Wildnis hurtig von allen Seiten über die Buchswände und Scherbenbeete der alten Gärten hineinkletterte.“ Unser Held hat später als wackerer Freiheitskämpfer (1813/14), als Komponist Fouquéscher Lieder, als einer, der der deutschen romantischen Oper in Dresden die Bahn brechen half, als Dichter, Erzähler und Kritiker eine nicht unwichtige Rolle gespielt; er hat das halbverfallene Schloß Scharfenberg bei Meißen eine Zeitlang zur Herberge der Romantik gemacht: Fouqué, Apel, der Vater des Textes zu Webers „Freischütz“, der Maler Moritz Retzsch waren dort seine Gäste und waren mit ihm an der Arbeit, die Ideale der Romantik auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Musik und der Malerei auszugestalten. Deshalb interessieren uns die von ihm im Alter (1842 in Pillnitz) aufgezeichneten Kindheitserinnerungen

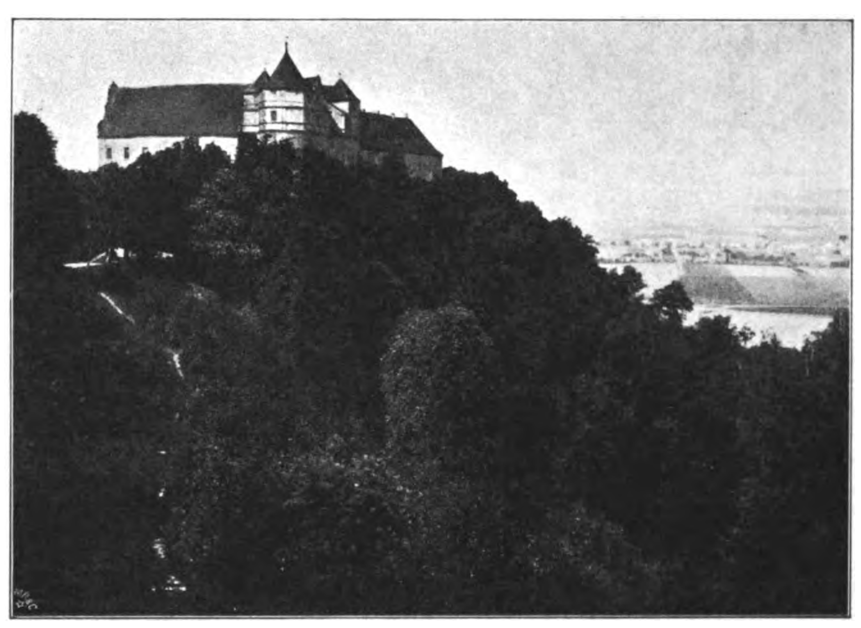


Christine, Tochter des Kurfürsten Friedrich August II. (Königs August III.), Aebtissin von Remiremont. (Unbekannter Meister. Dresdener Schloß.)

als ein schlichteres Seitenstück zu Eichendorffs „Erlebtem". Ich verdanke diese Aufzeichnungen Karls von Miltitz wie so vielen anderen wichtigen Stoff zur Geschichte der Romantik der Güte seiner Tochter, des Freifräuleins Therese von Miltitz in Ostdorf-Schwerin. Ich gebe sie im folgenden mit einigen erklärenden Anmerkungen und einigen den Text illustrierenden Bildern in geringer Verkürzung, übrigens aber ungeschminkt wieder: das Mondlicht der Romantik schimmert noch nicht über diesen Erlebnissen, sondern scheinbar herrscht in ihnen die größte Nüchternheit, aber gerade diese erweckte später in dem reichbegabten Knaben ihr Widerspiel.

Ich bin am 9 November 1780 zu Dresden geboren. Meine Mutter Maria Theresia aus dem uralten Wild- und Rheingräflichen Geschlechte der Herren und Grafen von und zu Daun war in München geboren. Ihr Vater war französischer Generalmajor, churbayerischer Generallieutnant, Kommandant der Residenzstadt München, Chef eines Infanterieregiments, Kriegspräsident, Großkreuz des St. Georgen-Ordens und dessen Ordenskanzler, Liebling des damals regierenden Churfürsten von Bayern Maximilian Joseph. Ihre Mutter war eine Gräfin Königsfeld, ebenfalls aus München. Mein Vater, Friedrich Siegismund von Miltitz, damals Hofmarschall, starb als Oberhofmarschall des sächsischen Hofes, Großkreuz des bayrischen Hubertus-Ordens . . . Meine Mutter, früher Hofdame, zuletzt Kammerfräulein am churbayerischen Hofe, zu ihrer Zeit eine bewunderte Schönheit, hatte viel natürlichen Verstand, ein treffliches Herz und hat sich an mir und meinen Geschwistern immer als eine zärtliche und sorgsame Mutter bewiesen. Sie mag 28—30 Jahre alt gewesen seyn, als sie meinen Vater, der damals sich, von Paris kommend, in München aufhielt und ohngefähr 50 Jahre zählte,[1] nicht ohne Schwierigkeiten — denn sie war katholisch, mein Vater Protestant, — heirathete. Kaiser Joseph als junger Herr damals gerade in München, allem was wie Vorurteil aussah, von Herzen gram, bewürkte durch seine Ansehung, daß der Clerus in die Trauung willigte. Doch mußte sie im Ehekontrakt versprechen, Söhne und Töchter katholisch zu erziehn. Meinem Vater, der sich wenig um Confessionsverschiedenheiten kümmerte, noch weniger daran dachte, ob dieser Umstand seinen Söhnen im protestantischen Sachsen nicht später einmal hinderlich sein könnte, willigte in Alles ein. Nächst der schönen Braut bekam er den Churpfalzbayrischen weißen Löwenorden, der erst unter der Regierung Königs Maximilian Josephs I. von Bayern gegen den hohen Hubertusorden ausgetauscht wurde. Mein Vater war ein sehr großer, colossal gebauter Mann, von vornehmen Anstand. Seine große Gestalt war vollkommen regelmäßig, seine Züge edel. Stürmisch und leichtsinnig hatte er eine wilde Jugend verbracht, das väterliche Haus verlassen, um unters Militär zu gehen. Voll trefflicher Anlagen hatte er außer französisch sprechen und correkt deutsch schreiben nichts gelernt. Dagegen besaß er alle ritterliche Fertigkeiten in hohem Grade, war als Schütz, Tänzer, Reuter und Fechter allgemein bekannt und verband damit eine enorme Muskelkraft, von der ich später Beispiele erzählen werde. Er ward mit dem Leibgrenadierregiment, in welchem er stand, im siebenjährigen Kriege auf der sogenannten Ebenheit bey Pirna von den preussischen Truppen gefangen. Da er nicht weiter dienen wollte, so ging er auf sein Gut Rothwernsdorf bey Pirna und trieb Jagd und Landwirtschaft. Leichtsinnig wie er war, geriet er in ein

[1] Diese Angabe ist irrig, wie überhaupt die chronologischen Angaben im folgenden nicht ganz zuverlässig sind. Friedrich Siegmund von Miltitz war 1735 geboren und heiratete in zweiter Ehe die Gräfin Daun am 27. April 1777 in München, stand also damals erst im 42. Jahre.



Schloß Scharfenberg.

und Remiremont Erwähnung that. Seine Frau, um die er sich nicht kümmerte, war indes nach Pirna gezogen, wo sie nach mancherley Leiden und Entbehrungen starb. Sie hinterließ eine Tochter (meine Stiefschwester Jeanette von Miltitz), die später im Altenburger Fräuleinstift erzogen, von meiner Mutter ins Haus genommen wurde und den Oberforstmeister Pflugk auf Ehrenhayn heurathete.

Seine Stellung am Hofe jener Fürstin hörte, glaube ich, durch ihren Tod auf. Indessen war ein Lehnsvetter, der alte Kammerherr Carl Werner von Miltitz auf Schenkenberg und Petersrode bey Delitzsch unbeweibt gestorben. Mein Vater succedirte im Lehn und bekam so zu dem Gute Rothwernsdorf noch den schönen Besitz dieser beyden Güter. Ich glaube, daß ihn dieser Umstand vermochte, über München nach Sachsen zurückzukehren und von seinem Erbe Besitz zu nehmen. Er brachte nächst meiner Mutter meine älteste Schwester Marianne, die noch in München geboren war, mit und lebte hier zwischen Landwirtschaft und Jagd als Grandseigneur, worin ihn meine gute Mutter, die ebenfalls ganz auf großem Fuß erzogen war, bestärkte. Er hielt Reut- und Wagenpferde, hatte mehrere Bediente, Jäger usw. Ich glaube, daß die Ehe meiner Eltern eine glückliche war. Er liebte Aufwand und Pracht, sie ebenfalls. Sie gefiel in Dessau, wo sie oft waren, aber hielt sich immer in den strengsten Schranken, worüber mein Vater keinen Spaß verstanden hätte, obschon er meine Mutter überall mit sich nahm. Sie müssen wohl an zehn Jahre in Schenkenberg gelebt haben, obschon sie bisweilen einen Winter in Dresden zubrachten, wo ich, wie ich schon erwähnt, geboren wurde. Mein Bruder Alexander, ein paar Jahre jünger als ich, ward in Dessau geboren und vom reformierten Superintenten Des Marées getauft.

Von Schenkenberg aus machten meine Eltern — wie mir meine selige Mutter erzählt hat — öftere Besuche im Lauchstädter Bade, wo sie an dem Geheimen Rate von Vieth und dessen Frau eine angenehme Be-

Trinkgelage junger Edelleute, von denen er nur zwey nannte, einen Herrn von Pistoris und einen Baron von Seiffertitz auf Ahlsdorf bey Großenhayn. Es mochte tapfer getrunken worden seyn, und mein Vater war nicht wenig verwundert, als er den Rausch ausgeschlafen hatte, in seiner Wohnung von Herrn von Pistoris aufgesucht zu werden, der ihm eine Schrift vorlegte, worin er auf sein Ehrenwort versprach, binnen ganz kurzer Zeit das Fräulein von Pistoris zu heurathen. Daß der Bruder mit dieser Schrift nicht aufs Beste empfangen wurde, kann man denken, da die Braut weder hübsch noch reich war. Man schlug sich — aber da keiner auf dem Platze blieb, so mußte sich mein Vater entschließen, sein Versprechen zu vollziehen. Er zog mit seiner Braut, die ein gutes, sanftes Geschöpf gewesen sein soll, nach Rothwernsdorf.[1] Allein das häusliche Leben taugte noch nicht für ihn, und eines morgens war er weg, ohne daß man wußte wohin. Die arme Frau, in gesegneten Umständen, wandte sich, da ihr Mann weder von sich hören ließ, noch für ihren Unterhalt sorgte, an ihren Bruder. Man erfuhr endlich, daß er in Frankreich als Oberstallmeister an dem Hofe der Prinzessin Christine von Sachsen[2] lebte. Wo und wie er mit dieser Fürstin bekannt worden, habe ich nie erfahren, sowie er auch nie über dieses Verhältniß, welches aber ein äußerst vertrautes gewesen seyn soll, sprach und nur gelegentlich von seinen Reisen mit der Prinzess nach Brumath

[1] Diese erste Ehe mit der sechs Jahre älteren Henriette Charlotte von Pistoris schloß Miltitz am 30. November 1758. Seine im folgenden erwähnte Entfernung aus Rothwernsdorf trug sich vor der Geburt des fünften Kindes zu. Die ersten vier Kinder dieser Ehe sind alle klein gestorben.

[2] Sie war 1735 als Tochter Friedrich Augusts II. (August III. von Polen) geboren und starb 1782 als Äbtissin von Remiremont im Elsaß. Sie hatte in Frankreich durch den Einfluß ihrer Schwester, der Dauphine Marie Josepha, 1761 eine königliche Pension erhalten; 1763 war sie zur Coadjutorin, 1773 zur Äbtissin von Remiremont erhoben worden. Sie war eine geistvolle, heiterem Lebensgenüß sehr geneigte Dame. Die von mir in den „Kursächsischen Streifzügen" III, S. 257 erwähnte Szene trug sich übrigens nicht in Remiremont, sondern in München zu.



Karl Frhr. von Miltitz auf der Birsch.
Nach einer Skizze von Moritz Retzsch aus dem Jahre 1811.

kanntschaft fanden. Einst waren sie zusammen im Theater.[1] Plötzlich erscholl der Ruf: „Feuer!", und schon qualmte der Rauch dicht vor der Bühne durch den herabgelassenen Vorhang. Die zusammengedrängte Menge verlor den Kopf. Man kletterte in die Logen, sprengte die Parterretüren. Mein Vater ohne Zaudern nahm auf den rechten Arm meine Mutter, auf den linken Frau von Vieth, sprengte mit einem Fußtritt die Logentür und brachte die Damen in Sicherheit. Er war, wie schon erwähnt, ein gewaltiger Pferdebändiger. Einst gingen ein Paar neugekaufte Pferde, die er im leichten Jagdwagen stehend einfuhr, mit ihm durch, in voller Carriere über die Brücke des Schloßteiches, in den Wirtschaftshof grade auf eine Scheune zu, von welcher nur ein Thorflügel zu war. Der noch offene Raum war viel zu schmal, um Wagen und Pferde durchzulassen, dazu reichte der Querbalken des geschlossnen Flügels quer über die Lücke und mußte nothwendig meinem Vater den Kopf zerschmettern, wenn er dagegen rannte. Er indeß seinem guten Glück und seiner enormen Stärke vertrauend warf Zügel und Peitsche weg, hielt beyde Hände dem Querbalken entgegen, den er im Nu umfaßte, als die Pferde drunter hindonnern wollten und — die Bestien standen. Ein andermal nahm ihn in Dessau auf der Hirschfütterung ein starker, böser Hirsch an. Unbewaffnet wie er war blieb ihm nichts übrig, als den Hirsch bey den Stangen zu fassen und mit dem Kopf so lang fest auf den Boden zu drücken, bis auf sein Rufen mehrere Jäger herbey kamen und mit Stangen und Prügeln das wütende Tier abtrieben. Noch in seinem 60. Jahre, wo er schon heftige Anfälle vom Podagra hatte, hob er mit einer Hand uns drey Brüder, von denen ich 14 Jahre, Alexander 12 und Fritz 8 alt war, indem er uns mit den Rücken zusammenstellte, mit seiner gewaltigen Faust, indem er einen Finger in den Bund unserer Beinkleider steckte, steifen Armes hoch in die Höhe. Er schoß mit seiner Lieblingsbüchse (von Sederström) immer mit einer Hand, indeß er mit der linken die Lorgnette hielt. Daß bey dieser Heftigkeit und Stärke mancher Bediente, der sich eine impertinente Antwort erlaubte, die Treppe herabflog, war erklärlich, und ich erinnere mich als ein 15jähriger Jüngling eines langen, schmächtigen Bedientens Namens Kotte, der, als wir in Neukirchen[2] im Vorhause auf die Eltern zum Spazierengehen warteten, wie ein Ball die Treppe aus des Vaters Zimmer — er wohnte im ersten Stocke — herabgeflogen kam und neben uns respektvoll liegen blieb. Nie aber hat eins seiner Kinder einen Schlag von ihm bekommen, er mochte eben fürchten uns Arm und Bein zu brechen. Auch war es ganz unnöthig, da wir vor seinem Ruf und zornroten Gesicht in alle Winkel krochen. Bey guter Laune, die er meistens hatte, war er witzig und lustig auch mit uns.

Ich war ein schwächliches Kind, und mein Vater, der in seinem Erstgeborenen einen Riesen erwartete,

[1] Das Leben in Lauchstädt am Ende des XVIII. Jahrhunderts schildert Eichendorff, der um diese Zeit Hallescher Student war: „Die Komödienzettel kamen des Morgens schon, gleich Götterboten, nach Halle hinüber und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbulletins, beim ‚Kuchenprofessor' eifrigst studiert. War nun eines jener literarischen Meteore oder ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Kabrioletts, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gäulen und umgeworfenen Wägen vergleichbar; niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Goethe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten."

[2] Bei Deutschenbora unweit der Bahnlinie Meißen-Nossen gelegen; dieses Gut erbte später unser Karl von Miltitz

sah bald, daß ich kein solcher zu werden versprach und nahm daher keine Notiz von mir. Ich blieb der sanften Pflege meiner Mutter und einer gewissen Mimi Stark, die als Gesellschafterin bei ihr war, überlassen. Als Probe meines Gedächtnisses und meiner stillen Beobachtung und mancher Anlagen sey hier erwähnt, daß ich mich, obgleich ich erst 4 Jahre alt war, ganz lebhaft des schönen schlanken Mädchens Julie Stark erinnere, die mich oft schaukelte, küßte und in einem dunkelblauseidnen Kleide mit dem Major von Thümmel, der in Delitzsch garnisonierte, getraut ward. Ich war nicht glücklicher, als wenn mich die Wärterin im Abendroth auf die steinerne Brücke trug, die zum Schloß führte. Ich soll dann gewaltig gesticuliert und nach der goldnen Sonne gelangt haben. Mein Entzücken war aber gränzenlos, wenn ein Knecht — er hieß May — Abends Schalmey blies. Dann ruhte ich nicht, bis man mich zu dem Virtuosen hintrug. Diese Liebhaberey an der Music und diese Verehrung für Musiker hat sich immer mehr entwickelt und mir in den Knabenjahren manchen bittern Verweis zugezogen, indem ich auf Kinderbällen oder wo ich sonst an Musiker heran kam, sie herzlich liebkoste und wo möglich unter den Tisch kroch und dort entzückt der Music zuhörte. Eine Liebhaberey, die mein Vater, obgleich er gern Music hörte, doch einem Edelmann für höchst unanständig hielt, da ein solcher nicht zum Musicanten bestimmt sey! Er hatte nach seiner Ansicht nicht Unrecht, wäre er nur später in der Wahl eines Berufes für mich mit mehr Umsicht verfahren!

War es meinen Eltern um die Erziehung von uns drey Kindern, Marianne, ich und Alexander zu tun oder wurde ihnen die Einsamkeit des Landlebens, da sie früher beyde in der großen glänzenden Welt gelebt hatten, lästig, oder endlich bewogen sie finanzielle Rücksichten, sich die Einkünfte einer Hofstelle zu verschaffen — genug, meine Mutter wandte sich an den damals viel geltenden und wackeren P. Herz, Beichtvater des Kurfürsten, und bat ihn durch seinen Einfluß meinem Vater die eben offne Stelle eines Hofmarschalls zu verschaffen. Die Antwort des P. Herz befindet sich noch unter meinen Papieren. Er schrieb, er würde sich gern und nach Kräften verwenden, allein man möge seinem beschränkten Einflusse nicht zuviel zutrauen, auch gebe es mehrere Mitbewerber. Indeß hatte der geistliche Herr mit seinem angeblich geringen Credit so gut vorgearbeitet, daß nach einigen Monaten mein Vater die Stelle erhielt, worauf denn bald nachher der Umzug nach Dresden erfolgte. Mich den 4—5 jährigen Knaben beschäftigten zumal die vielen Pferde, die zum Fortbringen der Effekten vor die schwer beladenen Wagen angespannt wurden. Ganz erinnerlich sind mir ein paar Schimmel mit gewaltig breiten Nasenriemen, wie sie die Fuhrleute haben. Der Umzug geschah wahrscheinlich im Herbste bei nasser Witterung, wo damals die Wege in Sachsen noch grundlos waren. Ich besinne mich wenigstens an einer der bösesten Stellen im Keilbusch hinter Meißen mit großem Vergnügen zugesehen zu haben, wie die Räder des Wagens im tiefen Wasser und Kot arbeiteten. Das Umgehn der Räder hatte überhaupt für mich viel Anziehendes, obgleich ich den Lärm der Mühlen fürchtete. Ich muß in diesen frühen Jahren sehr nervös gewesen seyn, denn ein oft wiederkehrender und mich immer sehr ängstigender Traum war, daß sich ein ungeheures Meer, dessen kleine Wellen schwarze Hände hatten, um mich herum bewegte.

Friedrich Sigismund von Miltitz.
Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Meisters (im Besitze Sr. Exzellenz des Obermarschalls Grafen von Vitzthum).

Mit Schenkenberg verließ ich werte Freunde: Stips, Mufli, Prinz, Diane — lauter schöne Jagdhunde meines Vaters. Schenkenberg wurde verkauft und ich habe es nie wieder gesehen.

Meine erste Erinnerung von Dresden, mich däucht, es müsse aus dem Jahre 1786[1] seyn, war, daß wir in dem großen Thielman'schen Hause in Neustadt wohnten, worin die Gardecaserne ist. Ich bekam einen Hofmeister, Michael Tzschappe. Ich seh ihn noch. Er hatte angenehme, obschon nicht eben sanfte Züge, schwarze blitzende Augen, eine blühende Gesichtsfarbe. Er trat gerade am Weihnachtstage seine Stelle an. Ich hatte unter andern Spielsachen, einem Schaukelpferd, Stadtwagen usw. auch einen großen sogenannten

[1] In der Tat erscheint Friedrich Siegmund Miltitz im „Churfürstlich Sächsischen Hof und Staats-Calender" von 1786 zuerst als Hofmarschall, aber schon 1787 als „Ober-Sckenke" und seit 1804 als „Erster Hof-Marschall" mit dem Titel Exzellenz.

Knecht Rupprecht bekommen, ganz in Pelz gehüllt, mit vergoldeten Äpfeln und Nüssen behangen, eine Flittergoldkrone auf dem Kopfe und eine gewaltige Ruthe in der Hand. Ich weiß nicht, was meinem fünfjährigen Kopfe den klugen Einfall gab, die Ruthe loszubinden und sie Herrn Tzschappe mit der Äußerung zu präsentieren „wenn er sie vielleicht einmal brauchen sollte . . .“ Dieser Akt von Unterwürfigkeit verfehlte seine Wirkung nicht. Mein Hofmeister küßte mich und sagte mir, er hoffe die Ruthe nie zu brauchen. Und in der That, in den drey Jahren, daß er bey mir war, habe ich nie einen Schlag von ihm bekommen.

Er bemerkte bald mein außerordentliches Gedächtniß und bildete dies aus. Alle Haupt- und merkwürdigen Städte in Europa, alle Flüsse und Gebürge wußte ich bald auf dem Finger herzusagen, sowie eine Menge Fabeln und Gedichte. Das Beste war dabey, daß ich nie vergaß, was ich einmal gelernt hatte, und so wurde ich bald ein kleines Musterbild für alle Bekannte meines Alters, wozu meine weiche und sanfte Gemüthsart, die nur eines Winkes bedurfte und von der ich freylich kein Verdienst hatte, nicht wenig beytrug. Dem wackern Tzschappe folgt ein Herr Fritzsch. Welch ein Unterschied! Er war hart und heftig und schlug mich bey jeder Gelegenheit. Indeß erkannte er mein musicalisches Talent, das mein guter, sanfter Clavierlehrer Walther mit großer Liebe gepflegt hatte, und da er ein guter Flötenspieler war, so mußte ich ihn oft accompagniren.

Ich war damals noch sehr schwächlich, und da meine Eltern auf einige Monate nach München reisen wollten, so rieth der Arzt, mich zur Stärkung meiner Gesundheit mitzunehmen. Welch eine schöne Zeit ging mir da auf! Das Fahren durch schöne Wälder, die gelb und schwarzen Postillione im Reich, die fremde Mundart, alles das entzückte mich.

In München stieg mein Entzücken, da ich als ein artiger und wohlgezogner sanfter Knabe bald des guten Großvaters Daun erklärter Liebling ward, der mir alles zu Liebe that, was er konnte. Nur eins — der zweite Sohn meiner Tante Hegnenberg, Ignaz oder Nazel, wie er gewöhnlich genannt wurde, war als Maltheserritter eingeschrieben und trug daher die rot- und schwarze Ordensuniform, natürlich im Schnitt der damaligen Kinderkleidung. Dies erregte meine ganze Sehnsucht; ich bat meine Mutter, ich bat den Großvater, mir auch ein solches rothes Röckchen machen zu lassen und war sehr betrübt, als man mir erklärte, daß niemand, der nicht im Orden eingeschrieben sey, die Uniform tragen dürfe. Allein der gute Großvater wußte Rath. Wir aßen täglich mittags und abends auf seinem Garten vor der Stadt, wohin wir mit seinen sechs prächtigen Rappen (er war Oberstallmeister) fuhren. Eines Mittags kurz vor dem Diner ließ mich der Großvater durch Anderl, seinen Läufer und Favoritbedienten, einen äußerst hübschen Menschen, der ihm einst das Leben gerettet und der mir wegen seiner freundlichen Gemütsart und der prächtigen Livrei, gelb, und rot mit Silber auf allen Näthen, gar sehr gefiel, in sein Cabinet rufen. Vergebens bestürmte ich Freund Anderl mit Fragen, und schon fing ich an zu befürchten, daß ich irgend eines dummen Streiches wegen den ich bisweilen doch im Garten gegen die schönen grünen Blumenstäbe mit vergoldeten Knöpfen ausübte, — die ich aus den Beeten zog um sie als Läuferstäbe, wie Anderl, wenn er vor unserm Wagen mit dem silberbeschlagnen Stock oder Abends mit der Fackel lief, zu gebrauchen —, Strafe erhalten sollte. Schweigend trat ich mit Anderl ins Kabinet, schweigend empfing mich der sonst so freundliche Greis. Auf seinen Wink fing Anderl an, mich auszukleiden, was mir schon bedenklich schien. Jäckchen und Weste ließ ich mir geduldig ausziehn, als ich nun aber das letzte und unentbehrlichste Kleidungsstück hergeben sollte, schien mir die Gefahr drohend, ich wurde blutrot, und die Thränen traten mir in die Augen. Länger konnte der Großvater den Ernst nicht beybehalten. Er brach in Lachen aus und frug mich, ob ich fürchte die Ruthe zu bekommen. Mir war nicht lächerlich zu Muthe. „Na“, sagte der Großvater, „gieb nur deine Hosen her, ich werde dich nicht ohne Hosen laufen lassen.“ Anfangs hatte ich den Besitz hartnäckig vertheidigt, als aber Anderl jetzt aus einem Pakete ein paar prächtige rote dergleichen herausnahm und mir anlegte, worauf eine rote Weste mit Perlmutterknöpfen und endlich gar ein rotes Jäckchen mit blauen Klappenkragen und Aufschlägen folgte, so ging meine kindische Furcht in eben so kindisches Entzücken über. Ich sprang auf des Großvaters Schoos und liebkoste und dankte ihm aufs herzlichste, was ihm viel Freude machte. Sein Stolz war, wenn bey zahlreichen Mittagstafeln, wo ich immer neben meiner Mutter saß, er mein gutes Gedächtniß producieren konnte. Ich mußte dann mehrere Gedichte und Fabeln her«sagen», wobey mir nie ein Wort fehlte. Da ich gelehrt war, sehr rein deutsch zu sprechen, so war ein Knabe, der in hochdeutscher Mundart ohne Anstoß sehr lange Gedichte mit richtigem Akzente hersagen konnte, für die guten Bayern der damaligen Zeit ein kleines Wunderthier. Ich ward mit Lob und Bewunderung überschüttet, und mein guter Großvater triumphierte. Vorzüglich war das ziemlich lange Gedicht „Johann der Seifensieder“ sein Liebling.

Natürlich besuchte meine Mutter ihre Schwester, die Gräfin Hegnenberg, sowohl in München als auch auf dem Lande auf der prächtigen Herrschaft Hegnenberg an der schwäbischen Gränze. Hier ging nun für mich und meine rege Phantasie ein neues Leben auf. Es hatte mir bald geglückt, durch meine Heiterkeit und Wohlgezogenheit nicht nur die sanfte Tante, sondern auch den ernsten Onkel Hegnenberg, durch mein herrliches Gedächtniß den Hauslehrer Herrn Triboulet und die Gouvernante Mademoiselle Betin zu gewinnen. Mit Kousine Walperl (Walpurga) und Vetter Nazel war ich ein Herz und eine Seele. Der Hauskaplan, der Oberjäger, genug jedermann wollte dem freundlichen Graf Carl, wie ich dort hieß, wohl und schlug ihm nicht leicht etwas ab. Das Landleben eines solchen reichen bayerschen Dynasten kannte ich noch nicht, und der Aus- und Einzug zur Hirschjagd, zu deren Anfang wir gerade in Hegnenberg waren, erfüllte mich mit Entzücken, zumal wenn wir Kinder mitfuhren. Dann

fuhr früh ein niedriger, vierspänniger Jagdwagen vor, auf dem meine Mutter und die Tante, ich, Nazel, Walderl und Marianne Platz fanden, während mein Vater, Onkel Hegnenberg und Max, der älteste Sohn (er ritt einen Falben) in Jagdkleidung mit goldnen Kuppeln und Hirschfängern zu Pferde, vom Oberjäger geführt, von Unterjägern und Reitknechten gefolgt, vorausspengten. Die Frauen und Kinder blieben während der Jagd in Antonslust, einem reizend mitten im Walde gelegnen Jagdhause. Dort war ich glücklich. Wenn ich müde war vom Spielen, so legte ich mich an ein kleines ganz dicht am Hause gelegenes Wasserstück und konnte dort, in kindische Träume versunken, den blauen Himmel, der sich im blauen Wasser abspiegelte, betrachten. Abends fuhren wir dann zurück. Auf dem Schloßhofe waren Fichtenzweige gestreut, worauf die Jagdbeute niedergelegt wurde. Franz, der Unterjäger, hatte das Geschäft, das Wildprett aufzubrechen, und ich verfehlte nie dabey zu sein. Ebenso unterhielt ich mich trefflich, wenn wir Kinder des Nachmittags mit dem Hauslehrer und der Gouvernante nach dem Dorf Steinsdorf, das Kirchdorf von Hegnenberg, zu dem dortigen Pfarrer P. Laurentius gingen. Er hatte einen schönen Garten mit einer Wasserkunst, wo wir Kinder nach Herzenslust spielten, das heißt manschten, und ich manchmal tüchtig naß nach Hause kam. In der Nähe der Dorfkirche war der Kirchhof, von prächtigen Linden überschattet. Das Sonnenlicht unter den grünen Bäumen, die glänzenden Grabsteine zogen mich sehr an. Ich ging jedesmal allein dahin, weil die andern nicht mit wollten, und plauderte mit dem Todtengräber, der, wie ich später erfuhr ganz verwundert war, wie der kleine fremde Graf erbaulich über Tod und Sterben gesprochen habe. Natürlich, ich hatte zu Haus über dergleichen Gegenstände sprechen hören, aufmerksam wie ich war, entging mir nichts, und so konnte ich hier meine wohlfeile Weisheit anbringen. Schloß Hegnenberg mit seinen stattlichen Thürmen, seinem Wappenzimmer, auf dessen Wänden der Stammbaum der Hegnenberge, die den Beinamen Dux führten, gemalt war, zog mich sehr an und ich ließ mir ihn oft von dem freundlichen Hauskaplan P. Franz erklären.

Wir kehrten nach München zurück, wo ich vom Fürstbischof von Freysingen gefirmt ward und vom Churfürsten Karl Theodor, der mein Pathe war, durch den Kammerherrn Kebeljow eine goldne Uhr mit goldner Kette zugestellt bekam — wofür ich freilich noch keinen Sinn hatte. Auch die verwittwete Churfürstin, geborne Prinzeß von Sachsen, bey der meine Mutter Hofdame gewesen, schenkte mir eine schöne Uhr, die ich noch lange nachher getragen habe. Da der Großvater im Theater eine Loge im ersten Rang hatte, so ward ich täglich ins Theater geführt. Mein Logennachbar war ein dicker Graf Kehrbach, der mich sehr lieb gewann und mich immer in seine Loge herüber nahm. Ich besinne mich auf die Tragödie „Julius Cäsar", wo mich Cäsars „auch du, Brutus!" sehr frappierte, nächstdem aber Cassius, dem alle Augenblicke der Dolch aus dem Gürtel fiel. Nächstdem gefiel mir sehr „Der Bettelstudent", worin Huck, der treffliche Comiker spielte, und ein prächtig montiertes Ballet: „Die Engländer in America", worin die blauen Engländer die bunt gekleideten Indianer aus ihren glänzenden Flinten wie die Fliegen todt schossen. Indessen war der Urlaub des Vaters zu Ende gegangen, und wir mußten nach achtwöchentlicher Abwesenheit nach Dresden zurück. Ich nahm von dem Springbrunnen im sogenannten Irrgarten, von der Grotte mit Versteinerungen, an der ich manches Stück abgebrochen, Abschied. Am Abend gab uns der Großvater noch eine Musik während der Tafel von seinem Regimente, die mir außerordentlich gefiel. Am nächsten Morgen ging es fort. Ich habe den guten Großvater nicht wieder gesehen.

Die wichtigste Veränderung in meinem Knabenleben war, daß bald nach meiner Rückkehr mein bisheriger Hofmeister Fritzsch eine Anstellung erhielt. Ich sah ihn mit Gleichgültigkeit davon gehen. Er hatte mich nicht verstanden, und ich war auch in den Kenntnissen meines Alters, die Music abgerechnet, nicht sehr vorwärts gekommen. Ihn ersetzte Gebhard, der 1838 als Oberkämmereisekretär starb. Er war ganz das Gegenbild seines Vorgängers, sanft, freundlich, ein Kinderfreund. Ich war ihm innig zugethan und machte bedeutende Fortschritte unter ihm, wohin auch der Anfang im Latein gehörte ... Leider blieb er nur ein Jahr in unserm Hause, weil er wegen seiner Gewandtheit im Italienischen Privatsekretär des Grafen Marcolini wurde. Ihm folgte Haberfeld, zuletzt Superintendent zu Ekkardtsberga. Wieder eine äußerst glückliche Wahl. Haberfeldt war ein gelehrter Philolog und ein wohlwollender, freundlicher Charakter. Er kam sehr gut mit mir und meinem Bruder Alexander aus und wir fühlten uns sehr glücklich unter ihm. Wir machten gute Fortschritte im Latein, Geschichte und Geographie. Auch Mythologie wußte er auf eine uns faßliche und sehr angenehme Weise uns beyzubringen. Wir gingen mehrere Sommer hintereinander nach Scharffenberg, und da er ein Freund der Naturgeschichte war, so sammelten wir Schmetterlinge und Käfer mit großem Eifer ... Mein Hofmeister war ein tüchtiger Gelehrter und daneben auch Dichter — bisweilen gar nicht unglücklich. War es der Enthusiasmus, mit dem er vom Dichtungsvermögen oft sprach, oder regte sich ein ähnlicher Funke in mir — genug, ich versuchte — schüchtern wie ein junger Vogel — nicht zu dichten, sondern zu reimen und zeigte meinem Lehrer diese unreifen Produktionen. Wichtiger waren die guten Fortschritte, die ich unter dem wackern Haberfeldt im Lernen machte und die immer eigenthümlichere Ausbildung meines Charakters. Es entwickelte sich neben einer leidenschaftlichen Vorliebe für die Natur auch eine vorherrschende Neigung zur stillen, süßen Schwermut und eine romantische Stimmung, die mich beym Anblick recht brennender schöner Farben wie blau, grün und rubinrot mit einem magischen Entzücken erfüllte, das ich schlechterdings nicht zu erklären vermochte. Die Geschichte der Kaiserwahl Leopolds II., die in meine Jugend fiel (1790) und die uns Haberfeldt aus einer damals erschienenen Druckschrift mit allen möglichen Particularitäten über die Tracht des Kaisers und der Kurfürsten, über die Reichs-

kleinodien und dergleichen vorlas, ward von mir mit Heißhunger verschlungen. Mein gutes Gedächtnis machte mir alle Lehrstunden leicht, meine eigentümliche Sanftmut mich allen Leuten lieb, und so lebte ich glückliche Tage. Ich war zwölf Jahr alt, als Haberfeldt Pfarrer auf dem Gute meines Vaters, Neukirchen, ward. Im succedierte M. Fiedler, und mit ihm ging eine andre Periode meines Lebens an. Auch er war ein gelehrter Theolog, dabey schöner Geist, und bis auf gewisse Schwächen, die ich erst später verstehn und würdigen lernte, ein guter, freundlicher Mann von etwa 26 Jahren. Er bemerkte bald meine Fähigkeiten, gewann mich sehr lieb, fand aber, daß es nun auch Zeit sey, aus den Kinderschuhen herauszutreten und ein gesetzteres Betragen anzunehmen. Seine bedeutend größeren Ansprüche an meine geistigen Fähigkeiten vermochte ich ohne zu große Mühe zu befriedigen, allein ich sollte einen Teil meiner kindlichen Neigungen aufgeben, meinen Peitschenvorrath ausgehen lassen und dergleichen. Das fiel mir sehr schwer, kostete mir manche Thräne, und meine heimlichen Übertretungen zogen mir manche Strafe zu. Indeß hatte der Mann recht. Da er dabey Freund von allerley Sammlungen war, eine schöne Schmetterlingssammlung mit uns zusammenbrachte, eine Wappensammlung anlegte und mich überhaupt sehr gut behandelte, so unterwarf ich mich einem Zwange, dessen Vernunftgemäßes ich einsah und ward bald sein erklärter Liebling. Indeß war er keineswegs zu nachsichtig und drang mit Ernst auf fleißiges und gutes Arbeiten, Ablegen eines gewissen läppischen Wesens, das mir noch anhing, und auf Genauigkeit und Ordnungsliebe, die mir sehr abging ... Es hieß, ich sollte studieren und mit 16 Jahren auf die Universität gehen. Es war also nicht viel Zeit zu verlieren und Latein, Griechisch, Geschichte, Geographie, Logic, Französisch und Italiänisch wurden mit Eifer getrieben. Dazu kamen Tanz- Reut- und Fechtstunden, sodaß ich die ganze Woche beschäftigt war. Aber auch die Poesie blieb nicht liegen. Fiedler hatte kleine Gedichte, die weit reifer als die früheren waren, gesehen und lobte sie, indem es ihm nur leid tat, daß ich sie ihm aus falscher Scham verheimlichte. In der Music machte ich so große Fortschritte, daß ich mehreremal im damaligen Dilettantenconzert als ein für meine Jahre fertiger Clavierspieler auftreten konnte. Auch Flöte ließ man mich auf mein Bitten lehren. Der melancholische Ton der Clarinette zog mich mehr zu dieser, aber mein Vater, der meine Musikantenliebhaberey nicht vergessen hatte, schlug es rund ab, weil Flöte das einzige Blasinstrument sey, was ein Edelman treiben könne. Wichtiger war der Eindruck, den die erste Aufführung von Mozarts Zauberflöte auf mich machte. Hier fand ich jene geheimnisvolle Romantik, die den Grundton meines ganzen Wesens machte, in himmlischen Melodieen und Harmonien ausgesprochen und schwelgte in Entzücken.



William Morris.

Sein Leben und Wirken.

Von

Professor Otto von Schleinitz in London.

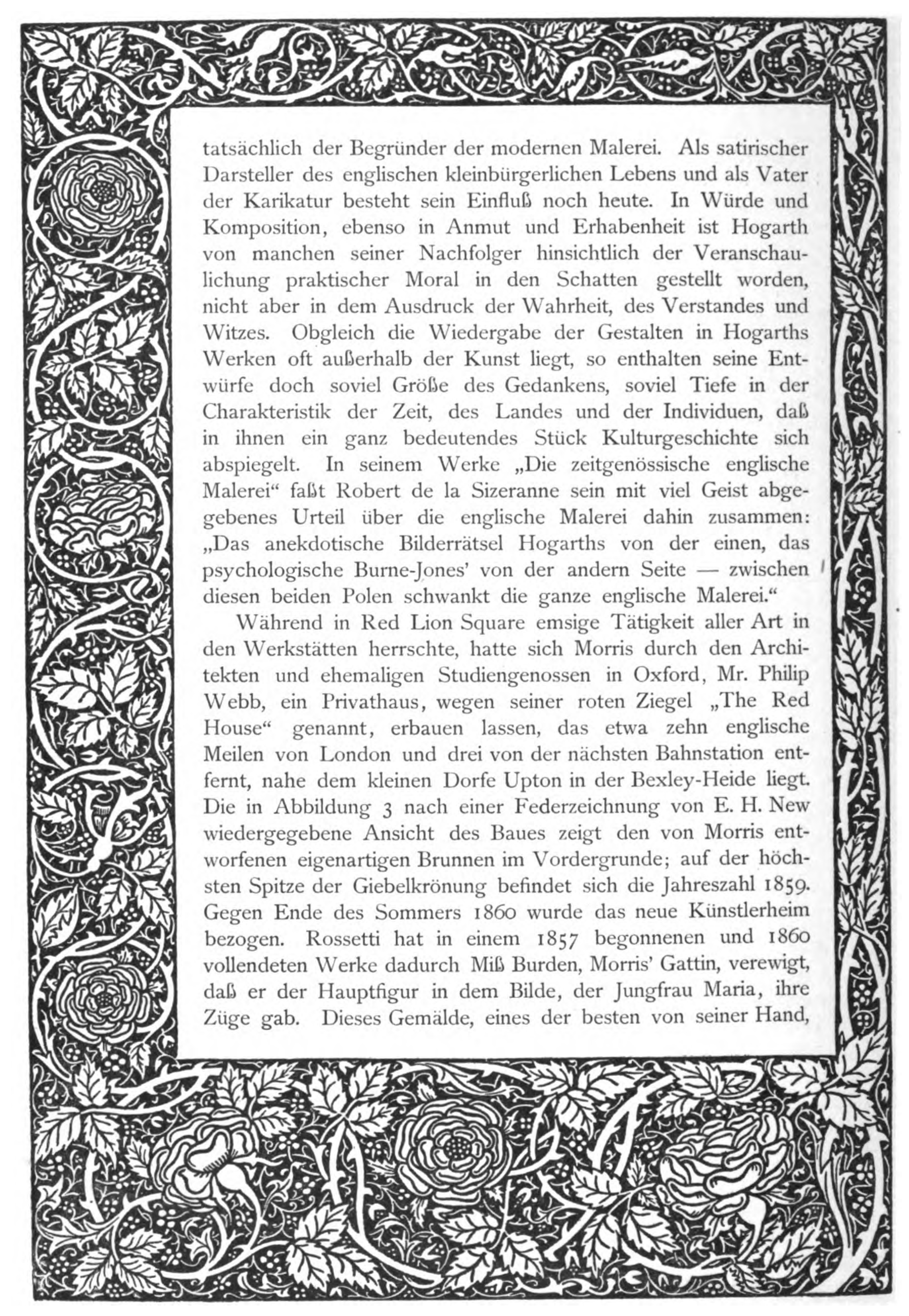
II.



So sonderbar es klingen mag, den Namen Hogarth mit den Präraffaeliten und namentlich mit Morris in Verbindung zu bringen, so muß dies doch aus doppelten Rücksichten geschehen. Zunächst wird Morris Mitglied des im Jahre 1858 gegründeten Hogarth-Clubs, und dieser Umstand gibt mittelbar für Morris die Veranlassung, eine neue Gesellschaft zur „Erhaltung alter Baulichkeiten" ins Leben zu rufen. Zu dem Hogarth-Club gehörten nämlich Männer wie Burne-Jones, Madox Brown, Hughes, Holman Hunt, Leighton, die beiden Lushingtons, Martineau, Bell Scott, Street, Ruskin, beide Rossettis, Stephen, Stanhope, Swinburne, Birket Foster, Woolner, Watts, Webb, Val Prinsep und andere. Für Morris blieb die Berührung mit Personen solcher Bedeutung von unschätzbarem Werte, da ihm hierdurch mancher Auftrag zuteil wurde. So erhielten z. B. Morris und Burne-Jones mehrere lohnenden Arbeiten durch Webb, den ersten Assistenten des seiner Zeit maßgebenden Architekten Street, dem die Restaurierung vieler gotischen Kirchen oblag.

Im Hogarth-Club, wo diese einflußreichen Bekannten zusammenkamen, gelang es Morris leicht, sich über alle einschläglichen Fragen zu orientieren. In gewissem Sinne ist Hogarth





tatsächlich der Begründer der modernen Malerei. Als satirischer Darsteller des englischen kleinbürgerlichen Lebens und als Vater der Karikatur besteht sein Einfluß noch heute. In Würde und Komposition, ebenso in Anmut und Erhabenheit ist Hogarth von manchen seiner Nachfolger hinsichtlich der Veranschaulichung praktischer Moral in den Schatten gestellt worden, nicht aber in dem Ausdruck der Wahrheit, des Verstandes und Witzes. Obgleich die Wiedergabe der Gestalten in Hogarths Werken oft außerhalb der Kunst liegt, so enthalten seine Entwürfe doch soviel Größe des Gedankens, soviel Tiefe in der Charakteristik der Zeit, des Landes und der Individuen, daß in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte sich abspiegelt. In seinem Werke „Die zeitgenössische englische Malerei“ faßt Robert de la Sizeranne sein mit viel Geist abgegebenes Urteil über die englische Malerei dahin zusammen: „Das anekdotische Bilderrätsel Hogarths von der einen, das psychologische Burne-Jones' von der andern Seite — zwischen diesen beiden Polen schwankt die ganze englische Malerei.“

Während in Red Lion Square emsige Tätigkeit aller Art in den Werkstätten herrschte, hatte sich Morris durch den Architekten und ehemaligen Studiengenossen in Oxford, Mr. Philip Webb, ein Privathaus, wegen seiner roten Ziegel „The Red House“ genannt, erbauen lassen, das etwa zehn englische Meilen von London und drei von der nächsten Bahnstation entfernt, nahe dem kleinen Dorfe Upton in der Bexley-Heide liegt. Die in Abbildung 3 nach einer Federzeichnung von E. H. New wiedergegebene Ansicht des Baues zeigt den von Morris entworfenen eigenartigen Brunnen im Vordergrunde; auf der höchsten Spitze der Giebelkrönung befindet sich die Jahreszahl 1859. Gegen Ende des Sommers 1860 wurde das neue Künstlerheim bezogen. Rossetti hat in einem 1857 begonnenen und 1860 vollendeten Werke dadurch Miß Burden, Morris' Gattin, verewigt, daß er der Hauptfigur in dem Bilde, der Jungfrau Maria, ihre Züge gab. Dieses Gemälde, eines der besten von seiner Hand,

Abb. 14. Rankenornament auf schwarzem Grunde von William Morris.
(Nach A. Vallance „The Art of William Morris“. Verlag von George Bell & Sons in London.)

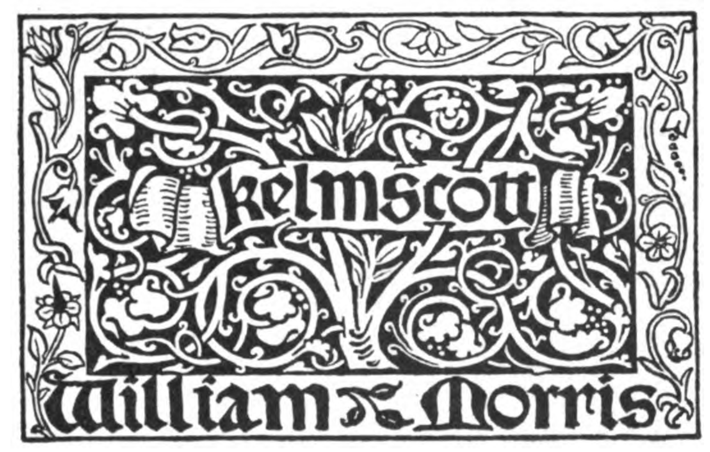


Abb. 15. Das Druckerzeichen der Kelmscott Press.

bildet das dreiteilige Altarblatt in der Kathedrale von Llandlaf. In demselben Jahre verheiraten sich Morris' intimste Freunde und seine demnächstigen Associés: Rossetti läßt sich mit seiner Miß Siddal trauen, und Burne-Jones vermählt sich mit Georgina Macdonald. Verwandtschaftliche Beziehungen besonders ausgezeichneter Art entstehen für ihn durch diese Ehe.

Die eine seiner Schwägerinnen ist die Gattin von Sir E. Poynter, dem jetzigen Präsidenten der Akademie, sowie ehemaligen Direktor der alten und neuen Gemäldegalerie. Die andere Schwester der Lady Burne-Jones ist die Mutter von Rudyard Kippling, den zurzeit viele Engländer als den „ersten Dichter nach Shakespeare" anerkannt wissen wollen, nachdem diese Ehre zuvor — meiner Ansicht nach zu Unrecht — Tennyson zugewiesen worden war. Tennyson, dem für einzelne seiner Arbeiten 1 Pfund Sterling pro Wort als Honorar gezahlt wurde, hat uns von neuem die Erfahrung bestätigt, daß das einzig Beständige in der Flucht der Erscheinungen der Wechsel bleibt, unter dem er nun wiederum unbillig viel zu leiden hat. Aus seinem Porträt (Abb. 13) ersieht man, daß Watts dem „Poeta laureatus" den Lorbeer tatsächlich beigegeben hat.

Große Freude für Ruskin und alle Präraffaeliten erregten zwei aus dem Jahre 1860 stammende Aquarellbilder von Burne-Jones, betitelt „Sidonia" (Abb. 21) und „Clara von Bork", deren Inhalt Morris noch am Ende seiner Laufbahn so interessierte, daß er 1893 ein hiermit im Zusammenhange stehendes Werk „*Sidonia the Sorceress by William Meinhold translated by Francesca Speranca Lady Wilde*" durch die Kelmscott Press herausgab (Abb. 20). Das Kolophon in diesem Buche lautet: „Here ends the Story of Sidonia the Sorceress translated from the German of William Meinhold by Francesca Speranza, Lady Wilde, and now reprinted by me, William Morris, at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith, in the County of Middlesex. Finished on the 15th day of September, 1893." Es wurden im ganzen 300 Exemplare auf Papier, in schwarzen und roten Buchstaben, à 4 Guineen und 10 Exemplare auf Velin à 20 Guineen ausgegeben. Aus der von Morris verfaßten Vorrede wird der Sachverhalt erkennbar und Bezug genommen auf jene Gemälde von Burne-Jones, die die beiden Heroinen aus Pastor Meinholds Roman „Sidonia von Bork, die Klosterhexe" zum Gegenstand der Darstellung haben.

This is the Golden type.

This is the Troy type.

This is the Chaucer type.

Abb. 16. Die drei Typen der Kelmscott Press: Die Goldene, die Troja- und die Chaucertype.

Rossetti, Burne-Jones, Morris und ihre Zugehörigen glaubten tatsächlich längere Zeit hindurch, ebenso wie es in Deutschland der Fall war, daß Meinhold auf Grund wirklich vorhandener Dokumente seine Romane verfaßt habe. Schon 1843 hatte „Die Bernsteinhexe" an und für sich viel Aufsehen erregt, das durch das Interesse Friedrich Wilhelms IV. noch mehr erhöht wurde. Beide Romane waren so ziemlich aus denselben Gründen für den König wie für die beiden englischen Künstler dazu angetan, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln: Lokalfärbung mit geschichtlichen und romantischen Elementen mischen sich hier und das Ganze kann zudem als ein Werk gelten, in dem Meinhold die Angriffe gegen die historische Echtheit der biblischen Erzählungen zu entkräften sucht. „Die Klosterhexe", das Seitenstück zur „Bernsteinhexe", übertrifft in dieser Tendenz noch den zweiten Roman.

Wie es kaum anders zu erwarten war, blieben die Familien Morris und Burne-Jones

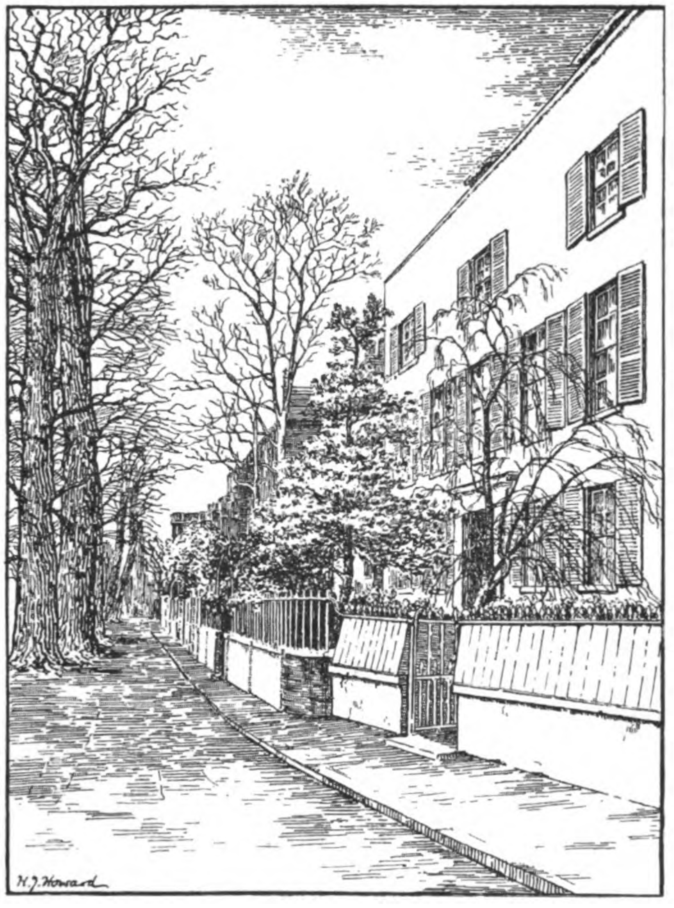


Abb. 17. Kelmscott House.
(Mit Genehmigung von Mr. H. Buxton Forman.)

nicht nur im engsten Verkehr unter sich, sondern auch mit Rossetti. Nicht minder erhielt Ruskin diesem Kreise seine Gönnerschaft. Er predigt seinen Anhängern unausgesetzt: „Ihr seid keine Griechen, sondern — ob besser oder schlechter — ihr seid Engländer und ihr könnt, selbst wenn ihr tausendmal Besseres leisten würdet, nichts Gutes außerhalb dessen hervorbringen, was eure englischen Herzen euch eingeben und was der Himmel, der über England sich spannt, euch lehrt!" Ebenso wie Ruskin ein erklärter Feind aller niederländischen Kunst war, in gleicher Weise besaßen Morris und Burne-Jones eine ausgesprochene Antipathie gegen diese. Im übrigen hat Clemen in seiner Schrift über Ruskin sehr recht wenn er von den Präraffaeliten sagt: „Es fehlte ihnen das große reinigende Bad griechischer Kunst."

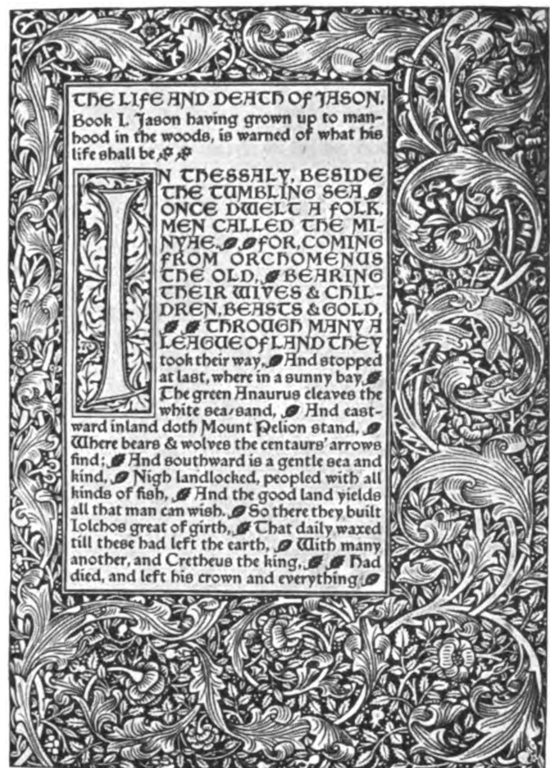
Als Miß Siddal — wie sie bezeichnend genug nach ihrer Vermählung mit Rossetti noch immer hieß — anfing bedenklich zu kränkeln, nahm sich Ruskin ihrer in delikatester Weise an. Er erbot sich, alles, was Rossetti malen und seine inzwischen zur Poetin gewordene Gattin dichten würde, zu erwerben, natürlich unter vernünftigen Voraussetzungen. Den Mindestbetrag hierfür setzte er jährlich auf 3000 Mark fest, die er sogleich Miß Siddal übergab. Nur einer seiner Schützlinge, Millais, „der Abtrünnige", wie er genannt wurde, bereitete dem Mäcen eine böse Überraschung: er machte ihm die Gattin abwendig.

Ruskin war es, der nach den mannigfaltigsten Seiten hin Anregungen gab. Als ausübender Künstler blieb er in der Hauptsache nur ein hervorragender Amateur und trotz seines nicht hoch genug zu veranschlagenden Verdienstes, Talente entdeckt und ihnen zur Anerkennung verholfen zu haben, ging weder aus seiner Lehre über Kunst ein bedeutender Maler, noch aus seiner Philosophie ein großer Denker hervor. Unter allen Umständen aber waren ihm die Präraffaeliten zu unendlichem Dank verpflichtet. Für künstlerische und sozialistische Zwecke hat er etwa vier Millionen Mark ausgegeben, aber mit seiner sozialen Praxis vollständig Fiasko gemacht. Seine literarische Stellung in England bei Lebzeiten läßt sich annähernd mit der



Abb. 18. Kelmscott Press.
(Mit Genehmigung von Mr. H. Buxton Forman.)





THE LIFE AND DEATH OF JASON.
Book I. Jason having grown up to manhood in the woods, is warned of what his life shall be.

IN THESSALY, BESIDE THE TUMBLING SEA, ONCE DWELT A FOLK, MEN CALLED THE MINYAE, FOR, COMING FROM ORCHOMENUS THE OLD, BEARING THEIR WIVES & CHILDREN, BEASTS & GOLD, THROUGH MANY A LEAGUE OF LAND THEY took their way, And stopped at last, where in a sunny bay The green Anaurus cleaves the white sea-sand, And eastward inland doth Mount Pelion stand, Where bears & wolves the centaurs' arrows find; And southward is a gentle sea and kind, Nigh landlocked, peopled with all kinds of fish, And the good land yields all that man can wish. So there they built Iolchos great of girth, That daily waxed till these had left the earth, With many another, and Cretheus the king, Had died, and left his crown and everything

Abb. 19. The Life and Death of Jason. Titel und Titelbild. (Kelmscott Press.)

vergleichen, die Hermann Grimm in Deutschland einnahm.

Ungeachtet seiner hohen Bildung, seiner vielseitigen und ausgezeichneten Kenntnisse verzichtete er in mancher Beziehung auf die Errungenschaften des Wissens; so ließ er z. B. beim Drucker alles mit der Hand fertigen, wo Maschinen ihn schneller bedient und Besseres geleistet hätten. Seine Bücher wurden stets zu Wagen befördert, während ihm für den Transport die Eisenbahn zur Verfügung stand. Sowohl er wie Morris bewilligten als Sozialisten den besten Lohn für geleistete Arbeit; beide waren in der Tat von schönen Idealen beseelt und erstrebten als Menschen und für die Menschheit das höchste.

Wie aber schließlich im Leben alles natürlich zugeht, das ergibt sich aus der intimeren Geschichte des Präraffaelismus auch für die hier näher in Betracht kommenden Mitglieder ihrer Brüderschaft. Ruskin besaß einige Zeit hindurch einen Sekretär in der Person von Mr. Charles Augustus Howell, der sich sogar in seiner Vertrauensstellung bis zum Faktotum seines Herrn emporgeschwungen hatte. Er machte den Präraffaeliten klar, daß sie ohne Geld nicht vorwärts kommen könnten und da, wie es scheint, er für einen Nebenverdienst nicht unzugänglich war, verstand es Rossetti — es muß zu seinem Lobe gesagt werden, nicht nur für sich allein —, ihn derart zu interessieren, daß Ruskin eine offene Hand für sie alle behielt. Der genannte Sekretär darf im übrigen nicht mit Howell Deverell verwechselt werden, mit dem anfangs Rossetti (vor Morris) in Red Lion Square zusammengewohnt und der in einem Damenputzgeschäft in Cranbourne Alley die schöne Miß Elisabeth Siddal entdeckt hatte.

Morris ist in dieser Periode eifrig damit beschäftigt, seine neue Heimstätte so schön, kunstvoll und so eigenartig wie nur möglich auszuschmücken; gleichzeitig aber entstand 1861 auch die neue Firma: „Morris, Marshall, Faulkner & Co, Fine Art Workmen in Painting, Carving, Furniture and the Metals", deren sieben Mitglieder uns bereits bekannt sind. Auf dem ersten Zirkular der Firma befindet sich außerdem noch Arthur Hughes genannt, ein nachmalig sehr bedeutender, im Geiste der Präraffaeliten schaffender Maler. Er erzählt indessen selbst, daß er keine Ahnung davon

gehabt habe, wie er zu dieser ihm zugedachten Teilhaberschaft gekommen sei, und obgleich er der Firma stets freundlich gesinnt blieb, schied er doch aus ihr bald wieder aus. Es war das erstemal, daß wirkliche Künstler in England nicht nur mit dem Kunsthandwerker in unmittelbare Verbindung und Wechselwirkung traten, sondern auch selbst praktisch solche Arbeiten in die Hand nahmen. Das große Wort im Geschäftshause führte Rossetti, wennschon er für seine Person nicht gerade allzu tätig war und trotzdem einen gewissen dämonischen Einfluß auf Morris ausübte. Jeder Partner hatte nur 5 Pfund Sterling eingelegt, und da schließlich ohne Baarmittel nicht weiter gearbeitet werden konnte, so blieb gut oder böse nichts weiter übrig, als daß Morris und seine Mutter Kapitalien hergaben, ein Umstand und eine Hilfe, auf welche die meisten Teilhaber der Firma sicherlich wenigstens schon im stillen bei Gründung des Geschäfts gehofft hatten. An und für sich ging dieses ganz gut und zwar bestanden die besseren Aufträge hauptsächlich in der Herstellung von Kirchenfenstern. Die damalige anglo-katholisierende Richtung der Kirche begünstigte die Ausschmückung der Gotteshäuser in jeder Weise. Bezeichnend für Morris' Standpunkt bleibt das bei der Firmeneintragung von ihm gewählte Wort „Workmen", das zu deutsch nicht anders als mit „Arbeiter" oder „Handwerker" übersetzt werden kann. Damals wirkte dieser Ausdruck sehr befremdend, weil eben die Künstler nichts mit dem Handwerk gemein haben wollten.

Die Seele der Firma war natürlich immer Morris, der ebenso wie der als Buchhalter angestellte Faulkner 150 Pfund Sterling Gehalt erhielt. Der Lohn für jede an das Geschäft abgelieferte Arbeit wurde den übrigen Teilhabern wie allen dritten Personen baar ausgezahlt. Alles in allem erreichte das Einlagekapital der sieben Mitinhaber zusammen seinen höchsten Bestand mit 140 Pfund Sterling im Jahre 1862, natürlich abgesehen von den geborgten Summen der Familie Morris. Bei jeder notwendig werdenden Erweiterung des Geschäfts mußten die letzteren beispringen, und da die meisten Teilhaber sich mehr um ihre Privatgeschäfte als um das Emporblühen der Firma kümmerten, so sah zwar Morris das Heraufziehen schwerer Gewitterstürme voraus, aber er war zu generös, um beizeiten eine gerechte Anordnung der Gewinnverteilung festzusetzen. Das was er z. B. im Jahre 1862 an wirklich hergestellten Arbeiten im Dekorationsfach der Firma überwies und für die er nur kreditiert wurde, betrug

SIDONIA THE SORCERESS. BOOK I.
FROM THE RECEPTION OF SIDONIA AT THE DUCAL COURT OF WOLGAST UNTIL HER BANISHMENT THEREFROM.
CHAPTER I. OF THE EDUCATION OF SIDONIA.

THE illustrious and high-born prince and lord, Bogislaff, 14th Duke of Pomerania, Prince of Cassuben, Wenden, and Rugen, Count of Guzkow, Lord of the lands of Lauenburg and Butow, and my gracious feudal seigneur, having commanded me, Dr. Theodore Plonnies, formerly bailiff at the ducal court, to make search throughout all the land for information respecting the world-famed sorceress Sidonia von Bork, and write down the same in a book, I set out for Stargard, accompanied by a servant, early one Friday after the Visitationis Mariæ, 1629; for in my opinion, in order to form a just judgment respecting the character of any one, it is necessary to make one's self acquainted with the circumstances of their early life; the future man lies enshrined in the child, and the peculiar development of each individual nature is the result entirely of education. Sidonia's history is a remarkable proof of this. I visited first, therefore, the scenes of her early years; but almost all who had known her were long since in their graves, seeing that ninety years had passed since the time of her birth. However, the old innkeeper at Stargard, Zabel Wiese, himself very far advanced in years (whom I can recommend to all travellers; he lives in the Pelzerstrasse), told me that the old bachelor, Claude Uckermann of Dalow, an aged man of ninety-two years old, was the only person who could give me the information I desired, as in his youth he had been one of the many followers of Sidonia. His memory was certainly well nigh gone from age, still all that had happened in the early period of his life lay as fresh as the Lord's Prayer upon his tongue. Mine host also related some important circumstances to me myself, which shall appear in their proper place. I accordingly proceeded to Dalow, a little town half a mile from Stargard, and visited Claude Uckermann. I found him seated by the chimney corner, his hair as white as snow. "What did I want? He was too old to receive strangers; I must go on to his son Wedig's

Abb. 20. Sidonia the Sorceress. Titelseite. (Kelmscott Press.)

ebensoviel, als was die andern Firmenmitglieder zusammen geleistet hatten. Daß es ihm schließlich gelang, trotz aller Widerwärtigkeiten, durch Talent, Fleiß, Umsicht und Zähigkeit sich zum anerkannt genialsten Dekorateur seiner Zeit emporzuschwingen, sowie als Wiederbeleber der Kleinkunst eine vollständige Umwälzung des Kunstgewerbes im besten modernen Sinne hervorzurufen, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden.

Die erste etwas umfangreichere Beschickung für eine Ausstellung fand im Jahre 1862 statt und hatte auch einen ganz leidlichen Erfolg. Namentlich zwei von Morris gezeichnete und von der Firma Jeffrey & Co. ausgeführte Tapetenmuster „The Daisy" und das noch hübschere „The Trellis" fanden viel Beifall. Das gleiche gilt für ein anderes, erst 1866 hergestelltes Tapetenmuster „The Pomegranate".

Dr. P. Jessen, Direktor des Kunstgewerbe-Museums in Berlin, hat gelegentlich einer Ausstellung von Werken Walter Cranes im Jahre 1894 eine Schrift herausgegeben, in der es heißt: „ . . . Durch Crane und andere selbständige Erfinder, wie William Morris, hat die englische Tapete bekanntlich in den letzten fünfzehn Jahren ihren ganz eigenartigen Stil erhalten. Sie ahmt nicht alte Gewebemuster nach, wie es unsere Zeichner meist noch versuchen, sondern ist mit frei kombinierten Flachmustern bedeckt, zu denen vorwiegend der reiche Blumenschmuck der englischen Landschaften und Gärten verwertet wird . . ."

Wenn man etwas an den englischen Mustern auszusetzen hat, so ist es ihr übergroßer Reichtum in den Motiven und ihrer Farbenpracht. Die meisten Tapeten von Morris, aber auch von Vosey, bilden an und für sich schon eine vollständige Wanddekoration, zu der eigentlich keine weitere Ausschmückung hinzuzukommen braucht. Die Rolle, die die Tapete für die Dekoration eines Zimmers einzunehmen bestimmt ist, muß aber doch wohl etwas bescheidener bleiben, das heißt, sie soll die Unterlage und den Stützpunkt für geeignete dekorative Gegenstände bilden, aber nicht derart den Gesamteindruck beherrschen, daß jede andere Dekoration neben ihr minderwertig erscheint.

Im Jahre 1864 erkrankte Morris nicht unbedenklich und mußte sich infolgedessen wegen der großen Entfernung seines Wohnhauses vom Geschäft die Frage vorlegen, ob er ersteres oder letzteres aufgeben wolle. Er entschied sich dafür, das Geschäft beizubehalten, und so wurde dieses 1865 nach Queen-Square verlegt, woselbst Morris gleichzeitig seine Privatwohnung nahm. Die in Red House verlebte



Abb. 21. Sidonia von Bork.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

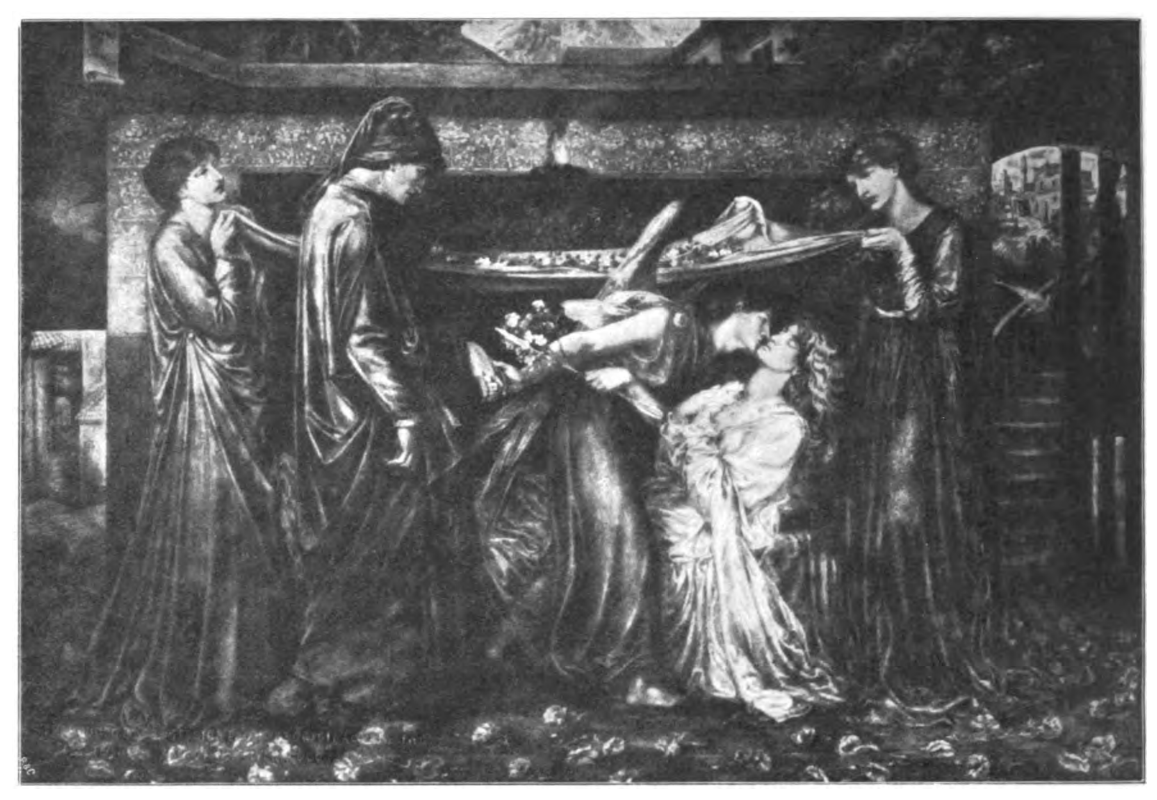


Abb. 22. Dante erblickt Beatrice im Traume tot. Von D. G Rossetti.
(Beatrice mit den Zügen der Mrs. Morris.)

Zeit rechnet Morris zu seinen glücklichsten Tagen. Hier sind auch seine beiden einzigen Kinder, Miß Jane und Mary, geboren worden.

Schon während seines Aufenthaltes in Red House hatte er den Entwurf zu dem lyrisch-dramatischen Gedicht „Scenes from the Fall of Troy“ begonnen. Die Titel für die zwölf zum trojanischen Zyklus gehörenden Dichtungen lauten: 1. Helen arming Paris. 2. The Defiance of the Greeks. 3. Hektor's last battle. 4. Hektor brought dead to Troy. 5. Helen's Chamber. 6. Achille's Love-Letter. 7. The Wedding of Polyxena. 8. The last fight before Troy. 9. The wooden Horse. 10. The Descent from the wooden Horse. 11. Helen and Menelaus. 12. Aeneas on Shipboard.

Von diesen zwölf Gesängen sind aber tatsächlich nur sechs vollendet worden und weisen kein eigentümliches Gepräge auf; sie stellen vielmehr einen gemischten und am augenscheinlichsten noch zwischen Chaucer und Froissart schwankenden Stil dar.

Das Jahr 1865 ist aber insofern für die gedeihliche Entwicklung der Firma ein sehr entscheidendes, weil zu dieser Zeit Mr. G. W. Taylor von Morris die Anstellung als Geschäftsdirektor erhält. Damit tritt zum ersten Male eine wirkliche praktische Organisation der verschiedenen Branchen ein; das ganze Unternehmen wird auf gesunder, rein kaufmännischer Grundlage von dem neuen Leiter aufgebaut und durch seine bis 1870 dauernde und nur durch den Tod aufgehobene Verwaltung zu außerordentlicher Blüte emporgehoben. Taylors Anstellung liefert einen eigenartigen Beweis, wie reich das Leben an Kontrasten und kaum erklärbaren Widersprüchen sein kann.

Taylor war früher in guten Verhältnissen gewesen, jedoch so wenig fähig, seine eignen Angelegenheiten in Ordnung zu halten, daß Morris ihn sozusagen von der Tür des Opernhauses fortholte, wo er die Billetts abnahm. Taylor verstand auch ziemlich viel von Musik und trug als eifriger Wagner-Freund während der Ablehnungsperiode des Meisters in England nicht wenig dazu bei, ihn wenigstens bekannt zu machen.

In demselben Jahre entwirft Burne-Jones eine große Anzahl von Kartons zu Kirchenfenstern, für die Morris die Farben bestimmt

und sie nach und nach auf Glas überträgt. Zu den bedeutendsten Arbeiten dieser Art, denen Morris besonderes Interesse schenkte, gehören die Figuren der „Hoffnung“, „Glaube“ und „Charitas“. Morris hat dann im Laufe der Zeit die drei Vorlagen in einem einzigen Glasfenster vereinigt (Abb. 30). In dieser Form befinden sich die Werke in der Parochialkirche von Dundee. „Hoffnung“ und „Glaube“ sind in ganzer Figur, diese in weiß und rotem Gewande, jene in blauem abgebildet. Die in der Mitte befindliche „Charitas“ zeigt unbedingt den Einfluß Watts, das heißt ein symbolisches Andachtsbild und ein typisches Beispiel seines ins Moderne übertragenen Madonnenstils mit einer lyrischen Note. Burne-Jones hat es verstanden, die kindlichen Figuren gut zur Geltung zu bringen, ihnen Interesse erweckende Individualität einzuflößen und die proportionalen Verhältnisse sicher zu beherrschen. Bei einer ganzen Reihe von Madonnenbildern, selbst der vortrefflichsten alten Meister, erhält man zweifellos den Eindruck, als ob die körperliche Kleinheit des Jesuskindes in keinem richtigen Verhältnis zu seiner alles überragenden inneren Größe und zum Gesamtinhalt des Bildes steht.

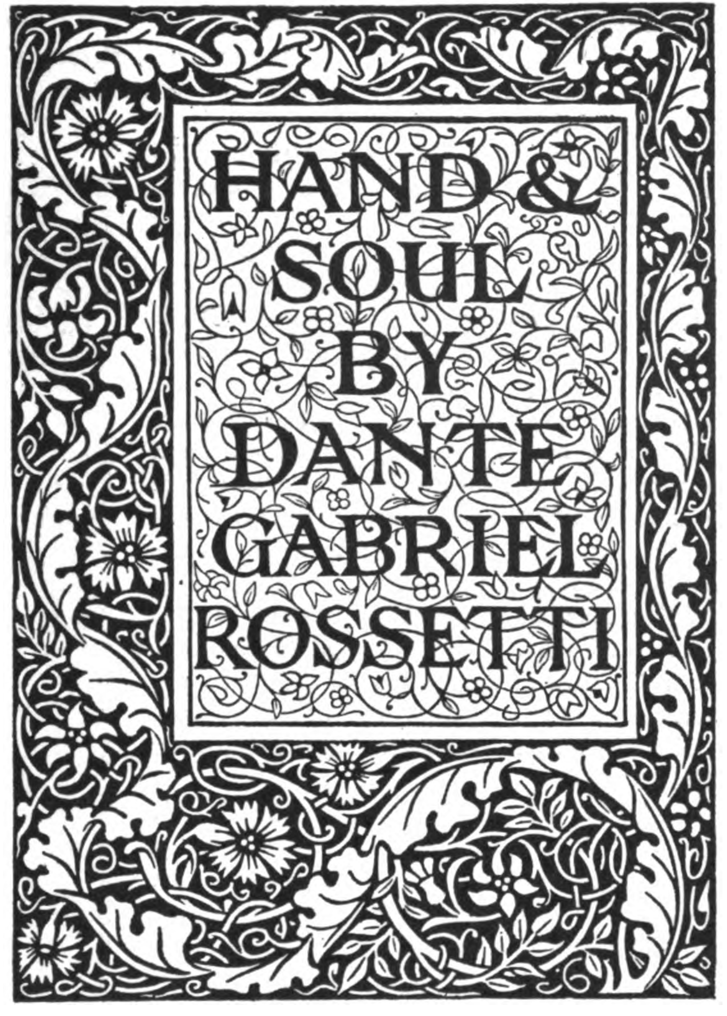


Abb. 23. „Hand and Soul“ von D. G. Rossetti. Titel. (Kelmscott Press.)

Den ersten umfangreicheren, sowohl vom finanziellen Standpunkte aus wie für den Ruf der Firma sehr vorteilhaften Auftrag ohne kirchlichen Hintergrund, wird dieser im Jahre 1867 zuteil. Es betrifft die Dekoration des sogenannten „Grünen Eßsaals“ im South Kensington-Museum.

Schon einige Zeit vorher, etwa Mitte 1866, beginnt für Morris die eigentliche Dichterperiode; es entstehen diejenigen Werke, durch die der Verfasser seitdem zu den ersten Poeten Englands gerechnet wird. Hierher gehört vornehmlich das in drei Bänden 1868—70 herausgekommene „*Earthly Paradise*“, das aus einer Sammlung von erzählenden und zuerst einzeln veröffentlichten Geschichten sich zusammensetzt. Morris dichtete so leicht und fließend, daß er an manchen Tagen 700—800 Strophen vollendete. Die beiden, „Das irdische Paradies“ stützenden Grundpfeiler bilden griechische Mythologie und nordische Sage, wieder durchweht von dem Geiste Chaucers mit gelegentlicher Einmischung arabischer Elemente.

Als erster Beitrag für die Serie wurde das ungefähr 10000 Zeilen enthaltende Gedicht „The Story of the Golden Fleece“ fertig, dann jedoch, aber entgegen dem aufgestellten Plane, separatim 1867 unter dem Titel „*Life and Death of Jason*“ gedruckt (Bell & Daldy, London, York Street, Covent-Garden). — 1869 veranstaltete Ellis & White einen Neudruck nach Stereotyp-Platten und so kam 1882 die achte revidierte Auflage zustande. In Amerika

erschienen zwei unbefugte Nachdrucke: 1867 in 16°-Format bei Roberts in Boston und 1885 in einfachem Umschlag zum Preise von 12 Cents bei der Firma Clarke & Maynard in New-York. Schließlich gehört noch *„The Life and Death of Jason: A Poem by William Morris* seit 1895 zu den Erzeugnissen der Kelmscott Press. Das Werk wurde in Groß-Quart in der Troja-Type mit einem Vorwort in der Chaucer-Type gedruckt und in biegsames weiß-gelbes Pergament gebunden. Die beiden Illustrationen stammen von Burne-Jones und sind in Holz von W. Spielmeyer geschnitten. Es wurden 200 Exemplare in schwarzen und roten Buchstaben auf Papier zum Preise von je 5 Guineen und 6 auf Velin à 20 Guineen zum Verkauf gestellt. Das Kolophon lautet: „Here endeth the Life and Death of Jason, written by William Morris and printed by the said William Morris at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith in the County of Middlesex and finished on the 25 th. day of May 1895. Sold by William Morris at the „Kelmscott Press" (Abb. 19).

Ebenso wie „Jason", ja vielleicht zu noch größerer Popularität gelangte Morris *„Earthly Paradise"*. In dem Titel für dieses hat er den Zusatz aufgenommen „Verfasser des Jason"; in den meisten folgenden Werken von größerer Bedeutung nennt er sich aber bezeichnend auf der Titelseite: „Author of the Earthly Paradise". Der in drei Bänden vorliegende Druck in 8°-Format weist nachstehenden Titel auf: *„The Earthly Paradise. By William Morris, Author of the Life and Death of Jason"*, London. F. S. Ellis, 33 King Street. Covent Garden. 1868. (All rights reserved.) Als Titelillustration für den Band I dient ein von Burne-Jones entworfener und von Morris ausgeführter Holzschnitt für die erste Ausgabe, der indessen für spätere Auflagen von G. Campfield neu gestochen wurde. Band II gibt auf der letzten Seite die Wiederholung des Titelholzschnittes. Band I ist auf weißem, die beiden andern Bände sind auf antik getöntem Papier gedruckt.

Roberts in Boston veranstaltete auch hiervon drei verschiedene unbefugte Nachdrucke: im Jahre 1868—71 eine 16°-Ausgabe in drei Bänden; dann eine in 8° in drei Bänden und später eine billige populäre Ausgabe; außerdem druckte er 1870 als einen 16°-Band separatim *„The Lovers of Gudrun"*. Fernere Neudrucke stammen von Reeves & Turner in 8° im Jahre 1890, dann eine Oktav-Auflage in 4° und später eine populäre in 10 Oktavbänden. Endlich

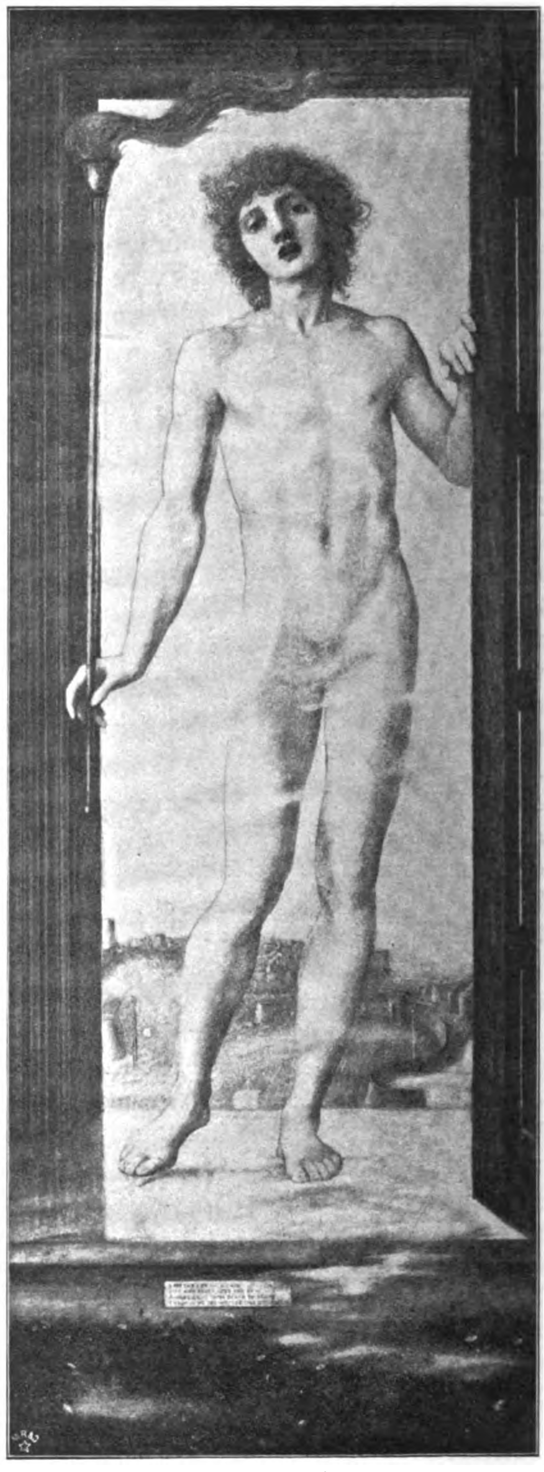


Abb. 24. Der Tag.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

veröffentlichten nach Morris' Tode seine Testamentsvollstrecker in veränderter Gestalt das Werk durch die Kelmscott Press.

Die Fortsetzung durch Band II und III der editio princeps des ganzen Serienwerkes gestaltete sich aber deshalb unendlich verwickelt, weil die ursprünglichen Ideen und Pläne unausgesetzt umgeworfen und teilweise so verändert wurden, daß ganz etwas Neues zustande kam. Besonderes Interesse gewährt die innere Geschichte des Werkes dadurch, daß wir die Riesenaufgabe erkennen, die Morris sich selbst gestellt hatte und die unter anderm in dem an Burne-Jones gegebenen Auftrag bestand, mehrere hundert und tatsächlich auch ausgeführte Entwürfe zur Illustration herzustellen. Diese sollten in Holzschnitt übertragen werden, und zwar wollte Morris, obgleich er in dieser Kunstfertigkeit nicht die geringste Übung besaß, die Holzstöcke selbst liefern. Nach einiger Unterweisung im Holzschneiden gelangen ihm auch mehrere Arbeiten ganz gut, indessen mußte er sich schließlich doch davon überzeugen, daß es unmöglich sei, alles allein zu machen. Die Illustration blieb infolgedessen eine sehr geringe, aber Burne-Jones' Entwürfe sind fast alle erhalten und nachmals zum höchsten Ansehen gelangt. Sie bieten, wenn auch nur mittelbar und in bildlicher Sprache, die gelungenste Erklärung und den besten Kommentar des Textes im Buch, da Morris sich mit seinem Freunde über jede einzelne Unterlagestelle verständigt hatte.



Abb. 25. Die Nacht.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

Die Sujets sind außer den bereits genannten: „Orpheus und Eurydice", „Pygmalion und das Bildwerk", „Deutsche Mythologie" und das nicht vollendete Poem „Aristomenes von Messene".

So war z. B. für Pygmalion die jetzt so berühmt gewordene Serie von vier, die Mythe darstellenden Bildern gewählt worden. Im Text des Druckes heißt es: „Ein Mann aus Cypern, ein Bildhauer namens Pygmalion, fertigte das Bildwerk einer Frau an, schöner als irgend eine bisher gesehene, und schließlich verliebte er sich in seine eigne Schöpfung derart, als ob sie lebte; als er nun Venus um ihren Beistand bat, erreichte er seinen Zweck, denn sie belebte in der Tat das Bildwerk und erschuf eine Frau, die Pygmalion heiratete."

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier ein im Volkston und in Prosa erzähltes Märchen vor uns haben. Trotzdem muß ich gestehen, daß ich in Anbetracht des selbst den Marmor erglühenden Stoffes beim ersten Lesen der

Zeilen etwas ernüchtert wurde. Umgekehrt ist es höchst interessant zu wissen, daß Morris, der Schiller kannte, die Pygmalion-Mythe prosaisch, und Burne-Jones, dem unser Dichter

Abb. 26. Frühling.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

fremd blieb, seinen Bilderzyklus poetisch behandelte.

Zu den für „The earthly Paradise" ursprünglich bestimmten Illustrationen gehört auch die Serie von Burne-Jones' „The story of Cupid and Psyche", für die ganz bestimmte Verse von Morris zugrunde liegen. So z. B. die folgenden für das hochgeschätzte Werk des Künstlers „Pan and Psyche":

„And with that word she leapt into the stream,
But the kind river even yet did deem
That she should live, and with all gentle care
Cast her ashore within a meadow fair
Upon the other side where shepherd Pan
Sat looking down upon the water wan."

Der Inhalt der Erzählung im „Earthly Paradise" ist kurz nachstehender: Psyche, untröstlich über den Verlust ihres Geliebten, wirft sich in den Fluß; dieser aber will, daß sie lebe und geleitet sie sanft auf eine Wiese, von der Pan, der Hirt, seine Blicke über das Wasser schweifen läßt. Pan kniet auf einem Felsen in der Landschaft, beugt sich zart auf die dem Wasser entsteigende Psyche herab und legt seine Hand auf ihr Haupt. Diesen ganzen äußeren Hergang der Morrisschen Erzählung hat Burne-Jones meisterhaft vertieft und seelisch empfunden, indem er alles Geschehene in einen einzigen Hauptmoment zusammenfaßt, den er in den Gesichtsausdruck der beiden handelnden Personen hineinverlegt und durch den er uns nicht nur die augenblickliche Situation erkennen läßt, sondern auch die frühere erklärt. Der ängstlich fragende, forschende und gespannt erwartungsvoll auf Pan gerichtete Blick des liebenden jungen Mädchens ruft dessen Reue, Mitleid und von neuem seine Liebe hervor. Dadurch, daß Pan die Hand auf ihr Haupt legt, deutet der Künstler sinnig jene Liebe an, die als die veredelte von Dauer sein wird.

Ferner hatte Burne-Jones zur Illustration des „Earthly Paradise" 46 Vorlagen angefertigt, die bisher allgemein als für den „Hill of Venus", dem „Venusberg", bestimmt galten. Da mich dieser Gegenstand wegen der Tannhäuser-Sage besonders interessierte, so fragte ich bei dem Direktor der Universitätsgalerien in Oxford, Mr. Alexander Macdonald, an, der mir die Aufklärung gab, daß diese Serie von Zeichnungen *keine* Illustration für den „Venusberg", sondern zur Erzählung von „Cupido und Psyche"

darstelle. Es sind 46 Bleistiftzeichnungen, die von Ruskin dem Museum überwiesen wurden.

Alles in allem vermag man sich kaum der Erkenntnis zu verschließen, daß im „Earthly Paradise“ die innere Atmosphäre und Behandlung des Stoffes nicht griechisch ist, sondern uns auf das Mittelalter zurückführt; das Fühlen, die Begebenheiten und die Ausschmückung sind weder die der klassischen Poesie, noch die des alten Griechenlands, selbst in moderner Auslegung und dem heutigen Geschmack angepaßt. Mit dem Verleger des Werkes, F. S. Ellis, unterhielt Morris bis an sein Lebensende eine warme Freundschaft. Als eine auffallende Erscheinung muß hervorgehoben werden, daß der gesamte soziale Kreis, in dem Morris und die Präraffaeliten sich bewegten, selbst nachdem sie zu höchstem Ansehen gelangt waren, stets einen einfachen Charakter zeigte. Eine Ausnahme bildete nur Millais.

Morris und Rossetti, Burne-Jones in der „Grange“, woselbst er von 1867 ab seinen dauernden Wohnsitz nimmt, Holman Hunt in Draycott Lodge in New Kings Road und Walter Crane sowohl in Beaumont Lodge wie auch nun in Holland Street: sie alle haben den bürgerlichen und, soweit die Verhältnisse es gestatten, den ländlichen, stillen und friedlichen Charakter ihres Heims gewahrt. Nur Millais bewohnte im Stil eines Grandseigneurs einen Palast in einer Straße, die bezeichnend genug „Palace Gardens“ heißt. Morris und Burne-Jones betrauerten aufrichtig und tief seinen Abfall. Letzterer rief elegisch aus: „In Millais, da er zur Reife kam, war der Künstler erstorben und nur der glänzende Virtuose übrig geblieben!“

In der Entwickelung der geistigen Kräfte Morris’ nimmt das Jahr 1869 einen hervorragenden Platz ein: er bereitet sich durch Spezialstudien zu einer Reise nach Island vor. Mr. Magnússon, der Lehrer von Morris in dem betreffenden Sonderfach, hatte ihn in einigen Monaten bereits soweit in die Literatur Islands eingeführt und seine Sprachkenntnisse derart erweitert, daß er imstande war, die Übersetzung der Grettis-Saga im April 1869 zu veröffentlichen: „*The Story of Grettir the Strong*“ ist mit einer von Morris in Holzschnitt angefertigten Karte Islands versehen. Hierher gehört ferner „*The Story of the Volsungs and Niblungs with certain songs from the elder Edda*“, publiziert durch die Firma Ellis im Jahre 1870. Eine billige, populäre von Mr. H. Halliday Sparling, späteren Gatten der Miss



Abb. 47. Sommer.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

May Morris, herausgegebene Ausgabe erschien 1888. In die gleiche Kategorie und durch dieselbe Ideenverbindung des Stoffes gezeitigt, muß auch Morris Gedicht *„Frithiof the Bold“* gerechnet werden, über das weiter unten noch eine nähere Angabe erfolgt. Jedenfalls hatte Tegnérs bekanntes Werk einen gewissen Einfluß auf Morris ausgeübt.

Im Herbst 1869 begab sich Morris, um seine angegriffene Gesundheit zu kräftigen, mit seiner Gattin auf zwei Monate nach Ems. Die dortige Natur wird in einer stimmungsvollen Landschaftsszenerie in den Eingangszeilen zum „Tode des Paris“ im „Irdischen Paradiese“ wie folgt geschildert:

„The level ground along the river-side
Was merry through the day with sounds of those
Who gathered apples; o'er the stream arose
The northward-looking slopes where the swine ranged
Over the fields that hook and scythe had changed
Since the last month; but 'twixt the tree-boles grey.
Above them did they see the terraced way,
And over that the vine-stocks, row on row,
Whose dusty leaves, well thinned and yellowing now,
But little hid the bright bloomed vine-bunches.“

Rossetti entwarf während der Abwesenheit von Morris eine Zeichnung, die ihn uns veranschaulichen soll, wie er seiner Gattin in Ems aus einem Buche vorliest, betitelt „The Ms. at Ems“.

Mr. J. W. Mackail, der Schwiegersohn Burne-Jones', gleichwie dieser in politisch-sozialer Beziehung von radikaler Gesinnung, hat in seinem Werke[1] über Morris sich die lohnende und verdienstvolle Mühe genommen, uns die von letzterem benutzten stofflichen Unterlagen näher nachzuweisen. In bezug hierauf heißt es: „Es möchte nicht uninteressant erscheinen, eine kurze Übersicht der Quellen zu geben, von denen Morris seine Geschichten zum ‚Earthly Paradise‘ herleitete .... Hinsichtlich der graeco-römischen Mythologie ist nur eine der zwölf Erzählungen nicht allgemein bekannt ‚The Story of Rhodope‘ .... Sie gründet sich auf Strabos und Aelians Romanze der schönen thrazischen Sklavin Rhodopis von Naucratis, die unsterblichen Ruhm durch die eifersüchtige Sappho erhielt. Durch Unaufmerksamkeit änderte Morris den Namen Rhodopis in Rhodope.“

Der Verfasser sagt dann weiter: „Die Originale für die nichtklassischen Erzählungen sind weit weniger bekannt. ‚The Land east of the Sun and west of the Moon‘ nahm er aus Thorpes ‚Yuletide Stories‘ und zwar heißt das



Abb. 28. Herbst.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

[1] „The Life of William Morris.“ By I. W. Mackail. London. Longmans, Green & Co.

betreffende Kapitel in diesem Buche ‚The beautiful Palace east of the sun'. Nur die Einschiebung eines Traums im Traume bildet Morris' eigene Zutat. Die beiden Erzählungen ‚The Lady of the Land' und ‚The watching of the Falcon' sind beide von Maudevilles ‚Voiage and Travel' entnommen .... ‚The proud King' und ‚The man born to be King' haben ihren Ursprung in den ‚Gesta Romanorum', ‚Nouvelles Françoises en prose du XIII siècle' und ‚St. Pelagius' in Caxtons ‚Golden Legend'. Die benutzte Ausgabe der französischen Version der ‚Gesta' war die von Brunet. ‚The writing of the Image' und ‚The Ring given to Venus' entstammen zum Teil den Schriften William von Malmesburys sowie Gerbert von Aurillacs, des späteren Papstes Sylvester II..... ‚The Hill of Venus' gehört Tieck .... ‚The Lovers of Gudrun' schließt sich genau dem isländischen Originaltext der Laxdaela-Saga an." Im übrigen gibt zur Sache allen wünschenswerten Aufschluß Julius Riegels kritisches und analytisches Werk „Die Quellen von Morris' Dichtungen".



Abb. 29. Winter.
(Photographie von Caswall Smith in London.)

Es ist leider unmöglich, die hochinteressante und an Romantik überaus reiche Islandfahrt von Morris hier näher zu beschreiben. Daß die gewaltige Eigenart der isländischen Natur: Feuer und Eis, Hekla, Gletscher und Geiser einen nachhaltigen Zauber auf Morris ausübten, bedarf kaum der Erwähnung; indessen die Geschichte, die Poesie, die literarischen Reliquien des Landes und die sagenumwobenen, mit der Mythologie zusammenhängenden Orte, waren mindestens für ihn ebenso bedeutsam wie die durch die Natur empfangenen Eindrücke.

Sein Geist, der sich ganz dem Norden zuwandte, fand dort reiche Nahrung in den alten Literaturschätzen, durch deren Anregung weitere Übersetzungen der Saga entstanden. Ein gemeinsamer Zug zwischen Morris und Burne-Jones kommt recht augenscheinlich dadurch zum Ausdruck, daß ersterer umständlich über den Besuch einer kleinen isländischen Insel berichtet, auf der in alten Zeiten ein Mönchskloster gestanden hatte.

Nachstehenden psychologisch interessanten Brief von Burne-Jones an Mr. Comyns Carr gestattete mir letzterer mitzuteilen. Aus dem Schreiben ersieht man aber auch das Gegensätzliche in den Naturen von Morris und Burne-Jones: diesen drängt es nach dem Süden, jenen nach dem Norden. Mr. Carr ist der Leiter der ‚New-Gallery', der Sezession von der Sezession, gleichzeitig Theaterdirektor und Autor. Zu seinem Drama „König Arthur"



Abb. 30. „Caritas", von „Spes" und „Fides" umgeben. Gemaltes Glasfenster in der Parochialkirche zu Dundee. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

hatte Burne-Jones die Kostüme gezeichnet, ähnlich wie Alma Tadema dies für die Tragödie „Hypathia" getan hat. „Arthur" und „Hypathia", keltische Mystik, der romantische Wald von Bronceliand und abgeklärte alexandrinische Philosophie bilden weit getrennte Endpunkte für die Bewegungsfreiheit der vornehmlichsten, entgegengesetzten Vertreter der modernen englischen Kunst.

Der erwähnte Brief lautet: „Ich bin der Ansicht, daß mit der Freundschaft von Morris erst alles für mich begann. Als ich Oxford verließ, suchte ich die Freundschaft von Rossetti und erlangte sie. Er ist, wie Sie wissen, der Jugend gegenüber der generöseste Mensch. Er lehrte mich vom praktischen Standpunkte aus alles, was ich bin; nachher suchte ich eine eigene Methode, die meiner Natur paßte. Jetzt habe ich Differenzen mit Morris über Kunst. Er reist nach Island und ich nach Italien (mit Ruskin), was symbolisch für uns ist. Bedeutend später erst zwang mich Watts, Versuche zu wagen. Jetzt bin ich auch mit Rossetti im Streit."



Abb. 31. Kirchenfenster von D. G. Rossetti.
(Die Maria links mit den Zügen der Miß Siddal, der Geliebten Rossettis.)

Von dem Einfluß des letzteren hatte sich Burne-Jones schon einige Jahre früher als Morris befreit, indessen spricht aus obigem Brief jedenfalls noch etwas Verdruß mit, weil Morris 1871 gemeinschaftlich mit Rossetti Kelmscott Manor[1] bezogen hatte.

Bevor nämlich Morris sich im Sommer 1871 auf den Weg nach Island begab, mietete er zusammen mit Rossetti ein Landhaus „Kelmscott Manor" an der oberen Themse, in der Nähe des Dorfes Kelmscott und nicht weit von der kleinen Stadt Lechlade. Während hier Rossetti ungefähr drei Jahre weilte, entstanden eine erhebliche Anzahl Porträts von Mrs. Morris, so das „Reverie" genannte. Andere Gemälde mit den Zügen von Mrs. Morris sind: „The Roseleaf", „Mariana", „La Donna della Fiamma", „Silence" und vor allem „Dantes Traum" (Abb. 22), ein großes 1871 begonnenes, aber erst 1881 vollendetes Ölbild. Es gilt allgemein als Rossettis Meisterwerk, obgleich er den Fehler beging, das ursprünglich dunkle Haar der Beatrice in blondes zu verändern. Er war meist unglücklich in seinen Retuschen. Das Sujet betrifft die von Dante erzählte Vision, nach der er Beatrice auf dem Sterbebette liegen sieht und ihre Seele gen Himmel getragen wird. Außer diesen Werken hat Rossetti in Kelmscott Manor auch noch die Porträts von Miß Jane und Miß May Morris angefertigt.

Eine gewisse Ruhelosigkeit wird in dem gesamten Wesen von Morris erkennbar, weil er zu viel und zu vielerlei unternimmt und infolgedessen unausgesetzt nach neuer künstlerischer Ausdrucksweise sucht: Kirchenfenster, Tapeten, Möbel, Teppiche, Gobelins, epische Gedichte, Manuskripte, Illuminationen, seltene Bücher und die Übersetzung der „Volsunga Saga", sowie

[1] „Kelmscott Manor" befindet sich abgebildet als Illustration auf der Titelseite zu „News from Nowhere".

namentlich gemeinschaftliche Arbeiten mit Burne-Jones beschäftigen ihn in ein und derselben Epoche. So erschien in der „Fortnightly Review" (1868, August) *„The God of the Poor: a Poem"*, 8°, in rotem Papierumschlag. Dasselbe Gedicht findet sich später in dem sozialistischen Parteiorgan „Justice". Die Oktober-Nummer der „Fortnightly Review" publizierte *„The two sides of the River: a Poem"*, ein Gedicht, das dann abermals in folgenden zwei verschiedenen Bänden zum Vorschein kommt: *1. „The two Sides of the River. Happless Love and the First Foray of Aristomenes"*. By William Morris. London 1876. (Not for sale), ohne Nennung des Druckers, 8° und 24 Seiten enthaltend. 2. wurde „The two Sides of the River" 1891 neu gedruckt und in die Sammlung von Originalgedichten, betitelt *„Poems by the Way"* aufgenommen, während das zweitgenannte Gedicht „Happless Love" von Morris zuerst in der April-Nummer der Zeitschrift „Good Words" im Jahre 1869 zur Kenntnis des Publikums gelangte. Eine interessante Kritik über Morris Poesie in „Poems by the Way" gibt D. G. Rossetti in der Zeitschrift „Academy" vom 14. Mai 1870. Fernere Originalarbeiten sind: *„The Dark Wood: a Poem"*, erschienen am 1. Februar 1871 in der „Fortnightly Review" und *„The Story of Frithiof the Bold"* in der Zeitschrift „Dark Blue" (Oxford, März—August, 1871). „Dark Blue", — dunkelblau — ist die „Couleur" der Universität Oxford, während hellblau die Farbe von Cambridge ist. Zwischen dem Dichter und seinen Künstlerfreunden entstand eine mannigfaltige Wechselwirkung: sie inspirierten ihn durch ihre Werke zu poetischen Ergüssen und letztere nahmen bildnerische Gestalt an. So ist unter anderm eine Serie von sechs Bildern ganz einzig in ihrer Art, weil nicht nur Burne-Jones und Morris den Entwurf hierfür gemeinsam festlegten, sondern auch die von letzterem verfaßten und zur Erläuterung bestimmten Verse unmittelbar auf den Gemälden als Titel oder Kolophon — wie man will, figurieren. Der im dekorativen Stil gehaltene Zyklus versinnbildlicht Tag und Nacht (Abb. 24 und 25) nebst den vier Jahreszeiten (Abb. 27 bis 29). In England hat sich viel mehr als bei uns die Sitte herausgebildet, Kunstwerke mit der Dichtkunst in Verbindung zu setzen. Wenn ein großer Poet einen ersten Künstler inspiriert oder die Umkehrung stattfindet und hierdurch ein Ideal durch Wechselwirkung erreicht und auch äußerlich erkennbar wird, so ist das selbstverständlich wundervoll; nur entsteht eine böse Dissonanz, wenn der Ausleger eines Sternes ersten Ranges selbst Minderwertiges leistet.

Die Poesie von Morris für die sechs symbolisierenden Figuren lautet für den leuchtenden Tag und die in tiefstes Dunkelblau gehüllte Nacht:

„I am Dawn, I bring again
Life and glory, love and pain
Awake, arise from death to death
Through me the world's tale quickeneth."

„I am Night, I bring again
Hope of pleasure, rest from pain;
Thought unsaid 'twixt life and death
My fruitful silence quickeneth."

Für die Allegorien der Jahreszeiten verfaßte Morris nachstehende Strophen, die im Druck unter dem Titel *„The Seasons"* am 1. Februar 1871 in der Zeitschrift „Academy" erschienen:

Frühling.

„Spring I am, too soft of heart
Much to speak ere I depart
Ask the Summer tide to prove
The abundance of my love."

Sommer.

„Sommer looked for long am I
Much shall change or ere I die
Prythee take it not amiss
Though I weary thee with bliss."

Herbst.

„Laden Autumn here I stand.
Worn of heart and weak of hand;
Nought but rest sems good to me,
speak that word that sets me free."

Winter.

„I am Winter, that doth keep
Longing safe a midst of sleep;
Who shall say if I were dead,
What should be remembered."

Die letzte der Allegorien spielt in das religiöse Gebiet hinüber. Der Winter (Abb. 29) hält zwar die linke Hand über die emporsteigende wärmende Flamme, allein im Geiste ist die asketisch behandelte, schwarz und weiß gekleidete Frauenfigur der materiellen Glut abgewandt, der sie, wie schon die Kopfhaltung andeutet, keine Beachtung schenkt, vielmehr, in

einem Andachtsbuche lesend, geistige Erleuchtung für die lange Winternacht sucht. Sie hat der Welt und allem Irdischen entsagt und mit dem Leben, welches gleich wie das Jahr zur Neige geht, abgeschlossen; sie sucht jetzt nur den Himmel.

Infolge der sich immer umfangreicher gestaltenden Geschäftstätigkeit erwiesen sich die Räume in Queens-Square als ungenügend, um gleichzeitig als Privatwohnung und Werkstätte zu dienen, so daß Morris sich entschloß, zu seiner Unterkunft und als Bureau daselbst nur zwei kleine Zimmer zu behalten. Mit seiner Familie bezog er, für den Stadtaufenthalt bestimmt, 1872 Horrington-House in der damals noch sehr wenig entwickelten Londoner Vorstadt Turnham-Green und verblieb hier bis 1878. Vielfach werden für die nicht näher Orientierten Schwierigkeiten durch den Namen „Kelmscott" hervorgerufen. Ihren Landsitz ‚Kelmscott Manor' behielt die Familie bei; ‚Kelmscott House' in Hammersmith wird der Wohnaufenthalt nach Turnham-Green, das noch hinter Hammersmith liegt, während „Kelmscott Press", die Druckerei, nahe dem gleichnamigen Wohnhause sich befand.

Zufällig traf Morris im Jahre 1873 in der Bodleian Bibliothek einen ehemaligen Universitätsgenossen, Mr. Bliss, der ebenso wie er nach Oxford gekommen war, um dort in mehreren Werken Nachstudien zu halten. Bliss war zur katholischen Religion übergetreten und wegen seiner Schriften persona gratissima im Vatikan geworden. Er wollte Morris bewegen, mit ihm nach Italien zu reisen, erhielt aber die charakteristische Antwort: „Vermag ich in Rom in bezug auf Kunst irgend welche anderen Ideen als in Whitechapel zu bekommen!?" Mit Recht oder Unrecht ist Whitechapel bekanntlich einer der von den besseren Klassen gemiedensten Orte Londons. Was indessen Bliss nicht gelang, das brachte Burne-Jones zustande. Aber nach einem kaum vierzehn Tage dauernden gemeinschaftlichen Aufenthalte mit letzterem in Florenz und Siena hielt es Morris nicht mehr länger in Italien, und noch in demselben Sommer trat er in Begleitung Faulkners seine zweite Reise nach Island an. Auf dem Schiff lernte er einen hervorragenden Archäologen, Mr. Middleton, kennen, der auch viel von orientalischen Geweben verstand und dessen Rat Morris bei der Herstellung von Teppichen und Gobelins äußerst zustatten kam. Als eins der Resultate ihrer langjährigen Verbindung kann der gemeinsam verfaßte Artikel in der „Encyclopedia Britannica" über Wandbekleidungen angesehen werden.

Inzwischen hatten sich zwei feindliche Gruppen in der Firma selbst gebildet: auf der einen Seite Morris, Burne-Jones, Faulkner und Webb, auf der anderen Madox Brown, Rossetti und Marshall. Als die gegnerischen Ansichten sich im Jahre 1874 kräftiger auszubilden begannen, verließ Rossetti Kelmscott Manor, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Morris fühlte, daß es unmöglich sei, mit sieben Teilhabern zusammen, die weder durch Mittel noch durch persönliche Tätigkeit die Firma stützen wollten, weiter zu kommen. Er beantragte die Auflösung, aber Madox Brown, Rossetti und Marshall bestanden auf ihren Schein, d. h. sie verlangten die Liquidation unter der Voraussetzung gleicher Rechte und Teilung. Rossetti hat sich nachmals damit entschuldigt, resp. seine Anhänger suchten ihn dadurch zu entlasten, daß er als Verwandter Madox Browns nur zwischen den Parteien vermitteln habe wollen; ferner habe er selbst durch seine bei der Gründung schon anerkannte Persönlichkeit als bedeutender Künstler von Ruf das wertvollste Aktivum mit in die Gesellschaft eingebracht; endlich heben Rossettis Freunde hervor, daß seine chronischen finanziellen Leiden und äußerst mißlichen Geldverhältnisse bei der Auseinandersetzung mitgesprochen hätten. Genug, nach langwierigen und recht unliebsamen Unterhandlungen mit den drei Gegnern wurden diese befriedigt, und vom 31. März 1875 ab war Morris der alleinige Inhaber der Firma, die bis heute den Namen „Morris & Co." führt. Wenngleich Morris sich später auch mit Madox Brown und Rossetti aussöhnte, so war doch des letzteren Einfluß endgültig gebrochen; er hat Morris auch nie wieder besucht. Es war übrigens wunderlich genug, daß zwei so eigenartige und herrschsüchtige Charaktere mit ihren vielfach diametral entgegengesetzten Neigungen so lange ohne Streit in nächster Berührung bleiben konnten. Wirklich bekannt wurde Rossetti dem größeren Publikum erst nach seinem Tode. Was seine „Poems" besonders kennzeichnet, ist die plastische Schönheit der Form, die Kraft und Melodie der

Sprache, die dichterische Zartheit der Empfindung und ein mit sinnlicher Anschaulichkeit verbundener Drang zu mystischer Versenkung. Mit ebenso großer Vorliebe als Kühnheit behandelte Rossetti den ganzen Umkreis erotischen Empfindungslebens.

Das Schwinden des Einflusses Rossettis auf die Arbeiten seines Schülers kann als ein so unmerkliches bis zu dem tatsächlichen Bruch bezeichnet werden, die Scheidegrenzen trugen so blasse Farben und griffen derart ineinander über, daß es schwer fällt, mit absoluter Bestimmtheit zu sagen: hier in diesem Werk findet sich auch nicht ein einziger Zug des Meisters mehr. Bei Burne-Jones wird es viel leichter, wenigstens den Beginn der Befreiung von der künstlerischen Abhängigkeit Rossettis festzustellen. Dies geschah durch das im Jahre 1863 fertiggestellte Aquarellbild „The merciful Knight", der „vergebende Ritter", ein Gemälde in dem Burne-Jones zum ersten Male in seiner Laufbahn ein Problem zu lösen sucht.

Durch Ugolo Foscolo und den Vater Rossettis, ebenso wie durch Panizzi, den nachmals durch den Beginn der Katalogisierung und als Erbauer des großen Lesesaals im British Museum so bekannt gewordenen Oberbibliothekar, wurde besonders das Studium Dantes und der italienischen Klassiker in England genährt. Der Vater Rossettis stand in engerer Verbindung mit Byron. In dem väterlichen Hause dichtete Christina Rossetti, während Michael einen Artikel für das jetzt so begehrte und seltene präraffaelitische Blatt „The Germ" schrieb, das er vor einigen Jahren im Neudruck wieder herausgab. Während sich der Vater mit Dante beschäftigte, übersetzte Dante Gabriel den „Armen Heinrich" von Hartmann von der Aue und Teile des Nibelungeliedes. Alles in allem war er einer der besten Menschen, hochbegabt, aber zu schwärmerisch und kein ausgeglichener Charakter. Ein merkwürdiges Geschick hat es gewollt, daß Rossettis vorzüglichster englischer Biograph, H. C. Marillier, nach Morris Tode Kelmscott House in Hammersmith bezogen hat und somit nach dem Ableben der beiden ursprünglich so großen Freunde die Ideenverbindung zwischen Morris und Rossetti auch über das Grab hinaus aufrecht erhalten bleibt. Jedenfalls wurde Rossetti das dauerndste Denkmal von Morris in Gestalt der Herausgabe seiner Werke durch die Kelmscott Press gesetzt. Das zwanzigste Buch seiner Druckerei führt den Titel „*Ballads and Narrative Poems by Dante Gabriel Rossetti*" und erschien, von Ellis & Elvey verlegt, am 14. Oktober 1893 mit ornamentalem Titel in 310 Exemplaren in schwarzen und roten Buchstaben auf Papier zu 2 Guineen und 6 auf Velin zu 10 Guineen. In gleicher Auflage, aber in 4°-Format, und zu demselben Preise erschien am 20. Februar 1894 der als 20ª zu bezeichnende Band „*Sonnets and Lyrical Poems by Dante Gabriel Rossetti*", wie jenes in dem Satz der Goldenen Type.

„*Hand and Soul. By Dante Gabriel Rossetti*" (Abb. 23), das 36. Buch aus Morris Offizin, dessen Originalität darin besteht, daß die Schrift sich von einem stilisierten Blumengrunde abhebt, der von vier in ungleicher Breite gehaltenen ornamentierten Bordüren eingefaßt wird, erschien zuerst im „Germ" und ist besonders deshalb interessant, weil wir hier in Form einer Art von Autobiographie einen tiefen Einblick in Rossettis mittelalterliche und mystische Anschauungsweise erlangen und vor allem sein innerer Kampf uns beschrieben wird, den Geist über den Körper siegen zu lassen.

Das Kolophon besagt: „Here ends Hand and Soul written by Dante Gabriel Rossetti and reprinted from the Germ for Messrs. Way and Williams of Chicago, by William Morris at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith. Finished the 24 th. day of October 1895. Sold by William Morris at the Kelmscott Press."

Dem Beginn des in Klein-Oktav gehaltenen Bandes wurde eine fünfzeilige Stanze in Versen von Bonggiunta Urbiciani aus dem Jahre 1250 vorangestellt. Die Auflage für England betrug 225 Exemplare auf Papier zu 10 Schilling und 10 auf Velin zu 30 Schilling; für Amerika 300 auf Papier und 11 auf Velin zu gleichem Preise wie dort. Außerdem ist noch zu bemerken, daß das Kolophon für England etwas anders lautet als in den für Amerika bestimmten Exemplaren.



Die Jahresernte deutscher Buchkunst.

Von

Dr. Wilhelm Niemeyer in Düsseldorf.

Für eine Chronik der Buchkunst des Jahres 1905 mußte die Vollendung der *Sattlerschen Nibelunge* als das zentrale Ereignis gelten. Will man einen ähnlichen Angelpunkt für die Entwicklung des Buchgefühls im Jahre 1906 bezeichnen, so wäre der auf der Dresdner Kunstausstellung in der Abteilung von Paradigmen technischer Stilistik erstmals in Deutschland gezeigte Druck des *Goetheschen Faust* auf der Doves Press als diese markante Schöpfung herauszuheben. Klarer als alle Urteile spiegeln signifikante Fakta von solcher Kontrastkraft den Fortgang im Wandel des Geschmackes. Der Stil der Nibelunge war beim Abschluß des Werkes Vergangenheit — wie ja chronikalisch seine Art den Jahren seines Beginnes, dem alten Jahrhundert, zugehört, als letztes, durch eine hohe individuelle Künstlerkraft monumentalisiertes Dokument jener Druckreform, die mit der Wendung zur deutschen Renaissance in Architektur und Gewerbe Hand in Hand ging. Der moderne Sinn hat sich mit merkwürdiger Entschiedenheit von Sattlers Schöpfung abgewandt, unter unbilliger Geringwertung der Summe von genialer Erfindung, tiefsinniger Poesie und geistreicher Ironie in dem Werke. Die Unzulänglichkeit des Buchtechnischen und der Reproduktion verdeckt das alles gleichsam modernem Auge. Demgegenüber stellt der englische Druck, als ein rein technisches Gegenzentrum gegen die poetisierende Art der Nibelunge, das Ziel auf, dem auch unsere Buchform zustrebt: kein anderes als das, was in den englischen Büchern der Doves Press längst als Ideal des Buches gezeigt war, aber für uns erst wahrhaft lebendig, eindringlich werdend am Beispiel in deutscher Sprache, am Druck unserer höchsten nationalen Dichtung. Dies Ziel ist reinste typographische Schönheit, schmucklose Strenge, sachliche Eleganz des Schriftbildes und des Buches, Ausprägung eines übernationalen Ideals moderner kühler Delikatesse des Geschmacks.

Die Lösung der Doves Press wird freilich nicht als Dogma gelten dürfen, imitatorisch anzueignen, sondern als ein Muster von Strenge und Reinheit des Buches, das individuelle Verwirklichungen fordert. Auf dem Grunde solcher krystallenen, lichten Buchschönheit ruhend, wird auch das bildgeschmückte Buch wieder ein wahrhaftes Ziel werden können, als Kunstwerk, aus künstlerischer Notwendigkeit, aus einem Überschwang geboren, aus schaffendem Bedürfnis, nicht wie heute aus dem Verlegerinteresse.

Auf dem Wege von der älteren, verblassenden Art schmückender Buchkunst zu der modernen reiner Sacheleganz reiht sich das beste unserer momentanen Produktion, von dem ein Jahresüberblick Bericht zu geben hat.

Das höchste Maß von Strenge und Schönheit, von Feierlichkeit des Buches, jedoch in einem archaisierenden Gefühl, in künstlicher Stimmung, technisch poetisierend, erwirkt der von *Melchior Lechter* geleitete Druck der Nachdichtung der „*Herodias*“ des Mallarmé von *Stefan George*. Vollendet schön ist der Schmuck des Pergamenteinbandes, wie denn Lechter — seine unvergeßlichen handgeschmückten Einbände, die die Berliner Buchkunst-Ausstellung im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums 1905 zeigte, bewiesen es — unser erster Meister dieser Kunst ist. Der Druck der Dichtung steht blau, in Versalsatz aus strenger Antiqua, goldgesäumt, mit goldnem Namendruck auf japanischem Papier; zu Beginn und Schluß handgemalte Schmuckstücke Lechters, voll stimmungshafter Symbolik, in Emailblau und Gold, romanisierend: Sterne versprühendes Becken und umstirnte Leier. Wie in einem farbigen Psalterium klingen die silbrige Fläche und der amethystene Schimmer der Lettern zusammen. Im metallenen Typendruck aber wirkt solche Farbigkeit kalt und hart gegenüber der warmen Lebendigkeit einer alten Handschrift. Hier freilich ist diese metallene Schärfe vielleicht am Ort und in Harmonie mit dem Gefühl der Dichtung, mit dem Klang solcher Worte:

ICH MAG NICHT, DASS MEIN HAAR WIE
BLUMEN SEI —
ES SEI WIE GOLD, FÜR IMMER FREI
VON DÜFTEN

GRAUSAMEN GLANZES ODER STUMPFEN SCHIMMERS,
DES ERZES UNFRUCHTBAREN FROST BEWAHREND —
ZÜNDE DIE FACKELN
DA DAS WACHS IM LEEREN GOLDE SELTSAM WEINT.

Im gesamten ist der Druck ein edelstes Kunstwerk des Typographischen, ein aristokratisches Buch.

Es ward in nur sieben Abzügen gedruckt. Hiergegen ist zu sagen, daß bei solcher Entschlossenheit des Odi profanum eine Vervielfältigung durch Druck unlogisch ist. Denn Druck ist Maschine, Masse, Publizität. Die ästhetisch höhere Lösung wäre in solchen exzeptionellen Fällen intimer Buchreserve das handgeschriebene Buch, in Gold und Farbenschmuck, das in England Johnsons Schule wiedererweckt hat. Für Deutschland führte diese kalligraphische Kunst das Evangeliar einer deutschen Schülerin Johnsons, Fräulein *Anna Simons,* ein, das auf der Dresdner Ausstellung im „Empfangssaal" von Peter Behrens auslag. Im Druck behält das Typenbild etwas materielles; Gassen sind nicht ganz auszuschalten. Der prachtvolle Rhythmus der monumentalen Unziale der antik-frühchristlichen Jahrhunderte dieser Handschriftkunst gibt dagegen eine lebenerfüllte individuelle Schönheit, die feierlicher Sprache schönster Gegenklang wäre.

Einen Versuch mit solchem handschriftlichen, reproduzierten Buch hat der Insel-Verlag, noch immer die stärkste kultivierende Macht unseres Buchdrucks, in der Ausgabe der *„Basia"* des *Johannes Secundus,* gemacht, des humanistischen Poeten, den ein Goethegedicht apostrophiert. Der Versuch ist völlig mißglückt und eine wahre Summation von Geschmacklosigkeiten herausgekommen.

Dagegen hat der Insel-Verlag mit dem Beginnen, jene Tendenz zu streng typographischer Druckvollendung aufzunehmen, entschieden Erfolg gehabt. *Rudolf Alexander Schröders „Sonette zum Andenken an eine Verstorbene",* wo nichts spricht als die keusche Schönheit rein geschnittener Lettern, eins der schönsten deutschen Bücher, vertrat bereits dies aristokratische Ideal. Der neuere Gedichtband *Schröders, „Elysium",* ist völlig im Typus der Doves Press, vom weich gespannten ockerfleckigen Pergament bis zu den einfachen Versalen in Purpurdruck, die als optischer Auftakt die Gedichte zieren. Dennoch ist eine leise Verdeutschung, motiviert vor allem durch die Typenform, die straffer, metallischer ist, wohl zu spüren. Derartig verständnisvolle Aneignung feinster fremder Werte ist nur zu begrüßen. Der Ruhm dieser hier erreichten höchsten Bucheleganz fällt zum wesentlichen Karl Ernst Poeschel, unserem feinsinnigsten Meister des Druckes und künstlerisch kultiviertestem Verleger zu. Ein glänzender Effekt seiner Druckkunst war auch der prachtvolle Prolog Hugo von Hofmannsthals zu *Ludwig von Hofmanns* Lithographien *„Tänze"*. In bester Weise verdeutscht sind englische Anregungen in dem feingedruckten Bändchen *Wildescher Essays, „Romantische Renaissance"*, denen Fr. Blei eine geistvolle Vorrede, *W. Tiemann* vortrefflich geschriebene Schrifttitel gab. Gewählt wirkt auch der Einband in grau-rot, wie denn *Wilde* mit dem Einband zu *„In Memoriam"* schon einmal einer der geschmackvollsten Einbandtypen geschenkt ward. Als elegante und kultivierte Bücher brachte der Verlag einen neuen Band der Werke von *Wilh. Heinse,* das tiefsinnig poesievolle *„Stundenbuch" R. M. Rilkes,* einen Neudruck der wundervollen *Mozartnovelle Mörikes,* und, für wissenschaftliche Werke vorbildlich: *Julius Meyer-Graefes „Corot und Courbet"* und *„Der junge Menzel"*.

Die feinsten deutsch charakterisierten Bücher des Insel-Verlags verdanken *Walther Tiemann* Schmuck und Ausstattung. Die Übersetzung der *„Fiametta"* des *Boccaccio* folgt getreu der früheren köstlichen Ausgabe des Decamerone. Einen ausgezeichneten Schrifttitel schuf der Künstler zu *Michael Lermontoff: „Ein Held unserer Zeit"*, in vollendeter Harmonie des Schriftbildes gezeichnet, elegant in Schwarz und Rot gedruckt. Auch der Einband, der den Titel in Gold auf Grün bringt, ist meisterhaft. Einen in der Schriftwirkung ausgezeichneten Titel zeichnete Tiemann auch für *Carl Larssens „Schwester Mariana"*.

In neuer Auflage erschien die Übersetzung von *Oskar Wildes „Granatapfelhaus"*, mit *Heinrich Vogelers* schöner Titelzeichnung, die zum besten unserer gesamten Produktion gehört. Die Bildseiten der ersten Ausgabe fehlen zum Vorteil der Wirkung. Die ganze Seite buchmäßig zu beherrschen, übersteigt die Kraft

der zarten Kunst Vogelers. Nun die lieblichen Initialen, die er für die einzelnen Geschichten zeichnete, allein sprechen, geben sie einen so anmutigen lockenden Vorklang der Dichtungen, daß dem ganzen Buch erhöhte Stimmung gewonnen ist.

Wie sehr dem Buche solche weise Zurückhaltung und Klarheit wohltut, zeigt als Gegenbeispiel die Seitenbehandlung in *Oscar Wildes „Gespenst von Canterville“*.

Der Künstler gab ganzseitige Bilder, ohne Kraft und Charakter, und führte bei den Initialen den Rankenschmuck oben und innen bis zum Rand des Spiegels, wodurch ein höchst zerrissenes Bild des Textes entsteht.

Bilderschmuck von höchst geistreicher und zugleich buchmäßiger Prägung gab *Franz von Bayros* der Übersetzung von *Murgers „Bohème“*. Der Druck ist musterhaft knapp und elegant, die Zeichnungen sind höchst pikant in der Bewegung der Bildarabeske und der Licht-Schattenkontraste. Diese Kunst ist eine geistreiche Verschmelzung Menzelscher, Klingerscher und Beardsleyscher Art mit dem Vorbild des japanischen Holzschnittes, geeint in einer individuellen Rokokonote. Etwas völlig modernes gibt dem Schmuck die Ausbeutung der Effekte des Klischeedruckes, vor allem die gegen die alte Linienmanier, die optisch harmonisch die Fläche mit dem Strich füllte, sehr pikante Einfügung satter, flächiger Schwarzeffekte, der die reinen Weißflächen des Papiers gleichwertig antworten. Zwischen beiden Flächenextremen blitzt und perlt die Zeichnung in Schraffuren, Flecken, Karos, dem japanischen Holzschnitt entlehnt und in Schwarz-Weißspiel übertragen. Druckbild und Illustration stimmen überraschend zusammen. Übrigens darf man fragen, ob es nötig war, dies Werk als Übersetzung zu geben, sogar philiströs mit einem literarhistorischen Vorwort beschulmeistert, und dem schönen Druck damit den echten Ton seiner Sprache zu rauben, den Charme seiner Plauderei.

Unsere Buchkunst richtet sich überhaupt viel zu viel auf Übersetzungen. Das englische Beispiel gibt auch hier den höheren Stilbegriff: „Faust“ und „Buch der Lieder“ bleiben in englischer Buchkunst deutsch.

Eine Liebhaberei des Insel-Verlags werden immer mehr Faksimilenachbildungen alter charaktervoller Druckwerke. *Goethes „Römischer Karneval“* wurde mit den Kupfern, das *„Leipziger Liederbuch“* von 1770 mit den Noten faksimiliert.

Gleims „Lieder eines Grenadiers“ wurden mit neuen Typen, aber völlig im alten Bilde wiederholt, *Raspes „Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen“* von 1788 mit Bürgers Vorrede als löschpapiernes Bändchen nachgebildet. Am Ende bleiben das doch nur Kopien, in die vom Esprit des Konkreten, vom historischen Duft nichts eingeht. Der Glaube an solche Nachbildungen — auch die „Hypnerotomachia Poliphili“ gab ein englischer Verlag als Faksimiledruck — ist Irrtum: Goethes Liederbuch mit den zerquetschten Noten und Typen ist zum Beispiel einfach häßlich. Das ganze Streben hat mehr Gelehrtenhaftes als Buchkünstlerisches.

Neben der Insel ist noch immer vor allem als der Verlag kultursuchender Bücher *Eugen Diederichs* in Jena zu nennen, der das künstlerisch Beste *Emil Rudolf Weiß* dankt.

Die *Hölderlin-Ausgabe* des Verlags ist bis jetzt der schönste Klassikerdruck, den wir haben. Gerade dieser Dichter wäre freilich stilvoller in Antiqua gedruckt worden! — Dann sind alle Bücher vom Typus der Plato-Ausgabe durch Ruhe und Ernst des Druckes ausgezeichnet, *Plotin* und *G. Bruno*; ein wunderschönes Buch ist *Martins „Deutsches Badewesen“*; sehr rein als Frakturdruck *Thoreaus „Walden“*; prächtig und altertümlich markig der *„Cherubinische Wandersmann“*. Ein Mißgriff war die Verwendung der Grassettype im Druck der *„Erzieher zur deutschen Bildung“*. Trefflich aber ist der Weißsche Einband dieser Serien. Ausgezeichnet weiter *Sören Kierkegaards „Buch des Richters“*.

Diesen älteren, Buchkultur erstrebenden Unternehmungen schließen sich erfreulicherweise jüngere an. Der Verlag *Julius Zeitler* in Leipzig brachte als originelles Büchlein des *Anthoine de la Sale „Fünfzehn Freuden der Ehe“*. Mit guten Mitteln, Huppscher Type, gelb-kräftigem Papier, Tiemannschen Initialen in Rotdruck, ist ein sinnvolles Archaisieren getrieben. Prächtig gelungen ist der Einband, das Ganze eins der gelungensten Bücher unserer Produktion. Gut als Buch, mit sehr geglücktem Einband, auch von Tiemann, *„Worte Napoleons“*, ganz ausgezeichnet die *„Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten“*. Die Zeitler und dem Insel-Verlag

gemeinsame Kunst W. Tiemanns gibt diesen Werken trotz der derberen Originalität etwas vom Inselhabitus.

Mit einem buchkünstlerisch recht geglückten ersten Versuch trat ein neuer Verlag auf den Plan, *Schmitz & Olbers* in Düsseldorf: einer von *Fritz Hellmuth Ehmcke* ausgestatteten und geleiteten Übersetzung aus *Wildes*: *„Der Priester und der Ministrant“*. Für Einband, Vorsatz, Titel und Druckbild fand der Künstler originale Formen, so daß ein höchst eigenartiges Ganze entstand. Hier ist durchdachte Druckschönheit und Eleganz des Materiellen Basis für sinnvolle Gestaltung und logischen Schmuck und damit wurde diesem Druck eine individuelle Buchkraft gewonnen: eine der sichersten und interessantesten Buchschöpfungen des Jahres. Wenn etwas stört, ist es die Symbolik der Initialen. Der Erfolg liegt sehr darin, daß der Künstler auch das Fundament schuf, Format, Material, Druckbild bestimmte. Damit ist der Weg der Zukunft betreten, die rechte Form der Zusammenarbeit von Verleger und Künstler gezeigt.

Die Bücher aus *Axel Junkers Verlag* in Berlin sind gleichfalls vom Künstler gestaltet. *Fr. W. Kleukens* gab gute Titelblätter und Vignetten zu *Albert Geiger*, *„Roman Werners Jugend“* und *„Georg Dahna“*. Bunt unbuchmäßig ist der Titel zu *Georg Eisenstadts „Gedichte“*, wie überhaupt die farbigen Effekte dieser Bücher leicht versagen. Es sind sympathische Bemühungen um unsere Buchkunst, die uns bei diesem Verlag begegnen. Möge aus ihnen ein sicherer Stil erwachsen. Sehr zu begrüßen sind auch die Versuche des Verlags, gute Einbandkunst zu pflegen, durch feine Papiere und Vignettenaufdruck auf Lederbände Geschmackvolles zu schaffen.

Aus der Ernte des Jahres möge weiter das beste genannt sein. Bei *S. Fischer* in *Berlin Rudolf Kaßners Essayband „Motive“*, mit Bradleyartigem Titel; *Kellermann, „Ingeborg“*, mit sehr schönem Titel und Einband von *Weiß*. Auch *Muthers „Belgische Malerei“* hat einen vortrefflichen Einband. Der Titel aber, dünne Orchideenlinien von *M. Behmer*, steht in keinem harmonischen Bezug zur Art des Buches. Ein schönes Druckwerk sind die *Heinebriefe* des Panverlags, ganz ausgezeichnet ist die Übersetzung von *Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“* im Verlag von *Georg Müller* in München. Diese Publikation ist nach Inhalt und Form eine wahre Freude. Der Verlag von *Julius Bard* in Berlin bringt als *„Hortus deliciarum“* eine Serie erlesener literarischer Werke. *Somoff* zeichnete als Deckelschmuck eine graziöse Ornamentik, für den Klischeedruck aber als zu zart ungeeignet. Die Bändchen sind sehr geschmackvoll, wenngleich auf dem Niveau einer gewissen Massenherstellung und Popularisierung gegebener Kunstwerte.

Ein Schlußblick auf die gesamte Bücherproduktion zeigt gutes Streben, aber das meiste auf mittlerem Niveau, viel künstlerische Betätigung, aber unkonzentriert, meist Atrappe. Die günstigste Fortentwicklung wäre es, wenn eine Scheidung einträte: wenn das normale gute Buch schmucklos bliebe, sich zur englischen Exaktheit, Feinheit des Materials und Drucksolidität bekennen, die künstlerische Kraft anderseits zu Kunstwerken des Druckes und des Buches zusammengeballt würde. Künstlerische Hilfe müßte auch für dieses elementare des Materiellen und Technischen nachgesucht werden. Das Publikum müßte lernen, solche anonyme künstlerische Kraft zu werten. Dann könnte ein buchgewerbliches Niveau entstehen, auf dem das Buch als Kunstwerk im höchsten Sinne möglich wäre.



Anthoine de la Sale und seine Hundert Neuen Novellen.

Von

Dr. Alfred Semerau in München.

Wenn ein Reisender, der sich für geschichtliche Altertümer und antike Bauten interessierte, vor sechzig Jahren zu der alten Residenz Ludwig XI., dem Schloß Plessis-lès-Tours, kam, zeigte man ihm ein allein noch aufrecht stehendes Türmchen: „Hier kerkerte ein König seinen Vater ein und ließ ihn Hungers sterben."

In diesen Worten hat sich die Auffassung des Volks von dem Verhältnis Ludwigs XI. zu seinem Vater Karl VII. präzisiert. Es ist eine Mythe, wie man deren in der Geschichte so viele trifft; doch auch in dieser ist Wahrheit und sie baut sich auf Geschehnissen auf, die später das Volk sich zurechtlegte, in allem Nebensächlichen willkürlich änderte, doch im letzten Grunde nicht angetastet hat.

Karl VII. lebte mit Marie von Anjou nicht glücklich, er kümmerte sich auch kaum um seinen Erben, überließ ihn und seine Erziehung vielmehr ganz der Mutter. Kein Wunder, wenn der Sohn, der von Anfang an in kein näheres Verhältnis zum Vater trat, mit den Jahren ihm immer fremder wurde. Ludwig und Marie mußten sich mit wenigem begnügen, lebten in engen, ja dürftigen Verhältnissen, indes Karl und Agnes Sorel, seine Geliebte, in fürstlicher Pracht sich zeigten. Agnes Sorel lebte, „als wäre sie die Königin gewesen"[1] und gab ihrem Triumph durch freche Bemerkungen über Marie von Anjou lauten Ausdruck. War schon Ludwig darüber erbittert, daß die Königin schlecht behandelt und knapp gehalten wurde, so war er empört, als die Maitresse seine Mutter verspottete. Einmal soll er in seiner Erregung Agnes Sorel eine Ohrfeige versetzt haben; daß er bei ihrem Tode bezichtigt wurde, sie durch Gift aus dem Wege geschafft zu haben, ist nach seinem ganzen Verhalten der Geliebten seines Vaters gegenüber verständlich. Doch trifft ihn nicht der mindeste Verdacht, wenn man diese Beschuldigung auf ihre Wahrheit hin prüft.

Der Gegensatz zwischen Ludwig und Karl, genährt durch die geringschätzige Behandlung der Königin und des Thronerben, gefördert durch fundamentale Charakterunterschiede, war so groß, daß Ludwig sich in Frankreich nicht mehr für sicher hielt und flüchtete. Eines Tags ritt er, wie es schien, mit sechs Vertrauten zur Jagd. Er wandte sich aber eilenden Pferdes nach Burgund und machte erst in einer kleinen Stadt der Freigrafschaft, Saint-Claude, Halt. Hier schrieb er seinem Vater: der Burgunderherzog als Gonfaloniere der Kirche habe die Absicht, gegen die Türken zu ziehen, und seine, des Dauphin, Pflicht wäre es, an diesem Kriege teilzunehmen. Er hätte aber auch den dringenden *Wunsch*, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Um von des Herzogs Plänen mehr zu erfahren, sei er nach Burgund aufgebrochen. Karl konnte sich durch diesen Brief nicht täuschen lassen. Er warnte Philipp von Burgund vor seinem Sohn und sagte: „Er nimmt den Fuchs bei sich auf, der ihm seine Küchlein fressen wird." Ludwig mochte selbst daran gedacht haben, daß der Herzog ihm die Aufnahme verweigern könnte; er war entschlossen, wenn in Burgund seines Bleibens nicht war, in England, bei dem alten Feinde Frankreichs, seine Zuflucht zu suchen.

Der Herzog, der damals Utrecht belagerte, gab Befehl, den Dauphin mit allen Ehren zu empfangen. So geschah es auch seitens der Herzogin und der Gräfin von Charolais, ihrer Schwiegertochter, mit allem steifen Zeremoniell des burgundischen Hofes. Fünf Jahre, bis zum Tode Karls, blieb Ludwig in Burgund. Philipp bemühte sich aufrichtig, Vater und Sohn wieder zu vereinigen; umsonst.

Am Ende seiner Tage reute es Karl, daß der Sohn in der Ferne und Fremde weilte.

[1] Es ist eine Legende, daß Agnes Sorel Karl belebte und anfeuerte, daß ihr Rat und ihre Meinung dazu beitrug, die Engländer aus Frankreich zu jagen; denn erst acht Jahre nach dem Frieden von Arras, als er wieder in Paris als seiner Hauptstadt eingezogen war, und die Engländer, überall aus Frankreich gejagt, auch die wenigen Städte noch, die sie besaßen, verloren hatten, wurde sie seine Maitresse.

Eine Annäherung hätte schließlich doch stattgefunden, wenn nicht Ludwig gegen Karls Liebling, den Grafen von Dampmartin, neue Intriguen gesponnen hätte. Er wußte ihn so geschickt zu verdächtigen, daß der König ihn verbannte. Karl lebte in ständiger Furcht vor dem Sohn. Man erzählte ihm, Ludwig hätte viele ergebene Freunde am königlichen Hofe; er erführe in Genappe, seinem Wohnsitz, alles, was sein Vater tue; alle Leute in seiner Umgebung täten täglich Gelübde für den Tod des Königs; die einen befragten deshalb die Astrologie, die anderen die Nekromantie, und Ludwig begünstigte und förderte dies alles.

Unruhe und Schrecken erfüllten den König; ihn widerte Speise und Trank an. Wessen mußte er sich von diesem Sohn, dessen Bosheit, List, verbrecherische Absichten von allen Seiten und unverhüllt ihm entgegentraten, nicht vergegenwärtigen?! —

Er erfuhr, daß Dampmartin schuldlos war, daß ihn Ludwig nichtswürdig verleumdet hatte, und rief ihn zurück. Des Grafen erstes Wort war, als er ihn sah: „Wie steht es um Euere Gesundheit, Sire?“ — „Elend, Graf von Dampmartin.“ — „Ich bitte, gnädiger Herr, nehmt Speise zu Euch. Fürchtet niemand! Jeder hier würde in den Tod für Euch gehen. Ist jemand verdächtig, so soll man ihm den Prozeß machen. Ist er schuldig, dann sollen ihn vier Pferde zerreißen.“ — „Ich stelle es Gott anheim, meinen Tod zu rächen.“ Als Dampmartin darauf bestand, daß er esse, sagte er: „Ich will gern, doch Ihr selbst müßt mir eine Brühe holen und sehen, wie sie bereitet wird.“ Der Graf brachte sie ihm: „Sire, kostet davon. Ich bürge mit meinem Leben dafür, daß nur Gutes in ihr ist.“ — „Graf von Dampmartin, ich traue Euch.“ Karl führte einen Löffel Suppe an die Lippen, brachte sie aber nicht mehr hinunter; sein Hals war ihm wie zugeschnürt. Da sagte er: „Ach, Graf von Dampmartin, Ihr verliert in mir die schönste Rose Eures Hutes! Nach meinem Tode werdet Ihr viel zu schaffen haben. Ich bitte, vergeßt nicht den Dienst des kleinen Herrn Karl, meines Sohnes.“ Danach ließ er den Priester rufen, beichtete und starb.

So erzählt die Chronik das Ende Karls. Das Volk dichtete aber den Zwist zwischen Vater und Sohn und das Ende des Königs um und sagte vor dem letzten Turm des Schlosses Plessis-lès-Tours: „Hier kerkerte ein König seinen Vater ein und ließ ihn Hungers sterben.“

Am Martinstage des Jahres 1456 ritt Ludwig in Brüssel ein, im Juli 1461 verließ er Burgund, um seinem Vater in der Regierung zu folgen. Während dieser Jahre residierte er im Schloß Genappe, das ihm Philipp als Wohnsitz zuwies. Der Herzog zahlte ihm auch monatlich zu seinem Lebensunterhalt dreitausend Gulden. Die ganze Zeit herrschte zwischen Wirt und Gastfreund vollkommene Eintracht; nur zwischen Ludwig und dem Grafen von Charolais, späterem Herzog Karl dem Kühnen, kam es öfters zu Reibungen. Der Dauphin liebte es, den leicht auffahrenden Grafen zu reizen.

An der Grenze des Hennegaus, von Wäldern umgeben, ein reizvoller Aufenthalt, „pour déduit de chiens et d'oiseaux“, sechs Meilen von Brüssel, an der Dyle zwischen Nivelle und Gemblours lag Schloß Genappe, einst Mitgift und Wohnsitz von Ida, der Mutter des berühmten Gottfried von Bouillon. Heute findet man keine Spur mehr von dem Schloß. Sein Plan ist uns aber erhalten geblieben. Die Schloßgebäude lagen an der Dyle, mit dem Ufer durch eine hölzerne Brücke verbunden, der auf der Schloßseite eine Zugbrücke entgegenkam. Wenn man einen ziemlich großen, von Gärten und Fruchtbäumen umgebenen Hof durchschritt, gelangte man zur ersten Brücke. Zwei Türme flankierten den Eingang, zwei andere erhoben sich auf der linken Seite. Der ganze Bau bestand aus vier ungleich verteilten Massen, auf jeder Seite dehnte sich ein großer Hof aus. Links trat eine Kapelle hervor; auf derselben Seite, durch einen fünften viereckigen Turm verteidigt, lag ein von den andern getrenntes Gebäude. War in der Nacht die Zugbrücke hochgezogen, so war weder Angriff noch Überfall zu fürchten.

In diesem Schloß, das in blühender Landschaft, von einem ruhig gleitenden Fluß umgeben lag, ließ sich Ludwig es wohl sein. Tagsüber zog er mit seinen Getreuen durch die Umgegend, besuchte die benachbarten Edelleute, sprach die Bauern an, vergnügte sich bei ihren ungeschminkten Reden, ritt auf die

Jagd,[1] abends gab er sich den Freuden der Tafel hin. Da hörte er gern oder erzählte wohl selbst eine der witzigen Geschichten, aus denen später, so berichtet die Literaturlegende, die Sammlung der Hundert neuen Novellen erwachsen ist. Er war, wie sich bei seinem Rang von selbst versteht, in Genappe von einem seiner würdigen Hofstaat umgeben. Unter den Edelleuten seiner Umgebung finden wir den Herrn von Montauban, den Bastard von Armagnac, die Herren von Craon, Cressols, Villiers, Estang, Lau, de la Barde, Gaston du Lyon und verschiedene andere. Wo er, schreibt Olivier de la Marche in seinen Memoiren, Edelleute von Ruf und Ansehn wußte, erkaufte er sie sich mit Gold. Doch argwöhnisch, wie er war, jagte er seine Diener ebenso leicht von sich, wie er sie an sich zog.

Der Dauphin hörte am liebsten zu seiner Unterhaltung Geschichten erzählen und der, so versichert Brantôme, der ihm die schlüpfrigste Geschichte von Freudenmädchen erzählen konnte, war ihm am herzlichsten willkommen.[2] Ludwig selbst erzählte auch derartige Histörchen, er erkundigte sich angelegentlich nach ihnen und gab sie öffentlich an der Tafel zum besten. Dann kam es wohl zu großem Skandal. Er hatte eine sehr schlechte Meinung von den Frauen und hielt keine einzige für keusch.

Zur Erinnerung an die in Genappe verlebten schönen Stunden hat Ludwig, so sagt die Legende, die hundert neuen Novellen verfaßt oder verfassen lassen. Und Walter Scott erzählt auch so in seinem „Quentin Durward".

Diese Ansicht hat sich behaupten können, bis Thomas Wright das einzige Manuskript der Novellen fand, aus dem hervorging, daß Ludwig nichts mit den Novellen zu schaffen hatte, daß sie gar nicht auf sein Geheiß, sondern auf das Herzog Philipps von Burgund geschrieben waren, und bis Ludwig Stern unwiderleglich bewies, daß *Anthoine de la Sale* ihr Verfasser war.

Wir wissen von dem ersten großen Dichter der neueren Zeit, dem Schöpfer des französischen Romans und der französischen Novelle, wie ihn Grisebach genannt hat, wenig genug, und was wir von ihm berichten können, erfahren wir gelegentlich nur aus seinen Schriften.

Anthoine de la Sale wurde im Jahre 1388 in der Provence geboren und kam schon früh aus der Heimat. Als Achtzehnjähriger finden wir ihn in Messina. Von hier reiste er mit anderen Edelleuten nach den in der Nähe Siziliens liegenden Inseln. Vielleicht hat er am Kriege Ludwig III. von Anjou teilgenommen, der Neapel zu erobern gekommen war. Zwei Jahre später ist er in Brabant, dann in Flandern. Sechsundzwanzigjährig führte ihn seine Kriegslust nach Portugal. König Johann plante einen großen Feldzug gegen die Ungläubigen. Im Juli 1415 stach das portugiesische Heer, dem sich Kriegslustige und Abenteurer, besonders aus Frankreich und Flandern, anschlossen, in See: Ceuta sollte erobert werden. Nach heißem Kampf gelang dem Vortrab die Eroberung Alminas. La Sale erzählt kurz von dieser Expedition; von seinen eigenen Taten aber nichts.

Als er aus Portugal zurückkehrte, widmete er sich dem Dienste der Anjou. Er begleitete Ludwig III. nach Italien. Während seines Aufenthalts in Neapel machte er am 20. Mai 1420 den Ausflug nach dem Berg der Sibylle bei Norcia, den er in einem interessanten Kapitel der „Salade" geschildert hat. Neun Jahre lang verlieren wir nun La Sale aus den Augen und finden ihn wieder als Landrichter in Arles. Doch blieb er es kaum ein halbes Dezennium; König René, Ludwigs Nachfolger, wählte ihn zum Erzieher seines ältesten Sohnes, Johann von Calabrien. Ihm widmete La Sale eine auf Renés Bitte für den Unterricht Johanns verfaßte Schrift, „La Salade". Gegen Ende der dreißiger Jahre ist er abermals in Italien: während Alfons von Aragon Neapel belagert, ist ihm die Hut des Schlosses Capouanna anvertraut. Mit René kam wohl auch er heim.

[1] Comines, sein Biograph, erzählt, daß er sich besser als jeder andere seiner Zeit auf die Jagd verstand.

[2] Ludwig, der sich über Bonmots, naive Erwiderungen und ergötzliche Geschichten herzlich freuen konnte, ließ sich seinen Vertrauten gegenüber sehr gehen, wie das z. B. seine Antwort an Herrn von Crussoles beweist. Im Jahre 1466 ließ der König zu Paris verkünden, alle Personen, gleichviel welcher Lage und welchen Standes, vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, sollten aus der Stadt in Waffen und Rüstung rücken. Es zogen wohl achtzigtausend, der größte Teil der Pariser Bevölkerung, jeder unter seiner Standarte oder seinem Banner, heraus. „Glaubt Ihr, Sire," fragte da Herr von Crussoles den König, „daß es in dieser Masse mehr als zehntausend gibt, die zehn Lieues ohne Rast reiten können?" — „Meiner Treu, Herr von Crussoles," versetzte der König, „ich glaube bestimmt, ihre Frauen reiten besser wie sie." Additions aux Memoires de Comines, Edit. de Lenglet, tom. II pag. 225.

1445 wird er als anwesend bei den Turnierkämpfen von Nancy, drei Jahre später als Preisrichter bei den von Saumur genannt. Er hat, wie wir aus den „Comptes domestiques et originaux de René“ ersehen, am Hofe der Anjou ein Amt bekleidet. Im Juni 1448 ging La Sale für immer aus ihrem Dienst und folgte Louis von Luxembourg, Grafen von Saint-Pol, als Erzieher seiner drei jungen Söhne. Er begleitete ihn auch nach Genappe an den kleinen Hof Ludwigs. Er wird als einer der Erzähler der hundert neuen Novellen genannt. Er war damals ein Siebziger und hat noch sechs Jahre gelebt. Über diese letzte Zeit sind wir wenig, wie über so manche Periode seines früheren Lebens, unterrichtet. Als Saint-Pol nach Frankreich mit Ludwig zurückging, folgte er ihm wohl; vielleicht starb er sogar in seinem Dienst.

Trotz seines Wander-, Hof- und Kriegslebens, das ihn von Land zu Land, von Stadt zu Stadt führte, fand La Sale Zeit und Muße zu großen literarischen Werken, die ihm meist, man möchte sagen, Bitte oder Befehl irgend eines hohen Herrn abnötigten: auf Wunsch König Renés schrieb er „La Salade“, auf Bitte Herzog Johanns den „Roman vom kleinen Hans“, auf Ersuchen Herzog Philipps von Burgund die „Hundert neuen Novellen“.

„La Salade“ gibt einen Traktat ciceronischer Moral, Extrakte aus Frontin, eine Legende vom Paradiese der Königin Sibylle, die Chronik der Könige von Sizilien und zahlreiche Einzelheiten über das Zeremoniell der Höfe, die Wappenkunde, die Kriegskunst und die Turniere — ein Buch in usum Delphini, wie es Ludwig Stern charakterisiert, das aber der Antiquar als eine reiche Fundgrube mittelalterlichen Ritterwesens wird nachschlagen können.

Von Schloß Chasteller an der Oise datiert er 1451 sein Louis von Luxemburg gewidmetes Buch „La Salle“[1] [des histoires], eine Auswahl von Geschichten aus der Weltgeschichte wie aus der Geschichte der Heiligen, ähnlich einem späteren oft gedruckten Werk „Le mer des histoires“, einer Bearbeitung der lateinischen „Rudimenta noviciorum“ des Johannes Columna. Dem größeren Werk folgten zwei kleinere Schriften: die erste [Lettre à Louis de Luxembourg] ein Turnierbuch, die zweite eine Trostschrift an Madame de Fresnes über den Verlust ihres in frühester Kindheit gestorbenen Sohnes.

Auf Bitte Johanns von Calabrien geschrieben und ihm zugeeignet ward: „L'histoire et la plaisante cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des belles cousines sans autre nom nommer“. Nicht ohne Grund ist dieser Roman, dem alle Characteristica des mittelalterlichen Romans, alle Abenteuer mit schrecklichen Riesen, gräßlichen Zwergen, feuerspeienden Drachen, Abenteuer in verzauberten Schlössern fehlen, der Telemach des XV. Jahrhunderts genannt worden. Ein Roman voll von Lehren milder Moral und Regeln ritterlicher Tapferkeit, ohne doch deshalb dem Komischen und der Intrigue zu entsagen, zielt er beständig auf Belehrung; daher die zahlreichen lateinischen Zitate, die Ausführlichkeit in den Schilderungen des Turniers, die langen Listen der ritterlichen Familien Frankreichs: für den Geschichtsschreiber, sagt Stern treffend, wiederum eine wahre Fundgrube. In dieselbe Zeit wie dieser Roman fällt das kleine historische Werk „Addicion extraite des croniques de Flandre, qui est très belle chose“. Hier erzählt La Sale von dem Siege des Burgunderherzogs Odo über Robert von Artois und teilt den Herausforderungsbrief Eduard III. von England an Philipp VI. von Frankreich mit.

Zu La Sales bekanntesten Werken gehören (wenn man ihm die ausgezeichnete Farce vom Advokaten Pathelin läßt, die er in der Mitte der fünfziger Jahre geschrieben haben kann, zur Erheiterung des Herzog Philipp, der derartige Schwänke liebte) vor allem sein Buch von den „Fünfzehn Freuden der Ehe“. Es erschien ursprünglich anonym; als sein Verfasser wurde erst in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts La Sale ermittelt. Eine Satire auf die Weiber, wie sie wirkungsvoller kaum geschrieben werden kann. „Ich tadle nicht den Ehestand und habe nichts gegen das Heiraten; doch glaube ich nicht, daß wir auf dieser Welt leben, um Buße zu tun, Kummer

[1] In dem Pergamentmanuskript dieses Buches von 1461, Großfolio, mit kostbaren Miniaturbildern geschmückt, sehen wir auf dem Titelvollbild den von seinem Hofstaat umgebenen Herzog Philipp, dem La Sale kniend das Werk überreicht. Hier ist also das einzige erhaltene Porträt La Sales. Das Manuskript befindet sich auf der Königlichen Bibliothek in Brüssel.

zu leiden und das Fleisch zu kreuzigen, um das Paradies zu ernten", erklärt er, und als Refrain der Ehefreuden kehrt immer wieder: „Der sich im Netze der Ehe fangen läßt, wird in Schmerzen sein Leben verbringen, hinsiechen und jämmerlich seine Tage beschließen." Gleich Villon hat La Sale die Ansicht über die Weiber: „Bien heureux est, qui rien n'y a." „Die klügste Frau auf der Welt", sagt er, „hat soviel Vernunft wie ich Gold im Auge oder ein Affe einen Schwanz. Ehe sie noch die Hälfte von dem, was sie hat sagen oder tun wollen, vorgebracht hat, ist sie ihr ausgegangen". Er, der nie verheiratet war, hat streng und bitter über die Weiber geurteilt, deren Charakter er gründlich gekannt hat. Ludwig Stern,[1] der am besten über La Sale geschrieben hat, erklärt, Weiberschmähungen wären im Geschmack seines Jahrhunderts gewesen, das auch das bei La Sale genannte Buch des Matheolus hervorbrachte: sein Werk ist eine tiefe Studie des menschlichen Herzens, eine Reihe von schmerzdurchdrungenen und herzzerreißenden Klagen über das Elend der Ehe, eine bittere Satire, die sich selbst auf den Titel erstreckt. In dem alten Gebetbuche der „Heures" [es wird häufig bei La Sale genannt] fand sich ein Gebet: „Les quinze joyes de Notredame mère de Dieu", auf das er im sechsten Kapitel anspielt; ihm hat er seinen Titel entlehnt; das Werk zerfällt demnach in fünfzehn Kapitel, die unter sich nicht zusammenhängen, deren jedes ein anderes Gemälde einer unglücklichen Ehe entfaltet. Obwohl das Elend fast beständig komisch geschildert ist, wird der Ton gegen Ende des Kapitels immer sehr ernst, bis er in die Schlußworte ausbricht „ainsi demourra en tourmens toujours et finera miserablement ses jours". — Diese, eines Horaz oder Juvenal würdige Satire, schildert nacheinander die Putzsüchtige, die Vergnügungssüchtige, die Wöchnerin, die Zänkische, die Jugendliche, die Launige, die Ungetreue, die Reiselustige, die Herrschsüchtige, die Mesalliance, die Gefallene, den Pantoffelhelden, die Heimkehr aus dem Kriege, die Alte und endlich die Verblendung: es ist keine Seite im Buche, die minder gut, minder witzig oder minder wahr wäre; das Ganze ist ein Spiegel des Lebens. — Im Nachwort sagt er: „Je puis dire pour certain, qu'il n'est homme marie, tant soit-il, cault ou malicieux, qui n'ait une des joies pour le moins, ou plusieurs d'icelles." Er verwahrt sich aber gegen die Frauen und versichert, er könne ein ähnliches Buch auf Kosten der Männer schreiben, „veu les grans tors, griefs et oppressions, que les hommes font aux femmes en plusieurs lieux, généralement par leurs forces, et sans raison, pour ce qu'elles sont febles de leur nature et sans défense, et sont toujours prestes à obéir et servir, sans les quelles ils ne sauroient ne pourroient vivre".

La Sales Bedeutung beruht aber vornehmlich auf seiner Novellensammlung „Les cent nouvelles nouvelles".[2] Zuerst wurden sie veröffentlicht drei Jahre nach Ludwig XI. Tode, durch den bekannten Buchhändler Antoine Vérard im November 1486. Danach scheint man den Tod des Königs abgewartet zu haben, ehe man eine, nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Sammlung herausgab. Von Vérard ist das Einschiebsel in die Widmung, das den Anlaß zu der Legende gab, die sich um die Hundert neuen Novellen gesponnen hat. In dieser ersten Folioausgabe sehen wir auf dem Titelholzschnitt Ludwig XI. neben Herzog Philipp von Burgund, umgeben von den Erzählern der Novellen. Auf der Vorderseite des zweiten Blatts ein ebenso großer Holzschnitt: der Verfasser oder Drucker-Buchhändler Antoine Vérard bietet kniend sein Werk dem jungen König Karl VIII. dar. Jeder Novelle geht ein kleiner Holzschnitt voraus, dessen Gegenstand sich auf die Novellen bezieht; dieselbe Gravüre ist aber mehrmals wiederholt: es sind 43 verschiedene. Jede Seite hat einen fortlaufenden Titel, gibt die Nummer der Novelle und den Namen des Erzählers. Von dieser Originalausgabe sind nur drei Exemplare bekannt: eins besitzt die Bibliothek des Arsenals, das zweite die Königliche Bibliothek zu Paris, das dritte Armand Bertins Kabinett. Auf dem letzten Blatt liest man: „Cy finissent les Cent Nouvelles composées et recitées par

[1] Archiv für neuere Sprachen 1870. Bd. XLVI pag. 113.

[2] Anthoine de la Sale, Die Hundert Neuen Novellen, zum erstenmale und vollständig übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen von Alfred Semerau. Mit zehn Bildbeilagen von Franz von Bayros. München, Josephplatz 7. Bei Georg Müller.



nouvelles gens, depuis naguères et imprimées à Paris, le XXIII jour de décembre mil CCCCLXXX et VI par Anthoine Vérard, libraire, demourant à Paris sur le Pont Notre-Dame, à l' Image Saint-Jehann-l'Evangeliste ou au Palaiz, au premier pillier, devant la chapelle où on chante la messe de Messeigneurs les Presidens."

Dieser ersten sind, soweit mir bekannt geworden ist, noch vierzehn andre Ausgaben gefolgt. Die zweite ist so selten wie die erste, ebenfalls mit Holzschnitten, doch nicht mit derselben Sorgfalt gedruckt, auch die Schnitte sind gröber; Folio. Die dritte, ebenfalls sehr selten: Paris 1505, 3. Februar, Klein-Folio, von Nicolas Desprez für den Buchhändler Durand Gerlier gedruckt; der Text entspricht beinahe der Originalausgabe; vor jeder Novelle ein nicht besonders guter Holzschnitt, der Ausgabe von 1486 nachgeahmt. Die Königliche Bibliothek von Paris besitzt von jeder der drei Ausgaben ein schönes Exemplar. Die vierte: Für Michel Lenoir gedruckt; Klein-Quart; undatierte, ziemlich korrekte Ausgabe, vor 1520, da Lenoir am 28. September d. J. starb. Die fünfte: mit Holzschnitten, Paris, veuve de Jehan Trepperel et Jehan Jannot; Klein-Quart; der Text dieser hübschen Ausgabe gleicht dem der von 1505. Die sechste: Lyon, Oliv. Arnoullet, 1532, Quart. Die siebente: „Les facétieux devise des Cent et six nouvelles nouvelles par le seigneur de la Mothe Roulland, lyonnais, homme très docte et bien renommé". Klein-Oktav mit königlichem Privileg. Im Privileg erklärt der Drucker Jean Réal die scherzhaften Devisen der hundert Novellen durchgesehen, verbessert und vermehrt zu haben; doch anstatt etwas hinzuzufügen, hat der Redaktor im Gegenteil einen großen Teil unterdrückt und die Erzählungen auf bedauerliche Art beschnitten. Die von ihm veränderten oder zugesetzten Novellen sind achtzehn an der Zahl; das Buch enthält beinahe alle hundert Novellen. Die achte: Cologne 1701, zwei Bände; Duodez. Mit ausgezeichneten Kupferstichen nach den Zeichnungen des berühmten Romain de Hooge. Von dieser Ausgabe existieren zwei verschiedene Exemplare: die einen mit Vignetten über dem Text am Anfang der Novelle, die andern mit Vignetten an der Seite. Die neunte: La Haye, 1733. Zwei Bände, Oktav. Der Text ist noch schlechter als der der Ausgabe von 1701. Der zehnte: Paris, 1841 von Le Roux de Lincy; der Text geht auf den Erstdruck zurück. Die elfte: Paris, 1841 „mit moderner Orthographie" von Paul Lacroix (P. L. Jacob, bibliophile.) Die zwölfte: Paris, 1858 bei Jannet von Thomas Wright, der das einzige vorhandene Manuskript gefunden und seiner Ausgabe zugrunde gelegt hat. Seine Ausgabe ist noch heute die brauchbarste. Die dreizehnte: Paris, 1858 bei Delahays von Paul Lacroix („revue sur l'édition originale sans date," also nicht nach der Ausgabe von 1486, sondern nach der zweiten.) Die vierzehnte: „Les dix dizaines des Cent nouvelles nouvelles réimprimées par les soins de Jouaust avec Notice, notes et glossaire par M. Paul Lacroix. Dessins de Jules Garnier." Vier Bände. Paris. Librairie des Bibliophiles 1874 (das von Wright entdeckte einzige, seiner Ausgabe zugrunde liegende Manuskript wird nicht berücksichtigt). Die fünfzehnte: „Les Cent nouvelles nouvelles. Edition revue sur les textes originaux et illustrée de plus de 300 dessins par A. Robida". Paris. 2 Bände. Librairie illustrée.

Im Katalog der Bibliothek Gaignats, von de Bure 1769 in zwei Oktavbänden veröffentlicht, ist unter Nr. 2214 verzeichnet: „Das Buch der 100 neuen Novellen zum Ergötzen König Ludwig XI. verfaßt, der damals noch Herzog von Burgund war, auf Pergament geschrieben, aus dem 15. Jahrhundert, in gotischen Buchstaben, vom Jahre 1432 datiert und mit kleinen recht hübschen Miniaturen verziert, klein Folio, mar. cit. — — verkauft für 100 Livres 1 sol". Ein anderer, viel älterer Katalog, das Inventar der Herzöge von Burgund, in der protypographischen Bibliothek, Paris, 1830 (Seite 283) veröffentlicht, nennt ein Manuskript desselben Werks unter Nr. 1261: „Ein Buch, ganz neu auf Pergament geschrieben, in zwei Spalten, in weißes Ziegenleder gebunden, verziert an manchen Stellen mit reichen Miniaturen, enthaltend hundert Novellen, von dem gnädigen Herrn, den Gott in seine Gnade aufnehme, wie von mehreren andern seines Hauses."

Man glaubte, beide Manuskripte unwiderruflich verloren; da fand Thomas Wright durch einen glücklichen Zufall in der Bibliothek des Museums Hunter zu Glasgow ein Manuskript, das der Beschreibung des Manuskripts des Katalogs von 1769 einerseits und der des Manuskripts der Herzöge von Burgund andererseits entsprach. Es war das von Gaignat erwähnte Manuskript,

das Hunter gekauft hatte. Vergleicht man seinen Text mit der Originalausgabe von Vérard, so zeigt sich, daß der Druck Vérards, dem alle späteren folgen, nach einem schlechten Manuskript gefertigt ist, daß man außerdem noch dabei nachlässig und willkürlich zu Werke ging.

Gerade wie bei den „Fünfzehn Freuden der Ehe" hat man viele Menschenalter den Verfasser der Hundert neuen Novellen nicht gekannt. Man hielt Ludwig XI. für den Autor oder wenigstens für den Veranlasser oder Veranstalter der Sammlung. In Vérards Erstdruck schloß ja die Widmung: „Und merkt wohl, daß in allen Novellen, wo es heißt ‚vom gnädigen Herrn' der gnädige Herr Dauphin gemeint ist, der später auf den Thron gekommen ist, und es ist König Ludwig XI., denn er war damals im Lande des Herzogs von Burgund". Außerdem scheute sich Vérard nicht, mehrere Stellen in den Novellen wegzulassen, um die richtige Deutung des „Monseigneur" zu verschleiern, wofür als Beleg Grisebach die Novellen 19, 80, 86 anführt.

Weder der Erstdruck Vérards, noch alle späteren, die auf ihm beruhen, selbst die einzige von Th. Wright entdeckte Handschrift der Novellen nicht, zeigen am Anfang oder Schluß den Namen des Verfassers. Wie bei Boccaccio sollen auch diese Novellen von bestimmten Erzählern vorgetragen worden sein, die sich zu einer Gesellschaft zusammengefunden hätten. Darauf scheinen die Anfänge in verschiedenen Novellen, so in 57, 32, 81 hinzudeuten. In Novelle 90 heißt es aber: „Um die Zahl meiner Novellen, die zu erzählen und niederzuschreiben ich versprochen habe, zu mehren und vergrößern, will ich hier eine hersetzen, die sich erst jüngst zugetragen hat." Hier wird also nur von *einem* Verfasser gesprochen und die Fiktion von einer Tafelrunde von Erzählern aufgegeben. La Sale kann manche Geschichte gar wohl von einem der Herrn aus der Umgebung des Dauphin zu Genappe gehört haben; daß er die Historien den Mitgliedern dieser Hofgesellschaft und dem Herzog Philipp in den Mund legt, ist lediglich eine Pflicht der Höflichkeit, eine Art literarischen Kompliments gewesen, wie es damals und auch später noch nicht ungewöhnlich war.

Schon Le Roux de Lincy hatte in La Sale den Autor der Novellen und zwar aus Stilgründen vermutet, indem er den „Roman vom kleinen Hans" und die „Fünfzehn Freuden der Ehe" zum Vergleich heranzog. Die Familienähnlichkeit, erklärte er in der Einleitung zu seiner Ausgabe, würde schon allein genügen, um alle drei Werke demselben Verfasser zuzuteilen. Aus der Widmung des einzigen Manuskripts der Novellen ging mit Bestimmtheit hervor, daß das Werk nur *einen* Verfasser hatte: „*Meinem* hochwerten und hochgeschätzten Herrn, dem gnädigen Herrn Herzog von Burgund, Brabant . . . Da unter dem guten und nützlichen Zeitvertreib die angenehme Übung des Lesens und Studiums, worauf Ihr, *mein* hochgeschätzter Herr, ohne Schmeichelei gesagt, in höchstem Maß bedacht seid, als bedeutend und wertvoll empfohlen wird, wage *ich*, Euer treuester Diener, der gemäß seiner Pflicht Eurem hochgemuten und hochedlen Willen nach Kräften zu gehorchen bestrebt ist, und erlaube mir, dieses kleine auf Euer Geheiß und Ersuchen abgefaßte und vollendete Werk Euch darzubieten und zu bringen. Ich bitte demütig, es freundlich aufnehmen zu wollen." Daß La Sale der Verfasser ist, hat Wright für sehr wahrscheinlich erklärt. Die Novellen tragen an ihrer Spitze den Namen der Erzähler, nur bei Novelle 51, 91, 98, 99 heißt es im Manuskript „par l'acteur". Über der 50. Novelle steht: „Par Monseigneur de la Sale, Premier maistre d'Hostel de Monseigneur le Duc." Daraus schloß Wright, daß La Sale seinen Namen bei der folgenden nicht wiederholt, sondern nur „vom Verfasser" geschrieben hätte. Die 99. Novelle sollte ursprünglich die letzte der Sammlung werden. Im Inhaltsverzeichnis des Glasgower Manuskripts ist die 99. Novelle nicht dem „Acteur", sondern Philipp de Loan, dagegen die 100. Novelle dem Acteur zugeschrieben; wie für die 50. wollte der Autor also auch für die 100. und letzte ausdrücklich als Erzähler auftreten. Daß La Sale der Verfasser der Hundert Novellen ist, hat unwiderleglich Ludwig Stern bewiesen. Die 98. Novelle, vom Glasgower Manuskript im Inhaltsverzeichnis wie im Text als „vom Verfasser" erzählt bezeichnet, ist dieselbe, die La Sale seinem „Roman vom kleinen Hans" angehängt hat, die Geschichte von Floridan und Elinde, die La Sales Freund Rasse de Brinchamel aus dem Lateinischen

übersetzt, La Sale gewidmet und zur Verfügung gestellt hatte. Wahrscheinlich sind die Novellen in Brüssel oder einer der nahe gelegenen Residenzen Philipps geschrieben worden und wohl schon, wofür Grisebach stichhaltige Gründe anführt, im Jahre 1464 vollendet gewesen.

Man hat die Hundert neuen Novellen das erste und schönste Novellenbuch der französischen Literatur genannt. Neben ihrem literarischen Wert darf aber nicht ihre Wichtigkeit für die Kultur- und Sittengeschichte Frankreichs und Burgunds im XV. Jahrhundert übersehen werden. Auch als Sprachdenkmal sind sie wertvoll: sie sind eins der Muster altfranzösischer Prosa. Der Stil klar, fein, elegant, der Dialog durchaus lebendig. Überall merkt man: das hat ein Mann geschrieben, der das Leben und die Welt kennt, der die Menschen in allen ihren Schwächen mit scharfem Auge beobachtet hat, der in seinen Novellen ein umfassendes und farbenprächtiges Bild seiner Zeit gibt. Ein Mann, um dessen Mund leiser Spott zuckt, in dessen Augen aber schwermütiges Sinnen liegt. Ein Mann von hohen geistigen Gaben, die Erziehung und Leben gefördert und ausgebildet haben; ein Gelehrter, dem aber das größte Studium der Mensch war, über dem er alle geliebten alten Bücher vergaß; ein Ritter und Kriegsmann, den seine Feder mehr als sein Schwert berühmt machte, ein Mann auf der Höhe der Bildung und Kultur seiner Zeit, der er in seinen Werken das schönste Denkmal setzte.

Es braucht nicht erst ausdrücklich versichert zu werden, daß gar manches in den Novellen nicht das stoffliche Eigentum La Sales ist. Wir können mühelos feststellen, daß er aus den Fabliaux, Boccaccio und Poggio nahm, was er für seine Geschichten brauchte; doch von den hundert Novellen gehören ihm neunundsechzig und gerade sie sind die interessantesten und bedeutendsten. Die hundert alten Novellen haben ihn zur Abfassung seines Buchs veranlaßt, doch hat er, wie er bescheiden sagt, die feine und reich geschmückte Sprache, in der sie geschrieben wurden, nicht erreicht. Wenn man diese italienischen Geschichten mit denen La Sales vergleicht, merkt man sofort den Unterschied in Stil und Darstellung. Die Geschichten des Provençalen sind in jeder Hinsicht den italienischen überlegen. Am besten erscheint er uns da, wo er das Leben seiner Tage schildert. Das stereotype Personal der Novelle, wie Stern sagt, findet man auch bei ihm: lebenslustige Kavaliere und ungetreue Weiber, arglose Bürger und schlaue Hausfrauen, eifersüchtige Gatten und leichtfertige Gattinnen, schmucke Diener und reizende Zofen, betrogene Alte und junge Betrüger, verschmitzte Mönche und wollüstige Nonnen. Die Religion und die Kirche tastet er mit keinem Wort an, doch er versagt es sich nicht, ihre unwürdigen Diener unbarmherzig zu geißeln; auch da aber wird er nicht bitter und verbissen, sondern verklärt durch seinen leuchtenden Humor. Er ist diskret genug, die Namen der Helden und Heldinnen seiner zeitgenössischen Geschichten zu verschweigen; nur selten sagt er sie: ein Talbot, ein Saint-Pol, ein Montbleru werden uns genannt. In der 75. Novelle erzählt er von einer Episode aus dem Krieg der Burgunder und der Armagnacs, in der 62. Novelle wird auf ein historisches Faktum hingewiesen. Doch das sind Ausnahmen. Gewöhnlich begnügt er sich mit allgemeinen Angaben. Wenn er dem Schauspiel und dem Drama des Lebens auch in seinem Buche nicht den Platz versagt hat: am liebsten ist ihm doch die Komödie. Auch in dieser Hinsicht kann man ihn neben Boccaccio stellen, der im Komischen am größten ist. Mit welchen Schwierigkeiten hatte aber La Sale zu kämpfen! Boccaccio fand eine Sprache vor, die die großen Meister vor ihm schon geformt und geschliffen hatten; La Sale mußte hierin selbstschöpferisch vorgehen. Danach erst kann man ermessen, über welche Darstellungskunst er gebietet. So erscheint La Sale in seinem Hauptwerk als Dichter, Sittenschilderer und Sprachkünstler, so ist er der größte Prosaist seiner Zeit.



Die neueste Sammlung von Manuskripten des Mittelalters und späterer Zeit.

Zugleich als Beitrag zur Frage der amerikanischen Gefahr.

Von

Adolf Askani in Leipzig.

In einer Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs wie der unsrigen ist das allgemeine Steigen der Werte natürlich. Diese Tatsache ist im Auge zu behalten und mit ihr ist zu rechnen besonders im Hinblick auf die Steigerung der Werte ideeller Besitztümer, wie unserer Kunstsammlungen und Bibliotheken staatlicher oder privater Natur.

Die höhere Bewertung der Kunst- und Literaturschätze findet ihren treffendsten Ausdruck in den Katalogen der Antiquare. Wer die Preise, die vor zwanzig, vor zehn, ja noch vor wenigen Jahren üblich waren, mit denen vergleicht, die heute verlangt und bezahlt werden, muß einen gewaltigen Unterschied, eine bedeutende Erhöhung konstatieren, einerlei, ob es sich um Manuskripte mit Miniaturen, Inkunabeln oder Erstausgaben handelt. Darüber ist schon häufig geklagt worden, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt; es fragt sich aber: bedeutet diese Steigerung eine Gefahr für die Bibliophilie oder nicht? Die Frage ist garnicht so einfach wie sie scheint, vielmehr ergibt sich die Notwendigkeit, über Ursache und Wirkung Klarheit zu schaffen und daraus die Schlüsse zu ziehen.

Die Ursache der Wert- und Preissteigerung der Bücherschätze liegt, wie schon erwähnt, zunächst in der wirtschaftlichen Hochkonjunktur und findet ihre Paralelle in der Steigerung aller Lebensmittelpreise und der daraus hervorgehenden Entwertung des Geldes. Der wachsende Volkswohlstand hat entschieden mit dazu beigetragen, die Zahl der Sammler zu vermehren und dadurch die Nachfrage zu steigern. Demgegenüber hat nun aber das Angebot, besonders in Manuskripten, eine entsprechende Zunahme nicht zu verzeichnen; im Gegenteil wird es dem Händler immer schwerer, Gutes und Seltenes zu finden und anbieten zu können, und endlich bedingen die stetig wachsenden Geschäftsunkosten des Buchhändlers wiederum eine entsprechende Erhöhung der Verkaufspreise seiner Objekte. Eine Preissteigerung ist also, soweit sie durch diese Ursachen hervorgerufen wurde, keineswegs unberechtigt oder überraschend. Sie kann als eine Gefahr für die Bibliophilie an sich, namentlich im Hinblick darauf, daß auch die Sammlungen selbst heute höher zu bewerten sind, nicht bezeichnet werden, solange der Erhöhung der Bücherpreise ein entsprechendes Wachstum des Volkswohlstandes, das heißt der Kaufkraft, gegenübersteht.

Wer die einschlägigen Verhältnisse kennt, wer die Kataloge der großen Antiquariate der letzten Jahre aufmerksam durchgesehen hat, der wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß die außerordentliche Preissteigerung, wenigstens in Deutschland, größer ist als das Wachstum des Wohlstandes, daß also beide nicht ganz in dem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Das ist ziffernmäßig freilich schwer nachzuweisen, vor allem fehlt es an umfassendem statistischem Material; aber es ließen sich, was die Bücherpreise anbetrifft, leicht prägnante Beispiele anführen. Die Ursache dieses Mißverhältnisses, das in der Folge sicher noch stärker hervortreten wird, liegt darin, daß dem alten, sozusagen angestammten Sammler und Bücherfreund in dem Amerikaner neuerdings ein gefährlicher, nicht zu unterschätzender Wettbewerber erstanden ist. Es gibt unter den amerikanischen Millionären bereits viele, die mit großem Eifer wertvolle Sammlungen angelegt haben und die auf dem europäischen Markt ständig als Käufer auftreten. Dem amerikanischen Großkapital ist es vor allem zuzuschreiben, daß die Bücherpreise so sehr in die Höhe gegangen sind. Der deutsche Sammler kann da oft nicht mit konkurrieren, er wird überboten, oder die Katalog-Preise gehen über seine Kraft und er hat das Nachsehen. Daß darin für die europäische Bibliophilie eine große Gefahr liegt, wird niemand bestreiten können, und bei der Entwicklung der Dinge ist kaum zu hoffen, daß in absehbarer Zeit ein Rückschlag eintritt. Der Ruf nach Staatshilfe ist zwar nicht unberechtigt, doch kann der Staat allein auch nicht helfen, wenn er nicht wiederum auf volles Verständnis und auf die Unterstützung von seiten derjenigen, die dazu in der Lage sind, rechnen kann. Es sollte eben auch in Deutschland mehr und mehr dahin kommen, daß die besitzenden Kreise es als ihre Ehrenpflicht betrachten, ideelle nationale Schätze zu erwerben und dem Vaterlande zu erhalten. Zweifellos ist in dieser Richtung in den letzten Jahren schon manches geschehen; erinnert sei nur an dem im Vorjahre erfolgten Ankauf des von Fust und Schoeffer 1459 gedruckten Psalteriums, der nur durch eine Sammlung ermöglicht worden ist; aber es gilt in diesen Bestrebungen fortzufahren, um so der „amerikanischen Gefahr" zu begegnen und die üblen Wirkungen der Übermacht des amerikanischen Großkapitals aufzuheben.

Im vergangenen Jahre sind wiederum ganze Sammlungen nach Amerika verkauft worden und es mehren sich die Fälle, daß amerikanische

Sammler den gesamten Bestand von Antiquariatskatalogen erwerben. Man muß also wohl oder übel darauf gefaßt sein, auch neuerlich ähnliche Überraschungen zu erleben. Vor kurzem ist nun ein in verschiedener Hinsicht bemerkenswerter Katalog einer neuen wertvollen Sammlung erschienen, auf dessen Inhalt nachstehend des Näheren eingegangen sei, schon deshalb, weil es leicht möglich ist, daß auch die darin enthaltenen Schätze zum großen Teil nach Amerika entführt werden können. Es handelt sich um Katalog 330 von *Karl W. Hiersemann* in Leipzig, betitelt: „Manuskripte und Miniaturen des Mittelalters und späterer Zeit; Einzelminiaturen; Reproduktionen.“ Bei der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des hier gebotenen — der Katalog umfaßt auf 222 Seiten in Großoktav 488 Nummern und ist mit 23 Tafeln in Autotypie illustriert — kann natürlich nur auf einzelne besonders wertvolle Stücke aufmerksam gemacht werden.

Von Manuskripten deutschen Ursprungs dürfte der „Spiegel menschlicher Behaltnuß“ sehr interessieren, ein Pergament-Manuskript in deutscher Sprache aus dem Ende des XV. Jahrhunderts mit 96 großen, in den verschiedensten Farben ausgeführten Miniaturen. Die Handschrift ist in den mannigfachsten Beziehungen bemerkenswert; stellt sie doch ein bedeutsames Dokument deutscher Miniaturmalerei und Schreibkunst aus dem zu Ende gehenden Mittelalter dar. Sie umfaßt 24 Blatt in Folio zu je zwei Spalten von 35—41 Linien. Je zwei Miniaturen zieren den Anfang einer jeden Seite. Die zeichnerische Behandlung der Bilder veranschaulichen die hier beigefügten Abbildungen der Miniaturen 87 und 88.

Von deutschen Handschriften des XVI. bis XIX. Jahrhunderts verzeichnet der Katalog u. a. ein Originalmanuskript von Ernst K. Fr. Schulze, dem Dichter der „Bezauberten Rose“. Die Handschrift enthält die sämtlichen 20 Gesänge des Epos „Cäcilie“ und verschiedene andere Gedichte, von denen mehrere ungedruckt sind, aus den Jahren 1810—17, sowie eine Sammlung von 85 eigenhändigen Briefen des Dichters an Adelheid Tychsen, die ältere Schwester der 1812 im Alter von 18 Jahren verstorbenen und von ihm heißgeliebten Cäcilie und derjenigen, auf die er nach dem Verlust seiner ersten Liebe seine Neigung übertrug, ohne Erwiderung zu finden. Sammlung stammt aus dem Nachlasse der Adressatin. Diese Briefe des Dichters sind, von ihrem künstlerischen wie von ihrem literarischen Werte ganz abgesehen, Dokumente von solcher Wahrheit und so großem psychologischen Interesse, wie wir ihrer in unserer Literatur nicht viele haben.

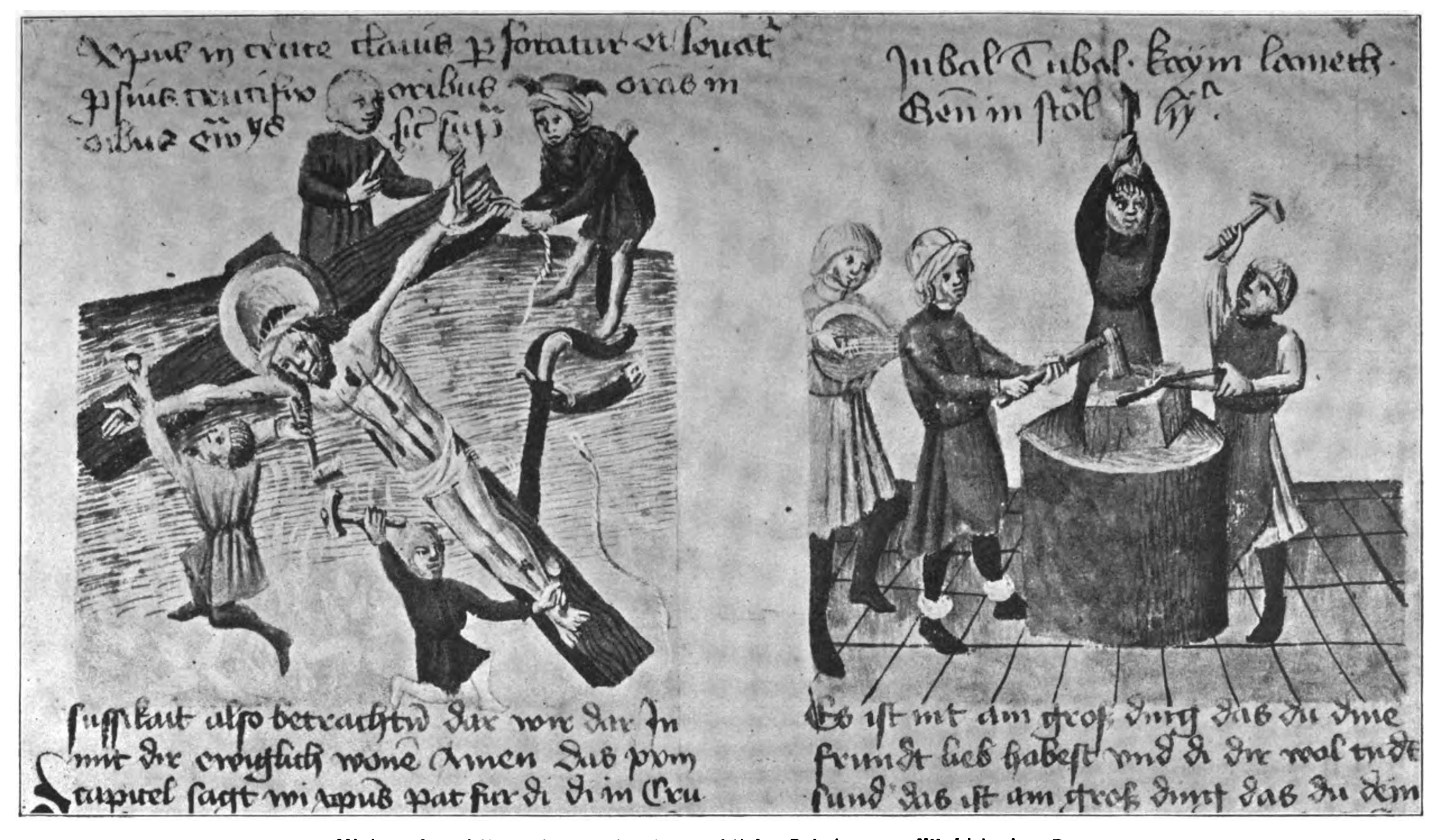
Von französischen Manuskripten ist besonders die „Biblia latina“, auf feinem Pergament im XIII. Jahrhundert geschrieben, hervorzuheben, die mit nicht weniger als 92 reizenden Miniaturen, Initialen und Randleisten in Farben und Gold geschmückt ist. Der Text ist in stilvollem, wunderbar scharf geprägtem frühgotischen Schriftcharakter geschrieben; die Anmut der französischen Buchmalerei seit dem XIII. Jahrhundert ist bekannt. Das vorliegende Manuskript zeigt den Stil dieses Jahrhunderts in seiner originalsten und genialsten Gestalt. Die langen, schmalen, der Länge nach gestreiften Leisten endigen in quer abstehenden Zacken. Von Pflanzenteilen ist hier noch keine Rede; das Leistenwerk ist von allerlei munteren, drolligen Figürchen belebt: spitzhütigen Männlein mit wunderlichen Leibern, Hunden, Hasen, Katzen, Vögeln, musizierenden Affen, bald hockend, bald im Spiel oder Streit miteinander, Knaben mit Hundsleibern oder mit Bocksbeinen, geigespielend oder mit der Armbrust oft nach ganz entfernten Tieren Pfeile abschnellend, die man in der Luft fliegen sieht.

Eine Handschrift des XIV. Jahrhunderts in Folio, Brunetto Latinis „Le Trésor“, ebenfalls französischen Ursprunges, enthält 176 doppelseitig beschriebene Blätter mit französischem Text. Brunetto Latini, der Florentiner Staatsmann, Gelehrte und Dichter (1230—94) wurde 1260 als Anhänger der Guelfenpartei aus seiner Vaterstadt verbannt und wandte sich nach Frankreich, wo er unter dem Titel „Trésor“ eine Encyclopädie des Gesamtwissens seiner Zeit verfaßte. Die hier besprochene Handschrift stimmt im wesentlichen mit dem Text überein, den Chabaille nach der besten Pariser Handschrift veröffentlicht hat. Das Werk zerfällt in drei Bücher; das erste enthält die Lehre vom Ursprung der Dinge, einen Überblick der biblischen und Profangeschichte, die Anthropologie, Meteorologie, Astronomie, Geographie, Architektur und Naturgeschichte, das zweite die natürliche und christliche Ethik, das dritte die Rhetorik und Politik. Mehr als 200 Abbildungen in kolorierter Federzeichnung dienen zur Erläuterung des Textes. Von Interesse sind vor allem die Ansichten von Tieren und astronomischen Vorgängen, sowie die kulturhistorisch wichtigen und auch als Trachtenbilder merkwürdigen Darstellungen von Vorgängen des bürgerlichen und politischen Lebens im dritten Buche.

Der Katalog verzeichnet ferner fünf verschiedene Livre d'heures, von denen eines bereits verkauft ist. So interessant die einzelnen Stücke auch sind, so kann hier doch nur auf eines derselben näher eingegangen werden: eine Miniaturhandschrift mit ganz hervorragendem künstlerischem Schmuck. Die Handschrift trägt den Titel: „Horae Beatae Mariae Virginis“ und ist auf Pergament ca. 1350—80 mit gothischen Buchstaben rot und schwarz auf 118 Blatt geschrieben. Neun schöne Miniaturen, jede mit einer großen ornamentierten Initiale auf Goldgrund und von einer reich verzierten Borte mit Efeumustern umgeben, bilden den illustrativen Teil nebst 33 großen, 133 mittleren und 700 kleinen Initialen, alle hübsch stilisiert und ornamentiert und teilweise mit einer



Miniatur aus Firdusis Schah-Namah. Gegen 1495.



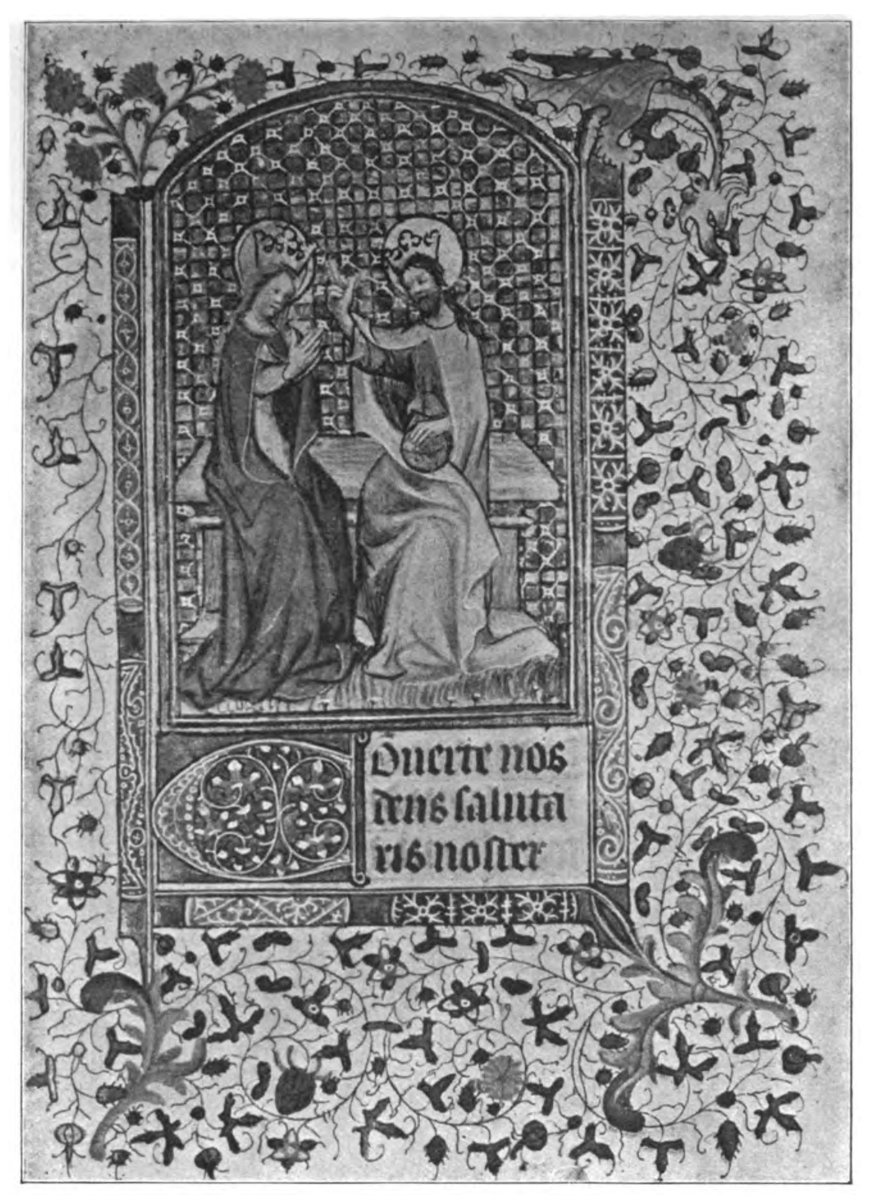
Miniatur 87 und 88 aus dem „Spiegel menschlicher Behaltnuss". XV. Jahrhundert. Deutsch.



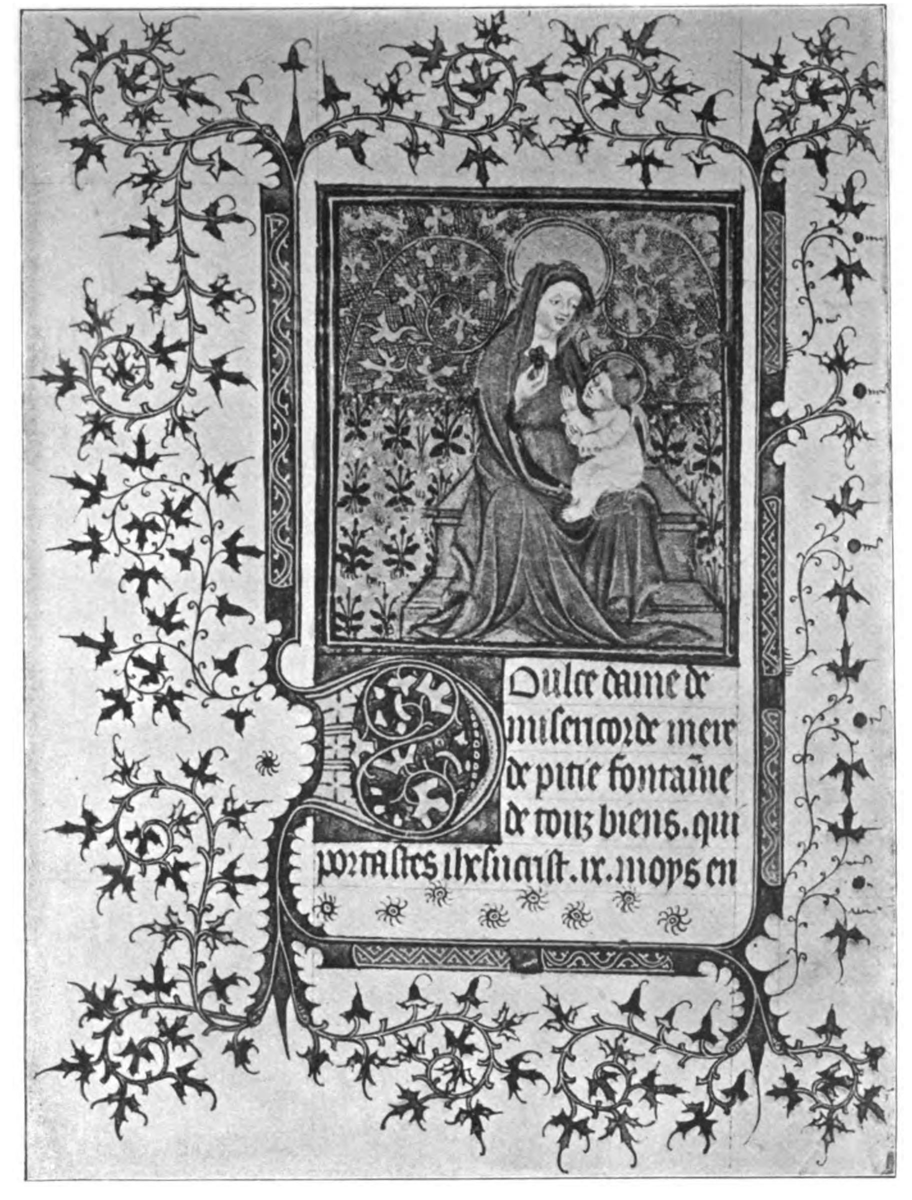
Livre d'heures. Christus am Kreuze. XV. Jahrhundert. Burgundisch.



Livre d'heures. Hiob. XV. Jahrhundert. Französisch-burgundisch.



Livre d'heures. Miniatur VIII. XV. Jahrhundert. Französisch-burgundisch.



Horae B. Virginis. Die Madonna. Zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Französisch.

ganzseitigen oder auch kleinen Efeuranke versehen. Das Livre d'heures entstammt zweifellos französischer, speziell Pariser Schule. Es ist von der Art jener Manuskripte, die von damaligen Künstlern für den Duc de Berry hergestellt wurden. Mit wunderbarer Feinheit und künstlerischem Geschick sind die einzelnen Miniaturen entworfen und ausgeführt, jede ein Kunstwerk für sich bildend. Die hier beigefügte Abbildung in schwarzer Autotypie kann selbstverständlich nur einen Anhaltspunkt hinsichtlich der zeichnerischen Ausführung der Miniaturen geben. Die malerische Wirkung läßt sich danach nur ahnen.

Ein anderes Livre d'heures aus dem XV. Jahrhundert (ca. 1450), dem nördlichen Frankreich entstammend, enthält 15 große schöne Miniaturen und ist bemerkenswert wegen der Dekoration und Ornamentik mit Blumen, Früchten und Tiergestalten in Farben auf Goldgrund.

Von Manuskripten italienischen Ursprunges dürfte besonders interessieren die „Biblia sacra. Novum Testamentum Latinum", die etwa 1180 entstanden ist, und die schöne Handschrift der „Nymphengeschichte von Fiesole", Boccaccios vollendetstes Gedicht.

Auch das „Pontificale romanum", eine lateinische Pergamenthandschrift mit Noten italienischer Provenienz aus dem XV. Jahrhundert, verdient wegen der prächtigen Ausstattung große Beachtung.

Ein Manuskript byzantinisch-griechischen Ursprunges, ein griechisches Evangelienlektionar aus dem XIII. Jahrhundert, enthält vier blattgroße Federzeichnungen in spätbyzantinischem Stile mit spärlicher Bemalung: thronender Christus mit langem Haar und geteiltem Bart mit rotem Untergewand und weißem Mantel, umgeben von Maria und Johannes, sowie die drei Evangelisten Johannes, Marcus, Lucas, jeder auf einem Thronsessel sitzend und ein Buch schreibend. Auf der Rückseite des Christusbildes finden sich 20 Osterzirkel mit Inschriften, aus denen hervorgeht, daß der erste im Jahre 1299 n. Chr., der letzte 1318 beginnt. Bemerkenswert sind ferner mehr als 300 Initialen, meist in rot oder blau, sowie zahlreiche eigenartig ornamentierte, gleichfalls bunt ausgemalte Kopf- und Schlußleisten zwischen den größeren Abschnitten des Textes.

In der Abteilung „Orient" finden sich neben Manuskripten aus dem XIII.—XIX. Jahrhundert u. a. auch einige hebräische Ehekontrakte, die zum Teil ebenfalls künstlerischen Schmuck aufzuweisen haben und die speziell für Ethnographen und Kulturforscher geradezu eine Fundgrube bilden.

Von dem berühmten epischen Dichter der Perser, Firdusi, ist in der Sammlung das Manuskript seines umfangreichen Werkes, Shah-Namah, das Buch der Könige von Persien, das 120000 Verse enthält, vorhanden. Der Dichter hat über 30 Jahre an diesem Werke gearbeitet, dem er hauptsächlich seinen Ruhm verdankt. Das Buch gibt eine epische Darstellung der persischen Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum Untergang der Sassaniden. Kein Volk der Erde hat dem Shah-Namah ein seine ganze Vergangenheit behandelndes historisches Gedicht von gleichem dichterischem Gehalt zur Seite zu stellen. Die Miniaturen der schönen und gleichmäßig auf dünnem, pergamentartigem Glanzpapier ausgeführten Handschrift sind in Farben und Gold prächtig ausgemalt. Die zwei ersten sind ganzseitig und stellen das Hofleben dar. Die Nachbildung einer Miniatur ist hier ebenfalls in Schwarzdruck beigegeben.

Eine Anzahl persischer und indischer Originalmalereien aus dem XIII.—XIX. Jahrhundert, Landschaftsbilder, Trachtenbilder usw. darstellend, geben treffliche Beispiele orientalischer Malerei überhaupt. Sie sind in verschiedener Hinsicht interessant.

Eingehender Beachtung würdig ist auch das Kapitel der Musikmanuskripte, das Antiphonarien aus dem XIV. und XV. Jahrhundert enthält; als Haupt- und Glanzstücke aber sind die Musikhandschrift „Breviarium Benedictinum Completum" aus dem X.—XI. Jahrhundert, sowie ein Originalmanuskript der Sonate Op. 96 von Ludwig van Beethoven aufgeführt.





Chronik.

Im Verlage von Horace Marshall & Son, London, ist vor einigen Wochen unter dem Titel *„In a nook with a book"* — in angello cum libello — ein Buch erschienen von *Frederic W. Macdonald,* — 8°, VI und 222 Seiten — das eine Reihe von Kapiteln über Gegenstände enthält, die dem Herzen des Bibliophilen wert und teuer sind. Zugleich bringt es vieles, was den zierlichen Band für jedermann zu einem höchst unterhaltenden literarischen Gefährten macht, um so mehr, als der Inhalt in eine vorzügliche Form gegossen ist.

Der Verfasser ist von Beruf Theologe und hat lange Jahre sein Pfarramt getreulich verwaltet; so ist in dem Büchlein von Leuchten der theologischen Wissenschaft und ihren Werken aus alter und neuer Zeit etwas ausführlicher die Rede, als dem Verständnis und vielleicht auch dem Geschmack des allgemein literarisch gebildeten Lesers zusagt. Doch, im allgemeinen betrachtet, kann man wohl sagen, daß englische Theologen der verschiedenen kirchlichen Richtungen von jeher ein freieres und innigeres Verhältnis zu den anderen Wissenschaften, besonders zu Literatur und Geschichtswissenschaft, gepflegt haben als ihre kontinentalen Amtsbrüder; ein Blick auf die Organisation der Universitäten Oxford und Cambridge, in deren Lehrplan sich die vom Mittelalter überlieferte Tendenz, eine Mischung von theologisch-philologisch-literarischen Studien, als die zweckmäßigste Grundlage für jede höhere Berufstätigkeit zu betrachten, sich bis in die neuere Zeit hinein erhalten hat, sowie eine Erinnerung an den Umstand, daß die englische Geistlichkeit sich zu einem nicht unerheblichen Teile aus sehr hoch stehenden sozialen Schichten rekrutiert, geben für sich allein schon eine ziemlich hinreichende Erklärung für diese Tatsache. Frederic W. Macdonald hat von frühester Jugend auf in persönlichem Verkehr sowohl als in Familienbeziehungen zu jener kleinen Gemeinde von Dichtern und Künstlern gestanden, die in den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts sich in Oxford zusammenfanden und dann während der folgenden zwanzig bis dreißig Jahre die Fackel des Präraffaelismus durch das Land getragen haben; Burne-Jones wurde der Schwager unseres Autors und durch ihn wurde er als jüngerer Freund, als Zuhörer und verständnisvoller Anhänger in jenen Kreis aufgenommen, in dem schon früh die vielseitige geniale Begabung und rastlose Energie von William Morris ihren Glanz entfaltete. Die intimen Plaudereien, die der Verfasser über diese „wackere Brüderschaft" zu schreiben weiß, besonders das Kapitel, das er dem „Oxford and Cambridge Magazine" widmet, geben in kleinem Rahmen ein sehr lebendiges Bild von den Anfängen einer Bewegung, die einen so tiefgehenden Einfluß auf Kunst- und Literaturbestrebungen der letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts gewonnen hat. Das „Oxford und Cambridge Magazin" hat nur einen Jahrgang, den von 1856, erlebt und ein vollständiges Exemplar ist heute eine wertvolle Seltenheit.

Die innige Vertrautheit des Verfassers mit der Literatur der frühen und der mittleren Victorianischen Ära, die Frische, mit der er den gewaltigen Eindruck wiederzugeben weiß, den Macaulay und Froude, Tennyson und Browning, Carlyle und Ruskin, Dickens, Thackeray, Kingsley, De Quincey, später Rossetti, Swinburne, Morris, auf sein Denken und Empfinden ausgeübt haben, erwecken in gleichem Maße das Interesse wie die Sympathie des Lesers. Sehr treffend — und zugleich in eine höchst graziöse Form gekleidet — sind seine aus eigenstem Erlebnis geschöpften Bemerkungen über „Kinderbücher" und Bücher für Kinder, wie über die Unterschiede zwischen früherer und jetziger Jugendliteratur. Ganz besonders anziehend und lebensvoll wirkt die Schilderung der ersten starken Jugendeindrücke, die er aus der Bekanntschaft mit den alten englischen und schottischen Balladen empfangen hat. Walter Scott lernte er in seinem 13. Lebensjahre kennen: „In der Bücherei meines Vaters" — eines Wesleyanischen Geistlichen mit schmalem Einkommen — „waren die Waverley-novels nicht vertreten, nicht etwa, daß sie auf den Index gesetzt gewesen wären, das konnte nicht wohl der Fall sein, wo Dickens und Thackeray, Bulwer Lytton, Charlotte Brontë und Nathaniel Hawthorn willkommen waren; aber eine Serie Waverleys war in jenen Zeiten ein kostbarer Besitz und ging über unsere Kräfte. Doch ich stieß auf sie in dem Hause einer Verwandten, die vier oder fünf [englische] Meilen entfernt wohnte, fast am anderen Ende von London, wie London damals war. Zwischen gütiger Tante und lesegierigem Neffen kam ein Abkommen zustande, daß sie den Schatz mir leihen wolle, jedesmal

einen Band. Ich plädierte für zwei Bände, aber sie blieb unerbittlich. Ein Band jedesmal war es, pünktlich und in gutem Zustande zurückzuliefern, bevor der nächste bewilligt wurde; und an der Leitschnur dieser Bedingungen ackerte ich meinen Freudenpfad durch die ganze Serie hindurch. Für jeden Band marschierte ich von Chelsea nach Islington und wieder zurück, eine tausendfach belohnte Mühe. Wie frisch ist es noch in meinem Gedächtnis. Wenn ich einen neuen Band erobert hatte, brannte ich vor Begier, fortzukommen und mit meinem Buch allein zu sein. Meine Füße ließen kaum eine Spur auf dem Boden zurück, den sie auf der Heimkehr berührten, und dennoch brachte ich es fertig, mir schon auf dem Wege einen Vorgenuß zu verschaffen, indem ich hin und wieder unter einer Gaslaterne oder bei dem freundlichen Lichte eines Schaufensters eine Seite verschlang ...... Ich habe die Gesellschaft der Männer und Frauen von Walter-Scott-Land fünfzig Jahre lang genossen, wenn immer ich danach begehrte; so bin ich dessen froh, daß ich sie fand und sie mich fanden, als ich noch ein Knabe war."

Kein Wunder, daß aus diesem Knaben, — dessen Lieblingssitz in einer Ecke der ernsten Bibliothek seines Vaters war — ein begeisterter und kenntnisreicher Bibliophile geworden ist. Es ist vieles in dem Büchlein enthalten, was für den Bibliophilen, auch da, wo es nur Altbekanntes in neuer, anmutiger Form vor das Auge führt, erfreulich und anregend zu lesen ist. Dies gilt zum Beispiel von dem Kapitel „Of old book-shops and of book-hunting", aus dem noch eine für Ton und Inhalt des Werkes charakteristische Stelle angeführt sei. „Der Ausdruck Bücher-Jäger (book-hunter) stammt nicht aus neuer Zeit, noch ist es eine phantastische oder künstliche Bezeichnung. Es ist das eigentliche Wort, um die Tätigkeit zu beschreiben, und vor Alters schon hat es sich zu diesem Zweck dargeboten. Ich bin auf einen frühen Gebrauch der Analogie zwischen Jagd und Büchersuchen gestoßen; ob es ein früheres Beispiel gibt, weiß ich nicht. Als im Jahre 1546 Henri Estienne, zweiter dieses Namens, der berühmte französische Drucker, sich auf Reisen begab, war, wie sein Biograph sagt, der Zweck seines Unternehmens, Büchereien und gelehrte Männer aufzusuchen, 'ut exerceret artem venatoriam', um des Jägers Handwerk auszuüben im Aufspüren guter Manuskripte von alten Schriftstellern. Kein anderes Gleichnis bringt so treffend die Vorsicht, Geduld, Geschicklichkeit und den Mut zum Ausdruck, die erforderlich sind, um zum Ziele zu gelangen. Wenn ich mit dem Gedanken einen Augenblick spielen darf, möchte ich sagen, daß der Buch-Jäger keinen Gesellen zur Begleitung einlädt, kein Horn bläst, keine Hunde auf die Fährte setzt, mit keinen Freuden der Tafel und der Geselligkeit das Waidwerk umgibt, sondern allein aufbricht und schweigend zu Werke geht, eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau tragend und sein Geheimnis in seinem Busen bergend. Später mag er zu den Freunden sagen: Freuet euch mit mir, aber er jagt nicht in Paaren oder gar in größerer Gesellschaft. — London ist ein unerschöpflicher Jagdgrund für den Bücherliebhaber. Käufer und Verkäufer suchen gleichermaßen seinen Markt. Die großen Überlieferungen der Vergangenheit werden dort treu aufrechterhalten und ihnen haben sich moderner Unternehmungsgeist und Geschäftssinn zugesellt. Große Bibliotheken und Sammlungen von Liebhabern und von Fachleuten sind beständig in Bildung begriffen und werden fast ebenso beständig wieder aufgelöst und zerstreut, und London ist der Mittelpunkt für beide Operationen, so daß dort eine ununterbrochene Bewegung im Flusse ist, in der der Bücherliebhaber seine Gelegenheit erspähen kann. Nicht daß London diesen Handel in so edler Ware für sich allein hätte. Edinburgh und Oxford, Liverpool und Birmingham, Bristol und Bath sind gute Bücherstädte, die dem Bibliophilen Vorteil und Genuß bieten. — Kein Antiquar, der dieses Namens wert ist, wird jemals den Bücherjäger mit der Frage ärgern: „Was darf ich Ihnen zeigen?" oder „Suchen Sie irgend etwas bestimmtes?" Überlaßt solche Fragen dem Juwelier oder dem Seidenwarenhändler oder anderen Verkäufern von Dingen, die man entbehren kann. Ärgert nicht den bücherliebenden Geist mit überflüssigen Fragen, die seine Atmosphäre stören und ihn hindern, sich in freier Anmut zu betätigen. Seid versichert, ihr könnt ihm nicht helfen, wohl aber leicht ihn vertreiben, ein so empfindsames und unstetes Wesen ist er. Er weiß nicht, was er haben will — wie sollte er? Er ist ja hier, um herauszufinden, wonach sein Herz verlangt, und es selber herauszufinden. Da ist ein Buch vielleicht auf dem dritten Regal oder dem dreizehnten oder dem dreißigsten, das er wird haben wollen, wenn er es sieht. Wenn er und dies Buch sich begegnen, muss es sein werden, aber du kannst sie nicht zusammenführen. Es ist ein Teil seiner Glückseligkeit, daß er nicht nach irgend etwas bestimmtem sucht. Er will nicht die Versuchung meiden — im Gegenteil, er stellt sich in ihren Weg. Er kommt her, um sein Verlangen erwecken zu lassen, und wenn seiner Sehnsucht sich ein Gegenstand zeigt, wird er warm werden. Doch er muß hierin sich selbst überlassen werden. Die Materie ist zu zart, als daß ein anderer sich eindrängen dürfte. Ich habe sagen hören, daß Ehen, die durch andere vermittelt werden, im Ganzen ebenso glücklich ausfallen, wie solche, bei denen die Partner für sich selber wählen. Es mag so sein; ich kann darüber nicht urteilen. Aber es trifft nicht zu, wenn es sich um die Wahl eines Buches handelt. Von Richard Hooker wird erzählt, daß er anderen erlaubte, eine Frau für ihn zu wählen, was vielleicht unverständig von ihm gehandelt war; aber seine Bücher wählte er selber aus und zeigte sich dadurch als den ‚verständigen Hooker', den wir verehren, und als das echte Muster und Beispiel für alle Bücherfreunde."

Mit warmer Liebe erzählt uns der Autor von seiner eigenen Büchersammlung; so, wenn er uns eine ausführliche Beschreibung von seiner Prudentiusausgabe gibt, — Quart, ohne Titelblatt, mit Kolophon: Venetiis apud Aldum mense Januario MDI, und von dem (in Lyon 1502 hergestellten) eleganten Nachdruck, der das bekannte Druckerzeichen des Aldus, Delphin und Anker und die fast stets von Aldus verwendete Kursivtype aufweist, während beide charakteristische Merkmale der Aldinen dem Originaldrucke fehlen.

Alles in allem, es ist ein Buch, das jedem Bücherfreunde einige genußreiche Stunden „in einer stillen Ecke" bereiten wird, ein Buch, das man liebgewinnt, weil es den Stempel einer echten Persönlichkeit trägt und noch dazu einer in hohem Maße liebenswürdigen Persönlichkeit.

London. *Dr. W. Jordan.*

Hohenzollern-Jahrbuch 1906. Die wundervolle Publikation feiert mit dem Jahrgang 1906 ihr erstes Jubiläum: den zehnten Jahrgang. Die vorliegenden zehn stattlichen Foliobände vereinigen eine Fülle neuer Quellenstudien zur Geschichte des Hohenzollernhauses und damit auch Brandenburg-Preußens und einen erstaunlichen Reichtum an bisher meist unedierten Abbildungen und Faksimilien. Den neuen Jahrgang leitet ein umfangreicher Aufsatz des Generaldirektors der Königlichen Staatsarchive Geheimrat *Reinhold Koser* ein, der sich aus Anlaß des Doppelfestes am 27. Februar v. J. mit den geschichtlichen Beziehungen zwischen Hohenzollern und Oldenburg-Schleswig-Holstein beschäftigt. Im Anschluß an diese Arbeit bringt der Königliche Hausarchivar Dr. *Georg Schuster* eine Consanguinitätstafel dieser beiden Häuser und Professor Dr. *Paul Seidel* einen Aufsatz über das Marmorpalais zu Potsdam. Die drei Beiträge wurden, zu einer Festschrift vereinigt, dem Kaiserpaare zur silbernen und dem Prinzen und der Prinzessin Eitel-Friedrich zur grünen Hochzeit überreicht. Die Arbeiten sind mit höchst interessanten Porträts und einer Anzahl Aufnahmen aus dem Marmorpalais und dem Neuen Garten geschmückt, die meist von dem Hofmarschall Grafen Pückler und Herrn Otto Hasselkampf in Potsdam herstammen; die Maler Emil Doepler, Fritz Rumpf und O. Stolz haben außerdem dazu Vignetten und Umrahmungen von feinem Geschmack beigesteuert.

Auch sonst enthält der Band mancherlei höchst interessantes Material. Der Herausgeber der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen, Dr. *G. B. Volz*, bespricht die Zusammenkunft Friedrichs II. mit Kaiser Josef II. in Neiße und Neustadt 1768 und 1770; Prof. Dr. *Gustav Berg* die Hohenzollerngruft in der Küstriner Pfarrkirche mit ihren mannigfachen Erinnerungen an den Markgrafen Johann, der dort mit seiner Gattin, der Markgräfin Katharina, beigesetzt wurde. Die Hof- und Landesverwaltung der Mark unter Joachim II. behandelt Professor Dr. *Otto Hintze* in einem instruktiven Artikel, Voltaire als Kritiker der Werke Friedrichs des Großen *R. Koser*, den liebenswürdigen Prinzen Louis Ferdinand als Musiker Professor Dr. *Otto Tschirch*. Geheimrat Dr. *Ludwig Keller* gibt ein Essai über die geistigen, verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen den Häusern Hohenzollern und Oranien, und *Franz Genthe* endlich eine Übersicht über die preußischen Oberjägermeister von 1579—1825, d. h. von Heinrich von Sandersleben ab bis zum Grafen Detlev Friedrich Moltke, ein Artikel, der zugleich viel Neues über die früheren jagdlichen Verhältnisse in den preußischen Landen enthält. Ein Abschnitt Miscellanea Zollerana schließt wie immer den Jahrgang ab, dem die Firma Giesecke & Devrient in Leipzig wieder eine glanzvolle Ausstattung in bezug auf Papier und Druck und Bilderreproduktion gegeben hat. —bl—

Gleicher Satz in den gedruckten Ablaßbriefen. Dr. Konrad Häbler hat in seiner Abhandlung: Gedruckte spanische Ablaßbriefe der Inkunabelzeit (Zeitschrift für Bücherfreunde, V. Jahrgang, Heft 1/2, S. 67) darauf hingewiesen, daß wir in der Soldaña-Bulle von 1499 zum erstenmal einem praktischeren Verfahren in der Herstellung der Ablaßbriefe begegnen, indem ein doppelter, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, ganz gleicher Satz hergestellt wurde, so daß mit einem Abzuge und von einem Blatt Papier zugleich zwei Ablaßbriefe auf einmal gedruckt werden konnten. Daß dieses tatsächlich aus keinem anderen Grunde geschah, als um die Herstellung zu beschleunigen und der gesteigerten Nachfrage zu genügen, beweist noch auffälliger ein anderer spanischer Ablaßbrief: Porque entre las obras a dios mas aceptas y en que mas se manifiesta su gloria y su nombre es seruido; es la exaltacion || de los templos: y reparo de sus yglesias...... O. O. 1517, der sich im Besitze von Ludwig Rosenthals Antiquariat befindet. Er ist ausgestellt von dem Kommissär Arnaldo de Arceto, Prior des Augustinerklosters in Burgos, zugunsten der Erbauung der Peterskirche in Rom. Die Namen der (4) Verstorbenen, denen der Ablaß zugewendet werden sollte, sind handschriftlich eingetragen.

Bei diesem Ablaßbriefe nun wurde sogar ein vierfacher Satz hergestellt, und mit einem Abzuge gewann man so vier Ablaßbriefe. Der vierfache Druck befindet sich auf einem Querfolioblatt, mit entsprechenden Zwischenräumen, um die einzelnen Exemplare je nach Bedarf bequem voneinander trennen zu können, je zwei in einer Reihe. Auch hier zeigen sich beim Satze geringe Verschiedenheiten, und zwar in der Weise, daß der Druck oben links mit dem unten rechts, und der oben rechts mit dem unten links ganz genau übereinstimmt.

München. *Jakob Menth.*

Als Autor der vielgenannten „*Nachtwachen von Bonaventura*" glaubt der Bonner Privatdozent *Franz Schultz* (nach einem Vortrage in der Berliner „Gesellschaft für deutsche Literatur") *Friedrich Gottl. Wetzel* entdeckt zu haben. In einer demnächst erscheinenden Schrift sollen die entsprechenden überzeugenden Nachweise erbracht werden. —m.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

11. Jahrgang 1907/1908. Heft 3: Juni 1907.

Die Wandlungen eines Lutherbildnisses in der Buchillustration des XVI. Jahrhunderts.

Von

Alfred Hagelstange in Magdeburg.



Im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift (Seite 463 ff.) hat Johannes Luther in sehr dankenswerter Weise auf verschiedene Beispiele von Ideendiebstahl im dekorativen Bücherschmuck der Reformationszeit hingewiesen. Wer nur immer sich einmal längere Zeit mit der Buchillustration des XV. und XVI. Jahrhunderts befaßt hat, konnte in diesen Nachweisungen zwar keine Neuoffenbarungen von prinzipieller Bedeutung erblicken, mußte jedoch die Forschungsergebnisse bezüglich der dort betrachteten Einzelfälle aufs freudigste begrüßen. Die von Luther angeführten Fälle um Dutzende zu vermehren, wäre ein leichtes; und ich hoffe, später einmal in einer größeren Studie über den Titelholzschnitt in der Frührenaissance diese Abhängigkeitsverhältnisse in eingehender Weise klarzulegen. Wenn Luther in dem angeführten Aufsatze sagt: „Das eigentliche Gebiet des Ideendiebstahls ist der rein äußerliche Bilderschmuck der Bücher, der zu seinem Inhalt in keiner Beziehung steht, also der Schmuck durch Titeleinfassungen, durch Zierleisten, durch Initialen“, so muß man ihm hierin voll zustimmen, wenngleich auch zugegeben werden muß, daß selbst bei der eigentlichen Textillustration, wo die enge Beziehung zum Gedankengang des jeweiligen Buches einer Uniformierung des Bildschmuckes mehr oder weniger hindernd in den Weg trat, die Verhältnisse trotzdem nicht viel anders gelagert waren.

Ich erinnere da nur an die Illustrationen der astronomischen und astrologischen Werke, der Gesundheits-, Kräuter- und Gebetbücher: überall feststehende Typen des Bildschmuckes, die sich in vielen Fällen nur durch den Grad der rein formalen künstlerischen Ausführung von einander unterscheiden. Selbst ein Künstler wie Dürer hat sich selten die Mühe gegeben, etwas inhaltlich Neues zu schaffen. Auch er steht in dieser Beziehung durchaus auf den Schultern seiner Vorgänger, so daß er es nicht verschmähte, die Stiche Schongauers wie die Holzschnitte der Koburgerschen Bibel als Grundlage seiner Neuschöpfungen zu benutzen. Der ganze Anschauungskreis der Zeit war doch immer noch derartig fest umgrenzt, daß eine Durchbrechung der Schranken selbst relativ hochbegabten künstlerischen Naturen unmöglich war. Allen

war die von der mittelalterlichen Kunst übernommene Typik derartig in Fleisch und Blut übergegangen, daß nur in den allerseltensten Fällen einmal einer auf den Gedanken kam, sich aus diesem Banne loszumachen.

Rechnet man dann noch hinzu, daß von irgend welchem gesetzlichen Schutz bildlicher Darstellungen keine Rede war, so daß selbst der sklavischen Nachbildung künstlerischer Arbeiten Tür und Tor geöffnet war, so kann es nicht wundernehmen, wenn wir so vielerlei Übereinstimmungen nicht nur nach der stofflichen, sondern auch nach der rein formalen Seite hin begegnen. Am augenfälligsten erscheinen uns diese Verhältnisse bei der Buchillustration. Hier, wo selbst der Text-Nachdruck in den meisten Fällen unbeanstandet blieb, war die Nachbildung des Bildschmuckes beinahe selbstverständlich. Gutgehende Bücher großer Offizinen wurden von den kleineren Druckereien einfach nachgedruckt und mit dem gleichen illustrativen Schmucke ausgestattet, den die Vorbilder aufwiesen. Da man nun aber keine erstklassigen künstlerischen Kräfte für die bildliche Ausstattung derartiger Kopialwerke gewinnen konnte, so wandte man sich an Zeichner zweiten und dritten Ranges und beauftragte diese mit einer dem Buchschmucke des Urtextes entsprechenden Illustrierung. Was Wunder, wenn dann die Originale mehr und mehr verwässert wurden, so daß schließlich vom Urbild manchmal nichts weiter übrig blieb, als eine hart an die Karikatur streifende grobe Kopie.

Es ist ganz instruktiv, derartige Abwandlungen einmal an einem ganz bestimmten Beispiel zu verfolgen, um so an einem konkreten Falle die Gültigkeit einer feststehenden Tatsache nachzuweisen, auf die man meines Erachtens bisher noch viel zu wenig Gewicht gelegt hat. Wir wählen zu diesem Zwecke ein Lutherbildnis aus den zwanziger Jahren des XVI. Jahrhunderts. Der Reformator stand damals im Mittelpunkte aller geistigen Interessen. Jede, auch die kleinste Flugschrift, die er in die Welt warf, wurde gierig verschlungen, so daß die beteiligten Druckoffizinen alle Hände voll zu tun hatten, um der Nachfrage zu genügen. Kleinere Druckereien sahen mit Mißgunst auf die guten Geschäfte, die die vom Verfasser bevorzugten Firmen machten, und verlegten sich, um auch etwas am Profit mit teilzunehmen, eifrigst auf den Nachdruck. Wollten sie aber mit den großen Offizinen in jeder Weise gleichen Schritt halten, so mußten sie ihrem Abnehmerkreise auch nach der illustrativen Seite hin ebensoviel bieten, als jene es taten. Vor allem galt es da, auch ein Bildnis des seltsamen Mannes zu bringen, dessen Name in aller Munde war. Und was wäre da wohl einfacher und billiger gewesen, als wenn man sich nach guten, von wirklichen Künstlern geschaffenen Porträts umsah, um sie nachzuzeichnen, so gut oder schlecht es eben ging!

Viel gute Vorbilder gab es übrigens um das Jahr 1520 noch nicht. Cranach war der erste gewesen, der das Bildnis des ihm sehr befreundeten Reformators auf die Kupferplatte gebracht hatte. Es ist ein kleines anspruchsloses Blatt,[1] das im Jahre 1520 entstanden sein muß. Luther erscheint hier in Halbfigur, angetan mit dem Habit der Augustinermönche. Der Hintergrund ist weiß gelassen, während der Rand unterhalb des Bildnisses die lateinische Inschrift trägt: „Aetherna ipse suae mentis simulachra Lutherus exprimit, at vultus cera Lucae occiduos.“ Lippmann übersetzt diese Worte in glücklicher Weise wie folgt: „Aus Luther selbst spricht seines Geistes unvergängliches Bild, seine sterblichen Züge formt des Lukas Griffel.“ In lebensgetreuer Realistik tritt uns hier das nicht ganz sympathische Äußere des Reformators vor Augen: ein hageres Antlitz, stark hervortretende Backenknochen, etwas schrägstehende, leichtgeschlitzte Augen und über diesen noch ein kleiner Stirnwulst, so daß der Gesamteindruck kein sehr gewinnender ist. Immerhin läßt aber die schlichte Sachlichkeit und ehrliche Wahrheit, die aus dem Bilde spricht, darauf schließen, daß das Porträt unmittelbar nach dem Leben geschaffen ist. Von einem anderen, etwa gleichzeitigen Stiche hat man diese Empfindung nicht. Ich meine das Bildnis Luthers in einer Nische,[2] das als eine freie Wiederholung des eben genannten Blattes angesehen werden muß. Die Unterschrift ist die gleiche wie dort und ebenso stimmt auch die Jahreszahl, die der Stich

[1] B. 5. Schuchardt II, 189 No. 6. Lippmann 61.
[2] P. 8. Schuchardt II, 190 No. 7 und III, 211. Lippmann 63.



Abb. 1.

trägt (MDXX) mit der des ersten Bildnisses überein. Gegenständlich unterscheidet sich das Porträt von der ersten Darstellung durch Hinzufügung des Nischenhintergrundes, des linken Armes und des Buches, das von der nicht sichtbaren rechten Hand gehalten wird. Technisch betrachtet ist der letzte Stich ein gut Teil geringwertiger als der erste. Die unbeholfene und noch unausgebildete Stichelführung wirkt hart und unerfreulich, so daß man Flechsig unbedingt beistimmen muß, wenn er diese Arbeit aus der Reihe der Cranach-Stiche ausscheidet. Zur näheren Begründung verweist der Cranachforscher auf die allzustarke, unschöne Umrißlinie des Gesichtes, den harten Rand der oberen Augenlider und die grobe Trennungslinie der Lippen. Demgegenüber will die Signierung mit der geflügelten Schlange nichts besagen.

Damit hat der betreffende Kopist, dem ein Täuschungsversuch vielleicht ganz fern gelegen hat, nur sein künstlerisches Abhängigkeitsverhältnis zu Cranach dartun wollen. Wer übrigens der Stecher gewesen sein mag, brauchen wir hier nicht zu entscheiden. Es ist ja möglich, daß, wie Flechsig annimmt, Hans Cranach der Autor dieses Kupferstiches war; doch wollen wir die Frage offen lassen und nur noch die merkwürdige Tatsache registrieren, daß sämtliche Holzschnitte der Buchillustration jener Zeit, in denen Luther als Mönch mit einem Buche in der Hand erscheint, auf diesen zweiten minderguten Stich mit dem Nischenhintergrunde zurückgehen.

Wir haben da zunächst einen interessanten Schnitt aus dem Jahre 1520, der das Kupferstichbildnis mit der Nische zwar in vielen Punkten übertrifft, dennoch aber wohl nach ihm gearbeitet sein muß (Abb. 1). Sonst hätte man keine hinreichende Erklärung für die eigentümliche, der Holzschnittechnik direkt widersprechende Strichführung, wie sie hier beim Kopfe des Dargestellten zur Anwendung gelangte. Es ist, als wenn der Zeichner, um ja recht porträtähnlich zu schaffen, die feinen



Abb. 1.

Linien des Grabstichels in die Technik des Holzschnitts hätte übertragen wollen; so namentlich in den Partien um den Mund herum, sowie an Stirn und Nase. Gegenständlich unterscheidet sich das Porträt in mannigfacher Weise von dem gestochenen Vorbilde. Zunächst erscheint die Gestalt des Reformators hier trotz der annähernd gleichen Bildgröße um ein gut Teil kleiner wie im Kupferstiche. Das Gesicht ist nach der entgegengesetzten Seite hingewandt, die Kutte hat eine etwas faltenreichere Gestalt angenommen, die ungeschickt prätentiös auf die Brust gelegte Hand greift hier zur Bibel, von der wir ein beträchtliches Stück mehr zu sehen bekommen als im Stiche. Und ähnlich erscheint auch die zweite Hand, die im Urbilde fehlt, hier in einer das Buch stützenden Haltung. Größer noch sind die Unterschiede in der Ausgestaltung des Hintergrundes, insofern als aus der einfachen, schlecht gezeichneten Nische eine von Pilastern gestützte Halle wurde, deren vordere Pfeiler reichen Ornamentschmuck tragen und die in zwei Hälften aufgelöste Jahreszahl 1520 aufweisen. Die vier Exemplare, die



Abb. 3.



Abb. 4.

mir bis jetzt von diesem Porträt zu Gesicht gekommen sind, unterscheiden sich alle voneinander in bezug auf den unteren Bildabschnitt. Das erste von uns in Abb. 1 wiedergegebene Beispiel zeigt unterhalb des Bildnisses eine in den Holzstock eingeschnittene Unterschrift, die der des Kupferstichporträts genau entspricht bis auf die Schreibung „aeterna" für „aetherna", „ipsa" für „ipse" und „maentis" für „mentis". Die Jahreszahl MDXXI, die in Typendruck unten beigefügt ist, gibt uns das Erscheinungsjahr des Schriftchens wieder, auf dessen erstem Blatte (A. I.) der Porträtschnitt zum Abdruck gelangte. Den Titel selbst finden wir auf der Rückseite des Bildnisses angegeben wie folgt: Doctor Martini Luthers antwort | auf Pfintztag, den 18. tag Aprilis, im̄ 1521. | vor Kay. Ma. vñ den Churfürsten | Fürsten vnd andern vil der | stend des Reychs of | fenlich besche | hen.[1]

Das zweite mir bekannte Exemplar dieses Porträts unterscheidet sich von dem eben genannten dadurch, daß die Unterschrift aus dem Holzstocke herausgeschnitten ist und durch

[1] Germanisches Museum. Jnc. 3667. (Panzer II, 26 No. 1162. Rotermund 102.)



Abb. 5.

Typendruck ersetzt wurde. Der Text hat inhaltlich keine Veränderung erfahren; nur ist die Schreibweise „maentis“ wieder in „mentis“ korrigiert und der Name „Lutherus“ erscheint in abgekürzter Form. Die untere Einfassungslinie des Porträts verläuft nicht horizontal, so daß man annehmen muß: sie ist, nachdem die ursprüngliche Linie mit der Unterschrift hinweggeschnitten wurde, vermittels eines zweiten Stockes neu eingedruckt worden. Die Jahreszahl MDXXI erscheint an derselben Stelle, wo sie in dem von uns abgebildeten Exemplare zu sehen ist. Seine Verwendung fand dieser Holzschnitt als Titelbild eines kleinen, nur sechs Blatt umfassenden Schriftchens, das auf der Vorderseite des zweiten Blattes (A. II) den Titel trägt: Doctor Martini Luthers offent- | liche verhör zů Worms im̄ Reychstag | Red vnd widerred, am 17. tag | Aprilis, im̄ jar. 1521 | beschehen. |[1] Das erste Blatt (A. I) zeigt auf der Vorderseite das Bildnis, während die Rückseite unbedruckt ist.

In der dritten Fassung erscheint der Holzschnitt auf der Rückseite des Titelblattes (A. I) der kleinen Schriftsammlung: Doctor Mar. | Luthers Passio | durch Marcel- | lum beschri- | ben. | Ain newes Pater | noster. | zwaier Bauren Redt | Karsthans vnd | Kegelhans. |[2] Das Por-

[1] Germanisches Museum. Scheurl-Bibliothek 349/453. — [2] Germanisches Museum. Jnc. 3895 a. Panzer 1176.

trät ist hier ohne jede Unterschrift, die untere horizontale Einfassungslinie fehlt ganz, während die beiden vertikalen Umrahmungslinien rechts und links in ihrer ursprünglichen Länge stehengeblieben sind, so daß sie nun in ihren unteren Teilen völlig deplaziert wirken. In dem letzten mir bekannten Exemplare des Porträts ist dieses Mißverhältnis dadurch beseitigt worden, daß der über den unteren Rand des eigentlichen Bildnisses hinausstehende Teil der seitlichen Einfassungslinien weggeschnitten wurde. Die Unterschrift „D. Mar. Luth.", die sich in großem Typendruck unter dieser Variante des Porträts vorfindet, steht also außer jedem organischen Zusammenhang mit dem Bildnisse selbst. Der Titel der Schrift, auf deren letzter Seite (D. IV. Rückseite) der Holzschnitt zum Abdruck gelangte, lautet: Von dem Eelichen | Leben. D. M. Luther | Durch ine gepredigt | M.DXXII. |[1] Der Druck der Predigt erfolgte wohl erst 1523, denn wir finden am Schluß des Textes auf der Vorderseite des letzten Blattes (D. IV) ein kleines Schlußstück gedruckt, das einen Engel zeigt, der ein Schild mit der Jahreszahl MDXXIII in seinen Händen hält. Den Erscheinungsort erfahren wir von dieser Schrift ebensowenig wie von den drei vorhergenannten. Auch über die Herkunft des Schnittes läßt sich schwer etwas bestimmtes sagen; doch würde ich ihn, falls ich mich entscheiden müßte, für eine Augsburger Arbeit ansprechen.



Abb. 6.

Nach Nürnberg scheint mir eine andere Variante unseres Luther-Bildnisses zu weisen. Ich meine das u. a. auch in Hirths Bilderbuch (I, 21) reproduzierte Porträt, das einem Flugblatte der Gothaer Bibliothek entnommen ist. Daß auch dieses Bildnis[2] ursprünglich als Buchillustration gedacht war, sagt uns schon das Format des Blattes. In der Tat findet es sich auch auf dem letzten Blatte (e. IV, Vorderseite) folgender Schrift abgedruckt: Ein Sermon von | dem weltlichen recht vnnd | Schwerdt: durch Do- | ctor Martini Lu | ther zu wit- | temberg.[3] Druckort und Erscheinungsjahr dieser kleinen Publikation sind wieder ungenannt. Der

[1] Germanisches Museum. Scheurl-Bibliothek 143.
[2] Abbildung 2.
[3] Germanisches Museum. Scheurl-Bibliothek 354/454.

Schnitt selbst dagegen ist datiert. Er entstammt, wie die Jahreszahl oberhalb des Kämpfergesimses des rechtsseitigen Bogenpfeilers verrät, derselben Zeit, in der das in Abb. 1 wiedergegebene Porträt geschnitten wurde. Mit diesem verglichen erscheint es weit fester, bestimmter, sicherer und gehaltvoller. Die Architektur tritt wieder bescheiden zurück, um für das eindrucksvolle Bildnis, das sich in ausgesprochenen Dreieckslinien aufbaut, lediglich leichte seitliche Vertikal-Füllungen abzugeben. Im Gegensatz dazu tritt der Dargestellte hier sehr energisch und kraftvoll aus der Architektur heraus, anstatt wie im ersten Bilde als ängstliches Männchen darin zu verschwinden. Schuld daran ist nicht nur das auf den Maßstab des vorbildlichen Stiches zurückgebrachte Größenverhältnis, sondern vor allem auch das Fehlen jeder ornamentalen Dekoration an den beiden seitlichen Pfeilern. Auch die entschiedene Strichführung trägt ihr gut Teil dazu bei, das Bild eindrucksvoller und bedeutender erscheinen zu lassen. Schließlich gereichen auch die ruhigeren Linien des Habits und das Fehlen der meist nur mit Müh und Not in den Bildraum hereingezogenen Hände dem Ganzen zum Vorteil.

Daß dieses Porträt unter direktem Einfluß des schon mehrfach genannten Kupferstiches L. 63 entstanden sei, war meine feste Überzeugung, bis ich von Campbell Dodgson darauf hingewiesen wurde, daß es auf diesen Stich erst indirekt zurückzuführen sei, da es sich als täuschende Kopie eines besseren, noch nie reproduzierten Schnittes darstelle, den Passavant (P. G. IV, 18, 194) beschreibt. Von diesem mir unbekannten Blatte soll es sich in der Hauptsache nur durch das Fehlen der bei Passavant erwähnten Taube und der Inschriftstafel unterscheiden. Das Londoner Exemplar weist übrigens, wie mir Dodgson mitteilt, anstatt der von Passavant angeführten deutschen Unterschrift eine lateinische auf und zwar: „Effigies Doctoris Martini Lutheri Augustiniani Wittenbergēsis 1520.“ Da es mit den Farben gelb, braun und rosa koloriert ist, so erscheint es zur Wiedergabe in Strichätzung leider absolut ungeeignet, weshalb von einer Reproduktion Abstand genommen wurde.

Doch nun zurück zu unserem in Abb. 2 wiedergegebenen Porträt. Ich sagte schon: es scheint nach Nürnberg hinzuweisen. Jedenfalls kann man es nicht gut der Cranach-Schule angliedern. Für eine derartige Zuweisung fehlen alle Voraussetzungen. Ob man es für eine Arbeit H. S. Behams halten dürfte? Mit einem bestimmten Ja kann ich auf diese Frage nicht antworten. Immerhin scheint diese Hypothese, die Dodgson mir gegenüber mit aller Reserve aussprach, der Erörterung wert zu sein, denn frühe Behamsche Schnitte wie P. 901 (St. Jakobus) und P. 895 (St. Hieronymus) zeigen tatsächliche manche verwandten Züge. Es sei da nur auf die Form der Jahreszahl verwiesen, auf die Architektur im Jakobusblatte, die Schattierung des Ohres vom Hl. Hieronymus, sowie auf die regelmäßigen Kreuzlagen in gewissen Partien des letztgenannten Schnittes. Sagen wir also ruhig: H. S. Beham mit einem Fragezeichen.

Was nach diesem Blatte kommt, steht vom künstlerischen Gesichtspunkte aus eine ganze Stufenleiter tiefer. Es folgt da zunächst das in Abb. 3 wiedergegebene Bildnis, das sich dem Kupferstich aus der Cranachschule enger anschließt, als es die bis jetzt betrachteten Holzschnitte tun. Rein gegenständlich unterscheidet es sich von seinem Vorbilde in der Hauptsache nur durch den Hintergrund, der aus der einfachen runden Nische zum flachen Torbogen geworden ist. Die Figur selbst ist in der Haltung mit der des Kupferstiches völlig identisch, jedoch im Gegensinne gedacht. Die eine Hand erscheint auch hier bis zur Brusthöhe erhoben, während die andere das halb geöffnete Buch hält, das in seiner perspektivischen Verzeichnung und flüchtig-schematischen Durchführung sich sehr unvorteilhaft von seinem Vorbilde unterscheidet. Die Zeichnung läßt überhaupt außerordentlich viel zu wünschen übrig; vor allem beim Kopfe des Dargestellten, der infolge der mangelhaften Modellierung ganz flächig und schemenhaft erscheint.

Über die Verwendung dieses Porträts zu Buchschmuckzwecken wäre zu sagen, daß ich es vorläufig nur in zwei Luther-Drucken vorgefunden habe. Einmal auf der Rückseite des Titelblattes (a. I) der Schrift „De ca | ptivitate | Babylo | nica | ecclesiae. | Praeludium | Martini Lutheri“[1] und dann auf der Vorderseite des

[1] Germanisches Museum. Jnc. 3571.

Titelblattes (a. I) der deutschen Ausgabe „Von der Babylonischen gefengk- | nuß der Kirchen, Doctor Martin Luthers.“|[1] Im ersten Falle, wo das Bildnis die leere Rückseite des Titelblattes nicht ganz füllt, ist der freibleibende Raum unterhalb der Darstellung mit folgenden Versen in Typendruck ausgefüllt:

„Numina coelestem nobis peperere Lutherum,
Nostra diu maius saecla videre nihil.
Quem si Pontificum crudelis deprimit error,
Non feret iratos impia terra Deos.“

In der deutschen Ausgabe fehlt für eine gereimte Unterschrift der Platz, da die Buchseite durch das Porträt und die darüber gesetzte Titelaufschrift schon völlig ausgefüllt ist. Wann die beiden hier genannten Drucke erschienen sind, erfahren wir aus den Schriften selbst nicht; doch könnten wir, wenn wir es sonst nicht wüßten, schon aus dem Umstande, daß sie mit einer Kopie des datierten Kupferstichbildes geschmückt sind, den Schluß ziehen, daß sie keinesfalls vor dem Jahre 1520 ausgegeben worden sind.

Vielleicht noch in dasselbe Jahr fällt die Publikation eines Nachdruckes der lateinischen Ausgabe der Schrift von der „Babylonischen Gefangenschaft“. Der Titel dieses Druckes unterscheidet sich von dem der Vorlage lediglich dadurch, daß der an und für sich gleiche Text auf sechs Zeilen verteilt ist anstatt auf sieben: „De capti | vitate Baby | lonica ec- | clesiae. | Praeludium | Martini Lutheri.“[2] Die in Abb. 4 wiedergegebene Kopie des zuletzt besprochenen Porträts, die die Rückseite des Titelblattes (a. I) schmückt, zeigt als Unterschrift wieder den schon oben angeführten lateinischen Vierzeiler; nur liest man hier in der zweiten Zeile „secla uidere“ für „saecla videre“, in der dritten „deprimet“ für „deprimit“ und in der letzten „deos“ für „Deos“.

Der Holzschnitt selbst ist so schlecht, wie es die Kopie einer Kopie nur zu sein vermag. Zwar haben ja die wässerigen Augen des vorbildlichen Porträts (Abb. 3) hier eine dunkle Pupille erhalten; doch wird diese Verbesserung reichlich wieder aufgehoben durch den nunmehr erzielten Eindruck des Schielens. Alles übrige ist ohne Einschränkung schlechter und minderwertiger geworden. Jede Linie erscheint dicker, härter und gröber, sodaß der Gesamteindruck fast ans Karikaturenhafte grenzt. Sehr bös hat der Kopist besonders der Bibel mitgespielt, die nun kaum mehr als halbaufgeschlagenes Buch zu erkennen ist. Dadurch, daß er den Daumen derjenigen Hand, die die Bibel hält, nicht als solchen erkannte und infolgedessen einfach wegfallen ließ, haben sich die ohnehin schon nicht sehr glücklichen Verhältnisse des Buches noch weiter zu ihren Ungunsten verschoben.

Perspektivisch richtiger ist das Buch in der nun folgenden Replik (Abb. 5) gesehen, wo die Anlehnung an den Kupferstich L. 63 eine viel engere ist, als es bei den bisher betrachteten Beispielen der Fall war. In einem Punkte ist allerdings eine wesentliche Abweichung zu konstatieren: dem Porträt fehlt der Nischenhintergrund. Sonst aber folgt das Bildnis, soweit das bei der verschiedenartigen Technik möglich ist, dem Vorbilde ziemlich dicht auf den Versen — doch ohne es zu erreichen. Die Proportionen des Kopfes haben sich verschoben, das ganze Gesicht klafft infolge mangelhafter Modellierung zwischen Mund und Nase auseinander und der Ausdruck im Blick ist geradezu blöd geworden. Ob das Porträt häufig zu buchillustrativen Zwecken verwandt worden ist, vermag ich nicht zu sagen. Vorläufig ist es mir nur begegnet als Titelbild des nur vier Blatt umfassenden Schriftchens „On Applas von Rom. | kan man wol selig werden, durch | anzaigung der götlichen hailigen geschryfft.[3] Erscheinungsjahr und -Ort dieses kleinen Lutherdruckes sind wie gewöhnlich nicht genannt; doch haben wir, wenigstens was die Zeit der Entstehung anbelangt, auch hier wieder einen Anhaltepunkt in der datierten Stichvorlage, so daß auch für dieses Schriftchen das Jahr 1520 als terminus a quo zu gelten hätte.

Zu guterletzt gehört dann noch in diesen Bildkreis hinein das in Abb. 6 wiedergegebene Porträt, das uns den Reformator von der Taube des Hl. Geistes überschattet und vom Nimbus der Heiligkeit umgeben zeigt. Daß auch dieses Bild ursprünglich als Buchillustration gedacht ist, sagt uns wiederum das Format des Blattes; doch ist es mir vorläufig noch unmöglich, diese

[1] Germanisches Museum. Jnc. 3572 und Scheurl 142. — [2] Germanisches Museum. Scheurl 135.
[3] Germanisches Museum. Jnc. 3380 und Scheurl 135.

Ansicht durch einen realen Beleg zu erhärten. Ich kenne das Porträt nur als Einzelblatt ohne irgendwelche Auf- und Unterschrift, desgleichen ohne jeden Aufdruck auf der Rückseite. Die Reproduktion, die nach einem Exemplare aus den Beständen des Magdeburger Kaiser Friedrich-Museums[1] angefertigt ist, sagt uns über die künstlerische Bedeutungslosigkeit dieser Kopie mehr als genug, so daß es sich erübrigt, Worte darüber zu verlieren. Immerhin interessiert sie uns wenigstens insofern, als sie das Schlußglied einer fortlaufenden Kette bildet, die uns einen belehrenden Einblick in den Illustrationsbetrieb früherer Zeiten gestattet, wo der uns heute so geläufige Begriff des geistigen Eigentums noch eine völlig unbekannte Größe war, die zu respektieren niemandem auch nur im Traum einfiel.



William Morris.

Sein Leben und Wirken.

Von

Professor Otto von Schleinitz in London.

III.

Die Anfertigung illuminierter Manuskripte, die Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände aller Art, unter denen wiederum bunte Glasfenster für Kirchen die erste Stelle einnehmen, sowie die Herausgabe von Büchern bilden die Haupttätigkeit von Morris in der nächstfolgenden Periode. Hinsichtlich der schriftstellerischen Arbeiten muß noch nachgetragen werden: „*Love is enough*", ein zwar nicht besonders gut gelungener Versuch, unter modernen Bedingungen die dramatisierende Methode des Mittelalters und die Alliteration zu beleben, allein trotzdem verdienstvoll, weil es überhaupt das erste Wagnis von Belang in dieser Richtung darstellt. Der Inhalt des Poems, zu dessen Ausstattung Morris Bordüren zeichnete, ist kurz der, daß ein König um seiner Liebe willen dem Thron und Reich entsagt. Burne-Jones hat in seinem Meisterwerke „König Cophetua und das Bettlermädchen" derselben Idee malerischen Ausdruck gegeben. Merkwürdigerweise finden sich entgegengesetzt zu Morris' sonstigem Fühlen keltische Elemente in der Erzählung. Die 8°-Ausgabe des 1872 bei Ellis & White in London herausgekommenen Werkes betrug 1500 Exemplare auf gewöhnlichem Papier, 25 für Privatzwecke auf römischem Velin und 4 Exemplare auf feinem Schreibvelin. Noch in demselben Jahre druckte ohne Einvernehmen mit Morris die Firma Roberts in Boston eine Ausgabe in 8° und eine andere in 16° nach. Rossetti ist der Ansicht gewesen, daß dies Gedicht zu den besten und charakteristischsten Schöpfungen von Morris gehört.

In unmittelbar zurückwirkendem Zusammenhange mit dem Aufenthalt in Island stehen die beiden nachfolgenden Drucke: „*Three Northern Love Stories" and other Tales, translated from the Icelandic by Eirikr Magnússon and William Morris.* London. Ellis & White, 29. New Bond Street, 1875". Die verhältnismäßig nur kleine Auflage bestand aus 500 Exemplaren auf gewöhnlichem Papier zum Preise von 10 Schilling 6 Pence und aus 25 teureren Luxusexemplaren. Obwohl dem Titel nach es sich in dem Werk nur um drei nordische Liebesgeschichten handeln soll, so sind es tatsächlich doch ihrer sechs. Die drei hier zuerst genannten geben allerdings dem Buche das eigentümliche Gepräge: „*The Story of Gunnlaug the Wormtongue*", früher schon in der „Fortnightly Review" erschienen, „*The Story of Frithiof the Bold*" (bereits von mir erwähnt als zuerst in der Zeitschrift „Dark Blue" 1871

[1] Kupferstich-Sammlung IX, 30.

veröffentlicht) und endlich die zuvor nicht gedruckte Erzählung *„The Story of Viglund the Fair“*. In einem am 8. Dezember 1875 an Mr. Forman gerichteten Brief spricht sich Morris für die Erweiterung des ursprünglichen Plans aus, da es für den leichteren Verkauf wünschenswert sei, das Werk umfangreicher zu gestalten. Es kommen infolgedessen noch nachstehende drei Erzählungen hinzu: *„Hroi the Fool“*, ein Gemisch düsterer isländischer und heiterer orientalischer Weise, an „Tausend und eine Nacht“ erinnernd. Dann *„Hogni und Hedin“*, eine schwere Tragödie, die in frühestem legendarem Zeitalter wurzelt, und endlich *„Thorstein Staff-smitten“*, ein einfacher, mit großmütigen Zügen versehener und den Erdgeruch Islands nicht verleugnender Stoff.

Das andere, direkt nach der nordischen Feuerinsel hinweisende, im Winter 1876 erschienene, aber von 1877 datierte und gleichfalls von Ellis & White verlegte Werk betitelt sich *„The Story of Sigurd the Volsung and the Fall of the Niblungs“*, by William Morris, Author of the Earthly Paradise. Das Buch erlebte in kurzer Frist drei Auflagen, von denen die erste 2500 Exemplare auf gewöhnlichem Papier und 25 Extraexemplare stark war. Die vierte Auflage inklusive 50 Sonderexemplare kam bei Reeves & Turner in London heraus, während Roberts in Boston 1879 einen gleichlautenden unautorisierten Nachdruck veranstaltete.

Das Original ist in dem Dialekt der Isländer des XII. Jahrhunderts geschrieben und übte auf Morris einen so überwältigenden Zauber aus, daß er sich lange Zeit hindurch mit dem stärksten Zweifel trug, ob es überhaupt möglich sei, in diesem Falle durch eine Übersetzung ebenbürtiges zu leisten. Er stellt das nordische Epos gleich mit Homer und sagt: „Dies ist die große Geschichte des Nordens und sollte für unsere Rasse das sein, was für die Griechen die Erzählung von Troja bedeutet: zuerst für unser Geschlecht und dann, wenn im Verlauf der Weltgeschichte von jenem nichts weiter als der Name übriggeblieben ist, d. h. eine Sage, soll es den fernsten Menschengeschlechtern das sein, was für uns Troja war . . . .!“ Und in einem Aufsatz über die nordische Mythologie äußert er: „Es mag sein, daß die Welt schlechter wird, daß die Menschen ihr Leben nicht ändern wollen . . . . und nur schwache Herzen übrig bleiben — wer kann es wissen? So kommt denn wirklich das Ende, und das für kurze Zeit gebundene Böse wird frei und all die unsagbaren Schrecken . . . . tun sich auf. So beginnt denn der große Kampf, und ebenso wie die Helden und Könige müssen die Götter untergehen, die die Welt unvollkommen, wenn auch nicht in Blindheit, so doch von vornherein verurteilt, schufen. Alle müssen untergehen, bis Erde und Himmel vernichtet sind und dann neue Welten entstehen. Nun wohl, wir müssen daran denken, daß wir danach wieder leben werden, aber selbst wenn dies nicht der Fall ist, sollten wir nicht tatenlos sterben! Dies scheint mir so ziemlich die Religion oder Philosophie der Nordländer.“

Das war der Geist, in welchem Morris die „Sigurd“-Erzählung auffaßte und behandelte. Das Verlagsrecht dieses Druckwerks ging später von Ellis auf die Firma Reeves & Turner über, die 1887 eine Neuausgabe veranstalteten. „Sigurd the Volsung“ besitzt den größten Umfang aller von Morris verfaßten Gedichte.

Durch den Buchhändler Ellis wurde im Jahre 1875 ein Neudruck von Morris' „Poems“ aus dem Jahre 1858 bewirkt. Forman[1] vermerkt in seiner Bibliographie hierzu folgenden interessanten Umstand: Morris hatte nur unter der Bedingung in die Neuauflage eingewilligt, daß nicht der geringste Unterschied zwischen beiden Büchern ersichtlich sein dürfte. In dem als Grundlage für den Neudruck dienenden Exemplar fehlte aber aus irgend welcher Ursache der „Errata-Nachweis“, und nun wurde auch das neue Buch mit allen Irrtümern, aber ohne das erwähnte „Errata-Verzeichnis“ gesetzt und herausgegeben. Schon längere Zeit vorher hatte Morris damit begonnen, ein, die *Aeneïde* als Unterlage besitzendes und auf Pergament im Charakter des XI. Jahrhundert abgefaßtes Manuskript anzufertigen, indessen blieb die Handschrift nur ein Fragment. Von diesem Folio-Werk sind nicht ganz sechs Bücher vollendet, trotzdem nimmt es einen hohen Rang unter den Bilderhandschriften ein, da nicht nur Morris hier seine ganze Kunstfertigkeit betätigte, sondern auch Burne-Jones es teilweise mit Minia-

[1] The Books of William Morris, by H. Buxton Forman, London 1897. Frank Hollings, 7. Great Turnstile, Holborn.

turen ausstattete, und Mr. Murray, ein näherer Bekannter von beiden, reiche Illuminierungen hinzufügte. Schließlich verkaufte Morris den Folianten an letztgenannten Künstler, der gleichzeitig ein sehr guter Geschäftsmann ist und die in seinem Besitz angehäuften Arbeiten bedeutender Maler meistens an Museen veräußert. So kaufte unter andern das Museum in Birmingham von ihm eine Sammlung von mehreren hundert Blättern, die Studien und Zeichnungen von Rossetti und Burne-Jones enthalten und in ihrer Art als einzig gelten. Wenngleich Morris an oben erwähntem Fragment bis 1875 gearbeitet hatte und auch später noch einige Male die Vollendung ernstlich in Erwägung zog, blieb es doch ein Bruchstück, aber statt dessen entstand die unter dem Titel *„The Aeneïds of Virgil done into english Verse“* von Ellis & White 1876 veröffentlichte metrische Übersetzung des Gedichts.

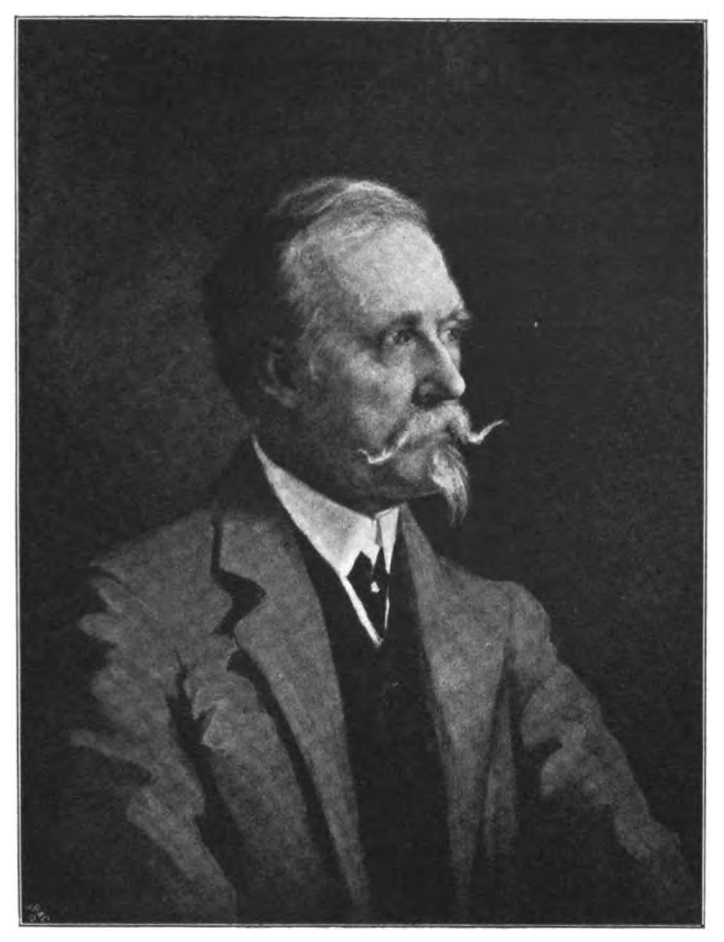


Abb. 32. Walter Crane.
Nach einem Gemälde von E. Almond Withrow.

Vom Jahre 1870 an studierte Morris zur eignen praktischen Erlernung und Nachahmung regelrecht alte Handschriften und die Geschichte der Illumination. Den Grund für diese Liebhaberei haben sicherlich die ihm während seiner Studienzeit auf der Universität in Oxford zugänglichen Werke der Bodleian-Bibliothek gelegt; er benutzte seine dort gesammelten Kenntnisse, um mit Leichtigkeit die Schätze des British-Museum für seine Zwecke dienstbar zu machen. Er hat dann im Laufe der nächsten Jahre vier ornamentierte Manuskripte an Lady Burne-Jones geschenkt und zwar das erste *„The Book of Verses“* am 26. August 1870, eine Auswahl seiner eignen Gedichte enthaltend. Das Buch ist 51 Seiten stark, auf Papier geschrieben, Quartformat und gebunden. Das illuminierte Titelblatt zeigt ein Medaillonporträt von Morris mit der Signatur: „1870. C. F. Murray pinxit.“ Der Text besteht aus zwölf von Morris verfaßten Gedichten, deren erstes eine Kopfvignette nach dem Entwurf von Burne-Jones und gleichfalls von diesem auf Seite 1 ein Bild aufweist, während die anderen Miniaturen von Murray gemalt sind. Die Ornamentierung und Kolorierung der ersten zehn Seiten, sowie die Illuminierung der Buchstaben stammt von George Wardle. „The Ballad of Christine“ und „The Sons Sorrow“ sind von Morris aus dem Isländischen übersetzt. Am Schluß ist der Gedichtband in gewöhnlicher Schrift gezeichnet: „Morris, 26 Queens Square, Bloomsbury, London. 26. August 1870.“

Demnächst widmete Morris Lady Burne-Jones das auf Whatmans-Papier geschriebene und 239 numerierte Seiten enthaltene gebundene Manuskript *„The Story of the Dwellers in Eyr“*.

Außer dem von Morris verfaßten Prolog und Epilog in Stanzen zu je 14 Zeilen wurde der Text in 65 Kapitel eingeteilt. Jene beiden Zusätze sind in brauner, der Rest ist mit schwarzer Tinte geschrieben und nur Seite 1, Seite 230 und

die letzte Seite sind in Gold illuminiert; die stilisierte Blumendekoration ist in braunem Grundton gehalten, der durch farbige Schattierungen belebt wird. Die Übersetzung aus dem Isländischen bewirkte der Schreiber mit Hülfe seines Lehrers Magnússon, wie aus dem nachfolgenden Kolophon ersehen werden kann: „Mit Hülfe meines Lehrers Eirikr Magnússon habe ich das Buch aus dem Isländischen in diese Sprache übersetzt; es war das erste isländische Werk, welches wir gemeinsam lasen. Ich habe es allein niedergeschrieben und sämtliche Ornamente ausgeführt mit Ausnahme der auf Seite 1, 230 und 239 von einem unserer Handwerker namens Wilday aufgelegten Goldplättchen. William Morris, 26 Queen Square, Bloomsbury, London 19. April 1871."

Das dritte, auf römischen Pergament ge-



Abb. 33. Pomona. In der Art Gallery in Manchester.
Gobelin ausgeführt von Morris & Co. in London.

schriebene und im Oktober 1872 vollendete Manuskript gehört zu seinen besten in dies Spezialfach schlagenden Arbeiten. Es betitelt sich *„Rubáiyát of Omar Khayyám“*, ist 23 Seiten stark in goldgepreßtem Leder gebunden, sehr sorgfältig geschrieben und hübsch ornamentiert. Zu jener Epoche wurde der genannte persische Dichter durch Fitzgeralds Übersetzung dem englischen Publikum allgemeiner bekannt und vielfach in Wort und Schrift zitiert. Walter Crane entwarf auf Grundlage eines in jenem Buche wie folgt lautenden Verses sein Exlibris:

„A Book of Verses underneath the Bough
A jug of Wine, a loaf of Bread — and Thou
Beside me singing in the Wilderness —
Oh, Wilderness were Paradise e now!“



Abb. 34. Flora. In der Art Gallery in Manchester.
Gobelin ausgeführt von Morris & Co. in London.



Abb. 35. Das Grabdenkmal D. G. Rossettis.

An diesem Manuskript hat Morris etwa ein halbes Jahr gearbeitet. Er signierte es nach Beendigung in seiner gewöhnlichen Handschrift: „Ich vollendete mein Werk am 16. Oktober 1872, William Morris.“

Das vierte illuminierte, Lady Burne-Jones zum Geschenk gemachte und seinen Stoff auch der nordischen Sagenwelt entlehnende Buch führt den Titel *„The three Sagas of Hen Thorir“*, *The Banded Men“* and *„Howard the Halt“*. Diese in Klein-Quartformat gebundene Übersetzung zählt 244 numerierte Seiten und ist auf einfachem Papier geschrieben. Die Titelseiten jeder Erzählung und jedes Kapitels sind mit einem illuminierten Initialen versehen. Auf der ersten Seite der kein Datum besitzenden Handschrift wurden die Anfangsbuchstaben der Inhaberin „G. B. J.“ (Georgina Burne-Jones) illuminiert.

Später fertigte Morris noch eine *zweite Version* des *„Omar Khayyám“* für seinen Freund Burne-Jones an, der selbst sechs schöne Miniaturbilder hierfür geliefert hat. Die Initialen der Linien wechseln in Gold und verschiedenen Farben ab, jedoch so, daß auf einer Seite das Gold immer nur die gleiche Farbe unterbricht. Burne-Jones schenkte im Einverständnis mit Morris diese Handschrift an Miß Frances Graham, nachmalige Mrs. J. F. Horner.

In der Hauptsache gelangt mit den vorstehend charakterisierten Arbeiten von Morris die Periode, in der er sich mit Kalligraphie, der Illumination sowie mit der Ornamentierung beschäftigte und sich als Miniator in den verwandten Zweigen betätigte, zum Abschluß.

Als einst Burne-Jones eine sehr große Anzahl von Aufträgen kunstgewerblicher Art von Morris erhielt, sagte ersterer zu ihm: „Du scheinst der Ansicht zu sein, daß es außer mir überhaupt keine andern Künstler mehr gibt!“ Morris antwortete: „Ich glaube, es verhält sich fast so!“ Burne-Jones hat im Laufe der Jahre nach jedesmaliger gründlicher Rücksprache mit seinem Freunde hinsichtlich der Sujets etwa 500 Kartonvorlagen für Kirchenfenster entworfen, die dieser dann nach eigener Farbenangabe in buntem Glas ausführen ließ. So sind die bedeutendsten, deren Titel uns allein schon einen Anhalt für ihre Studien bietet, in den Jahren 1872 und 1873 folgende: „Aeschylus“,



Abb. 36. Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten.
Buntes Glasfenster in der Kirche von Allerton. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

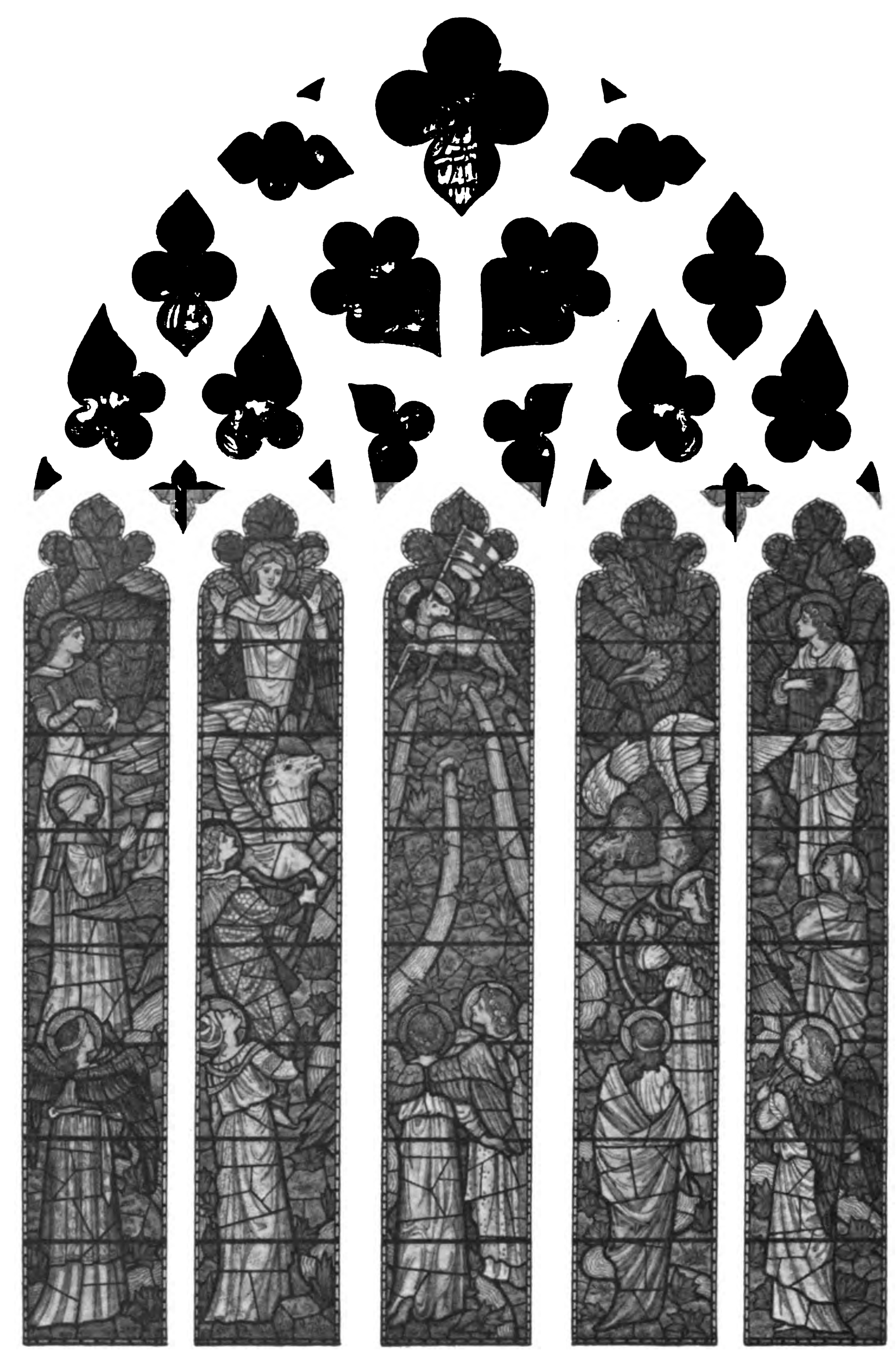


Abb. 37. Anbetung des Lammes. Gemaltes Glasfenster in der Kirche zu Allerton.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)



Abb. 38. Dies Domini.
Gemaltes Glasfenster. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

„Homer", „Virgil" und „Horaz", bestimmt für Peterhouse College der Universität Cambridge. Ferner „Dante" und „Die drei Könige des Morgenlandes". In der Zeit von 1877—80 wurden ungefähr 60 solcher Glasmalereien fertig.

Ein figurenreicher und schön gegliederter Entwurf, „Dies Domini", die Wiederkunft des Herrn oder die Auferstehung benannt (Abb. 46), wurde zwar in Kreide schon 1874 von Burne-Jones beendet, jedoch von seinem Weggenossen erst 1876 in prachtvollen Farben auf Glas übertragen und als Fenster für die Kirche in Easthampstead verwandt. Das hier in größerem Maßstab wiedergegebene Hauptdetail (Abb. 38) bildet die segnende und auf Engelsflügeln ruhende Christusfigur, deren linke Hand auf die durchbohrte Seite deutet. Nach Art vieler alter Meister sind die Engel mit Flammen an der Stirn abgebildet. Sowohl Farbenton als auch Schattierungen verleihen dem monochromen Werke einen ungewöhnlich hohen Reiz, der sich beim Anschauen in eine feierliche Stimmung auslöst. Eine nicht minder geeignete Ausdrucksform für eine erhabene Idee gibt uns das für die Kirche in Allerton im Jahre 1875 entworfene und von Morris einige Zeit später ausgeführte Kirchenfenster, betitelt „Die Anbetung des Lammes" (Abb. 37). Von dem Lamme, mit der Kreuzesfahne im Paradiese stehend, kommen die vier heiligen Ströme von ihrer Quelle, von Christus her. Sie symbolisieren, Eintracht, Gerechtigkeit, himmlische Freude und ewigen Frieden in der gesamten Schöpfung, zwischen Menschen und aller Kreatur. Musizierende Engel, Heilige und kleinere Engelsfiguren (in den Kreuzrosetten) beten das Lamm an.

Ein ebenso interessantes Werk bildet das gleichfalls in der Kirche von Allerton (unweit Liverpool) befindliche farbige Fenster „Die

Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten" (Abb. 36). Burne-Jones und Morris haben hier vereint Ausgezeichnetes vollendet: innere, gefühlvolle Erfassung der heiligen Schrift und unbedingte Beherrschung des Stoffes werden deutlich erkennbar. Die Anordnung der Dreiteilung ist nicht nur sinnig erdacht, sondern kommt auch äußerlich schön und tadellos in den von Morris gewählten Farben auf Glas zur Geltung. Die drei Engel mit ihren Musikinstrumenten preisen Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Für jeden Boten der göttlichen Heerscharen wurde einer der Hauptsprüche aus Lukas II zugrunde gelegt. In derselben Weise, wie die bunten Teile des Fensters durch weißes Glas zu einem einheitlichen Kunstwerk verbunden sind, in ähnlicher Art vereinigen sich die Engel im Chor, um den andächtig emporblickenden Hirten das Heil der Welt zu verkünden. Die technische Herstellung dieses Kirchenfensters, der schöne, tief dunkelblaue Himmel, der sich symbolisch am Horizont bis zur Erde herabsenkt und über dem die Engel thronen, zählt zu den Meisterstücken von Morris. Ein ähnliches Sujet, „Die Geburt Christi" in der Kirche von Hawarden, dem Wohnsitz der Familie Gladstone, eignet sich leider wegen der Lichtverhältnisse in der Kirche wenig zur Reproduktion, obgleich ich nicht unterlassen will, mit Dank anzuerkennen, daß der Reverend Stephen Gladstone, ein Sohn des „Old grand man", mir eine Photographie des Fensters übersandt hat.

Auch die St. Philipps-Kirche in Birmingham, in der Burne-Jones getauft wurde, besitzt zwei wundervolle gemalte Glasfenster: „Die Geburt Christi" und „Die Kreuzigung" (Abb. 43). Namentlich ist der Vorgang in dem letzteren tief innerlich empfunden. Maria Magdalena kniet am Fuße des Kreuzes, ihr Gesicht in die Hände vergrabend, während die Heilige Anna und Elisabeth der vor Schmerz überwältigten Mutter Beistand leisten, auf die der Gekreuzigte mit erbarmendem Mitleid herabblickt. Über dem Haupte des Erlösers schweben unzählige Glorienscheine.

Wie die Menschwerdung Christi und die



Abb. 39. Gawein und Iwein werden von dem Engel zurückgewiesen. Gobelin in Stanmore Hall. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

Kreuzigung uns daran erinnern, daß sich hier auf Erden die Geschicke zwischen Geburt und Tod bewegen, so haben wir im Jahre 1882, dem Vollendungsjahr des letztgenannten Werkes, das Hinscheiden des großen Vorkämpfers und Rufers im Streit, Rossettis, zu verzeichnen. Er lebte zuletzt fast ganz vereinsamt, tief melancholisch gestimmt und mit sich und der Welt zerfallen in Birchington unweit Margate.

In der uralten Pfarrkirche in Birchington befinden sich zwei, zum Gedächtnis Rossettis errichtete bunte Glasfenster. Das zur linken Hand stellt die Vorbereitungen zum Osterfest dar, während rechts Christus Blinde sehend macht. Das erstgenannte Bild wurde nach einem von Rossetti schon frühzeitig angefertigten Karton durch einen Anhänger der Präraffaeliten, F. Shields, für Glasmalerei angepaßt, das andere Gemälde stammt ganz von der Hand dieses Künstlers. Jenes Werk ist deshalb besonders interessant, weil die Züge der Kräuter sammelnden Maria die von Miß Siddal sind. Nahe der Kirche steht das Grabdenkmal Rossettis (Abb. 35) in Form eines von Madox Brown entworfenen Kreuzes mit der Inschrift: „Here sleeps Gabriel Charles Dante Rossetti, honoured under the name of Dante Gabriel Rossetti, among painters as a painter, and among poets as a poet, born in London, of parentage mainly italian 12. May 1828, died at Birchington 9. April 1882.“ Dieser Tag war der Ostersonntag und daher wurde als Symbol für seinen Heimgang „die Vorbereitung zum Osterfest“ für das auf sein Grab herabblickende Kirchenfenster gewählt.

Eins der liebenswürdigst empfundenen Sujets für Dekorationszwecke in Kirchen: „Christus segnet die Kinder“ (Abb. 45) befindet sich als buntes Glasfenster in der Kapelle von New Renshaw. Selbstverständlich wurden alle diese Glasmalereien von Morris ausgeführt.

Da Werke gemeinsamer Arbeit der beiden Freunde auf dem Kontinent nur sehr selten anzutreffen sind, wird es sicherlich Interesse erregen, zu hören, daß in der Englischen Kirche zu Berlin im Jahre 1886 ein dem Andenken Odo Russells, des späteren Lord Ampthill, von den Hinterbliebenen gestiftetes Fenster durch



Abb. 40. Lanzelot vom See in Schlaf versunken vor der Kapelle, in der sich der heilige Gral befindet. Gobelin in Stanmore Hall. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

die Firma Morris fertiggestellt wurde (Abb. 47). Odo Russell, 1829 geboren und 1884 verstorben, war ein Enkel des Herzogs von Bedford, und sein Vater bekleidete von 1835 bis 1841 den Posten als englischer Gesandter in Berlin. Odo Russell folgte Lord Augustus Loftus als Botschafter von 1871 bis 1884. Im Berliner Kongreß von 1878 vertrat er mit Lord Beaconsfield nebst Lord Salisbury Englands Interessen und rühmt man ihm nach, Sympathien für Deutschland besessen und mit dem Fürsten Bismarck sich gut gestanden zu haben. In der oberen Rosette des erwähnten Fensters trösten Engel die hinterbliebenen Kinder, während zur Seite, weiter unterhalb der Rosetten, vier Familienwappen folgen. Die vier schönen Hauptfiguren stellen, von rechts beginnend, dar: „St. Georg“, „Gerechtigkeit“, „Friede“ und „St. Michael“. Unter den Figuren sind die genauen Daten der Geburt und des Todes von Lord Ampthill vermerkt.

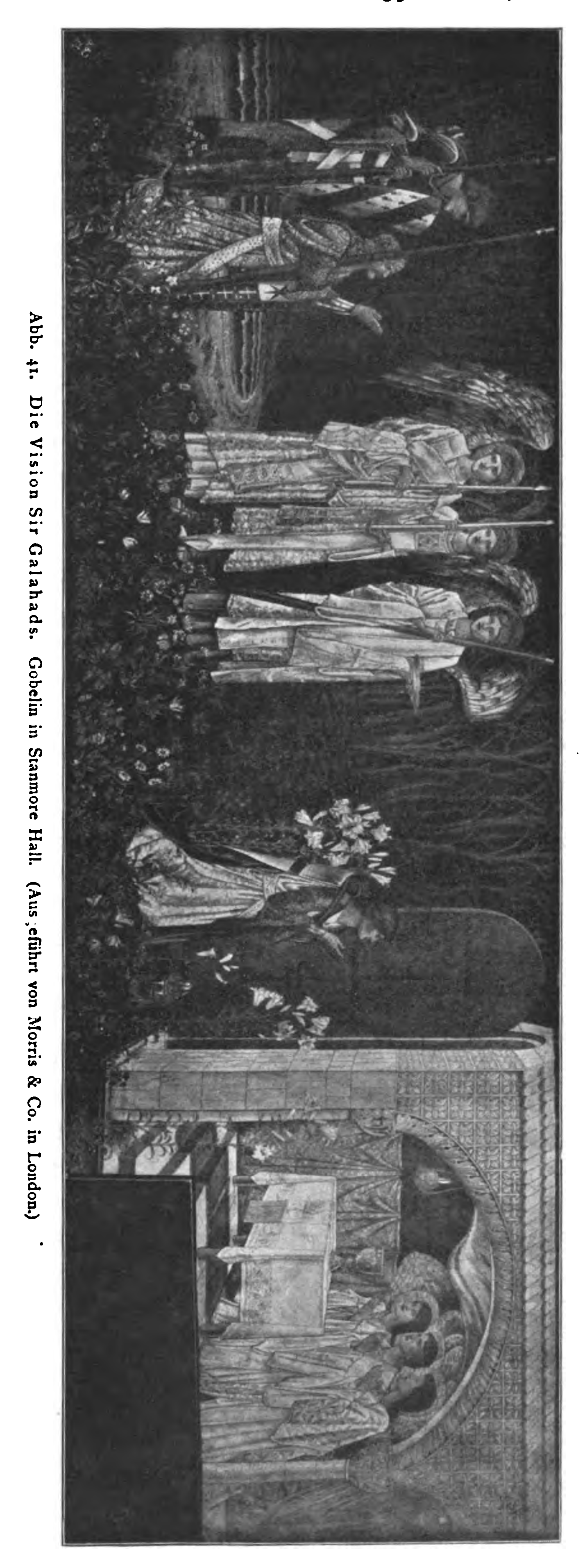


Abb. 41. Die Vision Sir Galahads. Gobelin in Stanmore Hall. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

1885 entworfen und 1886 von Morris ausgeführt, wurde der Karton für ein farbiges Glasfenster in der St. Giles-Kirche zu Edinburg, betitelt „Israel geht trockenen Fußes durch den Jordan“. Die Mitte nimmt die Figur Josuas ein, zu dem der Herr spricht: „Recke aus deine Lanze in deiner Hand“. Zur Rechten Josuas wird die Szene abgebildet nach den Bibelworten: „Heute will ich anfangen, dich groß zu machen vor dem ganzen Israel, daß sie wissen, wie ich mit Mose gewesen, also mit dir sei. Und du gebiete den Priestern, die die Bundeslade tragen und sprich: Wenn ihr kommt vorn ins Wasser des Jordan, so steht stille.“ Auf dem andern Seitenbild sehen wir die Darstellung nach dem Text: „Gehet hinüber vor die Lade des Herrn eures Gottes mitten in den Jordan; und hebe ein jeglicher der Kinder Israels einen Stein auf seine Achsel nach der Zahl der Stämme, daß sie ein Zeichen seien unter euch, wenn eure Kinder hernachmals fragen werden und sprechen: Was tun diese Steine da?“ Die drei weiblichen Figuren unter dem Hauptbilde stellen, von links beginnend, dar: „Jephtas Tochter“, „Miriam“ und „Ruth“.

Die letzte, wenigstens noch im Fortschreiten von Morris überwachte Arbeit ist das herrliche, zum diamantnen Jubiläum der Königin Viktoria gestiftete Kirchenfenster in Dundee (Abb. 44). Es zeigt die zwölf Apostel in zwei Reihen zu je sechs Figuren abgebildet. Die Unterschrift beginnt mit den Worten: „To the glory of God and in honour of Victoria

Queen and Empress“ und endet mit dem Datum: „XX June MDCCCXCVII“.

Morris' Ruhm als Hersteller kunstgewerblicher Erzeugnisse — ich spreche zunächst nicht von der Kelmscott Press — wird der Nachwelt am längsten in diesen Werken erhalten bleiben, die für Kirchen bestimmt waren. Diese Arbeiten sind als Kunstwerke, trotzdem zwei Personen an ihnen teilnahmen, von Anfang bis zu Ende geschlossen und einheitlich in sich, außerdem den Vorzug eines jedermann geläufigen und verständlichen Inhalts bietend. Ihre äußere Erhaltung wird am besten dadurch gesichert, daß sie sich in den festesten, das Überlieferte, in welcher Gestalt es auch immer sei, am meisten konservierenden Händen befinden. Auf diese Weise bleiben jene Werke von den oft verhängnisvollen Schicksalen des Besitzwechsels verschont, und da sie sich ferner auf mindestens 150 Kirchen über das ganze Land verteilen, ist der zufälligen und absichtlichen Zerstörung oder Fortnahme der geringste Spielraum gewährt.

Ein gemeinsames, inneres, geheimnisvolles Band umschlingt die Illumination alter Manuskripte mit legendarem Inhalt und die Ausschmückung der Kirchen durch bunte Glasmalereien, die nur gedämpftes Licht — fast widerwillig hindurchgleiten lassen. Wenn auch im Anfange der Epoche, in welcher Morris seine Hauptkraft der künstlerischen Behandlung der Textilbranche zuwendet, das farbenfreudige Muster des orientalischen und besonders des persischen Teppichs ohne figürliche Szenen vorwaltet, so endet doch die ganze Epoche mit der monumentalen, in grandioser Weise dargestellten Serie der Artus-Sage und den berühmten Gobelins für die bildliche Erzählung der mystischen Sage vom heiligen Gral.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein Mann und Künstler wie Morris sich nicht ausschließlich während längerer Zeit nur mit einem Gegenstande und mit einem Spezialzweig beschäftigte. Während er in Holzschuhen, mit der blauen Bluse angetan, bei Tage seine Färbeversuche für die anzufertigenden Gewebe vornahm, benutzte er die frühen Morgen- und späten Abendstunden zu allen

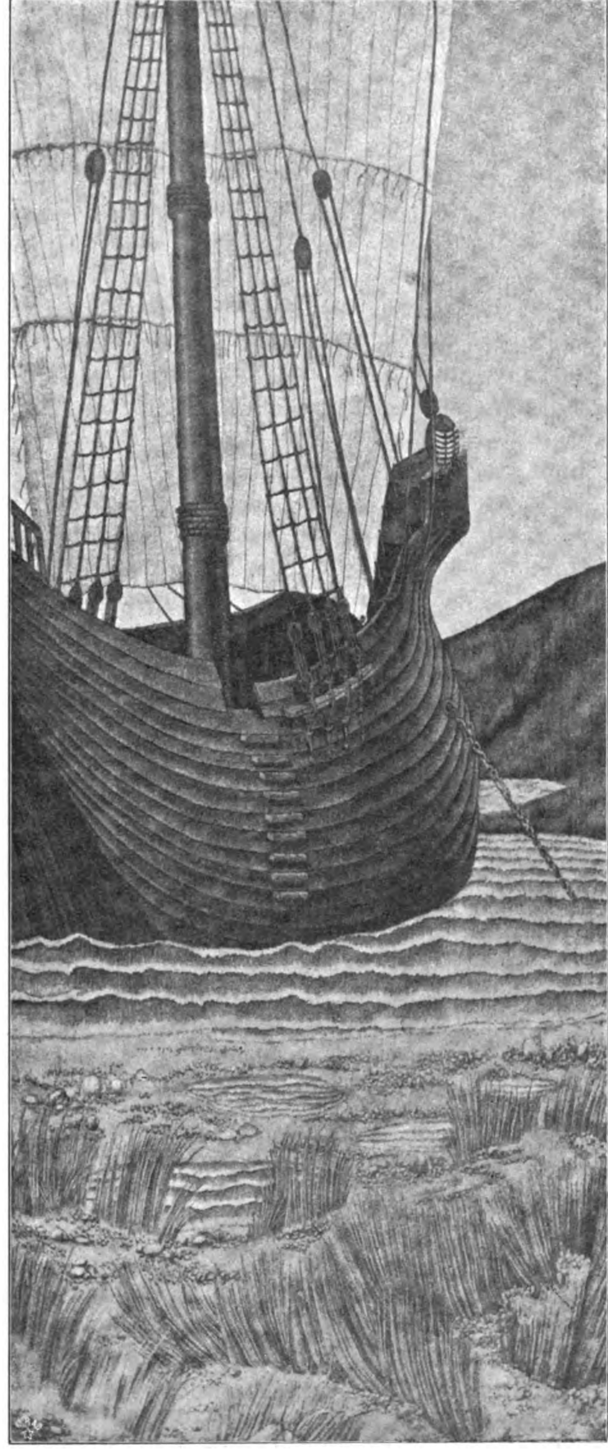


Abb. 42. Das Schiff der Gralsritter.
Gobelin in Stanmore Hall. (Ausgeführt von Morris & Co. in London)

möglichen Musterzeichnungen von Teppichen, bunten Kattundrucken, Tapeten, Möbeln usw. Seine Vorbereitungen zu diesen Dingen waren aber ebenso wissenschaftlich wie gründlich, namentlich holte er sich in Färbeangelegenheiten Rat aus alten französischen Büchern des XVI. und XVII. Jahrhunderts. So studierte er unter andern Gerards „Herbal", ein Lieblingswerk, das uns schon aus seiner Jugendzeit bekannt ist. Ja, selbst Plinius konsultierte Morris und schreibt im August 1875 an Mr. Thomas Wardle, seine Hauptstütze in dem betreffenden Fach: „Ich habe Ihnen ein Exemplar von Philemon Hollands Plinius gesandt, ein an und für sich sehr merkwürdiges Buch, dessen Übersetzung in gutes Englisch mustergültig durchgeführt ist, außerdem meiner Meinung nach eins der unterhaltendsten Bücher in der Welt." In dem kleinen, 1873 errichteten Färbehause in Queen Square vermochte aber Morris nur Versuche in sehr beschränktem Maße anzustellen; er fuhr daher in den Jahren 1875—77 häufig nach Leek zu Mr. Thomas Wardle, dem Schwager seines Geschäftsführers, der als eine erste Fachautorität galt. Sein Eifer für diesen Zweig wuchs immer mehr, und jeder erreichbare antike Teppich von künstlerischem Wert nahm sein Interesse in Anspruch. Im April 1877 schreibt er an Wardle: „Ich habe gestern einen alten persischen Teppich gesehen, aus der Zeit des Schah Abbas, der mich ganz wild machte, denn ich hielt es bisher für unmöglich, solch ein Wunderwerk herzustellen." Aus Lyon ließ Morris im Juni desselben Jahres den Seidenweber Bazin kommen, um den ersten Webestuhl aufzustellen, an dem er im Laufe der Zeit übrigens selbst einige Verbesserungen vornahm.

Da das Geschäft sich immer mehr hob, wurden die Verkaufs- und Ausstellungsräume im Jahre 1877 von Queen Square nach Oxford Street verlegt und die dort frei gewordenen Lokalitäten ausschließlich für die Fabrikation benutzt. Die am meisten geschätzten Teppichmuster ohne figürliche Szenerien sind folgende: „Design of small Barr Carpet"; „Design for the little Flowers Carpet"; „Black Tree Carpet"; „Little Tree Carpet"; „The Redcar Carpet" und „Buller's Wood Carpet". Mit der Zeichnung von Möbeln beschäftigten sich Madox Brown, Rossetti und vor allem Webb.



Abb. 43. Die Kreuzigung.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

Zu den schönsten von Morris hergestellten Gobelins gehören die beiden hier als Illustration gegebenen „Flora" (Abb. 34) und „Pomona" (Abb. 33). Burne-Jones hat die Figuren, alles andere Morris gezeichnet und dieser auch die Kolorierung bestimmt. Die Hauptfiguren treten trotz des reichen und vielfach verschlungenen, aber sich stets leicht und gefällig auflösenden Motivs als Mittelstücke deutlich heraus. Der sowohl über wie unter der „Flora" und „Pomona" verfaßte englische Text rührt von Morris her. Er stellt „Pomona" als die den goldenen Apfel erhaltende Schönheitsgöttin dar: „I am

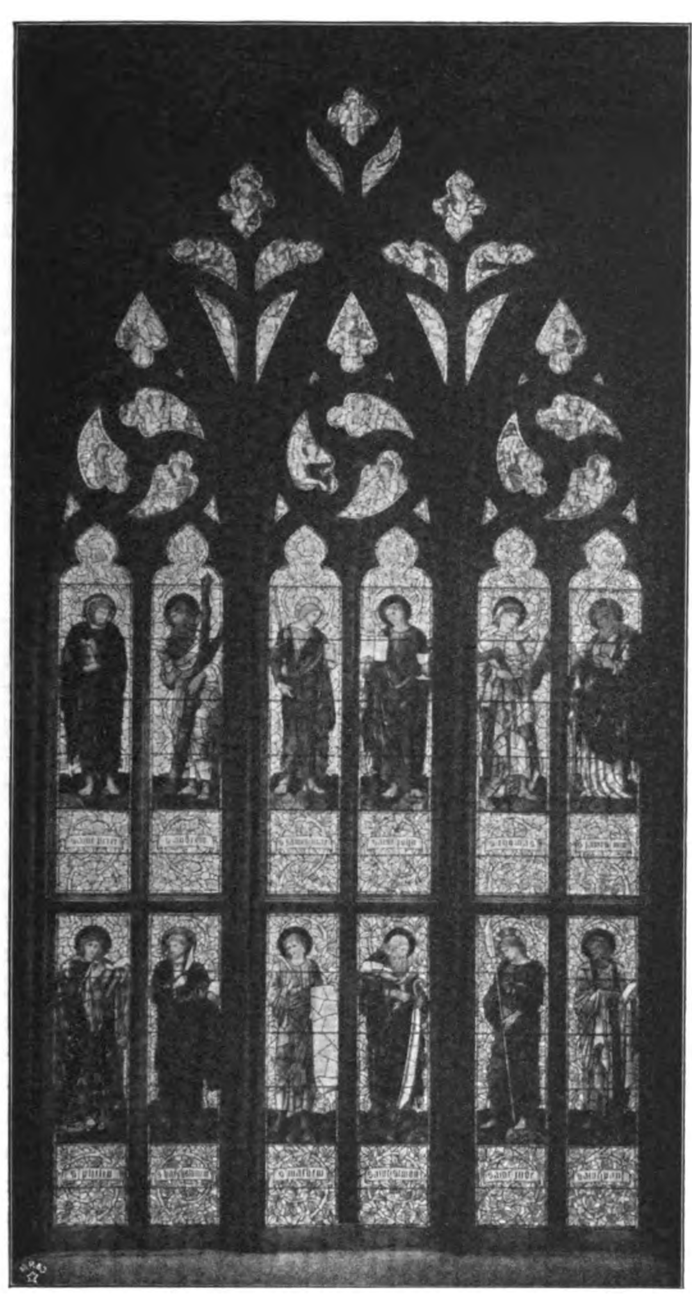


Abb. 44. Königin Viktoriafenster in der Pfarrkirche zu Dundee.
Die zwölf Apostel.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

bewegt, den keltischen und ihm eigentlich jetzt ferner liegenden Stoff der Artus-Sage durch eine Gobelin-Serie zu versinnbildlichen. Umgekehrt entschließt sich der der nordischen Mythe im allgemeinen abgewandte Burne-Jones, skandinavische Heldengestalten zu verherrlichen.

In allen Phasen seiner Künstlerlaufbahn wurde Burne-Jones mächtig von der Artus- und Grals-Sage angezogen. Er wird in England vielfach mit Wagner verglichen, und mit gewissen Einschränkungen mag dies gelten.

Für die Artus-Sagen lieferten die Briten den Rohstoff; die Franzosen schmückten ihn aus und gaben ihm einen chevaleresken Charakter. Die Deutschen — wenigstens gilt dies von Hartmann von der Aue und erst recht von Wolfram von Eschenbach, sowie auch in gewissem Grade von Gottfried von Strassburg — legten den tieferen, einheitlichen Sinn hinein und verliehen dem Überkommenen die geistige und formale Schönheit.

Im britischen Boden wurzelt die Sage, hier liegt ihr erster Keim; in Frankreichs heiterklaren Lüften schießt sie lustig empor und treibt üppig grünes Laub und Blütenknospen, aber erst an der Sonne deutschen Gemüts entfaltet sich die Blume. Die beiden englischen Künstler verweben die Artur-Mythe mit der vom heiligen Gral, wie dies in den Dichtungen „Parcival“ und „Titurel“ geschieht. Die bildlichen Darstellungen in dem vorliegenden Zyklus sind ungemein interessant, sehr gut entworfen und gezeichnet, sowie als Kunstwerke ersten Ranges ausgeführt, aber sie reißen uns nicht fort wie die Tondichtungen Wagners. Ein kühler englischer Hauch weht durch Morris' und Burne-Jones' Darstellung des Gralsmythus.

Die gemeinschaftliche, einträchtigliche und sich gegenseitig ergänzende Tätigkeit von Morris und Burne-Jones wird durch keine Arbeit

the ancient apple-queen“, und im unterhalb angebrachten Text lesen wir die Stelle „where the windy grave of troy“. Diese beiden Prachtexemplare von Gobelins befinden sich im Besitze des Manchester-Museums und wurden für dasselbe im Jahre 1888 ausgeführt.

Ein schönes Resultat der gegenseitigen Beeinflussung von Morris und Burne-Jones wird dadurch gewonnen, daß letzterer seinen Freund



Abb. 45. Christus segnet die Kinder.
Gemaltes Glasfenster in der New Renshaw-Kapelle.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

schöner als durch die Mr. W. K. d'Arcy gehörigen und in Stanmore Hall aufgehängten Arras-Gobelins veranschaulicht. Morris hat die rein architektonisch-dekorativen Einrichtungen für die in dem Saal untergebrachten Kunstwerke entworfen und auch ausgeführt.

Für jeden der Helden der Grals-Sage wurde dort sein Schild und Wappen aufgehängt, und unter den Hauptbildern stehen die von Morris abgefaßten Erklärungen der Darstellung in englischer Sprache. Der Gesamtzyklus wurde einheitlich im Stil durch dekorative Elemente verbunden, so daß dieser Saal mit seinen unvergleichlichen Kunstschätzen als ein wahres Wunderland angesehen wird.

Wir folgen hier der Serie durch Übersetzung der für jedes Bild gegebenen Erläuterung des Inhalts nach dem Text von Morris. Unter dem Gobelin „König Artur und die Tafelrunde" (Abb. 48) ist zu lesen: „Als König Artur während des hohen Pfingstfestes in seiner Halle saß und die ganze Tafelrunde um ihn versammelt war, trat eine Jungfrau ein und gebot ihnen ‚die Suche nach dem heiligen Gral', ‚The Quest of the San Grael' auf sich zu nehmen."

„Der Aufbruch der Ritter" zur Auffindung und Suche nach dem heiligen Gral wird folgendermaßen erklärt: „Nachdem die Jungfrau den Rittern der Tafelrunde geboten hatte, den heiligen Gral zu suchen, brachen sie auf, was auch immer ihnen begegnen möchte." Unter denen, die aufbrachen, sind die vornehmsten: „Sir Gawine, Sir Lanzelot vom See, Sir Hector de Marys, Sir Bors de Ganys, Sir Perceval und Sir Galahad". In dem zuerst genannten Bilde sind die Figuren und das Pferd von Burne-Jones gezeichnet, dagegen rühren der Vordergrund, Hintergrund, die Dekoration und Kolorierung von William Morris her. In dem zweiten Gemälde verhält es sich ähnlich: Burne-Jones hat die Figuren und Pferde, das übrige hat Morris entworfen und dieser auch die Farben bestimmt.

In dem dritten Werk werden „Gawein und Iwein von dem Engel zurückgewiesen" (Abb. 39). Warum dies geschah, besagt die Inschrift: „Als Sir Gaweine und Sir Iweine sich auf den Weg begaben, um den heiligen Gral zu suchen, konnten sie seiner nicht ansichtig werden und erlitten Schmach und Schande, wegen des von ihnen früher geführten bösen Lebenswandels."

Über den auf seiner Ritterfahrt begriffenen „Lanzelot vom See" (Abb. 40) wird uns nachstehende Kunde: „Lanzelot vom See gelangte auf seiner Suche, als er durch einen finsteren

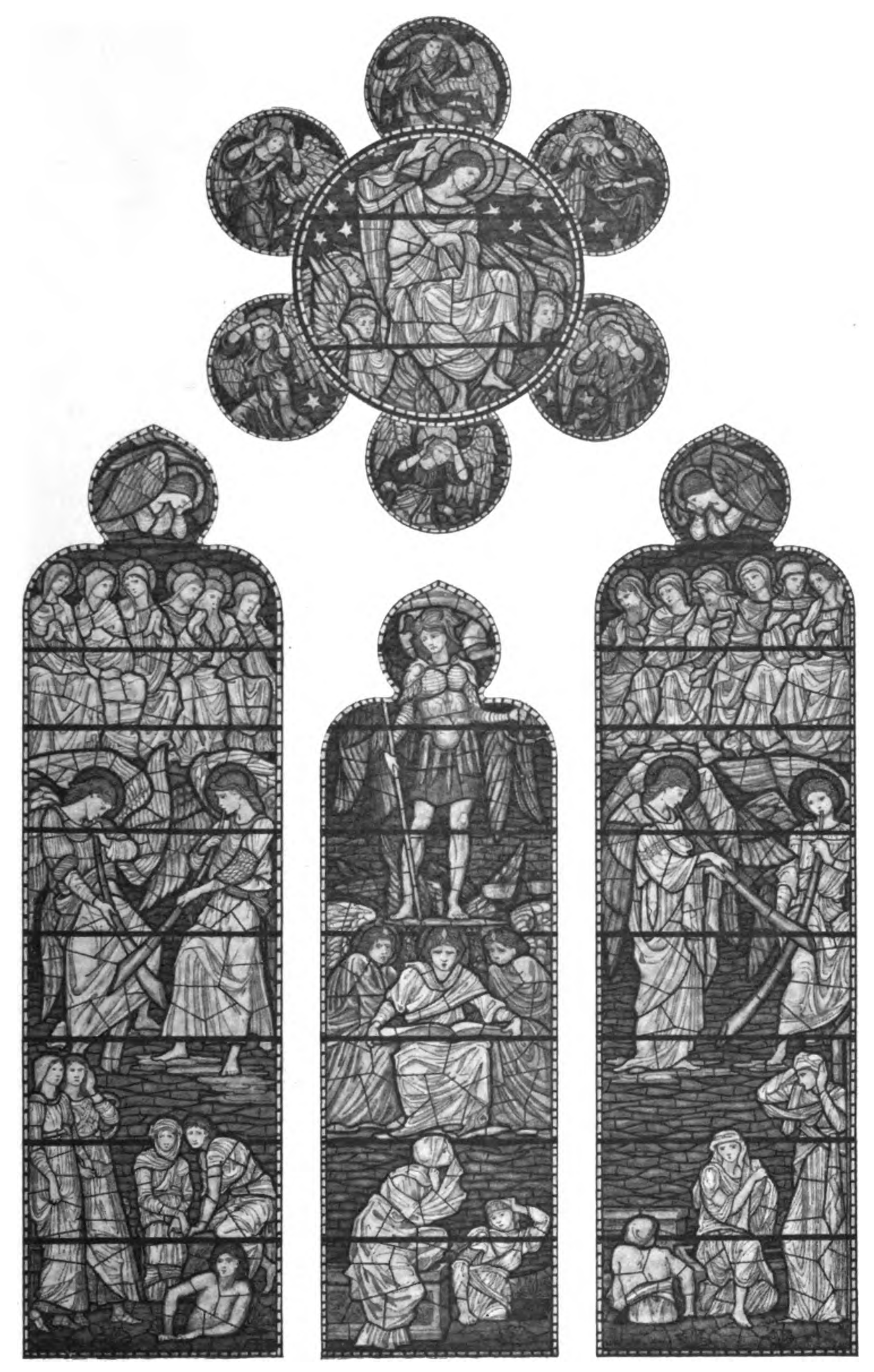


Abb. 46. Die Auferstehung. Glasgemälde in der Kirche von Easthampstead.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

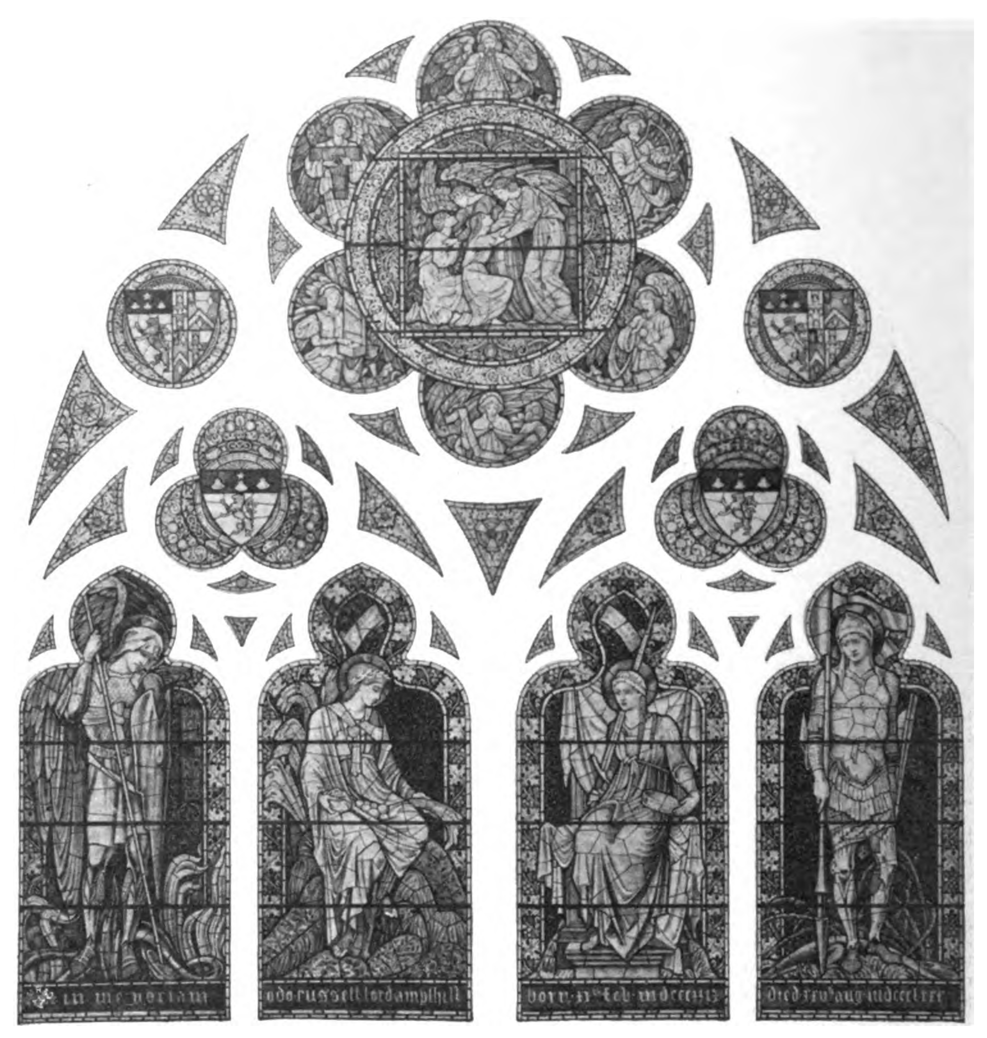


Abb. 47. Gemaltes Glasfenster in der englischen Kirche in Berlin, gewidmet dem Andenken Odo Russells. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

Wald ritt, an eine Kapelle, in welcher sich der heilige Gral befand; aber wegen seiner vielen Sünden vermochte er nicht einzutreten und verfiel angesichts des Heiligtums in tiefen Schlaf, so daß auch über ihn Schande erging“. Wie in den vorangegangenen Gobelins rühren ebenfalls in diesem die Zeichnungen der Figuren und Pferde von Burne-Jones, alle Dekoration dagegen, die Architektur, Vorder- und Hintergrund und die Farbengebung von Morris her. In der oberen rechten Ecke des Bildes schimmert der glanzumleuchtete Gral.

Das letzte figurenreiche Werk der Serie betitelt sich: „Die Vision Galahads“ (Abb. 41). Im Mittelpunkt der Komposition stehen drei Engel, zu ihrer Linken, vor der geöffneten Tür der Gralskapelle, kniet Sir Galahad, der den heiligen Gral erblickt. Zur rechten Hand der Engel befindet sich Sir Bors und Sir Parceval. Der Gobelin ist in der gleichen Weise wie die bereits beschriebenen von beiden Freunden gemeinschaftlich zustande gekommen. Als ein Anhang zu dem Zyklus ist endlich „Das Schiff der Gralsritter“ anzusehen (Abb. 42).

Gelegentlich bemerkte Morris: „Den Rat Ruskins befolgend, trachtete ich danach, jedes Baum- oder Blumenblatt auf das genaueste so zu zeichnen, wie ich es in der Natur sehe.“ Charakteristisch bleibt bei den meisten Präraffaeliten der blumige, detailliert durchgeführte Vordergrund in ihren Bildern, wie er sich typisch in der obigen Serie der Grals-Sage vorfindet. Drei verschiedene Bestrebungen kommen bei den englischen Präraffaeliten zur Unterscheidung: die Reprä-

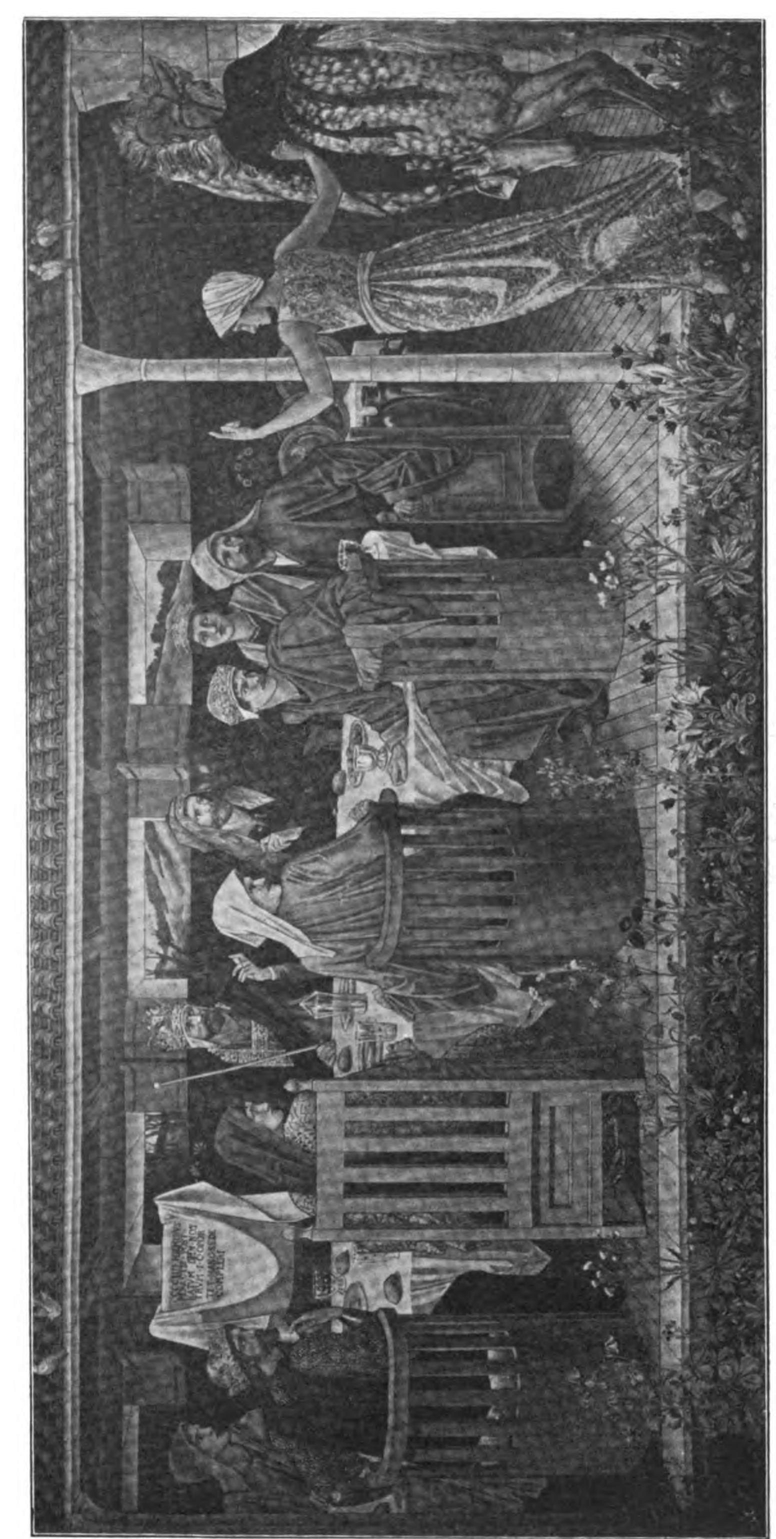


Abb. 48. König Artur und die Tafelrunde. Gobelin in Stanmore Hall. (Ausgeführt von Morris & Co. in London.)



Abb. 49. Das Gänsemädchen aus Grimms Märchen.
Gobelin im Victoria- und Albert-Museum.
(Ausgeführt von Morris & Co. in London.)

sentanten der naturalistischen Auffassung sind Millais und Holman Hunt; Rossetti und Burne-Jones können als die Poeten in der Malerei gelten; Morris und Walter Crane haben ihren Schwerpunkt in dem dekorativen Element, nur mit dem Unterschiede, daß bei letzterem sich eine antikisierende Richtung bemerkbar macht.

Die sämtlichen Gobelins der Tafelrunde König Arturs wurden 1898—1899 in der New-Gallery ausgestellt und erregten dort den ungeteilten Beifall des Publikums. Begonnen müssen die Entwürfe schon früher als 1893 worden sein, ein meistens hierfür in England angegebenes, aber irrtümlich erscheinendes Datum, weil die Firma Morris & Co. wahrscheinlich schon 1891, bestimmt jedoch 1892 die Ausführung der Gobelins in die Hand nahm und diese 1894 beendete. Auf der großen Pariser Ausstellung von 1900 bildeten die Gobelins ganz unbestritten den Glanzpunkt der englischen Abteilung.

Den naturgemäßen Abschluß des Zyklus hat weder Morris noch Burne-Jones erlebt. Letzterer arbeitete zwar noch kurz vor seinem Tode an dem „Artur in Avalon" betitelten Kolossalgemälde, indessen fertig ist es nicht geworden. König Artur weilt noch immer in Avalon. Der Meister hat dem Bilde die Worte hinzugefügt: „Hic jacet Arturus, rex quondam, rexque futurus! Einige behaupten, König Artur sei nicht tot, sondern durch den Willen unseres Herrn Jesus Christus an einem unbekannten Ort verborgen; das Volk sagt, er wird wiederkommen!"

Morris hat auch eine Vorlage Walter Cranes benutzt, um nach dieser einen Gobelin in seiner Fabrik anfertigen zu lassen. Letzterer ist der Ansicht, daß sein Bilderbuch „The necklace of Princess Fiorimonde" die Firma Macmillan veranlaßte, Grimms Märchen herauszugeben. Des Künstlers 1881 verstorbene Schwester Lucy übersetzte einen beträchtlichen Teil der Märchen ins Englische. Bis zum Tode seiner Schwester hatte Crane ungefähr ein Dutzend vollseitiger Illustrationen, Kopfleisten, Initialen und Schlußvignetten angefertigt, die dann von Mr. Swain in Holz geschnitten wurden. 1882 kam das Werk bei Macmillan heraus und heißt in England „Die Crane-Ausgabe von Grimms Märchen". Eine andere sehr schöne, von K. und K. Clark in Edinburg gedruckte Ausgabe wurde nach einiger Zeit gleichfalls dem Publikum zugänglich gemacht.

In bezug auf die hier (Abb. 49) beigefügte Illustration „Das Gänsemädchen aus Grimms Märchen" erzählt Crane folgende Episode: „Die Zeichnung ‚The Goose Girl' wurde eines Tages von meinem Freunde Morris in meinem Atelier gesehen, als ich mich gerade bei der Arbeit befand. Er bat mich ihm einen, als Unterlage für die Fabrikation eines Arras-Gobelins geeigneten Karton anzufertigen, da er jetzt in vollem Gange damit beschäftigt sei, diesen Kunstzweig praktisch neu zu beleben". Die Vorlage zu diesem dann bald ausgeführten Meisterstück befindet sich jetzt im Victoria- und Albert-Museum (früher South Kensington Museum).

Zu Beginn dieses Abschnitts war die Rede davon gewesen, daß Burne-Jones aus Liebe zu seinem Freunde sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, so doch intensitiv, in die nordische Sage vertiefte. Es betrifft dies die mit Walter Crane gemeinsam vorgenomme Ausschmückung eines Hauses in Amerika und die zum Teil von Morris nach diesen Vorlagen fertiggestellten Arbeiten. Burne-Jones entwarf sechs Zeichnungen für die Fenster des Miß Catherine Wolfe gehörenden Hauses in Vinland, nahe Newport im Staate Rhode-Island. Die oberen Fenster enthalten die nordischen Gottheiten Odin, Freya und Thôr. Unterhalb derselben hat Burne-Jones sehr sinnreich den Platz sagenumwobenen Persönlichkeiten aus der skandinavischen Vorzeit eingeräumt. Diese, am Rande oder noch mit einem Fuße in den rollenden und hochaufgetürmten Wogen des Ozeans stehenden Erscheinungen, als Heroen oder Übermenschen aufgefaßt, sind „Thorfine Karlsefne", „Gudrida" und „Leif der Glückliche". Sie gehören zu den kühnen skandinavischen Seefahrern, die um das Jahr 1000 in kleinen gebrechlichen Fahrzeugen den Atlantischen Ozean durchkreuzten und als die eigentlichen Entdecker von Amerika anzusehen sind. In Newport steht noch heute ein uralter, der Sage gemäß von den ersten skandinavischen Ansiedlern erbauter Turm, der für die beiden englischen Meister die ungemein interessante und anregende Idee für ihre Arbeiten bildete.

Als dort eines Tages Longfellow am Meere entlang ritt, hörte er davon, daß im Jahre vorher in der Nähe von Fall River ein Skelett in voller Rüstung aufgefunden worden sei. Er beschloß, das Ereignis in Zusammenhang mit dem alten Turm und der Sage von den kühnen, hier gelandeten Skandinaviern, Dänen oder Normannen in Verbindung zu bringen. So entstand sein Gedicht „Das Skelett in der Rüstung", auf dessen inhaltlicher Grundlage Crane eine Serie herrlicher Malereien voller Poesie zur Dekoration jenes Hauses schuf. Die nachfolgenden Kapitel werden mehr und mehr die intimer sich gestaltenden Beziehungen zwischen Morris und Walter Crane erkennen lassen. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, welche außerordentlichen Vorteile der Kunstindustrie Englands dadurch erwuchsen, daß Morris mit den ersten bildenden Künstlern seines Vaterlands Hand in Hand ging und diese es sämtlich nicht verschmähten, ihre Kräfte auch dem Kunstgewerbe zu leihen.

Sowohl Morris als Walter Crane ist es wesentlich mit zu verdanken, daß man das eigne Heim mit seiner Dekorierung, seiner gesamten Ausstattung und allem Zubehör der inneren Einrichtung als ein unteilbares Ganze auffassen lernte. In England ist die Schulung hierfür und das Übergangsstadium zu solchen Wohnstätten ein derart unmerkliches gewesen, daß es von dem Publikum kaum empfunden wurde. Nach Deutschland kam der in England sich allmählich vollziehende Umschwung in der kunstgewerblichen Industrie fast als etwas fertiges und deshalb ziemlich plötzlich und unvermittelt, so daß durch die Aneignung der neuen Muster und Ideen in den betreffenden Fabrikationszweigen bei uns eine Art von Geschmacksrevolution entstand. Es bedurfte einer gewissen Zeit, bis die Nachahmungen aufhörten und an ihrer Stelle Eigenartiges geleistet wurde. Die Ursache zu dieser Verzögerung des selbständigen Schaffens lag darin, daß nicht wie in England — und wie Morris und Crane es betont wissen wollten — Kunst und Industrie zusammengingen. In Deutschland war es zu jener Zeit die Ausnahme, daß die großen Meister in enger Verbindung mit dem Kunstgewerbe standen. Heute ist dies bei uns nicht nur keine Seltenheit mehr, sondern im Gegenteil eine gewichtige Autorität klagt: „Zeichner für neue Entwürfe und Modelle gibt es jetzt genug, aber keine hinlänglich geschulten Handwerker, besonders Tischler, um diese

Zeichnungen gut auszuführen“. Morris und Walter Crane haben in ihren Spezialfächern so viel erreicht, weil sie sich in jedem vorliegenden Fall mit den natürlichen Schwierigkeiten und Beschränkungen, sowie mit der Eigenart des in Frage kommenden Materials persönlich vertraut machten. In einem Aufsatz über die Textilindustrie schreibt Morris: „Wenn ein Zeichner für die Textilbranche nicht die Fabrikation selbst gründlich kennt, so werden seine Entwürfe immer nur ein ‚tour de force‘ sein!“

Zum Schluß der Besprechung dieses Zweiges der kunstgewerblichen Tätigkeit von Morris will ich noch zwei im South Kensington Museum aufbewahrte und in etwas anderer als der bisher üblichen Weise zustande gekommenen Gobelins erwähnen. Der eine trägt die Überschrift „Angeli laudantes“, und wenn auch die beiden Engelsfiguren von Burne-Jones gezeichnet sind, so ist doch der Vordergrund und die schöne Bordüre von H. Dearle entworfen. Der andere, gleichfalls in Wolle und Seide gewirkte Gobelin führt den Titel „The Orchard“ (der Obstgarten), und hier sind die vier, ein Spruchband tragenden Frauenfiguren ganz allein von Morris hergestellt, ebenso die Fruchtbäume, dagegen der blumige Vordergrund und das Beiwerk von H. Dearle, dem Direktor von Merton Abbey. Dies ist der Name der im Jahre 1881 von Morris errichteten großartigen Fabrik. Die Verse in dem erwähnten Spruchband haben gleichfalls Morris zum Verfasser und kommen vor in dem Gedicht „The Orchard“, das sich abgedruckt findet in seinem Buche „Poems by the Way“. Die erste, tatsächlich unter der Leitung von Mr. Dearle ausgeführte Arbeit war Cranes „Goose Girl“, indessen ist Morris der Ansicht gewesen, daß diese noch in Queen-Square vollendet wurde.

Selbstverständlich gingen die dortigen Werkstätten ein, nachdem die Fabrikation nach Merton Abbey verlegt worden war. Das Etablissement liegt am Flusse Wandle, unweit Wimbledon in Surrey und gehört jetzt fast zu London. In der Nachbarschaft hatte Nelson mit Lady Hamilton gewohnt und vor langen, langen Jahren war Merton Abbey eine Niederlassung vertriebener Hugenotten gewesen, die daselbst eine Seidenweberei eingerichtet hatten. Viel Vergnügen bereitete Morris das widersprechende Urteil der Sachverständigen und die entgegengesetzten Analysen des Wassers in bezug auf seine Brauchbarkeit für Färbezwecke. Einer der ersten Sachkenner hatte das Wasser für absolut ungeeignet erklärt. Es blieb also Morris nichts weiter übrig, als vor dem Ankauf persönlich mit dem dortigen Wasser Färbeversuche anzustellen, die zu seiner vollkommensten Zufriedenheit ausfielen. Die Kunstwelt hat ihm dann nachgerühmt, daß er wirklich neue, bisher nicht gekannte Farbentöne und Schattierungen hervorzubringen imstande war.

Noch bevor Morris die Übersiedlung seiner Werkstätten nach Merton Abbey bewirkt hatte, gab er seine Privatwohnung Horrington-House, woselbst er sich niemals recht heimisch gefühlt hatte, auf und bezog 1878 gegen Ende Oktober Kelmscott-House, Upper Mall, in Hammersmith, einer Vorstadt Londons. Der frühere Name des Hauses „The Retreat“, mit dem man in England auch wohl den Begriff eines Asyls für Kranke verbindet, gefiel Morris, wie wohl begreiflich, nicht allzusehr; er änderte ihn daher in den obig bezeichneten um. Das Haus hatte am Beginn des vorigen Jahrhunderts als seinen Insassen Francis Ronalds beherbergt, der hier 1816 die ersten umfassenden und praktischen Versuche zum Telegraphieren unternahm, jedoch ohne das Problem wirklich zu lösen.

Im Winter des Jahres 1877 begab sich Mrs. Morris mit ihren beiden Töchtern nach Oneglia an die Riviera, woselbst Morris im nächsten Frühjahr gleichfalls eintreffen wollte. In Italien hat Morris stets die Schönheit der Natur mehr als die Kunst bewundert, und bezeichnend genug für seine nordischen Sympathien ist ein aus Genua datierter Brief, in dem er über Diano Castello sagt: „Die Leute pflegten sich hierher zu retten, als die sarazenischen *Vikinger* Diano Marina verbrannten und die Küste verwüsteten“. Bedauerlicherweise erkrankte er zu dieser Zeit an einem dann sich immer heftiger entwickelnden rheumatischen Gichtleiden, das mehr und mehr seine Kräfte aufrieb.

Um diese Epoche beginnt zuerst die politische und aus dieser die in gerader Linie sich entwickelnde sozialistische Tätigkeit von Morris, der das nächste Kapitel gewidmet sein soll.

Die Königliche Universitätsbibliothek zu Münster i. W.

Zur Erinnerung an die Einweihung ihres Neubaus am 3. November 1906.[1]

Von

Dr. Aloys Bömer.

Die Anfänge der jetzigen Universitätsbibliothek Münster reichen in direkter Linie nur bis in die achtziger Jahre des XVI. Jahrhunderts zurück, aber im Wechsel der Zeiten hat sie zahlreiche Büchersammlungen von ansehnlicherem Alter in sich aufgenommen. Wer die Entwickelung des münsterischen Bibliothekswesens überhaupt erforschen will, hat bis zur Gründung der ersten kirchlichen Niederlassung zurückzugehen, aus der die Stadt erwachsen ist. Mit dem Kloster des H. Ludgerus zu Mimigardeford war in üblicher Weise eine Schule zur Heranbildung von Geistlichen verbunden, und diese Schule wiederum konnte eine Büchersammlung nicht entbehren. Unter den günstigsten Auspizien trat die junge Bibliothek ins Leben. Der Mann, dessen Werk die Klostergründung war und der an seiner Lehranstalt mit ganz besonderer Liebe hing, war ein leidenschaftlicher Bücherfreund. Schon in dem Kinde soll der künftige Bibliophile zu erkennen gewesen sein. Der kleine Ludgerus zeigte ganz andere Neigungen, als sie der Jugend eigen zu sein pflegen. Sein Biograph Altfried weiß zu berichten, während die Altersgenossen sich an kindlichen Spielen erfreuten, hätte er Häutchen und Baumrinden zusammengesucht, sie aneinander geheftet und mit einem in Farbe getauchten Stäbchen bekritzelt. Die Wärterin aber hätte diese „Bücher“ sorgfältig aufbewahren und dem Kinde von Zeit zu Zeit zum Lesen darbieten müssen. Wir legen auf diese erbauliche Erzählung keinen allzugroßen Wert, aber es stehen uns auch untrüglichere Beweise für Ludgerus' Büchersammeleifer zu Gebote. Zwar hat sich in Münster selbst nichts von alledem erhalten, was er und seine Schüler hier zusammengebracht, aber von seinen Büchern im Kloster Werden, dessen Leitung zugleich mit dem münsterischen Bischofsamte in seinen Händen lag, sind mehrere auf uns gekommen, darunter wahre Perlen der Buchausstattungskunst. Vielleicht gehört dahin auch der Codex argenteus des Ulfilas. Die bibliothekarische Gründung Ludgers in Münster nahm in den folgenden Jahrhunderten einen nicht hervorragend schnellen, aber doch sicheren Fortgang. Mit der Gründung neuer Klöster und Stifter kamen zur Dombibliothek weitere Büchersammlungen hinzu, und jemehr wir uns den Zeiten der Renaissance nähern, brachten auch bücherliebende Privatpersonen ansehnliche Bibliotheken zusammen. In der Glanzperiode des literarischen Lebens der Stadt, in den beiden ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts, stand auch das münsterische Bibliothekswesen in höchster Blüte. Gleich darauf machten die Jahre 1527 und 1534 in seine Entwickelung einen verhängnisvollen Einschnitt. Durch die genannten Daten wird die Geschichte der Bibliotheken Münsters in zwei große Perioden zerlegt. Was während der ersten mit liebevollem Eifer gesammelt war, wurde in jenen beiden Unglücksjahren von Grund aus vernichtet, und in der zweiten Periode mußte das Büchererwerben ganz von neuem begonnen werden.

Am 7. September 1527 zerstörte ein Brand in der Vorhalle des Domes, den nachlässige Handwerker beim Ausbessern des bleiernen Daches verursacht hatten, den größten Teil der dort untergebrachten altberühmten Bibliothek des Stiftes. Was damals von der Dombibliothek noch gerettet war, und was in den übrigen Büchersammlungen Münsters sorgfältig gehütet wurde, das fiel dem Wiedertäuferwahn-

[1] Eine von den Beamten der Bibliothek herausgegebene Festschrift („Aus dem geistigen Leben und Schaffen in Westfalen.“ Münster (Westf.): Coppenrath 1906. VIII, 314 S., 6 Taf.) enthält folgende Beiträge, auf denen vorliegende Darstellung zum Teil beruht: 1) K. Molitor, Das neue Bibliotheks-Gebäude in Münster i. W. 2) P. Bahlmann, Die Königliche Universitäts-Bibliothek zu Münster. 3) A. Bömer, Das literarische Leben in Münster bis zur endgültigen Rezeption des Humanismus. 4) H. Degering, Gottfried von Raesfeld. Sein Geschlecht, sein Leben und sein Testament. 5) H. Krüger, Anton Fahne. 6) A. Küster, Die juristische Abteilung der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Münster. 7) K. Molitor, Ein westfälischer Bibliotheks-Katalog von 1353.



sinn des Jahres 1534 zum Opfer. Die Verblendeten gingen bei ihrem Vernichtungswerk mit einer furchtbaren Gründlichkeit vor, nur den schlauen Niesinkschwestern gelang es, sie zu überlisten und die wertvollsten Bücher ihrer Bibliothek von zwei Mägden und einem Diener in Gemüsekörben aus der Stadt hinaustragen zu lassen. Die beklagenswertesten Verluste der wiedertäuferischen Bücherzerstörungswut bildete die mit klassischen Autoren vortrefflich ausgestattete Bibliothek Rudolf von Langens, in der ein Hermann von dem Busche und andere namhafte Humanisten mit Wonne geschwelgt hatten, sowie die Bibliothek des Fraterhauses, die durch den bekannten Schreiber- und Sammelfleiß der Brüder sicher auf eine beträchtliche Höhe gebracht war. Ganz durch Zufall habe ich vor einigen Wochen unter ausgelösten Pergamentblättern der Universitätsbibliothek ein kleines Überrestchen der alten Fraterherrnbibliothek gefunden: das erste Blatt einer Pergamenthandschrift, auf dem die Zeit der Anfertigung und des Erwerbs für die Bibliothek mit genauen Daten verzeichnet und auch der reiche Inhalt des ehemaligen Sammelbandes angemerkt ist. Als nach Niederwerfung des Wiedertäuferregiments Friede und Ordnung in die Stadt zurückgekehrt waren, ging man alsbald wieder an die Schaffung neuer Bibliotheken. Den Vorrang unter ihnen nahm auch in dieser zweiten Periode zunächst wieder die Dombibliothek ein. Ihr schenkte 1541 der Dechant Rotger Schmising fast alle seine zahlreichen Bücher und zwar, was besondere Hervorhebung verdient, zum allgemeinen öffentlichen Gebrauche. Ihr vermachte auch derselbe Schmising testamentarisch die kostbare Bibliothek Hermanns von dem Busche, die nach dem Tode von Hermanns Bruder Burkhard in seinen Besitz gekommen war. Die wertvollste Zuwendung aber hatte die Dombibliothek einige Jahrzehnte später dem Dechanten Gottfried von Raesfeld zu verdanken. Er wies ihr nicht nur seine eigene, etwa 500 Bände starke, zum Teil eigens für diesen Zweck seit 1581 angelegte Büchersammlung zu, sondern setzte auch ein Kapital von 500 Talern zur Vermehrung und 300 Talern zur Verwaltung der Bibliothek aus, mit der Bestimmung, daß die jährlichen Zinsen dieser Kapitale für die genannten Zwecke verwendet werden sollten. Gottfried von Raesfeld war es auch, der die Berufung der Jesuiten nach Münster anregte und den Plan gegen vielfachen Widerstand energisch verfocht. Ihm selbst war es nicht mehr beschieden, seine Bemühungen, denen er durch Aussetzung eines Kapitals von fast 20000 Talern eine sehr solide Unterlage verlieh, von Erfolg gekrönt zu sehen. Aber bald nach seinem Tode (23. Oktober 1586) zog die Gesellschaft Jesu in Münster ein. In dem östlichen Flügel des jetzigen alten Akademiegebäudes nahmen die Väter Wohnung und vergrößerten von da aus ihren Besitz durch Kauf, Tausch und Schenkung von Jahr zu Jahr. Die Regel ihres Ordens verlangte aber auch die Anlage einer Bibliothek. Die Büchersammlung, die sie in kurzer Zeit zusammenbrachten, bildet den Grundstock der jetzigen Universitätsbibliothek. Beim Ausbau derselben erfreuten sich die Jesuiten wertvoller Beihülfe von den verschiedensten Seiten. So machte ihr z. B. die Dombibliothek in uneigennützigster Weise 1588 und 1589 reiche Schenkungen, und es dauerte nicht lange, so hatte die neue Jesuitenbibliothek die alte der Kathedralkirche an Bändezahl überholt. Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts dürfte die Büchersammlung in den prächtigen, mit Holzschnitzereien reich verzierten Saal im Nordflügel des alten Akademiegebäudes gekommen sein, der noch bis zu ihrem Auszug aus den alten Räumen der Stolz der Universitätsbibliothek war. 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben. Ein großer Teil der Patres aber blieb in der Stadt und setzte seinen Unterricht am Gymnasium fort, dem bald auch eine philosophische und theologische Lehranstalt angegliedert wurde, die seit 1780 die philosophische und theologische Fakultät der neugegründeten Universität bildete. In den Besitz des Gymnasiums bezw. der ihm angefügten Lehranstalt war auch die damals etwa 6000 Bände zählende Jesuitenbibliothek übergegangen. Sie führte nunmehr den Namen „Bibliotheca professorum Gymnasii Paulini“ oder „Bibliotheca collegii professorum Gymnasii Paulini“ oder auch einfach „Bibliotheca Gymnasii Paulini“. Die juristischen und medizinischen Professoren der Universität erhielten gleichfalls das Benutzungsrecht der Bibliothek. Bemühungen Franz von Fürstenbergs, die Büchersammlung in eine öffentliche Universitätsbibliothek umzuwandeln, sie vor allem also auch

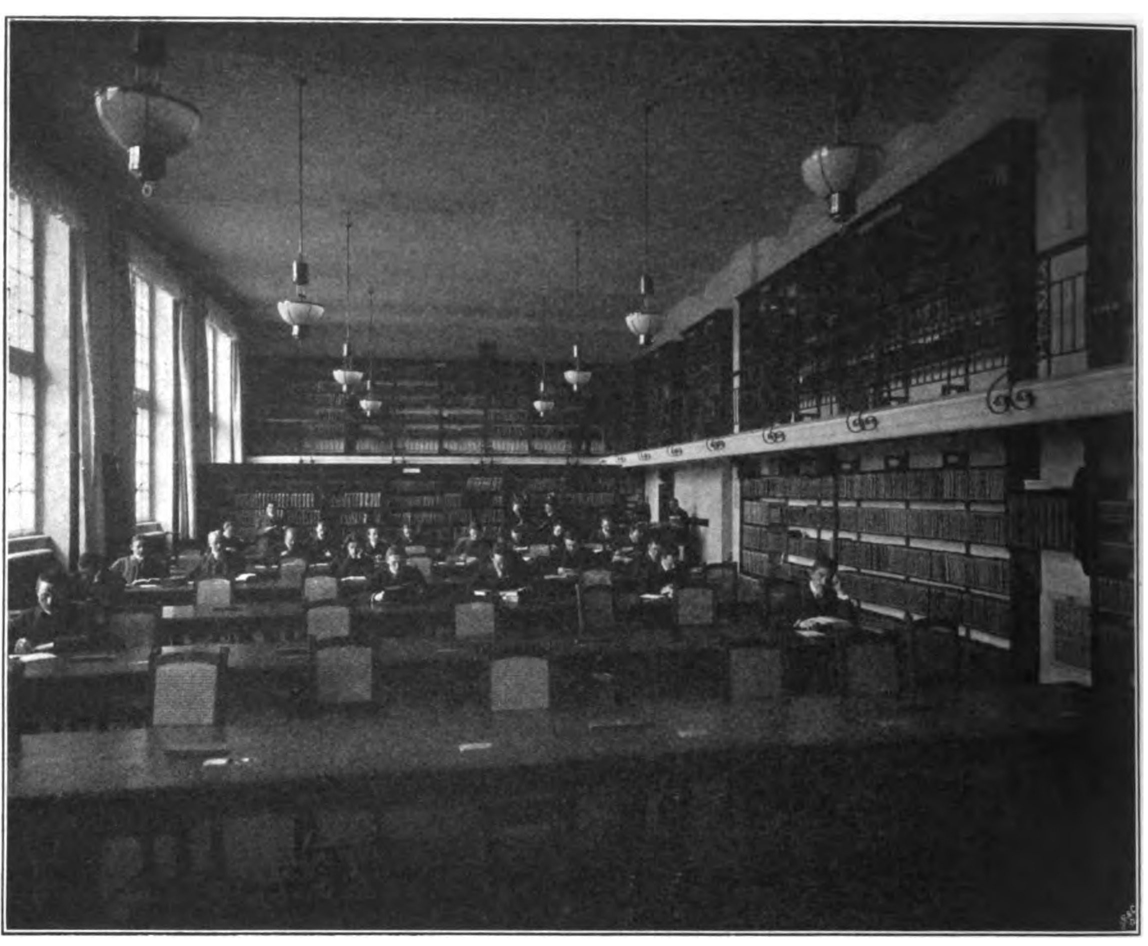
den Studenten zugänglich zu machen, brachte der münsterische Fürstbischof wohlwollendes Interesse entgegen, doch blieb es einstweilen noch beim Alten.

Im Frieden zu Luneville, 1801, wurde Münster dem Königreich Preußen zugeteilt, das am 6. Juni 1802 die Stadt in Besitz nahm. Da die neue Regierung die Universität zu erhalten und zu erweitern entschlossen war, wurde auch der Bibliothek erhöhtes Interesse zugewandt. Sie erscheint jetzt zunächst unter den Namen „Bibliotheca Gymnasii et Universitatis“, bald jedoch auch geradezu als „Universitäts-Bibliothek“ oder auch als „Öffentliche Bibliothek“, „Studien-Bibliothek“ oder „Öffentliche Studien-Bibliothek“. Diese Bezeichnungen deuten schon die erfolgte Erweiterung des Benutzerkreises an. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 ermächtigte die Fürsten zur Gütereinziehung der aufgehobenen Stifter und Klöster ihres Landes. Für die Büchermassen aus dem münsterischen Bistum bildete die Universitätsbibliothek der Hauptstadt die gegebene Zentralstelle. Dem Bibliotheksvorstande — es war damals als Nachfolger Kaspar Zumkleys Johann Hyacinth Kistemaker — wurden die einzelnen Bibliothekskataloge zugesandt, und er konnte aus ihnen die ihm tauglich erscheinenden Werke auswählen. Die ersten in Münster eingetroffenen Klosterbücher waren 265 Bände des Stifts Kappenberg; es folgte Liesborn mit reichem alten Handschriftenbestand, Marienfeld, Werden u. a. 1810 waren rund 20000 Bände vorhanden. Die Aufhebung der Universität Münster durch Kabinetsordre vom 18. Oktober 1818 gefährdete die Existenz der Bibliothek nicht, da „ein theologisch wissenschaftlicher und zur Vorbereitung darauf ein philosophischer und allgemein wissenschaftlicher Kursus für künftige Geistliche der münsterschen Diözese“ bestehen blieb. 1822 erscheint die Sammlung auf einmal unter dem Namen „Paulinische Bibliothek“, der ihr bis in die jüngste Zeit (2. März 1903) treu geblieben ist. Wer die vielfach mißverstandene Bezeichnung aufgebracht hat, ist nicht bekannt; sie gründet sich darauf, daß das Domkapitel zusammen mit dem Bischof den für das Gymnasium und die philosophische und theologische Fakultät bestimmten „Gymnasialfond“ geschaffen hatte (der mit dem „Universitätsfond“ aus den Einkünften des aufgehobenen Klosters Überwasser unter Preußens Regierung zu dem sogenannten „Studienfond“ vereinigt wurde), Schutzpatron des Domes aber der H. Paulus war. 1822/3 wurde auch die Bibliothek der Domkirche, die schon 1811 Staatseigentum geworden war, der paulinischen einverleibt. Aus dem Jahre 1823 ist eine Benutzungsordnung erhalten, die bestimmt, daß Dienstags und Freitags von 1—3 Uhr Bücher abgeholt und zurückgegeben, Dienstags und Donnerstags von 1—4 Uhr solche im Lesezimmer eingesehen werden konnten.

Das Ausleihegeschäft bewegte sich damals noch in sehr bescheidenen Grenzen. 1823/4 wurden etwa 2000, im folgenden Jahre allerdings schon 4000 Bände ausgegeben. So niedrig die Zahlen an sich auch waren, gegen die der vorhergehenden 15 Jahre gehalten, hatten sie eine beträchtliche Größe, denn in diesen 15 Jahren waren ganze 3000 Bände verliehen worden. Bei der Bücheranschaffung mußte auf die Bedürfnisse des Gymnasiums Rücksicht genommen werden, da — wie der Wortlaut einer Verfügung lautet — „die Paulinische Bibliothek zugleich Gymnasialbibliothek ist und daher nicht ganz wie eine bloße Universitäts-Bibliothek behandelt werden darf.“ Dieses Verhältnis wurde erst im Jahre 1877 gelöst, als dem Gymnasium Mittel zur Beschaffung einer eigenen Lehrerbibliothek gewährt wurden.

Das Schmerzenskind der Bibliotheksverwaltung waren seit langer Zeit die Kataloge gewesen. Von den verschiedensten Personen war daran gearbeitet, aber etwas Vollständiges und wirklich Brauchbares bislang noch nicht geschaffen. Erst als Prof. Dr. Franz Winiewski 1829 die Leitung des Instituts übernahm und in dem Studiosus Franz Guilleaume eine tüchtige Hilfskraft gewann, kam endlich ein vollständiger alphabetischer Katalog in Band- und ein systematischer in Zettelform zustande. Der erstere, der auf vorliegenden Arbeiten weiterbaute, war der bessere, die Ordnung des Sachkatalogs aber ließ innerhalb der einzelnen Fächer so gut wie alles zu wünschen übrig.

Winiewski versah die Bibliothekarstelle nur im Nebenamt. Es war deshalb erfreulich, daß 1853 die feste Stelle eines „Bibliotheksassistenten“ gegründet wurde, der die bibliothekarische Beschäftigung als seinen Lebensberuf ansehen sollte. Für die neue Stelle wurde verdienter-



Blick in den Lesesaal der Universitätsbibliothek zu Münster i. W.

maßen Guilleaume ausersehen. Zu mechanischen Hilfeleistungen zog man wohl die Tagelöhner heran, welche die Reinigung der Bibliothek besorgten, aber man machte damit eine sehr traurige Erfahrung, denn einer dieser Arbeiter, der Küfer Henlo, stahl für nicht weniger als 7000 Taler Bücher, Handschriften, Messingbeschläge und dergleichen. Das veranlaßte die Anstellung eines vereidigten Bibliotheksdieners. Guilleaume, auf dem übrigens die Hauptlast der Verwaltung geruht hatte, da Winiewski durch sein akademisches Lehramt stark in Anspruch genommen wurde, starb am 26. Oktober 1869. Einen ganzen Winter lang besorgte nun der treffliche Bibliotheksdiener Helmer allein das Ausleihegeschäft. Am 1. April 1870 trat Professor Dr. Joh. Baptist Watterich als Unterbibliothekar an Guilleaumes Stelle, wurde jedoch schon 1871 aus dem Dienst entlassen und durch den Privatdozenten Dr. Joseph Nordhoff ersetzt, der nach Winiewskis Tode (1874) diesem im Amte des Oberbibliothekars folgte, daneben aber auch die kunstgeschichtliche Professur an der Akademie bekleidete. Zum Segen des Bibliothekswesens drang damals in maßgebenden Kreisen die Überzeugung von dem Vorteile einer Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs durch. In Münster war die Ernennung Dr. Joseph Ständers (des gegenwärtigen Direktors der Bonner Universitäts-Bibliothek) zum Bibliotheksvorsteher ein erfreulicher Erfolg der neuen Richtung. Seine Anstellung erfolgte am 24. April 1876. Bücherausgabe und Lesezimmer wurden nunmehr an allen Wochentagen geöffnet, in der Verteilung der Arbeitsräume eine praktische Neuordnung durchgeführt, vor allen aber in den unzulänglichen Katalogverhältnissen Besserung geschaffen. Besonders dankenswert, weil für ein schnelles Auffinden der gewünschten Bücher außerordentlich zweckdienlich, war die Anlage eines ganz kurzen alphabetischen Katalogs in



Die Universitätsbibliothek zu Münster i. W.

Buchform. Durch dieses „Repertorium“ war man in den meisten Fällen der Mühe überhoben, in fünf verschiedenen alphabetischen Katalogen Umschau zu halten. Es lagen nämlich vor: ein oder vielmehr drei Bandkataloge (d. h. ein Katalog mit 3 Alphabeten) für die Erwerbungen *bis* 1870, ein Zettelkatalog für den Zuwachs *seit* 1870 und endlich daneben noch ein Katalog der bereits Ende des XVIII. Jahrhunderts in den Besitz der Bibliothek gelangten Büchersammlung des münsterischen Domdechanten Franz Egon von Fürstenberg († 1761). Noch jetzt leistet jenes Repertorium, das unter Ständers Nachfolger Dr. Rudolf Prinz (seit 1882) zu Ende geführt wurde, seine Dienste. Es erfüllte aber lediglich die Bestimmung einer leichten Auffindung der Signatur eines Buches; über Bändezahl, Auflage, Druckort und Jahr gibt es keine Auskunft. Deshalb machte sich daneben das Bedürfnis eines genauen Verzeichnisses für den gesamten Bibliotheksbestand immermehr geltend. Es war freudig zu begrüßen, daß man den schwerwiegenden Entschluß faßte, nicht mit dem vorhandenen Material weiter zu experimentieren, sondern eine vollständige Neukatalogisierung der ganzen Bibliothek in Angriff zu nehmen. Dieselbe wurde am 1. Januar 1886 unter Zuziehung zahlreicher Hülfskräfte begonnen, unter Prinz' Nachfolger, dem gegenwärtigen Hallenser Bibliotheksdirektor Dr. Karl Gerhard, dessen umsichtiger Leitung sich die Paulina nur drei Jahre (1888—91) erfreute, energisch weitergefördert und unter dem jetzigen Direktor Dr. Karl Molitor (seit 1891) beendigt. Eine systematische Neuaufstellung der gesamten Büchermassen nach der Folge der Signaturen, die Schaffung eines größeren Lesezimmers mit einer den dringendsten Bedürfnissen genügenden Handbibliothek, die Erwirkung mehrerer Extrafonds für besonders aufbesserungsbedürftige Abteilungen der Bibliothek bedeuteten große Verdienste Molitors um das Institut. Als Herbst 1902 die Akademie durch Angliederung einer juristisch-staatswissenschaftlichen Fakultät wieder zur Universität erhoben und der vorhandene, längst veraltete Bestand an rechtswissenschaftlicher Literatur in kürzester Frist zu einem brauchbaren Rüstzeug der neuen Fakultät ausgebaut war, — als infolge der selbst hochgespannte Erwartungen

übertreffenden Zunahme der Studentenzahl die Benutzung der Bibliothek sich über das doppelte hinaus steigerte und selbst das kurz vorher durch einen Umbau der Geschäftsräume geschaffene Lesezimmer, trotzdem es eine beträchtliche Zahl von Arbeitsplätzen bot, sich als unzureichend erwies, von den Bücherräumen ganz zu schweigen, — da konnte nur durch einen Neubau Abhülfe geschaffen werden. Er wurde im Herbst 1904 begonnen und in der kurzen Zeit von nicht ganz zwei Jahren seiner Vollendung entgegengeführt.

Das neue Gebäude erhebt sich am Bispinghofe, nicht weit von der Universität, in einheitlichen, dem Gesamtcharakter der altmünsterischen Profanbauten verständnisvoll angepaßten Formen der deutschen Spätrenaissance. Die Anlage, Putzbau mit Sandsteinumrahmungen und Rustikaerdgeschoß, ist in zwei Hauptteile scharf gegliedert: Verwaltungsgebäude und Büchermagazin. Das Verwaltungsgebäude kehrt der Straße seine Längsseite (35 m), das gleich lange Magazin die Giebelseite zu. Die beiden Teile stoßen jedoch nicht unmittelbar an einander, sondern werden durch einen niedrigeren Zwischenbau verbunden, in dem eine Steintreppe vom Hauptportal über einen geräumigen Vorflur zu dem im ersten Stock gelegenen Ausleiheraum führt. Im Verwaltungsgebäude sind wiederum zwei Hauptteile von außen deutlich erkennbar: eine dreistöckige Vorderhälfte nach der Straße zu und eine die vordere weit überragende hintere Hälfte mit nur zwei, aber um so höheren Stockwerken. In der Vorderhälfte ist ein besonderer Aufgang für die Beamten vorgesehen. Unten liegen hier links von der Treppe ein Packraum mit elektrischem Aufzug und die Dienerwohnung, rechts ein Reserve-Arbeitsraum; im Zwischengeschoß links ein großer Raum für Dissertationen, Programme und dergleichen, rechts das Buchbinderzimmer; im oberen, höheren Stockwerk rechts das Zimmer des Direktors, links, bis an die Bücherausgabe reichend, ein großer Arbeitssaal mit 8 bis 9 Plätzen. Hier sind auch die Kataloge untergebracht: Lipmansche Kasten mit einem Verschluß aus Metallstäben, die ein unbefugtes Herausnehmen der Zettel verhindern sollen. Das untere Stockwerk der Rückseite des Verwaltungsgebäudes nehmen ein: ein als Hörsaal gedachter Raum, ein Arbeitszimmer und ein großer Saal für Folio Maximo-Bände, Handschriften, Inkunabeln, Libri rari und sonstige Kostbarkeiten. Einige besonders wertvolle Stücke sind in eisernen Schaukästen zur Besichtigung ausgestellt. Über das ganze obere Stockwerk hin dehnt sich ein hoher prächtiger, mit Galerie versehener Lesesaal aus, von dem ein kleiner Teil durch eine Gestellwand als Zeitschriftenlesezimmer mit 24 Sitzplätzen abgetrennt ist. Der große Raum hat an sechs langen, nur an einer Seite besetzten und einem kleineren, den Damen reservierten Tisch 54 Arbeitsplätze. Die Repositorien ringsum können eine Handbibliothek von etwa 10000 Bänden aufnehmen. Den Dozenten der Universität ist in einem kleinen niedrigeren Anbau ein besonderes Arbeitszimmer eingeräumt. —

Das Büchermagazin (33,38:10,00 m) vermag in sechs Geschossen von 2,38 m Höhe ungefähr 275000 Bände zu fassen. In jedem Geschoß sind 16 Doppelreihen Lipmanscher Gestelle untergebracht. Die Einzelreihe wird von 8, je 1 m breiten Gestellen gebildet. Die Achsenweite zwischen den Gestellen beträgt 1,85 m. Das Magazin ist ebenso wie das Verwaltungsgebäude mit elektrischem Licht und Zentralheizung ausgestattet. Zur Bücherbeförderung sind die sechs Geschosse durch einen elektrischen Aufzug miteinander verbunden.

Die Übersiedelung der Bibliothek in den Neubau begann am 27. August. Zur Hilfeleistung waren 18 Soldaten zugezogen. Die Büchermassen für das Magazin wurden in 17 Arbeitstagen herübergeschafft. Da das neue Gebäude vom alten nur etwa 250 m entfernt liegt, konnte der Transport der Bücher durch den Garten des physikalischen Instituts unter leichter Überbrückung der Aa auf Schienen mit Loren erfolgen. Die Bücher wurden in vorn und oben offene, ein leichtes Ein- und Auspacken ermöglichende Kasten von 1 m Länge (nach Heidelberger Muster) gepackt, die in den meisten Fällen von einem Mann auf der Schulter bequem zu und von den Loren getragen werden konnten. Eine Lore nahm in der Regel sechs solcher Kasten auf. Die Herbeischaffung des übrigen Besitzes der Bibliothek und die Einrichtung im Neubau war anfangs Oktober im wesentlichen beendigt. Am 3. November 1906 wurde die Eröffnung des Gebäudes in Gegenwart des Herrn Unterrichtsministers festlich begangen.

Die Bibliothek zählte am 1. Oktober rund 155000 Buchbinderbände (einschließlich der besonders aufgestellten 893 Handschriften, 686 Inkunabeln und 710 Libri rari), dazu etwa 130000 Universitäts- und Schulschriften, 1700 „kleine Schriften" und 6500 Dubletten. Wenn sie auch an Bändezahl unter den Universitätsbibliotheken Preußens an letzter Stelle steht, so übertrifft sie doch in dem gegenwärtigen Betriebe eine ganze Reihe von ihnen, sowohl was die Anschaffung von Büchern betrifft — hier fällt der reiche juristische Extrafond besonders ins Gewicht —, als auch was die Benutzung ihrer Werke angeht. Im Jahre 1905/6 wurden, ohne die für den Lesesaal bestellten Werke, am Ort über 32000, nach auswärts etwa 2500 Bände ausgeliehen. Die Lücken ihres eigenen Bestands ergänzt die Bibliothek in einem regelmäßigen Leihverkehr mit der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den Universitätsbibliotheken Bonn und Göttingen. An Zahl der von auswärts bezogenen Bücher übertraf sie im Jahre 1904/5 mit rund 2550 Bänden alle preußischen Universitätsbibliotheken.

Möge sie in ihrem neuen Heim weiter wachsen und blühen und allzeit eine treue Hüterin der ihr anvertrauten Schätze des Geistes sein! —



Beiträge zur Grabbe-Forschung.

Von

Dr. Arnulf Perger in Wien.

I. Aus Grabbes Wanderzeit.

März 1823 brach Grabbe seine ohnehin stark vernachlässigten rechtswissenschaftlichen Studien ab und verließ Berlin. Die juristische Laufbahn schien ihm nicht mehr begehrenswert, sein sehnlichster Wunsch war, Schauspieler zu werden. „Den stud. jur. könnt Ihr weglassen", meint er bezüglich seiner Adresse in einem Brief an die Eltern (April 1823). Nun begann für ihn eine bewegte, zwar kurze, aber enttäuschungsreiche Wanderperiode. Nach einem gescheiterten Versuch in Leipzig wandte er sich an Tieck, der ihn nach Dresden kommen ließ. Aber Tieck erschrak beim Anblick des seltsamen, vernachlässigt aussehenden jungen Mannes, der sich ihm als Schauspieler empfohlen, ja sein Talent in den leuchtendsten Farben dargestellt hatte (Brief vom 18. 3. 1823) und seinem Aussehen und Gehaben nach sich doch ganz und gar nicht dazu eignete. Wohl scheint Grabbe nach einer Erzählung Zieglers[1] Pathos und Begeisterung gehabt zu haben; auch Duller[2] berichtet, daß der Generalsuperintendent Werth, vom Rednertalent des jungen Grabbe überrascht, ihm die theologische Laufbahn anempfohlen habe, aber sonst besaß der Dichter nicht die geringste schauspielerische Anlage. Tieck begegnete ihm mit großem Wohlwollen, sorgte auch für eine angemessene Unterstützung; aus der erhofften Anstellung wurde aber nichts. Doch Grabbe ließ sich seinen guten Glauben nicht nehmen und suchte, nach Braunschweig und Hannover reisend — sogar nach Bremen will er gekommen sein (Brief an Kettembeil vom 4. 5. 1827) — persönlich mit den dortigen Bühnen Verbindungen anzuknüpfen. Aus dieser Zeit liegen uns vier bisher unveröffentlichte Briefe Grabbes an seinen Berliner Freund *Gustorf*[3] vor. Die ersten drei aus Dresden fallen unmittelbar in diese Periode, der vierte aus Detmold ist etwas später geschrieben, als der Dichter wohl oder übel sich entschließen mußte, seine juristischen Studien wieder aufzunehmen.

Ludwig Christian *Gustorf*, wohl der beste Freund Grabbes aus dem Berliner Kreise, wurde 1798 in der Nähe von Düsseldorf geboren. Des früh verwaisten Knaben nahm sich ein Verwandter an und ließ ihn in Münster die Lateinschule besuchen. 1814 diente er in den Freiheitskriegen in der deutschen Legion unter Graf Wallmoden, 1815 begann er Medizin zu studieren, erst in Göttingen, wo er Heine und Köchy[4] kennen lernte, dann in

[1] Ziegler, „Grabbes Leben und Charakter". Hamburg 1855. S. 19.

[2] „Grabbes Leben" von Ed. Duller. Düsseldorf 1838. S. 15.

[3] Im Besitz der Familie von Gustorf in Berlin, die mir die Briefe freundlichst zur Verfügung stellte und der ich auch sonst biographische Daten über Ludwig Gustorf verdanke.

[4] Später Theaterdichter und Intendant in Braunschweig, Studiengenosse Grabbes in Berlin.

Berlin. Hier kam er, später auch Grabbe, in den abenteuerlichen Kreis junger „Genies", von dem uns Laube und andere berichten. 1825 unterzog sich Gustorf dem preußischen Doktorexamen — in Göttingen hatte er schon 1818 das Doktordiplom erworben — und ließ sich als Arzt dauernd in Berlin nieder. Er starb daselbst 1888 als Geheimer Medizinalrat. Gustorf wird als resolute, sehr witzige Natur geschildert, die große Menschenkenntnis besaß. Grabbe bezeichnet sein Erzählen und Kommentieren als eine seiner Hauptforcen. Außer medizinischen Arbeiten schrieb er literarische Aufsätze,[1] ohne jedoch dichterisch produktiv zu sein.

Der erste Brief — undatiert — ist ungefähr Mitte April 1823 geschrieben worden.

An
den glücklichen Dr Gustorf
in
D. Güte. Berlin.

O Gustorf!

Dein Schlafrock? Ist er todt? — Wohne: große Schießgasse, nro 719. — Grüße Händrich,[2] Gründler,[3] Köchy, Üchtriz[4] — alle, alle. — Teufel, hier fällt mir ein, daß ich meinen Brief an Köchy auf verdammt lapperige Papierstreifen geschrieben und ihn nicht um Entschuldigg gebeten habe, thu Du es für mich! — In Dresden sind: erträgliche Bäcker, schlechte Conditoren, gute Speisewirthe, hohe Häuser, dumpfe Stuben, und der zehnte Mensch hat krumme Beine.[5] Trete noch lange nicht auf, halte mich von den Schauspielern fern und habe Freibillets im Theater und vollkommene Unterstützg. — Habe in nro 41 oder 42 des Merkurs,[6] unten auf der Seite, dem L. Pußkuchen einen Wischer gegeben, — wenn Du das Blatt bei Steheli[7] herausreißen, und mir zuschicken könntest, so thätest Du mir einen Gefallen, — hier geht es nicht. — Bitte, sag Händrich, daß ich ihm in nächster Woche schreiben würde. — O Charlottenburg! — In diesem Momente tritt ein langer Landsmann[8] von mir in die Stube und
(Habe kein Papier!) ich bin
Du weist es schon (Nächsten Dienstag schreibe ich an Borch[9].)
(Schreibe in Adressen)

(NB. Eben erhalte ich einen Brief von Köchy, den ich sofort beantworten würde, wenn ich nicht fürchtete, daß Köchy schon fort wäre. Schreib mir doch darüber. Heil der lieblichen Rosamunde[10] — sie wird Brühl[11] schon wg ihr Weiblichkeit gefallen — Antworte mir doch sogleich! hörst Du! — Sollte Köchy noch da seyn, so sag ihm, er *müßte* über Dresden kommen und bei mir logiren — Gut

Als Umschlag des Briefes diente ein Blatt, auf das Grabbe die Szenenbeschreibung des II. Aufzugs 1. Szene aus „Nannette und Maria" geschrieben hatte.

Mit dem „Wischer", den Grabbe Pustkuchen gab, hat es folgende Bewandtnis. Friedrich Gleich[12] hatte im „Merkur" vom 31. März 1823 unter dem Titel „Briefliche Mitteilungen" einen Bericht über Leipziger Angelegenheiten und Neuigkeiten gebracht. Schließlich wandte er sich gegen eine Neuausgabe der Jugendgedichte Pustkuchens und warf nebenbei die Frage auf, ob dieser Friedrich Pustkuchen der „falsche Wanderjahrmacher" und „große Goethezurechtweiser" mit einem Ludwig gleichen Namens, welcher einen Novellenschatz der Deutschen"[13] herausgegeben, ohne die Autoren, deren Werke er abdrucke, zu nennen, vielleicht identisch oder verwandt sei. Der Name Pustkuchen habe für jeden Deutschen, dem es nicht gleichgültig sei, ob einer der ersten Dichter der Nation gelästert werde, so viel Interesse, daß man gewiß gern alles Pustkuchensche Treiben

[1] Erwähnenswert ist sein Artikel in Fr. Kinds „Muse" (Monatsschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste, Leipzig 1821—22) September 1822 III.: „Beurtheilung der Berliner Bühne". Das ernste Drama dürfe nicht durch Oper und Posse verdrängt werden, meint er unter anderm, Schiller, Goethe und Öhlenschläger seien besonders zu pflegen. Die Oper nennt er noch nicht vollkommen, da die Musik mit dem Stoff nicht eins sei. Der Komponist müsse zugleich Dichter sein, oder der Dichter im ununterbrochenen Verständnis mit dem Komponisten den Stoff erfinden. Eine heute sehr an Wagner gemahnende Anschauung.

[2] Wahrscheinlich Hendricks, ein Niederländer, studierte in Berlin Medizin, später wurde er Leibarzt Wilhelm III. der Niederlande. Er und die folgenden Genannten sind Freunde, teilweise Studiengenossen des Dichters.

[3] Jurist; starb als Geheimer Regierungsrat.

[4] Jurist und Dichter. Verfasser des von vielen Zeitgenossen, auch von Goethe (s. Holteis Erzählung in der „Gartenlaube" Jahrgang 1868 Nr. 6) und Grillparzer (Brief von A. v. Maltitz an Uechtritz vom 23. 1. 1827 im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, vom Sekretär Dr. Jecht freundlichst zur Verfügung gestellt: „Von Alexander sprach er [Grillparzer] mit Bewunderung und fragte mich sehr über den Dichter aus.") überschätzten Dramas „Alexander und Darius" 1825. Von bleibender Bedeutung sind seine „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben". Düsseldorf 1839—41.

[5] Ganz ähnlich im Brief an die Eltern vom 21. 5. 1823.

[6] Merkur, Mitteilungen aus Vorräten der Heimat und der Fremde für Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Ferd. Philippi, im Verlag von P. G. Hilscher in Dresden 1820—31.

[7] Konditorei in der Charlottenstraße, Treffpunkt vieler Literaten und Künstler.

[8] Vielleicht Althof (s. Brief an die Eltern April 1823). — [9] Studiengenosse des Dichters.

[10] Ungedrucktes Drama Köchys, in Braunschweig aufgeführt.

[11] Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin.

[12] Leipziger Theaterdichter und Schriftsteller: derselbe, über den sich Grabbe in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung (III. Aufzug 1. Szene) lustig machte.

[13] Ludwig Pustkuchen, „Novellenschatz des Deutschen Volkes." Mit einem Vorwort vom Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren. 3 Teile. Quedlinburg 1822/23.

Karikatur von Herbert König auf Grabbe.

kennen lerne. Unter dem Titel „Biographische Notiz" beantwortete nun Grabbe im „Merkur" vom 7. April diese Frage in einer die Brüder Pustkuchen offenbar verletzenden Weise: „Ich habe das Vergnügen, dem Herrn *Fr. Gleich* auf seine Anfrage in Nr. 39 des Merkurs zu melden, daß der Herausgeber des Novellenschatzes des deutschen Volkes, Herr *Ludwig Pustkuchen,* angesessener Krämer und Branntweinschenk in Detmold und Bruder des Verfassers der falschen Wanderjahre ist. Grabbe." Aber Pustkuchen reagierte gar nicht auf Grabbes Angriff, er suchte im Gegenteil seinen Landsmann auf seine Seite zu ziehn und ihn zur Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift „Westphalia", deren Redakteur er war, zu gewinnen, und Grabbe kam die Verbindung mit diesem immerhin einflußreichen Schriftsteller schließlich sehr gelegen. Er macht sich zwar insgeheim über seine pietistische Gesinnung lustig (Brief an Kettembeil vom 16. 3. 1828 und anderorts), beschließt aber dennoch, ihn zum „trommeln" zu benutzen (Brief an Kettembeil vom 12. 8. 1827). Man sieht, daß Grabbe in der Wahl der Mittel, seinen Ruhm zu vermehren, nicht wählerisch war (vergl. die Stelle im Brief an Kettembeil vom 13. 1. 1828 in Grisebachs Grabbeausgabe Band IV, 251, 2. Zeile von unten). Er kommt auch selbst Pustkuchen entgegen und erwähnt in seiner „Shakespearo-Manie" (Grisebach I, 443) beistimmend dessen Ansicht,[1] daß die Romantiker im Gefühl ihrer eigenen Schwäche Goethe zum Meister erkoren, als aber dessen Talent sich hierzu nicht eignete, Shakespeare dazu erhoben hätten. Pustkuchen wiederum packte Grabbe bei seiner Eitelkeit. Er fand Tiecks Lob, den „Gothland" betreffend zu gering (Brief an Kettembeil vom 13. 1. 1828) und nannte Grabbe klüger als Goethe, weil er im „Gothland" in Berdoa den Teufel nicht unter wahren Namen auftreten ließ. Pustkuchen zog Grabbe ganz in seine antigoethische Richtung. Fortan vertritt der Dichter über Goethe dieselben Ansichten wie er, ja verwendet oft dieselben Gedanken; so sind z. B. die in der ersten Fassung von „Aschenbrödel" gegen Goethe gerichteten Angriffe ein bloßer Extrakt der von Pustkuchen in den „Wanderjahren" ausgesprochenen Anschauung. Auch mit dem einst verachteten „Krämer und Branntweinschenken" Ludwig Pustkuchen knüpfte Grabbe später Beziehungen an. Denn nach einer vom 29. 8. 1828 datierten Bücheranzeige L. Pustkuchens in den Fürstlich Lippischen Intelligenzblättern übernahm der Dichter Bestellungen für die L. Pustkuchensche Leihbibliothek.[2] Der zweite[3] Dresdner Brief Grabbes an Gustorf — ebenfalls undatiert — ist etwa acht Tage nach dem ersten, ungefähr am 22. April geschrieben. Er lautet:

Allervortrefflichster Gustorf!

Ich schließe, daß Du jetzt mit Köchy auf Eine Stube gezogen bist, und Deine Briefe setzen mich in Ekstase. Wie freut es mich, daß Du aus der Klemme bist. Hinter der Mauerstraße No. 224 war's doch eine curiose, herzdrückende Zeit. — Was Du mir in Deinem letzten Briefe über mein Verhältnis zu Tiek schreibst, ist ganz richtig, Uechtriz und Händrich sind in die Extreme gerathen; übrigens geht es mir hier in Dresden noch so, wie im Anfange bei Euch, — ich stehe und halte mich im Hintergrunde, — kommt tempus, kommt Grabbe. — Was mein Auftreten betrifft, so hat das Weile, — Hr von Könneritz[5] behandelt mich mit ausnehmenden Wohlwollen, — ich erhalte Geld und alles, — weiter wird aber unter 6 Wochen nichts geschehen; — vielleicht spiele ich zuerst irgend eine kleine Rolle im Tell.[6] — — Habe nun viele von Uechtriz Bekannten und Bekanntinnen kennen gelernt, wie z. B. die Hofsecretairinn Ernst,[7] welche mir nicht sehr imponirte. — Wo befindet sich Heine? — Was den A. Mahlmann[8] angeht, so habe ich ihn bis dato noch nicht besucht: 1.) weil ich nicht wußte, ob mein Brief bei ihm angekommen war, 2.) weil ich mir nicht den gehörigen Anzug verschaffen konnte, 3.) weil in dem Augenblick, wo ich mir denselb verschafft hatte, die Berufung nach Dresden ankam, und diese mit dem Verwaltergeschäfte in einem zu directen Widerspruche stand, als daß ich ohne eine näheren Rath von Euch einen Schritt hätte wagen dürfen, und 5.) weil ich stündlich erbötig bin auf einen Wink nach Leipzig mit der Eilpost (welche den Weg in 1/2 Tage zurücklegt) zu reisen und mich ihm vorzustellen. — Meine Ansicht über die Sache ist bis dato dieselbe: ich betrachte sie als ein Reservecorps, welches am Ende mehr Dienste als die Hauptarmee leisten kann; übrigens schlage ich vor, daß man rascher zur Werke geht, — *ich trete erst in 6 Wochen auf und lebe vielleicht gar bloß als Schriftsteller.* — Ich dachte an Euren Unwillen, sonst würde ich schon längst von Mahlmann 200 Thlr. oder einen Esel erhalten haben. — Ich bin in tausend Hinsicht ein rechter Antidresdener. — Neulich war ich seit vier Jahren wieder zum erstenmal in der katholischen Kirche,[9] und ich fühlte fast bis zu Thränen, wie sehr mir ein inniger Glaube Noth thut. —

Stets
Dein Freund
Chr. Grabbe.
(Schreib bald!!) Grüße Robert.[10]

[1] „Wilhelm Meisters Wanderjahre" von Friedrich Pustkuchen. Quedlinburg 1821/22. I. 233.

[2] Arthur Ploch, „Grabbes Stellung in der deutschen Literatur". Leipzig 1905, Anh. I. 195.

[3] Zwischen den ersten und zweiten Brief Grabbes fallen einige verloren gegangene Briefe Gustorfs an Grabbe. Daß es nicht die von Blumenthal (IV. 632 ff) veröffentlichten Briefe vom 24. und 27. April sind, geht aus dem Inhalt dieser und des uns vorliegenden zweiten Briefes an Gustorf hervor. — [4] Ecke der Taubenstraße, Quartier Gustorfs.

[5] Hoftheaterintendant in Dresden. — [6] Im Dresdner Hoftheater damals recht häufig aufgeführt. Vergl. Gründlers Brief Ende April 1823. Blumenthal IV. 633. — [7] Schwester der Gebrüder Schlegel.

[8] Die folgende Stelle ist nicht aufgeklärt. Mit Mahlmann ist jedenfalls der Schriftsteller Siegfried August Mahlmann gemeint, Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt", seit 1821 Direktor der erneuerten Leipziger ökonomischen Sozietät. Wahrscheinlich wollte ihn Grabbe in dieser Eigenschaft wegen des „Verwaltergeschäftes" sprechen.

[9] Siehe Brief an die Eltern vom 21. 5. 1823.

[10] Studiengenosse Grabbes, Freund von Uechtritz, mit dem ihn ein tiefes religiöses Gefühl verband. Starb als Justizrat 1856. Sein Großvater war der Hofbildhauer Tassaert, den Friedrich der Große nach Berlin berufen hatte.

Den dritten Brief an Gustorf schrieb der Dichter am 3. Juni 1823. Er bildet die Antwort auf Gustorfs Brief vom 27. 4. 1823 (Blumenthal, IV. 633 ff.) und lautet:

Sr. Wohlgeboren
dem Dr. med. Gustorf
in
Durch Einlage Berlin,
(Leipziger Straße nro 39, bei Madam Butzken, parterre)

Gustorf! o! Gustorf!

Erstens schreibe ich Dir einen Brief auf Briefpapier, zweitens tadle ich Dich, dß Du so lange geschwiegen hast, da ich mich in dieser Hinsicht mit meinen neuen Verhältnissen und dem Abschreiben meiner Stücke entschuldigen kann, drittens bitte ich Dich mir gleich nach Durchlesung des Briefs zu antworten, viertens wohnt der Choulant,[1] wie ich höre, in Leipzig, fünftens bin ich aber auch zu faul gewesen, um in den Adreßkalender zu gucken, sechstens schreib mir, wie das Journal heißt, welches Deinen Aufsatz erhalten sollte, und siebentens schicke ich ihn Dir gleich auf Deine nächste Antwort, zum Dank für dieselbe.

Neulich erhält Tieck, während ich just da bin, plötzlich ein Paquet von Berlin mit Heines sämmtlichen Werken, ohne ein Begleitungsschreiben; Tags darauf sagte Tieck, daß sich in den Gedichten etwas erlebtes zeige, aber die Tragödien gefielen ihm nicht. — Auch traf ich neulich den Brandiot[2] und gab mich ihm aus Spaß zu erkennen; er will mir schwerlich schaden; an den Gerüchten des vorigen Winters ist nichts wahres. — Wittwe Butzken? Die ist entweder sehr dick oder sehr hager, und noch dazu Original. Mauerstraße: Du, der Oeconom,[3] Köchy, vier Bafsteaks, vier Champagnerflaschen und ich, gegenüber zwei hungrige Gelehrte, die nicht illuminirt hatten, nebenan das Gestöhne der ein Kind auskotzenden Wirthstochter u. s. w. — Sag' Robert, daß ich fest bin und bleibe, unerschütterlich fest; er möchte, in Deinem nächsten Briefe einige Worte mitschreiben. — Was macht Grimm?[4] Grüß' ihn doch von mir. — Die Stich[5] ist ja wieder aufgetreten; sie war die klügste von allen drei Betheiligten. — Ich wohne auch bei 'ner Wittwe, die ehemals eine Fraunsperson gewesen zu seyn scheint, und fast wie mein Teufel[6] mitten im Sommer noch immer einheitzen läßt; sie heißt Loose und trägt eine grüne Perücke. — Hat Köchy an Euch geschrieben? Wo steckt der Oeconom? — Wie ich hier stehe, wie ich mich gemacht habe, ist curios; doch jetzo ist's mein fester Wille, mich allen mehr und mehr zu nähern; eigentlich werde ich zu human behandelt; aber was man von mir denkt, weiß ich nur so halb und halb. Rath' einmal! Schreib' mir's! — Bleib' in Berlin; vielleicht besuche ich Dich einmal. — Wohnst Du hinten oder vorn heraus? — Ich glaube zu wissen, wes wegen Du mich in verschiedenen Schimmern[7] siehst. — Tieck nennt mein sentimentales Thier[8] allerliebst, obgleich er auch Manches daran aussetzt; er gesteht mir, daß man mich darin nicht wieder erkenne. — Hast Du Geld genug? Geh bisweilen um meinetwillen in den Don Juan und lies die Abentheuer des Barbier Schnaps.[9] Es ist eins der ersten und wahrsten Werke in der Welt. — Wenn Du mir nicht sogleich antwortest, und viele Witze und Facta erzählst, so werde ich wahnsinnig; Commentiren ist einer Deiner Hauptforcen. — Mir fehlt Jemand wie Du. — Der Zuschauer[10] mit seiner Abtrittsbrille ist ja eingegangen! Was macht der vortreffliche Symansky nun? Ob er noch Freibillets erhält. — Ich beneide euch um die Sommergenüsse im Charlottenburger Theater, besonders wenn ihr Mädtchen mitgenommen habt. — Was macht Dein Zahn?[11] Meine sind auch wacklich und wollen auch ausfallen. Wie heißt der Titel von Heines Tragödien? Ich mochte Tieck nicht darum fragen. — Schreib!

Dein Adresse
Große Schießger 719
Dresden den 3 Ju[ni][12] Grabbe.
1823

Die letzte Briefstelle, welche Heine betrifft, zeigt, daß der Verkehr der beiden Dichter auch in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft durchaus kein naher war. Denn Heine erzählte Grabbe nicht einmal von seinen Tragödien, sodaß dieser erst nach ihrer Herausgabe bei Dümmler durch Gustorf (Brief vom 27. 4. 1823. Blumenthal IV. 633 ff.) von ihnen erfährt und dann auch noch nicht den Titel weiß. So verlangt nun der Dichter, der Tieck sein wahres Verhältnis zu Heine nicht mitteilen will, sich aber bei einer eventuellen Besprechung der Tragödien in Tiecks Gesellschaft bloßzustellen fürchtet, von Gustorf Auskunft. Damit fällt auch Plochs[13] Annahme, der in dem Namen des im Lustspiel vorkommenden Dichters Rattengift, mit dem — was ja möglich ist — Heine gemeint sei, eine beabsichtigte

[1] Robert hatte in dem von Blumenthal IV. 635 f veröffentlichten, etwa in das Ende des Aprils fallenden Brief an Grabbe geschrieben, daß ihn Gustorf (Gustav) bitte, zum Dr. Choulant wegen seines Aufsatzes zu gehen. Wahrscheinlich wollte Gustorf seinen, später in Gräfes und Walthers „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde" Jg. 1823 S. 510—18 aufgenommenen Aufsatz „Beiträge zur Geschichte der Lithotomie vermittelst der Sectio recto-vesicalis" durch Vermittlung Choulants, des Dresdner Arztes und Gelehrten, in einer medizinischen Zeitschrift veröffentlichen.

[2] Unbekannte Persönlichkeit. — [3] Köchys Bruder, später Ökonomierat in Braunschweig.

[4] Studiengenosse Gustorfs, später Leibarzt Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

[5] Siehe Grabbes Brief an die Eltern vom 14. 2. 1823. Der Schauspieler Stich war vom Grafen Blücher, als er diesen bei seiner Frau überraschte, durch einen Dolchstich schwer verwundet worden. Dieser Liebeshandel wurde Augusta Stich allgemein sehr verübelt, und sie hatte bei ihrem ersten Wiederauftreten am 8. Mai 1823 arg mit der Mißgunst des Publikums zu kämpfen. — [6] In seinem Lustspiel „Scherz, Satire . ." I. 3.

[7] Siehe den Schluß von Gustorfs Brief vom 27. 4. 1823. Blumenthal IV. 635.

[8] „Nannette und Maria". Vgl. Brief vom 18. 3. 1823, worin er Tieck die baldige Übersendung dieses Dramas anzeigt.

[9] „Abenteuer und Fahrten Sebastian Schnaps, Bürgers und Barbiers. Leipzig, Kummer 1798. [Anonym; Verfasser ist Chr. Aug. Vulpius].

[10] „Der Zuschauer, Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung" herausgegeben von J. D. Symansky bei Trautwein, Berlin 1821—23 (Nr. 1—33); dann verboten.

[11] Gustorfs Brief vom 27. 4. 1823. Blumenthal IV. 633 ff. über seine Operation beim Zahnarzt Werther, richtig Werth, der schräg gegenüber von Grabbe in der Friedrichstraße wohnte.

[12] Der folgende Schnörkel ist wohl nicht als l (also Juli) zu lesen, da u. a. auch aus den Briefen Grabbes vom 15. 6. und 26. 7. 1823 klar hervorgeht, daß er schon in der zweiten Hälfte des Juni Dresden verließ. — [13] A. a. O. 21.

Ähnlichkeit mit dem Titelwort „Ratcliff" sieht. Heines Erzählung von seinen Berliner Freunden in der Vorrede zur dritten Auflage des „Ratcliff", entspricht nicht den Tatsachen. Sonst berichtet Grabbe ohne jeden Zusatz Tiecks Urteil über die ersten Werke Heines, und fragt im zweiten Brief nach dessen Aufenthaltsort. — Die keineswegs freundschaftlichen Beziehungen des Berliner Freundeskreises zu Heine möge folgendes Brieffragment[1] Gustorfs an Uechtritz vom 12. 5. 1829 illustrieren. —

Aus der eigentümlichen Erwähnung des Mozartschen „Don Juan" kann man schließen, daß sich der Dichter schon damals mit dem Plan zu einem Don Juandrama beschäftigte, wie er einige Monate später an Tieck schreibt, daß die Idee zu einem Faust, der mit Don Juan zusammenträfe, sich in seinem Kopf immer mehr entwickele (Brief vom 29. 8. 1823). Somit gewänne die Erzählung Jemanns,[2] Grabbe habe ihm damals in Leipzig größere Partien aus „Don Juan und Faust" vorgelesen, an Wahrscheinlichkeit, zumal es sich, wie aus der Erzählung hervorgeht, um den ersten Entwurf handelt.

In allen drei Briefen berichtet Grabbe über seine neuen Verhältnisse, vermeidet aber von seinem Mißerfolg bei Tieck zu sprechen. Ja, er sucht im Gegenteil den Anschein zu erwecken, als sei sein Auftreten als Schauspieler vorderhand aus irgend welchen Gründen nicht möglich, während er doch Tiecks Ansicht über sein Schauspielertalent schon nach der ersten Probe kannte. Zugleich betont er immer, wie man für ihn sorge, und welche Unterstützung er genieße, wohl um anzudeuten, daß er eine sofortige Anstellung gar nicht nötig habe. „Trete noch lange nicht auf, halte mich von den Schauspielern fern," schreibt er im ersten Brief, fügt aber sofort hinzu: „habe Freibillets im Theater und vollkommene Unterstützg." Ähnlich im Brief an die Eltern April 1823. Die Furcht Grabbes, mit den Schauspielern in Berührung zu kommen, ist für ihn charakteristisch. In Düsseldorf machte er einmal (im Brief vom 24. 2. 1835) Immermann den Antrag, ihn beim Einstudieren der Rollen durch Vorlesen behilflich zu sein, erklärt aber, mit den Schauspielern in keine Berührung kommen zu wollen. Wahrscheinlich war er sich schon in Dresden seines linkischen und ungewandten Benehmens bewußt und fürchtete — gar noch, wenn er seinen Plan, Schauspieler zu werden, kundgäbe — ausgelacht zu werden. Auch im zweiten Brief verdeckt Grabbe den ganzen Sachverhalt. Er tut so, als ob er sich absichtlich im Hintergrund hielte, und meint, daß seine Zeit schon kommen werde. Endlich gesteht, er „lebe vielleicht gar bloß als Schriftsteller." Merkwürdig ist, daß seine Berliner Freunde, die seine Person ja genau kannten, an die Möglichkeit seines Auftretens als Schauspieler glaubten. Gründler meint, daß Grabbe wohl auch in bedeutenden Rollen auftreten werde, und Robert hofft, in Dresdener Zeitungen bald etwas von ihm zu lesen, erklärt aber übrigens, daß es schade wäre, wenn der Dichter am Theater seine Kräfte verschwende. Vielleicht wollte er ihm damit auch eine leise Andeutung geben, von seinen Schauspielerplänen abzulassen. Im dritten Brief schreibt Grabbe von seinen Aussichten einer Anstellung bereits nichts mehr. Natürlich gibt er sich wieder den Anschein, als ob er der Herr der Situation wäre; aber noch etwas anderes läßt sich aus seinen Worten erkennen. Er hat die Empfindung, daß seine Freunde seine Lage in Dresden durchschaut hätten, und weiß nicht, was er ihnen darüber schreiben kann, ohne sich bloßzustellen. „. . . eigentlich werde ich zu human behandelt; aber was man von mir denkt, weiß ich nur so halb und halb. Rath' einmal! Schreib' mir's!" Er möchte also wissen, was die Freunde über ihn dächten, ob sie sich nicht etwa über seinen langen, zwecklosen Aufenthalt in Dresden schon lustig machten. — Auch Kettembeil gegenüber hat Grabbe später seine weiteren Mißerfolge in Braun-

---

[1] Im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, deren Sekretär Dr. Jecht die Benutzung freundlichst gestattete. Der des Raumes wegen bruchstückweise wiedergegebene Brief lautet:

In Eile.

Wir wissen dß es Ihnen gut geht, u. freuen uns darüber von ganzem Herzen. Ob Robert sich mehr freut wie ich, bleibt zweifelhaft.

. . . .

Der am Herzen schwitzende (das Schwitzen ist der Prozeß der Verdunstung wodch Wärme weggeht), inclinirte Heyne, schleicht jetzt hier herum, mit einer geheuchelten Ruhe, Einfachheit u. relativ geringen Aufwand von Ungezogenheit der Sitten, als sei er das erste poetische Lied der Welt. Die Großen, die liebenswürdigen Frauen und die sogenannten geistreichen Familien, wetteifern keineswegs um den Besitz dieses Ritters, das kann ich auf Ehre versichern. Grabbe's Faust u. Don Juan ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Ein nach chablots denkender Freund von uns war vor 8 Tagen außer sich; meynte diesmal sei Grabbe ein homo ascius. Rellstab aber schreyt: Hier grade sei Grabbe ein amphiscius. Wer da Rellstab's Tragödien nicht kennt, den hält Herr Rellstab für ein temperamentum nullum. Grabbe's Tragödie ward vorgestern in einer Abendgesellschaft beim farnesischen Stier vor u. ausgelesen;

. . . .

Und nun Herr von Ü. wünsche ich Ihnen die besten Stunden

Berlin — Ihr

12/5 29. — Dr. Gustorf

[2] Robert Prutz, „Deutsches Museum". Leipzig 1852 II. 1. Heft 188—98.

schweig und Hannover zu verdecken gesucht. Man vergleiche die köstliche Schilderung im Brief vom 4. 5. 1827, dann auch den entstellenden, für Weiterverbreitung bestimmten Bericht über seinen Dresdener Aufenthalt (Brief an Kettembeil vom 2. 12. 1827).

Sehr niedergedrückt kam der Dichter in der letzten Augustwoche 1823 nach Detmold zurück und begann zuerst, seinen Schmerz zu betäuben, ein sehr wüstes Leben. Dann dachte er daran, zwecks einer späteren Staatsanstellung seine Advokatursprüfung abzulegen und wandte sich an seine Freunde in Berlin mit der Bitte, ihm ein Abgangszeugnis von der Berliner Universität zu verschaffen. Um seiner Sache sicher zu sein, schrieb er nicht nur an Gustorf, sondern auch an Robert, Hendricks und Köchy.[1] Man sieht, wie sehr es ihm um die Erlangung des Zeugnisses nach dem Scheitern seiner sonstigen Pläne zu tun war. Gustorf schickte ihm dasselbe, und Grabbe bedankt sich am 12. 2. 1824 in folgendem Brief:

Gustorff,

verzeih einem Esel seine Eselei und einem Grabbe seine Grabbage; außerdem war auch Dein besprochenes Schreiben so curios eingerichtet; sein Couvert so winzig, seine Adresse „an Herrn Christ. Grabbe" so verdächtig (selbst der Postsekretair sah mich darauf an), Deine Namensunterschrift so nachlässig, und Dein Ausdruck so auffallend, daß ich das Schlimmste vermuthete. Ist es aber wahr (was ich in der That dunkel ahnte), daß Du alles geflissentlich so anordnetest, so muß ich Dich verehren, und gestehen, daß ich noch nie so groß von Dir gedacht habe. — Ich schäme mich, Dir für die Gefälligkeit, mit welcher Du mir das Zeugniß (jetzt mein einziges Gut) verschafft hast, eine elende Danksagung abzustatten, sonst würde ich hier den allgemeinen Briefsteller citiren. — Daß Üchtriz, der gewiß gar so übel nicht ist, nur Gutes von mir sagt, ist ganz dem pythagoräischem Lehrsatze gemäß, denn er muß ja wissen, daß ich ihm durchaus nicht mehr schaden und nützen kann. Zufolge Okens Naturhistorie wird er mich in 1 Jahre tadeln, und in 2 Jahren vergessen. — Wenn ich in meinem letzten Sendschreiben auf meine *rechte* Ehre versichert habe, so deute mir das nicht in's Schlimme, weil ich wohlweislich zum Behufe meines gesellschaftlichen Umgangs mir 32 andere Ehren angeschnallt habe; Du denkst Dir nicht, was mir das für einen Nutzen stiftet. — — Der Herzog von Angouleme hat nun das spanische Bitter herunter gesoffen[2] und ich bin nur in Furcht, daß er davon leicht betrunken werden kann, obgleich man hoffentlich vermöge einer Dampfmaschine ihn mit einem legitimen türkischen Häringssalat u. s. w. (NB Wenn ich etwas durcheinander schmiere, so nimm das nicht übel, weil ich, wie Du weißt, den Brief für den besten halte, welcher dem gewöhnlichen Umgangsgespräche, dessen Weitläufigkeiten vermeidend, am nächsten kommt.) Weshalb bezeichnest Du mir nicht Dein jetziges Logis? Bei der Buzke wohnst Du nicht mehr. — Bilde Dir nicht ein, Du alter [unleserlich ausgestrichen], daß es bei Dir fuimus Troes[3] heißt; Du bleibst gewiß, was Du einmal gewesen bist, und wenn Dir auch Hufeland[4] noch so viele fremdartige Cadaver einzuoculiren sucht; paß nur auf, wie Deine Lebensgeister sich plötzlich aufrütteln werden, wenn Du durch ein günstiges Geschick irgendwo „nen Rinderbraten von Alt-England" erschnappst; hic it, ein einziger Floh biß dem großen Newton sicherlich die ganze Astronomie weg und Kant hat, trotz seines Rennomirens, die Kritik der Vernunft in einer Tasse Kaffee geangelt oder besser gesagt, er hat die Vernunft darin rein gewaschen und manchen den Kaffee verdorben. Ich entsetze mich über das triviale Zeug, womit ich Dich ennuyire; glaub nur nicht, daß ich es aus Bosheit, Rachsucht oder Undankbarkeit thue, — es ist meine diesjährige Einfalt, denn trotz des gelinden Winters wird mein Geist künfugen Sommer eine geringe Witzernte halten; es muß fortan anderes Korn, echter Rocken darin wachsen, und zwischen dessen Halmen rottet man die Blumen aus. Wäre übrigens meine Situation nicht etwas triste, so würde ich ziemlich vergnügt seyn, weil mir die Wissenschaften wirklich wieder Spaß machen: mein Gemüth ist ein unruhiger Hund, dem man ein Stück Fleisch vorwerfen muß, damit es etwas zu kauen hat, und so ein Stück Fleisch mit einem Knochen darin ist das corpus juris Romanorum civilis. — Denkst Du auch noch wohl dann und wann an Dein Logis in der Mauerstraße? Ahne ich recht, sitzt Du am Ende wieder darin? — Die Kronprinzessin, welche Ihr nun habt, sah ich in Dresden; sie schien mir recht hübsch zu seyn, und hatte Lippen wie Polster, auf denen die Küsse ausruhen sollten. Es ist aber auch möglich, daß ich Sie mit einer ihrer Schwestern verwechsle. — Wer weiß ob ich im Lippeschen nicht aller Vorurtheile ungeachtet in eine erträgliche Carriere gerathe, wer weiß ob wir uns in einigen Jahren nicht abermals psychisch und physisch näher stehen als je. Bis dahin werde ich mich freilich oft mit dem Ausspruche meines Sulla trösten müssen: Das Jahr ist kurz, die Stunde lang.[5] — Wie ists mit den Kosten des testimonii? — Sehr gefällt mir in Deinem Briefe die Stelle: laß Deinen miserablen Argwohn, Grabbe. Der Grabbe will versuchen ob er es kann. Aber Du mußt wenigstens auch nicht mehr sprechen, daß Du so wenig Zeit hättest, an mich zu schreiben; Zeit zum Briefe hat man immer, wenn man nur will. Mach die Dinger nicht allzubreitschultrig (ich meine im Couvert), sonst denkt die Post, daß sie den Wagen umschmeißen könnten und nimmt mehr Geld dafür. In den ersten 3 Monaten brauchst Du übrigens an mich nicht zu frankiren; wozu soll ich ja das Wenige, was ich habe, eher verwenden, als zum Behufe, einige Worte von meinen Freunden zu hören? — So wie ich in meinen Nöthen an Händrich schrieb, um Dich zu treiben, habe ich neulich an Robert geschrieben (Du wirst's schon wissen), um euch beiden zu treiben, und an Köchy, um euch alle drei zu forciren. Du nimmst es mir doch nicht krumm? Ich dachte einige von euch wären mir böse, und ich glaube man kann mir leicht allerlei verzeihen. — Meine Menschenkenntniss ist nicht viel werth, besonders in concreto; darin hast Du ganz Recht, so wie Du auch überhaupt mehr Recht hast, als ich bisweilen denken mag.

Responde (amico tuo)
so bald, so bald als möglich,

Detmold (den 12ten Febr. 1824) Dein
Ch. D. Grabbe;
der Bär, brumm,
brum.

Dieser Brief ist voll von Geständnissen. Man hat die Empfindung, als ob die ganze Persönlichkeit des Dichters, der in Selbstüberschätzung bisher

[1] Köchys Brief an Grabbe vom 16. 2. 1824, Blumenthal IV 628ff.: „Früher werde ich aber schon an unsere Freunde in Berlin schreiben und ihnen die schnellste Ausführung Ihrer Angelegenheit zur Pflicht machen."

[2] Anspielung auf eine Stelle in seinem Lustspiel „Scherz, Satire . ." II. Aufzug 2. Szene.

[3] Ein Lieblingsausdruck Grabbes. Siehe sein Lustspiel III. Aufzug 1. Szene und den Brief an Kettembeil vom 4. 5. 1827. — [4] Der berühmte Berliner Arzt.

[5] Weder in der Dresdner Fassung des „Marius und Sulla" (Königliche Bibliothek Berlin), noch in der späteren Bearbeitung enthalten. Siehe Brief an Kettembeil vom 4. 5. 1827.

sich und andern Sand in die Augen gestreut hatte, nun in sich zusammengesunken sei. Mühsam sucht er einige geistlose Witze zu machen, erklärt aber bald, daß es hierin mit ihm heuer übel bestellt sei und bekennt seine „etwas triste“ Lage. Auch sonst muß Grabbe gestehn, daß er sich in seinen Freunden bezüglich deren Opferwilligkeit getäuscht habe; er will versuchen, von seinem „miserabeln Argwohn“ in Zukunft zu lassen und meint schließlich: „Meine Menschenkenntniss ist nicht viel werth, besonders in concreto, darin hast Du ganz Recht, sowie Du auch überhaupt mehr Recht hast, als ich bisweilen denken mag.“ Schon in Dresden hatte der Dichter gedacht, daß sich seine Freunde über ihn lustig machten, nun scheint er der Meinung gewesen zu sein, daß sie ihn betreffs seines Zeugnisses im Stich lassen wollten. Gustorf sandte ihm dieses, wahrscheinlich, um alles Gerede im kleinen Detmold zu vermeiden, möglichst unauffällig ein, aber Grabbe, der, gleich das Schlimmste vermutend, glaubte, daß sein Zeugnis in dem kleinen Kuvert nicht erhalten sei, ließ wohl die Sendung uneröffnet liegen und überhäufte Gustorf mit Vorwürfen. Beschämt muß er nun die Grundlosigkeit seines Verdachtes eingestehn. — Betreffs Uechtritz hat der Dichter Recht behalten. Denn obwohl jener in Berlin zu Grabbes eifrigsten Bewunderern zählte, schämte er sich später sehr des einstigen Verkehrs mit ihm und bestrebte sich auch in Düsseldorf, eine gegenseitige Annäherung möglichst zu vermeiden.

Mit seinen Berliner Freunden scheint der Dichter bald ganz gebrochen zu haben; in einem Brief an Immermann (10. 12. 1834) spricht er einmal von falschen Freunden, womit er offenbar den Berliner Kreis meint. Wahrscheinlich war an dieser endgültigen Entzweiung Grabbes „miserabler Argwohn“ wohl wieder mit im Spiel. Nur mit Köchy unterhielt er auch später noch einen regen (leider verloren gegangenen) Briefwechsel. —

Die hier wiedergegebene *Bleistiftzeichnung* des Karikaturisten *Herbert König*, eines Freundes der Köchyschen Familie stammt aus meinem Besitz. Unter der Skizze steht von Königs Hand: „Scene aus Grabbes Jugendleben nach des Augenzeugen Köchy Erzählung. Braunschweig 17. Septbr. 1847“. Die Zeichnung beruht also auf keiner Originalaufnahme Grabbes, kann aber immerhin bezüglich der Situation und äußerlicher Momente Anspruch auf historische Treue machen. Mit dem „Jugendleben“ ist die Zeit des Berliner Aufenthaltes gemeint: Grabbe in emsiger Tätigkeit mit Pelzjacke und dicken Wollhandschuhen bekleidet. Das Milieu erinnert sehr an die Schilderung Heines u. a.



Chronik.

Faksimile-Ausgaben englischer Inkunabeln. Neben Faksimileausgaben von Bilderhandschriften beginnt man jetzt auch den Inkunabeln durch Ausgabe von Photogravüre-Faksimileausgaben die gebührende Wertschätzung zu bezeugen. Namentlich das beneidenswert bibliophile England zeigt seine Bücherliebe und Sammelfreudigkeit auf solche Weise. So lassen die Syndici der Cambridge University Press eine Serie von zwölf Photogravüre-Faksimilien seltener, in England gedruckter und im Besitz der Universitätsbibliothek zu Cambridge befindlicher Inkunabeln erscheinen. Nur 150 Exemplare, von denen wieder nur je 100 verkäuflich sind, werden von jedem Buche hergestellt und die Platten dann sofort zerstört. Die Faksimiles sind auf handgefertigtem Papier hergestellt und in einen exquisiten Pergament-Einband gebunden. Acht Bände sind bereits zur Ausgabe bereit, zwei werden demnächst, die letzten zwei im Herbste herauskommen. Von den acht fertigen Inkunabel-Nachbildungen sind sieben von solchen Frühdruckexemplaren genommen, von denen nur jeweils dieses eine Exemplar bekannt ist. Abgesehen vom literarischen und Sammlerwert der Unica-Originalien, die natürlich auch auf die Kopien davon abgeben, haben sie auch große typographische Bedeutung. Sammler, die auf die ganze Serie subskribieren, erhalten eine Reduzierung des Preises von $^1/_5$ bei dem einzelnen Band; jeder Band soll nicht mehr als 20 Shilling kosten und sich durchschnittlich auf 10—15 Shilling stehen. Im folgenden die Aufstellung der bereits fertigen und demnächst erscheinenden zehn englischen Faksimileinkunabeln:

1. The abbaye of the holy Ghost. Printed at Westminster by Wynkyn de Worde about 1496.
2. The mery geste of the frere and the boye. Printed at the sign of the Sun in Fleet Street, London, by Wynkyn de Worde.
3. The Story of Queen Anclida and the false Arcite. By Geoffrey Chaucer. Printed by Caxton about 1477.
4. Augustini Dacti Sribe super Tullianis elogancijs et verbis exoticis in sua facundissima Rhetorica incipit peronate libellus. Printed at St. Albans about 1479.
5. The temple of glas. By John Ludgate. Printed by Caxton about 1477.
6. A ryght profytable treatyse compendiously drawen out of many and dyvers wrytynges of holy men by Thomas Betson. Printed by Wynkyn de Worde about 1500.
7. The assemble of goddes. By John Ludgate. Printed by Wynkyn de Worde about 1500.
8. Parvus Cato, Magnus Cato. Translated by Benet Burgh. Printed at Westminster by William Caxton about 1478.

9. The Churl and the Bird. Translated from the French by John Ludgate. Printed by William Caxton about 1478.

10. A lytell treatyse of the horse, the sheep, and the ghoos. By John Ludgate. Printed at Westminster by Wynkyn de Worde about 1499.

Bei der geringen Auflage müssen sich die Sammler mit Subskription oder Bestellung bei dem Cambridge University Press Warehouse, Fetter Lane London E. C., beeilen, wenn sie auf das ganze oder einzelne Bände reflektieren. — Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine andere hübsche und zugleich außerordentlich billige englische Publikation aufmerksam gemacht, die bald vergriffen sein dürfte. Das British Museum hat quasi als Katalog der in den Kästen der Grenville Library ausgestellten 147 kostbaren illuminierten Manuskripte bis jetzt zwei Serien von je 50 Tafeln im Collotype-Verfahren hergestellter photographischer Reproduktionen erscheinen lassen. Von den herrlichen Miniaturschätzen sind jeweils eine oder zwei Tafeln reproduziert und alle Schulen gut vertreten: byzantinische, englische, französische, flämische, deutsche, italienische. In der Einleitung ist eine knappe Beschreibung und Datierung nebst Farbenangabe vorausgeschickt. Je 50 Tafeln — gleichmäßig groß, daher manchmal reduziert gegenüber den Originalen — kosten nur 5 Shilling. Weitere „Reproductions from Illuminated Manuscripts" aus weniger zugänglichen, d. h. nicht in der ständigen Ausstellung des British Museums befindlichen köstlichen miniierten Handschriften stehen in Aussicht. M.

Im Jahre 1770 schrieb Friedrich der Große an die von ihm als „la gloire de l'Allemagne et la dixième Muse de notre siècle" gefeierte Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen: er habe, da er der Unterhaltung mit ihr nicht teilhaftig gewesen, doch den Trost gehabt, sich zu unterhalten: avec la landgrave de Darmstadt, la grande princesse que nous honorons et révérons également. Herz und Geist und den Humor dieser Frau weist das Buch auf, das im Jahre 1906 Frau *Elisabeth Mentzel,* die klug urteilende und feinfühlig abwägende Schriftstellerin, die so gern auch althessischen Empfinden sich hingibt, unter dem Titel: *Karoline von Hessen-Darmstadt, die große Landgräfin. Ihr Aufenthalt in Prenzlau 1750 bis 1756,* im Kommissionsverlage von Müller und Rühle in Darmstadt veröffentlicht hat. Wer ein aus Mosaik sich gestaltendes Kulturbild aus den letzten Jahren vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges genießen will, der lese dieses lebhaft geschriebene Werk. Die lebensfrische junge Pfälzerin an der Seite ihres schwer zu behandelnden Mannes, der im preußischen Soldatendienst in Prenzlau in der Uckermark stand, die fürsorgliche Mutter, ein dem Schönen und Echten in der Welt des Geistes und des täglichen Lebens zugewandter Sinn, sie treten in den Briefen, welche die „leitende Quelle" für Frau Mentzels Darstellung waren, mit ungebrochener Kraft zutage. Die Briefe der jungen Fürstin gehören zu denen, die man mit Freude und Spannung öffnet und zur Erinnerung für das spätere Leben wie für andere Generationen aufbewahrt, weil sie einem die ganze, liebe Persönlichkeit der Schreiberin schenken. Es ist ein treues, reiches Frauendasein, das sie uns enthüllen, und die Prenzlauer Periode, mit ihrer bunten Detaillierung, steht zwischen den Anfängen und der weiteren Entwicklung des geschilderten ganzen Lebenslaufes. Man braucht nun keineswegs der Meinung der Verfasserin unseres Buches beizupflichten, „die heute altförmige französische Sprache", in der Karoline ihre Briefe zu schreiben pflegte, sei daran Schuld, daß diese, „darunter Dokumente von höchstem ethischen Wert, für die Allgemeinheit ein ungehobener Schatz geblieben" seien. Ph. A. F. Walthers Ausgabe dieser Briefe ist wahrlich nicht zu loben, aber sie zeitigte doch in Verbindung mit der Biographie, die dieser fleißige hessische Geschichtsschreiber der trefflichen Frau gewidmet hat, schon längst ihre Früchte durch das Vertrautmachen aller Kreise des Hessenlandes mit der „Großen Landgräfin". Frau Mentzels Buch, das wesentlich deren Frühzeit behandelt, sei besonders der Empfänglichkeit altpreußischer Leser empfohlen, die gern eine behagliche Weile mit Adeligen aus der Vergangenheit ihrer Heimat, mit einem Ausschnitt aus dem Leben der Offiziere in der kleinen uckermärkischen Garnisonstadt, mit dem blauäugigen königlichen Herrn von Preußen, mit seiner leidgetränkten Schwester Amalie, mit Königsberg in der Neumark, mit Schwedt und Freienwalde und mit dem geistig-künstlerisch bewegten Leben im Schlosse zu Rheinsberg verkehren mögen, das den Prinzen Heinrich von Preußen zu seiner Hauptquelle hatte, den geistreichen, zartfühlenden, häßlichen Mann, von dem eine Beurteilerin später gerühmt hat: On peut bien dire que chez lui l'âme anoblit le corps. In Sonderheit sei das Buch aber auch unsern Frauen empfohlen, die in der Heldin eine hochbedeutende und dabei doch echt weibliche Vertreterin ihres Geschlechts erkennen werden: ein Vorbild für alles Wahre, Rechte und Gute.

Das in der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei in Darmstadt schön hergestellte Werk enthält das Bildnis Karolinens, das ihres Mannes und des Hauses „Burgfreiheit" in Prenzlau und — nach den Originalen in der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt — zwei der Landgräfin und zwei ihrer Töchter gewidmete Prenzlauer Huldigungsgedichte aus dem Jahre 1773, in dem die einst so hoch gehaltene Mitbewohnerin die ihr treu gebliebene Stadt wieder besuchte. Sie sind gedruckt „mit Ragoczyschen Schriften".

Mainz. *Dr. Heinrich Heidenheimer.*

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.
Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.
Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.
11. Jahrgang 1907/1908. Heft 4: Juli 1907.

Die Anfänge der Mainzer Gelehrten Lesegesellschaft und ihr verwandter deutscher Anstalten.

Von
Dr. Heinrich Heidenheimer in Mainz.



Im Jahre 1784 gebot eine Verordnung der Kurfürstlich Mainzischen Landes-Regierung, im Namen des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph Freiherrn von Erthal, da die meisten Denkmäler des Altertums, die im Kurfürstentum vorhanden, „bestehend in alten Steinschriften, Figuren, Opferaltären, Särgen mit Inschriften, Säulen und dergleichen“, „leider! aus Mangel behöriger Aufmerksamkeit, und Fürkehr entweder muthwillig zu Grunde gerichtet, oder ausser Landes verbracht worden“ seien, so habe man „dergleichen schätzbare Uiberbleibsel des Alterthums“ wohl aufzubewahren und vor der Verderbnis so viel als möglich in Sicherheit zu bringen. Von „allen und jeden Stücken, sie mögen an öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Thürmen, Mauern, oder sonsten in Privathäusern, Gärten oder Klöstern eingemauert, oder uneingemauert sich befinden“, sei eine nach Möglichkeit getreue Abschrift zu nehmen und der Regierung einzusenden.

In demselben Jahre hatte eine Verfügung der Regierung erklärt: der Kurfürst wünsche „die Künste und Wissenschaften immer in einen größeren Flor, und blühendere Aufnahme“ zu bringen. Dazu trage „die Aufbewahrung und gründliche Erforschung der von uralten Zeiten in den kurfürstlichen Landen häufig vorgefundenen römischen Alterthümer und alter Münzen“ bei. Es müsse daher alles, was an alten geschnittenen Steinen, an Münzen, Groschen, Blechmünzen, Talern, Goldgulden, Schaustücken und sonstigen Altertümern gefunden werde, oder jemandem zuhanden komme, angezeigt werden; man würde es, gegebenen Falles, nach seinem „innerlichen Werth“, allenfalls sogar mit einem der Seltenheit angemessenen Aufgelde bezahlen.

Auch den Archivalien wandte die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1785 beschloß man, das Landesarchiv „in einen vollkommnen Stand“ zu setzen; es habe nicht allein dem Staate, sondern auch jeder Stadt und Gemeinde, jedem Untertanen und Einwohner „Beweise, Abschriften, Hilfe, und Unterstützung zu leisten“. Auch von Einzelnen etwa angelegte Sammlungen und Ausarbeitungen geschichtlicher, genealogischer und sonstiger Nachrichten, die den Kurstaat und seine Gerechtsame beträfen, suchte die Regierung durch diese Verfügung für das Archiv zu erlangen; sie verpflichtete die Beamten, nach solchen sich

umzutun und stellte für in dieser Hinsicht bewiesenen besonderen Diensteifer eine Belohnung in Aussicht. Von den Sammlern und Bearbeitern aber meinte dieser Erlaß: es müsse ihnen selbst daran gelegen sein, daß ihre Ausarbeitungen „der Nachwelt zum Besten, und zu ihrem eigenen Ruhme und Andenken, zum nützlichen Gebrauche verwendet, und aufbewahret, auch deren Namen dem höchsten Landesfürsten zur Belohnung ihrer Verdienste bekannt gemacht“ würden. Aus den Protokollen, Urkunden, Hausgeschichten von Stiftern und Klöstern, Pfarrbüchern und Pfarrakten, „so weit dieselbe hinauf reichten“ — so bestimmte im Jahre 1786, wohl analog einer gleichzeitigen oder früheren Verfügung für das andere mainzische Gebiet ein Erlaß des erzbischöflich mainzischen General-Vikariats an das geistliche Gericht zu Erfurt, an alle Kommissariate und an die Landdechanten des Untererzstiftes, — sollten nach dem Wunsche des Kurfürsten, von den Vorständen dieser Anstalten und der Pfarreien, alle merkwürdigen Ereignisse, welche die kirchlichen Zustände, die Mainzer Geschichte oder Diözesanverfassung und die Privatgeschichte des Stiftes, des Klosters oder der Pfarrei angingen, „mit Namen, Jahr und Tag“ ausgezogen und eingeschickt werden. Die erzbischöflich mainzischen Verordnungen aus dem XVIII. Jahrhunderte seien auszulassen. Von den eingesandten Nachrichten aber würde kein schädlicher Gebrauch gemacht werden, ja, es solle sogar anheimgestellt bleiben, Geschichten oder Anekdoten zu übergehen, deren Mitteilung „mit einigem Grunde“ dem „anvertrauten Corpori auf irgend eine Art präjudizirlich“ erscheinen könne. In der „Neuen Verfassung der verbesserten hohen Schule zu Mainz“ vom Jahre 1784 erklärte der Kurfürst: es sei der Anfang zu einem Münz- und Medaillenkabinete gemacht, „um die Geschichte daraus zu erläutern“ und den Lehrbegierigen auch in der Numismatik Unterricht zu erteilen. Aus der allgemeinen Weltgeschichte, heißt es weiterhin in diesen Statuten, abstrahiere der philosophische Geschichtsforscher „die Geschichte der Menschheit“ und sehe darin „die Stufen und Ursachen der physikalischen, moralischen und politischen Kultur“. Die historisch-statistische Fakultät solle sich darum bemühen, daß die inländische Geschichte immer mehr aufgeklärt und zum Besten der studierenden Einheimischen, sowie als Ergänzung der allgemeinen deutschen Geschichte in Zusammenhang gebracht „und mit den erfoderlichen Beweisen versehen werde“. Und einer von den Leitsätzen, die der Professor der Universalgeschichte Nicolaus Vogt im Jahre 1785 für eine öffentliche Prüfung drucken ließ, besagte gleichfalls: die Geschichte sei als Philosophie der Erfahrung anzuwenden; verflossene Zeiten seien mit den gegenwärtigen zu vergleichen.

Aus diesen Verordnungen und Anschauungen erkennt man den geschichtlich gerichteten Geist dieser Epoche der Mainzer Vergangenheit, den Interesse, Dankbarkeit und Ehrfurcht zum Leben erweckt und genährt hatten. Diese erzeugte ein lebendiger Sinn für die Gegenwart, eine Lebensauffassung, die das Vorhandene aus dem Vergangenen begreifen und durch diese Erkenntnis gleichsam legitimieren wollte. Dieser lebendige Sinn für die Gegenwart aber verlangte, mit der großen politischen, sozialen und literarischen Welt in jedem Augenblick als Hineinsehender in Verbindung sein zu können. Mit Grund hat Johannes Müller in einem Briefe vom Jahre 1792 seinem Bruder aus Mainz geschrieben, daß der Rheinländer in politisch-sozial-revolutionärer Hinsicht „Liebe zu neuen Dingen“ habe. Ein Zeitalter, das eine Zeitschrift wie Jakob Iselins, des herrlichen Baseler Philanthropen, mit wohlberechtigtem Titel sich darbietenden „Ephemeriden der Menschheit“ hervorbrachte und trug, das auf pädagogischem, theoretisch-politischem und sozialem Gebiete sich unablässig regte, bedurfte natürlich auch des vielfältigeren Aufkommens rascherer Vermittelungsorgane, als Bücher dies sein konnten, der Vermehrung von Zeitungen und Zeitschriften. Im Jahre 1780 begann daher — ich berühre hier nur den Mainzischen Verhältnissen Naheliegendes — der Verleger Deinet in Frankfurt a. M. eine Wochenschrift unter dem Titel „Was neues in der Welt, Statistik, Kirche, Ökonomie? ...“ herauszugeben; in demselben Jahr erschien in dieser für die Interessen Süddeutschlands so wichtigen Stadt „Der rothe Wagen, eine universelle Wochenschrift“. Schon im Jahre 1755 wurden von dem nachmals so geschätzten Staatsmann und Publizisten

Friedrich Carl von Moser „Wöchentliche Frankfurthische Abhandlungen zu Erweiterung der nothwendigen, brauchbaren und angenehmen Wissenschaften" veröffentlicht, die — wie es im Vorberichte dieser Zeitschrift heißt — das „Brauchbare der Wissenschaften und den Einfluß in das Leben des gemeinen Wesens" bezweckten. Vornehmlich Aufsätze über Staats- und Völkerrecht, Polizei-, Kameral-, Öconomie- und Handlungswesen, Geschichte und die mathematischen Wissenschaften sollten behandelt werden. Die eigentliche sogenannte Litteratur sei ausgeschlossen. Aus dem Sinne für Gemeinnützigkeit war auch bei der Verbesserung der Mainzer Universität im Jahre 1746 durch den Kurfürsten Johann Friedrich Karl Reichsgrafen von Ostein die Bestimmung geboren, daß die reich vermehrte Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche der Einwohnerschaft dienen solle; man finde da, was in Europa oder von den hauptsächlichsten Universitäten literarisch Wissenswürdiges ausgehe (omne illud experiri poterunt, quod aut in Europa praecipuum aut in celeberrimis Universitatibus quoad litteraturam notatu dignum occurret); auch würden verschiedenartige Tages- und Monatsschriften jeweilig ausgelegt (porrigentur enim singulis diebus varii generis novellae tam quotidianae, quam sequentes menstruae). Und was war seit dieser Zeit nicht alles für das innere und äußere Leben des „gemeinen Wesens" Brauchbares, Erhebendes und Zierendes gepflanzt worden und zur Blüte gediehen auf dem literarischen Boden Deutschlands und auf dem seiner wichtigsten Literaturnachbarn, der Franzosen und Engländer! Wie eingreifend für das Allgemeinerwerden der Bildung hatten die Enzyklopädisten in Frankreich und von dort aus gewirkt, wie hatte der „Familienroman" von England her die Saiten der empfindenden Herzen auf dem Kontinente getroffen und zu seiner Nachahmung getrieben, und welche Schätze der reinen Poesie, der kritischen Betrachtung, der Versenkung in die Antike, welche Hoheitsideale der Humanität wurden geschaffen und ausgestreut in unserem Vaterlande seit den Tagen, in denen die Anfänge von Klopstocks Messiade erschienen, bis zu jener Periode, in der Goethe seine unsterbliche „Iphigenie" der Vollendung entgegenführte! Und dazu die vielfachen Bestrebungen und Leistungen in Handel, Gewerbe und Industrie.

Aus diesen Bedingungen entstanden in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Deutschland an vielen Orten Lesegesellschaften. Wie ein Heißhunger nach Bildung muß es durch unser Vaterland gegangen sein, und „Aufklärung" war das Bekenntniswort dieser Vereinigungen und Institute. Wie verschieden sie in Anordnung und Benutzungsvorschriften waren, erkennt man selbst bei kurzer Einsichtnahme der nicht wenigen Mitteilungen, die das gewichtige „Journal von und für Deutschland" z. B. in den Jahrgängen 1785 und 1786 enthält. So erfahren wir denn in dem „Approbirten Plan zu einer in den Herzogl. Sächs. Hildburghäusischen Landen zu etablirenden freywilligen Lesegesellschaft" aus dem Jahre 1786, daß durch sie, nach dem Wunsche der Durchlauchtigsten Herrschaften „die Fortschritte der Aufklärung und Sittenverbesserung erleichtert und beschleunigt werden" sollten; wir stehen somit hier einem Institute gegenüber, das gleichsam unter staatlichen Auspizien in das Dasein trat. Mitglied konnte jeder Bewohner des Landes und jeder auswärts Wohnende werden; die Ausleihung erfolgte wöchentlich einmal in Hildburghausen; die Auswärtigen hatten eine Stelle daselbst zu bezeichnen, an die sie die Bücher schickten und wohin für sie andere abgegeben werden sollten. Jedem Mitgliede stand es frei, Schriften zur Anschaffung vorzuschlagen. In den Landstädten sollte ein Unterdirektor bestellt werden, der von dem Hauptdirektor des Instituts die Bücher zur weiteren Verteilung zu erhalten habe. Am Ende des Jahres seien diese unter den Mitgliedern zu versteigern, und der Ertrag zur Anschaffung neuer Werke zu verwenden. Ein halbjähriges gedrucktes Verzeichnis der angeschafften Bücher ward jedem Mitgliede zugestellt. Der Jahresbeitrag betrug 4 Taler. Für die Anschaffung der Schriften aber war maßgebend, daß sie die neuesten, aus den verschiedenen Teilen der Wissenschaften darstellten, und daß nur solche gewählt würden, die allgemein interessieren konnten.

Ohne den Schutz einer Obrigkeit bestand schon seit dem Jahre 1772 eine Lesegesellschaft in Lüneburg; im Jahre 1786 umfaßte sie ungefähr 100 Personen. Ihre Mitglieder

hatten 64 gute Groschen als Jahresbeitrag zu zahlen, und jährlich wurden 300—400 Bücher zum Zirkulieren angeschafft. „Man wählt", sagt der Berichterstatter im „Journal von und für Deutschland", „nicht bloß solche, die man für gut hält, sondern auch schlechte, wenn sie nur von einer gewissen Seite merkwürdig sind. Die drey sogenannte Brodstudien sind gänzlich ausgeschlossen, und werden Bücher daraus nur in so weit zugelassen, als ihr Gegenstand und die Behandlung desselben noch innerhalb den Gränzen der Philosophie (im allgemeinen Verstande genommen) enthalten sind. Schöne Wissenschaften, Geschichte, Statistik, Naturhistorie sind die Fächer, woraus die meisten Bücher genommen werden."

Hatten die Hildburghausener und die Lüneburger Lesegesellschaft keinen Leseraum, so fand einen solchen, wer, für einen Jahresbeitrag von 6 bis höchstens 8 Gulden, Mitglied der Lesegesellschaft in Karlsruhe in Baden geworden war, einer Vereinigung, deren für Zeitungen und Zeitschriften bestimmtes Leselokal einem modernen Lesekasino geähnelt haben muß. Anmutend ist der Schluß der Einladung zur Mitgliedschaft dieser Gesellschaft aus dem Jahre 1784. Er lautet: „Kann ein Mann von Geschäften einen Tag nicht erscheinen, so denke er, er habe den Musen 1 Kr. [Kreuzer] geborgt, die ihm gewiß den anderen Tag selbigen mit Wucher zurückgeben werden." Man merkt, daß es die Residenz Karl Friedrichs und seiner ihm ebenbürtigen Gemahlin ist, in der diese Worte geschrieben und empfunden wurden: wie musenfreundlich war doch der markgräfliche Hof!

Anders stand es wiederum in Stuttgart. Dort hatte der Buchhändler Metzler eine „Lesegesellschaft ungefähr nach dem Plan der Gothaer Kränzchen" errichtet; um den Jahrespreis von 10 Gulden konnte man in seinem Hause gelehrte Zeitungen und Journale finden. Diese Gesellschaft versammelte sich viermal in der Woche. Bücher, die nur ein „bestimmtes Metier" interessieren konnten, waren von der Anschaffung ausgeschlossen, aber „alle durch ihren Inhalt, Ausdruck oder ihre Wirkungen zur Aufklärung und Bildung allgemein für wichtig anerkannte Schriften" und damit „alles, was zur Aufklärung der Begriffe über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, der Natur, Moral, Erziehung usw." beitrage, solle vorhanden sein. Man sieht, wie stark dieses, mit sich selbst sich beschäftigende deutsche Zeitalter unter der Einwirkung Rousseaus stand, in Erinnerung an den wenige Jahre zuvor der größte Schwabe huldigend und anklagend ausgerufen hatte:

„Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst wars finster — und die Weisen starben,
Nun ists lichter — und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sofisten,
Rousseau leidet — Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt."

Wir wenden uns nun, nachdem wir Lesegesellschaften in fast ausschließlich protestantischen Gegenden kennen gelernt haben, einer Zentrale katholischen Lebens in Deutschland zu, in die allerdings der wissenschaftlich gebildete Liberalismus des regierenden Herrn und erleuchtete Berater bald den Eingang protestantischer Gelehrten herbeiführten: nach der Hauptstadt des Erzbischofs-Kurfürsten von Mainz. „Es ist Unserer landesväterlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen," so liest man in einer kurfürstlichen Verordnung vom 19. April 1784, „welchen Einfluß der Land- und Schreibkalender als das gewöhnliche Lesebuch des gemeinen Manns selbst auf die Gedenkensart und auf die Bildung desselben hat". Deshalb habe die Regierung die Veranstaltung getroffen, daß ein verbesserter, gemeinnütziger Mainzer Land- und Schreibkalender erscheine; fremde Kalender zu besitzen wird daher, unter Androhung von Konfiskation und Geldstrafe, verboten. Durch besondere, von Beamten zu bestimmende Leute seien die Kalender in den Ortschaften zu verkaufen. Suchte die Regierung, die in demselben Jahre die Mainzer Universität durchaus liberal neugestaltet und seit ungefähr einem Jahrzehnte die Stadt- und Landschulen kräftig gehoben hatte, auch auf diese Weise die Anschauungs- und Wirkungssphäre der kleinen Leute zu erhellen, so mußte sie auch selbstverständlich zugestimmt haben, als man in den obersten Schichten und in dem wohlhabenden Bürgerstande eine Lesevereinigung als ein Bedürfnis empfand. Am 1. Januar 1782 erteilte der Kurfürst die Erlaubnis zur Errichtung einer „gelehrten Lese-Gesellschaft". Ein Mainzer, August Anton Heideloff, hatte

darum nachgesucht. Die Gesellschaftsmitglieder sollten täglich in einem schicklich eingerichteten Zimmer zusammentreffen können, „worinn zur Vermehrung — politischer — und wissenschaftlicher Kenntnisse, als dem Grundzwecke dieses Instituts die zur Lesegesellschaft bestimmte Schriften so wohl als einige von Ihr selbst gewählte theils deutsche, theils Französische politische Zeitungen gelesen, und über das Gelesene belehrende Unterredungen gepflogen werden mögen"; auch solle eine zweite Gesellschaft für Schriftenzirkulierung gebildet werden. Der Kurfürst hatte seiner Zustimmung die Verwarnung anfügen lassen, daß die Zusammenkünfte am Ende nicht in eine zweckwidrige Spielgesellschaft oder Freimaurerei ausarteten, oder daß sie gar zu einem „Caffé-Haus und öffentlichen Billard" mißbraucht würden; der Vizedom habe deshalb genaue Aufsicht zu tragen. Ein enthusiastischer Lobredner, der bekannte juristische Schriftsteller Ludwig Köster, gab im Jahrgange 1790 des „Journals von und für Deutschland" eine „Authentische Beschreibung" dieser mittlerweile ausgestalteten „gelehrten Lesegesellschaft", deren Statuten auch geändert worden waren, und ihn veranlaßte dazu „der Gedanke und Wunsch, durch eine allgemeinere Bekanntmachung mehrere Denker zur Nachahmung aufzumuntern, und dann Liebe zur Dankbarkeit, weil" ihm „bey einem langen Aufenthalt in Mainz hiedurch manche süße Erholungsstunde verursacht worden ist, und jedem andern Fremden, der diese Gesellschaft besucht, ein ähnliches Glück wiederfährt . . ." Fünf Räume, darunter ein Lese- und ein Unterhaltungszimmer, standen den Mitgliedern, deren Aufnahme durch Ballottierung erfolgte, zur Verfügung; der Jahresbeitrag betrug 12 Gulden. Die ganze Einrichtung dieser Gesellschaft wurde auch außerhalb sehr geschätzt, so daß nach ihrem Vorbilde mehrere Vereinigungen entstanden. Für Mainz wurde sie, wie ihr erster Sekretär sagt, der Theologe und Historiker Schunk, im ersten Bande seiner „Beyträge zur Mainzer Geschichte" (Frankfurt und Leipzig 1788), das, „was ein ähnliches Institut des Herrn de la Blancherie zu Paris" war und wie ein solches auch in London errichtet werden sollte: „der Vereinigungspunkt aller der öffentlichen Achtung würdigen Stände, für Einheimische und Fremde." Von neun Uhr morgens bis zehn Uhr abends konnte man sich — Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts allerdings hatten keinen Zutritt — in den Gesellschaftsräumen aufhalten. Gegen die Religion, den Staat und die guten Sitten „anstößige Gespräche" „nebst den Büchern und Schriften von solcher Art" waren „gänzlich untersagt". Es war sogar die Bestimmung getroffen, daß diejenigen Herren, die solche Schriften oder Stellen bemerkt hätten, dem Direktorium davon Nachricht geben sollten, damit diese Druckerzeugnisse beiseite getan, „auch allenfalls fürs künftige nicht mehr bebestellt" würden. Schunk bemerkte charakterisierend, daß die Mainzer Vereinigung eine Ähnlichkeit mit den gewöhnlichen Lesegesellschaften habe, „welche entweder von Buchhändlern um einen gewissen Preiß angelegt werden, oder wo die Schriften von Hause zu Hause gleichsam in einem Zirkel zu den Mitgliedern auf gewisse Tage oder Stunden gebracht werden"; aber durch die Möglichkeit und die Absicht, literarische und politische Kenntnisse in der Unterhaltung zu verbreiten und einzutauschen, bekomme sie „einige Aehnlichkeit mit Akademien und litterarischen Gesellschaften und deshalb habe man ihr den Beinamen gelehrte Lesegesellschaft gegeben . . ." Der Leser fand dort Zeitungen, Correspondenzen, periodische Schriften, Wörter- und Nachschlagebücher, sowie Landkarten vor, und ein Katalog zeigte ihm an, was vorhanden war. Noch heute aber interessiert die Kenntnisnahme der Zeitungen und Zeitschriften dieser Gesellschaft aus mehr als einem Gesichtspunkte. Sechs Zeitungen in französischer Sprache, eine italienische und eine englische wurden geboten; man sieht wie stark die Herrschaft der Sprache des französischen Hofes und der französischen Politik geworden war, wenn man neben der „Gazette secrète de Versailles", dem sonn- und wochentäglich herausgekommenen „Journal de Paris", dem „Journal général de l'Europe contenant le récit des principaux événemens politiques et autres", das wöchentlich dreimal in Sedan erschien, auch die „Gazette de Cologne", die „Gazette de Leyde" und den in Cleve herausgegebenen „Courier du bas Rhin" findet. Und wenn das Vorhandensein der „Notizie del Mondo" und der Zeitung „The World" bekundet, daß Italien und England dem Interesse von Mainzer

Lesern nicht fremd waren — an der Universität wurde wie Französisch so auch Englisch und Italienisch, zum Teile durch geborene Vertreter dieser Sprachen gelehrt —, so paßte ein italienisches Journal besonders in eine Stadt, die seit langem aus dem italienischen Sprachgebiete Stammende zu ihren Insassen zählte und aus kirchlichen Verhältnissen vielfachen Zusammenhang mit Rom hatte. „The World" aber durfte sich einer interessevollen Aufnahme in einer Zeit erfreuen, in der Bekanntschaft mit englischer Literatur zu den Bestandteilen wahrer Bildung gerechnet wurde. Von Zeitungen in deutscher Sprache waren, außer dem „Mainzischen Intelligenzblatt" und der „Mainzer Zeitung" die Montags, Mittwochs und Freitags erschien, die Oberpostamtszeitungen von Köln und Frankfurt a. M., das „Frankfurter Staats-Ristretto, oder kurzgefaßte Erzählung der neuesten und merkwürdigsten Nachrichten und Begebenheiten der Europäischen Staaten, wie auch der Wissenschaften, der Künste und nützlichen Erfindungen", die „Gothaer Deutsche Zeitung", die „Erlanger Real-Zeitung", der „Hamburger Correspondent", die „Hanauer Europäische Zeitung", die in Nürnberg verlegte „Ministerial-Zeitung", die in Saalfeld herausgegebene „Staatswissenschaftliche Zeitung", die „Neuesten Weltbegebenheiten von Kempten", das „Wiesbader Intelligenzblatt", die „Wetzlarer Zeitung", der „Bairische Landbote" und „Schubart's Chronik" zu finden. Es ist charakteristisch, daß der deutsche Norden — den „Hamburger Correspondenten" ausgenommen — nicht vertreten war, daß keine Berliner Zeitung gehalten wurde, trotz des politischen Schwergewichtes, das Preußen ausüben konnte und ausübte und trotzdem, daß der Kurfürst von Mainz, der Erzkanzler des Deutschen Reiches, dem Fürstenbunde, den Friedrich der Große in das Leben gerufen, als Mitglied angehörte. Aber freilich: auch Zeitungen aus Wien und den österreichischen Kronlanden, aus Hessen-Darmstadt und Baden fand man ebensowenig vor. Erschien dies jemanden als Mangel, so erkannte er doch aber sicherlich den Reichtum an „Gelehrten Zeitungen" und „Periodischen Schriften" an, der hier zum Genusse einlud. Nicht weniger als 64 Nummern dieser Gattungen waren um das Jahr 1790 vorhanden, davon sechs: „Annales Helmstadienses", „Nouvelles ecclésiastiques", „Cahiers de lecture", „Esprit des Journeaus", „Journal de médecine" und „Journal de physique" nicht in deutscher Sprache. Die „Reichshofraths Conclusen und Anschlagzettel", die „Reichstags-Correspondenz" und Schlözers „Staats-Anzeigen" vermittelten den Interessenten juristische und staatliche Beschlüsse und Erörterungen; die „Wöchentliche Nachrichten zur Erdbeschreibung", die „Historische und geographische Monatsschrift", die „Litteratur- und Völkerkunde" erinnern an das Zeitalter, in dem ein neuer Weltteil entdeckt und eine Reise um die Welt gemacht worden war, deren einer Teilnehmer, Georg Forster, damals als Universitätsbibliothekar in Mainz wirkte. Aber auch Literatur, Theaterwesen und Musik, Philosophie und Theologie, Mathematik, Physik und Chemie, Handlungswesen und Ökonomie, sowie die militärische Wissenschaft konnten in ihrer neuen periodischen Literatur in dieser Lesegesellschaft verfolgt werden. Und endlich: wer durch seine Fachwissenschaft gesättigt oder durch sie ermüdet war, der fand in einer Anzahl von „Gelehrten Zeitungen" einen erquickenden Überblick über allgemeiner interessierende Erscheinungen, über Theorien und Tatsachen aus der Welt des Schönen und Treibenden dieser kosmopolitischen, gestaltungsmächtigen geistigen Periode. Und der Referent über die Mainzer Lesegesellschaft im „Journal von und für Deutschland" hatte recht mit seiner Behauptung: das Verzeichnis der von der Gesellschaft beschafften Zeitungen, Zeitschriften und Werke trage „viel zu dem Ruhm des guten und aufgeklärten toleranten Mainzer Geschmacks bey. . . ." Die Zeitungen, Korrespondenzen und periodischen Schriften wurden gebunden in die Bibliothek gestellt und damit für das Studium nach vielen Richtungen eine wichtige Quelle eröffnet; auch Vorlesungen — die erste war die lateinische des Theologen und Historikers Würdtwein über Drusus Germanicus — boten sich anfangs den Mitgliedern dar, wie man sich „auch durch Unterredungen und Bemerkungen über Gegenstände der Mainzer Geschichte nützlich" unterhielt. Und es verschlug natürlich nichts, daß solchen Erörterungen das Trinken von „Thee, Schokolade, Kaffee, Mandelmilch, Limonade und Punsch", die gegen taxmäßige Zahlung zu bekommen waren, zur Seite gehen konnte.

Wer dann weiterhin der Lektüre sich hingeben wollte, dem standen, außer der Universitätsbibliothek, vom 1. Mai bis 8. September, — seit dem Jahre 1777 einmal, seit 1792 zweimal wöchentlich — auch die Dombibliothekschätze liberal, aber nur in der Bibliothek, zur Verfügung und der konnte sich auch der „Lesebibliotheken" bedienen, die der Buchhändler Leroux, der Buchbinder Sartorius und der aus Mainz stammende Schutzjude Bär Ingelheim auf Grund kurfürstlicher Privilegien eröffnet hatten.

Im Jahre 1797 schrieb Schiller an Garve: „Es ist noch eine Materie, die ich von Ihnen vorzugsweise beleuchtet wünschte, das Verhältniß des Schriftstellers zu dem Publikum und des Publikums zu dem Schriftsteller. In unsern Zeiten, wo ein so großer Theil der Menschen seine eigentliche Erziehung durch Lectüre bekommt, und wo ein anderer nicht unbeträchtlicher Theil sich diese Erziehung durch Schriften zum Geschäft seines Lebens macht, scheint es mir eben so interessant als zweckmäßig das Innere dieses wechselseitigen Verhältnisses aufzudecken, die Folgen die es für beide Theile hat, anthropologisch zu entwickeln, und es wo möglich, durch ein aufgestelltes Ideal von dem, was es für beide Theile seyn könnte und sollte, zu reinigen und zu veredeln ..." Kein Zweifel, daß Lesegesellschaften, wie die angeführten, für diese „Erziehung durch Lectüre" von tiefstgreifender, schöpferischer Wirkung waren. Das erkennt man — um nach den meist evangelischen Landschaften und dem katholischen Gebiet auch des seit Moses Mendelssohns Zeit mit sehnsüchtiger Leidenschaft und Liebe Bildung in sich einraffenden jüdischen Elements zu gedenken — aus einer Äußerung Joachim von Schwarzkopfs in seiner 1802 in Frankfurt a. M. erschienenen Schrift „Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Messrelationen, Intelligenz blätter und Flugschriften zu Frankfurt am Mayn". Von ganz neuer Art, sagt er, sei das Unternehmen „zweyer Lesecabinetter unter der Frankfurter Judenschaft, obgleich noch zu sehr in der Kindheit, als daß über deren Einrichtung, Fortdauer und Wirkungen ein bestimmtes Urtheil gefällt werden könnte". Vergönnt sei jedoch der fromme Wunsch, daß diese Institute eine Pflanzschule der Ausbildung würden, „um diese beträchtliche Colonie zu der Culturstaffel ihrer Glaubensgenossen in Berlin und Hannover emporzuheben". Von den Berliner „gelehrten Judenzirkeln" aber schrieb der Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrat zu Weimar Karl August Böttiger an Schiller — und zwar in demselben Jahr, in dem dieser Garve zu einer Erörterung der Wechselwirkung von Schriftsteller und Publikum anregen wollte —: „sie seien die einzigen, die dort eigentlich von Literatur sprächen ..."

In den „Regeln und Satzungen" der Mainzer Gelehrten Lesegesellschaft war bestimmt, daß in dem Lese- und Sprechraum „das viele Komplimentiren" nicht statt haben dürfe. Die kriegerischen Ereignisse im letzten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts hatten diesen Gebrauch ohnehin gemindert: die Gegenwart war zu rauh und fordernd geworden für die alte konventionelle Übung.

Aber geblieben war trotz der Gräuel und Bedrängnisse, trotz politisch-nationalen Harmes und sozialer Not ideenvolles Sinnen und Gestalten.

„Aufklärung ist die unausbleibliche Folge der Kultur der Wissenschaften, und Aufklärung nützt immer dem Ganzen, auf welcher Seite derselben wohlthätiges Licht verbreitet wird", so hieß es 1784 in der „Neuen Verfassung" der Mainzer Universität.

Dieser Aufklärung zu dienen war der Zweck der Lesegesellschaften.

In ihren Räumen konnte man schriftstellerische Blüten, sozial-philanthropische Ideen und Mitteilungen über technische sowie kommerzielle Fortschritte in sich aufnehmen und — um mit dem wehmütig anklagenden Herold des „neuen Jahrhunderts" zu sprechen — sich versenken. „In des Herzens heilig stille Räume" und in die Freiheit „in dem Reich der Träume".



William Morris.

Sein Leben und Wirken.

Von

Professor Otto von Schleinitz in London.

IV.

Für Morris ferneres Leben sind zwei Ereignisse im Jahre 1877 von entscheidender Wichtigkeit: das eine betrifft die Gründung der Gesellschaft zur Erhaltung alter Baulichkeiten, die bereits kurz berührt wurde und Morris dauernd Veranlassung gab, Vorträge zu halten und die zur Bildung verschiedener mit der Kunst und dem Kunstgewerbe zusammenhängender Vereine führte. Das andere Vorkommnis, die tiefste Wirkung auf ihn ausübend, trat ein durch die Errichtung der „Vereinigung für die orientalische Frage" (The Eastern Question Association). Diese Vereinigung bildete gewissermaßen für Morris eine Zentralstelle, um seine politischen Ansichten auszusprechen, und es entwickelte sich dann, von hier ausgehend, seine sozialistische, in jeder Stufe ihrer Evolution nachweisbare Laufbahn.

„The Eastern Question Association" war eine englische Verbindung, welche die Ansätze ihres Entstehens bis in das Jahr 1876 zurückführt und ihre Existenzberechtigung vornehmlich dem russisch-türkischen Kriege von 1877 und 1878 verdankte.

In England trafen während dieses Krieges die gegensätzlichen Meinungen der oberen Klassen mit denen der unteren und der allgemeinen Volksstimmung hart aufeinander. Traditionelle Eifersucht auf Rußland und Sympathie für die unterdrückten Christen bezeichnen die Endpunkte der politischen Bewegung. Morris liebte zwar Rußland grundsätzlich nicht, aber der in seinem Innern wohnende Zwiespalt führte schließlich zu folgendem Ausspruch: „Wenn ich nun doch zu einer Entscheidung gedrängt werde, so stelle ich mich lieber auf Rußlands Seite, damit die unterdrückten Christen Befreiung vom türkischen Joche erlangen!" Er geht sogar noch weiter und will womöglich die Türkei für England erobern. Von eigentlicher sozialistischer Tendenz ist vorläufig nichts in ihm zu entdecken, wenngleich er auch ein ausgesprochen radikaler Fortschrittsmann — meiner Ansicht nach mit etwas verworrenen Ideen — genannt werden muß. In einem damaligen Vortrage ruft er erregt aus: „Zum Teufel mit der türkischen Regierung und ihrer Mißwirtschaft, und an ihre Stelle der Fortschritt!" Nach längerem, ziemlich konfusem Räsonnieren beendigt er seine Rede als moderner Volkstribun, dem aber der Poet noch an den Rockschößen hängt, Shakespeare in Kraft, Volkston und Witz nachahmen wollend, mit den Worten: „Wenn die Leute sagen, das sei schwer zu bewerkstelligen, so sage ich: es ist ebenso schwer, ein Paar gutsitzender Stiefel zu fertigen, und mitunter wird es sogar noch schwieriger, ein schönes Gedicht zu verfassen!" Hätte Hans Sachs zu seinen Nürnberger Innungen ähnlich gesprochen (vielleicht tat er es), so würde er sicherlich besser verstanden worden sein! Dem poesielosen englischen Handwerker gegenüber fiel Morris vollständig aus der Rolle.

Das von Morris im Mai 1877 eigenhändig verteilte, zum Klassenhaß aufreizende und den ersten Ansatz zum Sozialismus aufweisende Manifest war an die Arbeiter Englands gerichtet. Es heißt in diesem u. a.: „Wer sind denn die Leute, die uns in einen Krieg mit Rußland stürzen wollen? Habsüchtige Spieler von der Börse, müßige Beamte, Offiziere des Heeres und der Flotte, verlebte Spötter aus den Klubs, verzweifelte Zeitungsreporter, die nichts zu verlieren haben, aber um jeden Preis euern Frühstückstisch mit aufregenden Nachrichten würzen wollen, Narren der Tory-Partei, friedensmüde Konservative und solche ohne Vernunft und Gerechtigkeit! Jetzt habt ihr die Wahl, was für Leute ihr ins Parlament schicken wollt: uns oder jene! Warum Krieg gegen ein Volk, das nicht unser Feind ist? Warum Krieg gegen die Hoffnung der Welt? (Hiermit meint er nicht Rußland, sondern das Christentum.) Arbeiter von England, ihr wißt und kennt nicht



THE COMMONWEAL

The Official Journal of the Socialist League.

VOL. 4.—No. 116. SATURDAY, MARCH 31, 1888. WEEKLY; ONE PENNY.

Abb. 50. Titelkopf des Commenweal, gedruckt und herausgegeben von William Morris und Joseph Lane. (Zeichnung von W. Morris.)

die Bitterkeit und den Haß, den ein Teil der reichen Klassen Englands gegen Freiheit und Fortschritt im Herzen bewahrt! In ihren Augen könnte England lieber untergehen, als daß sie euch Freiheit gönnten. Sie lächeln mit Hohn über euch und eure Führer, nicht weniger über den Drang nach Bildung und Kenntnissen. Erhebt eure Stimme gegen einen ungerechten Krieg!" —

Als 1878 die Russen über den Balkan zogen, wurde die politische Krisis in England akuter; so schreibt Morris denn auch an einen Freund in obigem Zusammenhange: „Dies ist eine furchtbare Nachricht und fühle ich, wie recht die Demokratie unseres Landes hat, wenn sie Protest erhebt!" Als dann nach und nach die englische Regierung eine drohende Haltung gegen Rußland einnahm, versandte Morris ein in Versen abgefaßtes Manifest, betitelt „*Wake London Lads*". Dies in begeisterter Sprache verfaßte Gedicht erschien am 16. Januar 1878 und wurde in öffentlichen Versammlungen nach der Melodie „The Hardy Norseman's Home of Jore" gesungen. Auf diese Weise kam der Autor in enge Fühlung mit der radikalen Partei, ihren Unterführern und vor allem mit ihrem Leiter, mit Gladstone. Morris lernte hierdurch die die großen Massen bewegenden Ideen, ihre Wünsche und Hoffnungen kennen. Infolgedessen inszenierte er eine heftige Agitation gegen Lord Beaconsfield, bei der er selbstredend die Unterstützung Gladstones fand. In seinem Feuereifer geht ihm alles nicht rasch genug, und so hält er denn schon drei Tage später, am 19. Januar, eine große radikale Rede in Exeter Hall, in der zum Schluß das genannte Gedicht in stürmischem Schwunge von der Versammlung gesungen wird. Morris war bereits so weit gegangen, daß er die Torys als „habsüchtige Schufte" bezeichnete.

In einem am 3. Februar 1878 an seinen Freund Faulkner gerichteten Brief heißt es: „Am Sonnabend soll eine große Demonstration in London stattfinden und wird es sicherlich dabei zum Kampf kommen, deshalb eilen Sie hierher!" Morris bewog Gladstone, dem er, beiläufig bemerkt, stets ein gutes Zeugnis ausstellte, in der Agricultur-Hall eine Rede an die Arbeiter zu halten. Zu dieser Zeit aber wurde das Parlament einberufen, und es entstand infolgedessen naturgemäß ein Austausch der Ansichten zwischen den Hitzköpfen der Proletariatspartei und den besonneneren, einen mäßigenden Einfluß ausübenden liberalen Mitgliedern des Unterhauses. Bei letzteren trat immer deutlicher die Absicht zutage, sich jener gefährlichen demagogischen Elemente möglichst zu entledigen oder sie ganz von den Rockschößen abzuschütteln. Hierüber gerät Morris in helle Verzweiflung; er will politisch selbst





Abb. 51/52. Ornamente aus „The Commonweal", gezeichnet von W. Crane.

mit dem äußersten radikalen Flügel der Partei nichts mehr gemein haben, weder Schriften in ihrem Interesse verfassen, noch zu dem gleichen Zwecke Reden halten. Kurzum, er entsagt endlich der eigentlichen politischen Agitation im engeren Sinne und wird „reiner“ Sozialist. —

Bei seinem regen Geiste und seinen vielseitigen Kenntnissen erscheint es begreiflich, daß Morris auch in dieser Periode nach wie vor lebhaften Anteil an allen, die Zeitgenossen bewegenden Kunstfragen nahm. So reiste er z. B. am 20. Februar nach Cambridge, um dort einen Vortrag über Kunst zu halten. Andere Vorträge folgten und wurden in der Regel bald auch durch Druck dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Da solche Preßerzeugnisse gerade an dieser Stelle ein besonderes Interesse beanspruchen dürften, so sollen wenigstens die hervorragendsten namhaft gemacht werden; durch Nennung der Titel sind die Sujets meistens ohne weiteres erkennbar. Diese sind: „*The Decorative Arts, their relation to Modern Life and Progress.* An Address delivered before the Trades' Guild of Learning by William Morris“. Die in Oktav in grauem Umschlag geheftete Schrift erschien 1878, jedoch ohne Angabe der Jahreszahl, in London bei Ellis & White, 29 New Bond Street. Dieselbe Arbeit findet sich auch als Neudruck unter dem veränderten Titel „*The Lesser Arts*“ in dem Bande „Hopes and Fears for Art“. Da mit Amerika kein Vertrag zum Schutz der Autorenrechte besteht, so druckte die Firma Roberts in Boston 1878 sofort ohne Einvernehmen mit Morris die Schrift identisch nach. Wenn im weiteren Verlauf der Biographie von dem erwähnten Verlagshaus die Rede sein wird, bemerke ich vorweg, um Wiederholungen zu vermeiden, daß es sich stets nur um unbefugte Nachdrucke handelt.

Zu den, Kunstfragen behandelnden Schriften gehört außerdem: „*Birmingham Society of Arts and School of Design. Address delivered in the Town Hall, Birmingham, 19 Februar 1879*“. Die 24 Oktavseiten enthaltene Vorlesung wurde gleichfalls als Neudruck unter dem Titel „*The Art of the People*“ in den Band „Hopes and Fears for Art“ aufgenommen.

In vier Briefen an die „Times“ spricht Morris seine Ansichten aus über kirchliche Architektur sowie über Erhaltung und Zerstörung



LABOUR'S · MAY · DAY ·
DEDICATED · TO · THE · WORKERS · OF · THE · WORLD

Abb. 53. Die Solidarität der Arbeit.
Zeichnung von W. Crane.

von Kirchen: „*Destruction of City Churches*“ (Times, 17. April 1878); „*On St. Albans Abbey*“ (Times, 2. August 1878); „*On the Restoration of St. Marks at Venice*“ (Times, 28. und 29. November 1879).

Ferner: „*Lectures of Art. Delivered in support of the Society for the Protection of Ancient Buildings*“. By Reginald Stuart Poole, Prof. W. B. Richmond, E. I. Poynter, R. A. J. T. Micklethwaite, William Morris. 8°. Macmillan & Co., London 1882. Die beiden von Morris gelieferten Beiträge führen die Überschrift: „*The History of Pattern Designing*“ und „*The Lesser Arts of Life*“.

Im Verlage von Ellis & White in London erschien im Jahre 1882 der schon erwähnte Band „*Hopes and Fears for Art*“, der außer den bereits genannten fünf, in Birmingham, London und Nottingham während der Jahre 1878—1881 gehaltenen Vorträgen nachfolgende Aufsätze umfaßt: „*The Art of the People*“, „*The Prospects of Architecture in Civilisation*“ und „*The Beauty of Life*“. Zur schnelleren Orientierung sei darauf hingewiesen, daß letztgenannte Arbeit im Jahre 1880 separatim unter dem abweichenden Titel: „*Labour and Pleasure versus Labour and Sorrow*“ gedruckt worden war.



Abb. 54. Der Tanz um den Maienbaum.
Federzeichnung von W. Crane.

Die Oktavausgabe des Gesamtbandes wurde in Sedez-Format von Roberts in Boston ebenfalls nachgedruckt.

Die nun folgenden Essais von Morris lassen immer tendenziöser die Absicht erkennen, die breiteren Volksschichten durch die Kunst nicht nur erziehen, sondern auch beglücken zu wollen. Sozialismus und utopistische Ideen beherrschen ihn vollständig zu dieser Zeit. Die hohen Ideale, für die Morris seine gesamte Lebenskraft und einen beträchtlichen Teil seines großen Vermögens einsetzte, sind so aufrichtig, edel und menschenfreundlich empfunden, daß es sich schon verlohnt, einem solchen Werdegange zu folgen. Freilich endet er um so tragischer, als Morris schließlich den inneren auflösenden Widerspruch in seinen drei Grundstützen: gewaltsame Agitation, Kenntnisse und Bildung und reine Kunst, klar erkennt. Es wird ihm theoretisch und durch die Praxis immer deutlicher, daß diese drei Elemente sich nicht mischen lassen. Mit andern Worten: Morris wandelt sich an seinem Lebensabend zu einem der großen Vorläufer um, wie wir sie auch heute besitzen, die keine eigentlichen Sozialisten mehr, sondern Reformatoren einer radikalen Arbeiterpartei genannt werden müssen.

Der von Morris auf der internationalen hygienischen Ausstellung in London 1884 gehaltene Vortrag über „*Textile Fabrics*“ wurde kurze Zeit darauf in Quart, 32 Seiten stark, von Clowes & Sons gedruckt und publiziert. Die in hellgrünem Umschlag geheftete und mit der Druckmarke obiger Firma versehene Schrift kostete 6 *d*. In demselben Jahre erschien: „*Art and Socialismus*, a Lecture delivered January 23rd 1884 before the Secular Society of Leicester by William Morris, Author of the „Earthly Paradise“. Auf weitere Drucke der Serie kommen wir zurück, wenn der Leser hinlängliche Kenntnis über diejenigen Tageszeitungen und Zeitschriften gewonnen hat, in denen die betreffenden Arbeiten zuerst veröffentlicht wurden. —

Die Zahl bedeutender Männer mit sozialistischem Anstrich ist nicht gering in England, allein ihr Sozialismus kann im allgemeinen als ein gemäßigter, jedenfalls als ein solcher bezeichnet werden, der mit der ausgesprochenen Umsturzpartei nichts zu tun haben will. Selbst da, wo, wie z. B. bei Morris, zeitweise sich derartige Ansätze vorfinden, gewinnt die Besonnenheit sehr bald wieder die Oberhand. Wenngleich schon während des nordamerikanischen Freiheitskrieges der sogenannte Chartismus in England entstand, so ist doch sein wirkliches Geburtsjahr erst 1836, zu welchem Zeitpunkte von den arbeitenden Klassen unter dem Namen „Working Mens Association“ eine sozial-politische Verbindung gegründet wurde. 1839 berief diese einen Chartistenausschuß nach London, der eine Art von Konvent bildete. Er zerfiel aber bald in „Physical Force-“ und „Moral Force Männer“, und schon 1857 war der chartistischen Bewegung ein großer Teil ihrer Heftigkeit genommen. Der schwunghafte Betrieb der Industrie und besonders die Aufhebung der Kornzölle, wodurch die Brotpreise beträchtlich vermindert wurden, milderten noch mehr den gewaltsamen Charakter der Agitation. Durch die Ausdehnung des Wahlrechts und vornehmlich durch die Reformbill verloren die Bestrebungen der arbeitenden Klassen jede zielbewußte Konzentration. Daher drehten sich

zu Morris' Zeit die Wünsche der Sozialdemokratie mehr um praktische Organisation zur Erhöhung der Arbeitslöhne, um Verminderung der Arbeitsstunden — möglichst auf den Achtstundentag —, um obligatorischen unentgeltlichen Volksunterricht und eine Reihe nützlicher Einrichtungen zur Verbesserung ihres häuslichen Lebens als um den theoretisch reinen Sozialismus im Sinne unserer alten Schule. Dem geschickten, fleißigen und ordentlichen Arbeiter gelingt es in England verhältnismäßig leicht, ein zufriedenstellendes, ja behagliches Leben zu führen; schon sein unausgesetzt im Auge gehaltenes Ziel: als kleiner Rentier und Kapitalist sein Lebensende zu beschließen, zeigt, daß er ein schlechtes Material für eine Kampfpartei abgibt. Mr. H. M. Hyndman, einer der ersten Führer der englischen Sozialdemokratie, der gemeinsam mit Morris eine bedeutende Rolle in jener Epoche spielte, schrieb folgenden, in der Versammlung am 5. August 1901 in Birmingham verlesenen Brief: „Es gelingt mir nicht bei dem englischen Arbeiter jenen Klassenantagonismus zu entdecken, ohne den nicht das geringste Gute für unsere Sache erreicht werden kann . . . Ich bin erstaunt über die Unwissenheit und Apathie meiner Landsleute und tief entmutigt durch das geringe Resultat einer so langen Propaganda!“ —



Abb. 55. Der Triumph der Arbeit. Gezeichnet von W. Crane, von H. Scheu in Holz geschnitten.

Im Juni 1883 hatte sich Morris bereits von der gemäßigten „National Liberal League“ losgesagt und mit Mr. Hyndman gemeinschaftlich die radikalere „Democratic Federation“ gegründet, die aber schon 1884 einen so ausgesprochenen sozialistischen Charakter annahm, daß man vorzog, ihr den richtigen Namen „The Social Democratic Federation“ zu geben. Wie sehr in Morris Leben die Kontraste dicht beieinander stehen, geht wiederum durch nachfolgende Tatsache hervor: seine Ernennung zum Ehrenmitglied von Exeter College durch die konservative Oxford Universität und die Gründung der genannten Gesellschaft liegen nur wenige Tage auseinander.



Abb. 57. Eine den Arbeitern gewidmete Guirlande für den Maitag. 1805. Von W. Crane.

Am 9. Januar 1884 erschien die erste Nummer von „Justice", des sozialistischen Parteiorgans, für das Morris und andere hervorragende Mitglieder schrieben, dessen Erhaltungskosten aber iu der Hauptsache von Morris allein getragen wurden. Außerdem gründete Morris in der Nähe seiner Wohnung eine Zweigniederlassung der Vereinigung unter dem Namen „The Hammersmith Branch of the Democratic Federation". Ganz so, wie es später in andern Staaten geschah, bildete sich hier in England zuerst eine Art von Gegengewicht dieser Bestrebungen unter der Form der „Christian Social League". Von den in dieser Epoche verfaßten und alsdann gedruckten Schriften, Manifesten, Gedichten, Vorlesungen und Reden von Morris hebe ich nachstehende hervor:

„A Summary of the Principles of Socialism, written for the Democratic Federation, by H. M. Hyndman and William Morris." London. The Modern Press, 13 and 14 Paternoster Row. E. C. 1884. Die in Oktav-Format gehaltene Druckschrift ist mit einem roten Umschlag versehen, für den Morris eine Zeichnung lieferte. Ferner: *„For whom shall we vote?"* Addressed to the Working Men Electors of Great Britain. 8°, acht Seiten, ohne Umschlag. *„What Socialists Want"*, ein einzelnes Oktavblatt, auf beiden Seiten bedruckt, Preis einen Halfpenny. *„The Voice of Toil: All for the Cause"*, by William Morris, nachgedruckt aus „Justice", 8°, acht Seiten, zu einem Penny verkauft; Originalgedicht.



Abb. 56. Umschlagszeichnung für die sozialistische Mappe von W. Crane.

Aus einem für Morris charakteristischem Briefe vom 21. August 1883 an seinen Freund Burne-Jones ersehen wir, daß Morris seinen Mitgenossen Hyndman in sozialistischer Beziehung nicht für entschieden genug hielt. Er schreibt: „Ich werde in betreff meiner Propaganda wohl Unannehmlichkeiten haben . . . Einige unserer eifrigsten Schüler halten Hyndman für einen zu großen Opportunisten, und ich glaube, es ist wahr . . . Ich für mein Teil bin der Ansicht, daß der Zweck des Sozialismus darin besteht, eine Religion zu gründen, deshalb sind Kompromisse nutzlos und wir wollen nur mit denen gemeinschaftlich unsern Weg wandern, die uns bis an das Endziel begleiten wollen! . . . Aber wir müssen uns vorläufig so genügen lassen, bis die Klassen abgeschafft sind." In einem andern, an Mrs. Burne-Jones gerichteten Schreiben heißt es: „Der Versuch, die Gesellschaft mit dem bestehenden Material zu rekonstruieren, ist ein hoffnungsloser." An seinen Freund und Genossen Horsfall sendet Morris folgende Zeilen: „Ich bin

weit davon entfernt, ein Anarchist zu sein, aber selbst Anarchie ist besser, als der heutige, eine Mischung von Anarchie und Despotismus darstellende Zustand: können wir diesen nicht besiegen, dann laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!" Auf Einladung des ihm nachmals zum Freunde gewordenen Mr. Charles Rowley hielt Morris im Herbst 1883 einen Vortrag in Manchester, betitelt: „Die Beziehungen der Kunst zur Arbeit". Da er damals dem Genannten noch nicht persönlich bekannt war, hielt es Morris für seine Pflicht, um Überraschungen zu vermeiden, ihm vorher seinen Standpunkt zur Sache klarzulegen: „. . . Ich werde nur über das Thema ‚The Relation of Art to Labour' sprechen, aber ich bemerke, daß ich ein offener und entschiedener Sozialist bin, oder um mich besser auszudrücken, ein Kollektivist, und was ich zu sagen habe, wird in diesem Sinne gefärbt sein . . ." Im übrigen vertritt Morris unausgesetzt das Prinzip, daß eine Wendung zum Besseren nur durch Klassenantagonismus zu erreichen sei. Zum Schrecken und Entsetzen der Universität Oxford hielt er im November desselben Jahres dort in diesem Geiste einen Vortrag über „Democracy and Art". Ursprünglich sollte auch Hyndman daselbst reden; da dieser jedoch als Sozialist schon mehr bekannt war, verweigerte ihm die Universität ihren Vorlesungssaal, bewilligte ihn aber Morris, weil die Behörden sich im Glauben befanden, letzterer würde im antikklassischen Sinne und Gebrauch des Wortes „Demokratie" seine gestellte Aufgabe lösen. Die nachfolgenden Proteste vermochten selbstverständlich an dem Tatbestand nichts mehr zu ändern.

Mehr Wert als Morris zwar gut gemeinten, aber praktisch unbrauchbaren und schließlich nur verwirrenden Lehren bietet sein im Juliheft 1884 von „To-Day" erschienener interessanter Aufsatz „*The Exhibition of the Royal Academy*", in dem er, unter vier Gesichtspunkten geordnet, geistreich seine Ideen über die Ziele der Malerei entwickelt. In derselben Zeitschrift (Februar und März) mischt er wiederum Kunst und Sozialismus als Autor des Essays „*Art under Plutocracy*". Welchen Wert die Regierung in objektivster Weise, trotz seiner sozialistischen Tendenzen, auf Morris Äußerungen in Kunst- und technischen Fragen legte, beweist der Umstand, daß er mehrfach von jener Seite in den betreffenden Angelegenheiten um Gutachten angegangen wurde. Das eine erschien 1884 im Druck unter dem Titel „*Report of Royal Commission on Technical Education. Mr. Morris Evidence*". Morris befürwortet in dieser Schrift, schon in den untersten Klassen der Elementarschulen den Zeichenunterricht einzuführen. Er sagt: „Ich bin der Ansicht, daß ebenso gut, wie jedermann lesen und schreiben lernt, er auch im Zeichnen unterrichtet werden muß." Trotzdem selbst Morris Freunde diese Aussprüche in bezug auf den Zeichenunterricht gelinde ausgedrückt paradox fanden, wurde sein Vorschlag im Jahre 1890 doch für die Knabenschulen obligatorisch eingeführt und zum Gesetz erhoben.

Schon gegen Ende 1884 mehrten sich die Anzeichen, daß ernstliche Zerwürfnisse zwischen Morris und Hyndman, sowie Eifersüchteleien aller Art hinsichtlich der Parteileitung in so hohem Grade bestanden, daß sie eine Trennung wünschenswert erscheinen ließen. Außerdem erstrebte Morris eine reinliche Scheidung auch deshalb, weil er, entgegengesetzt zu Hyndman, das Heil der Genossenschaft nur noch durch revolutionäre Agitation zu erreichen hoffte. Gleichzeitig tauchen wiederum seine in Oxford genährten Traumideen von einem klösterlichen Leben in ihm auf und nur, damit er sich nicht dem Verdacht der Feigheit aussetze, indem er jetzt, wie er es nennt, „The Cause", „die Sache", ohne wirklichen Kampf aufgibt, gründet er am 30. Dezember 1884 im Verein mit einer geringen Gefolgschaft „The Socialist League". Kurz vorher hatte er noch Burne-Jones das Bibelwort Jesu an den reichen Jüngling als sein innerstes Glaubensbekenntnis hingestellt und ihm zur Nachahmung empfohlen: „If thou wilt be perfect, go, sell what thou hast, and give to the poor, and come, follow me!" Wer möchte da noch leugnen, daß Morris zu den „problematischen Naturen" zu zählen ist! —

Die breiten Mittelkassen in England betrachteten den Sozialismus zu jener Zeit — und wohl heute noch — als einen interessanten, aber dummen „spleen", der eigentlich nach dem Kontinent gehörte. Morris war nun mit einem Schlage der offizielle Parteiführer des roten Sozialismus geworden. Es ereignete

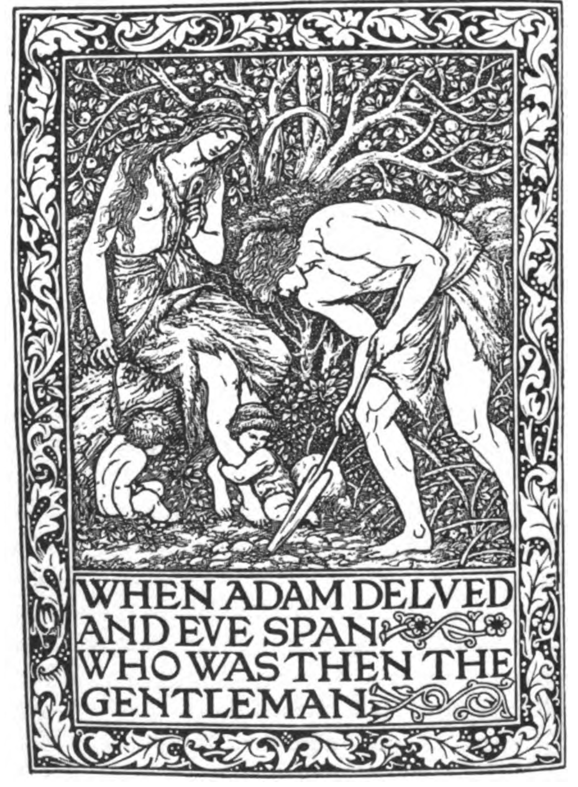


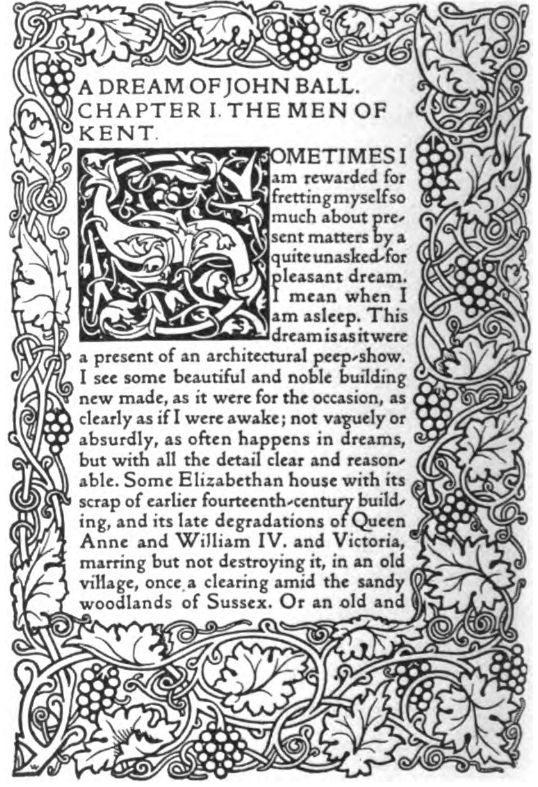
Abb. 58. Zur Maifeier 1895. Zeichnung von Walter Crane.

sich auch hier in England das merkwürdige Schauspiel, daß aus taktischen Parteirücksichten sich selbst konservativere und klerikal-ultramontane Verbindungen um sozialistische Gunst bewarben und Morris so über die von ihm vertretene „Sache" ungerechtfertigterweise das Gefühl einer weit höheren Bedeutung einflößten, als sie in Wirklichkeit verdiente. Geldmittel irgend welcher Art besaß die neue Liga nicht, und so blieb denn wiederum kein anderer Ausweg als der, daß Morris die gesamten finanziellen Verpflichtungen der Verbindung übernahm. Selbstverständlich mußte diese auch ein Parteiblatt besitzen, um die eigenen Ansichten zu verkünden und um die von Hyndmans „Justice" eventuell zu berichtigen. Sehr zu seinem Schaden hatte letzterer nämlich das alte Parteiorgan als sein Eigentum beansprucht, das aber ohne Morris' finanziellen Beistand dahinsiechte. Das neue Blatt „The Commonweal" (Abb. 50), dessen Redakteur und Verleger Morris war, der es allein durch seine Geldmittel und seine schriftstellerischen Beiträge über Wasser hielt, erschien zum ersten Male zu Beginn des Februar 1885. In dieser Nummer befindet sich das von 23 Personen des provisorischen Parteiausschusses unterzeichnete Manifest, datiert aus dem Hauptquartier: 27, Farringdon Road. Als ein unerschütterlich treuer Freund von Morris, ebenso wie er es früher als Mitinhaber der Firma gewesen war, muß auch jetzt Charles Faulkner genannt werden. In jenem Dokument wird eine Reihe sehr erbaulicher Forderungen aufgetischt, vor allem aber der sogenannte Staatssozialismus nach dem alten Rezept vollständig verworfen, da er wohl gut für eine republikanische, jedoch ungeeignet für eine sozialistische Partei sei.

Unter den aus dieser Epoche hervorzuhebenden Drucken sind die eigenartigsten folgende: „*The Manifesto of the Socialist League:* Signed by the Provisional Council at the Foundation of the League on 30th Dec. 1884 and adopted at the General Conference held at Farringdon Hall, London, on July 5th, 1885. A new edition. Annoted by William Morris and E. Belfort Bax. London Socialist League Office, 13 Farringdon Road, Holborn Viaduct,

E. C. 1885. Price one Penny.“ Das Manifest erschien hier in einer Oktav-Broschüre, unterzeichnet von Morris und datiert „Oktober 1885“. Zuerst wurde dies sozialistische Dokument als einzelnes Oktavblatt ohne Titel und Umschlag zum Preise von einem Penny von Morris verteilt. Ferner ist zu erwähnen: *„The Socialist League, Chants for Socialists By William Morris“*. Die in dem Drucke enthaltenen Gesänge und Originalgedichte von Morris erschienen zum Teil zunächst in dem Parteiorgan „Commonweal“, wurden aber in Broschürenform ohne Umschlag dann nochmals herausgegeben. Die Titel lauten: 1. „The Day is coming“; 2. „The Voice of Toil“; 3. „All for the Cause“; 4. „No Master“; 5. „The March of the Workers“; 6. „The Message of the March Winds“. Mit Ausnahme von No. 4 und 5 sind die übrigen Gedichte wiedergedruckt in den „Poems by the Way“ und in einer späteren Auflage der „Chants for Socialists“ befindet sich außerdem noch das zusätzliche Gedicht „Down among the Dead Men“. Das Poem „Die Märzwinde“, das zu Morris besten Arbeiten gehört und die Zauberkraft seiner Jugendwerke besitzt, kam, wie bereits bemerkt, zuerst im „Commonweal“ heraus und eröffnete dann eine gleichartige Serie von poetischen Ergüssen unter dem Titel *„The Pilgrims of Hope“*. Nur durch diese Gedichte, die sich an ein größeres Publikum wandten, erzielte die Zeitung einen momentanen Erfolg, der sich ziffernmäßig in einem Absatz von 5000 Abonnements-Exemplaren ausdrückte. Der letztgenannte Zyklus enthält gleichfalls außerordentliche Schönheiten, so daß es vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn er in den „Poems by the Way“ Aufnahme fand. Hier indessen sind die Titel verändert und zwar für den ersten Teil: *„Mother and Son“* und für den zweiten: *„The Half of Life Gone“*. Im Jahre 1886 wurde „Pilgrims of Hope“ noch einmal in Oktav gedruckt und mit grauem Papierumschlag versehen. Für die „Chants of Socialists“ hatte Walter Crane ein Kopfstück gezeichnet. Da letzterer von jetzt ab mehr in den Vordergrund der Bewegung tritt und namentlich Ornamentierungen, Illustrationen, Schlußvignetten und dergleichen für die von Morris herausgegebenen sozialistischen Schriften entwirft, sowie für besondere Festgelegenheiten, vornehmlich zur





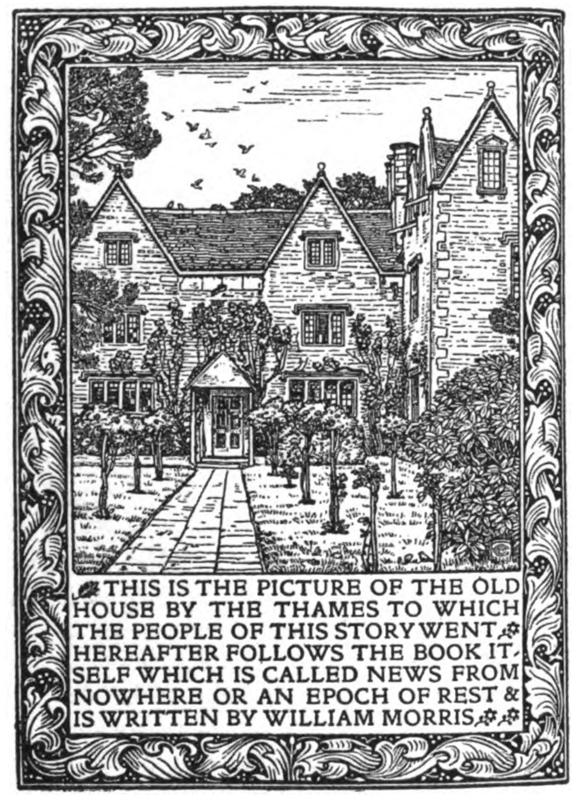
A DREAM OF JOHN BALL.
CHAPTER I. THE MEN OF KENT.

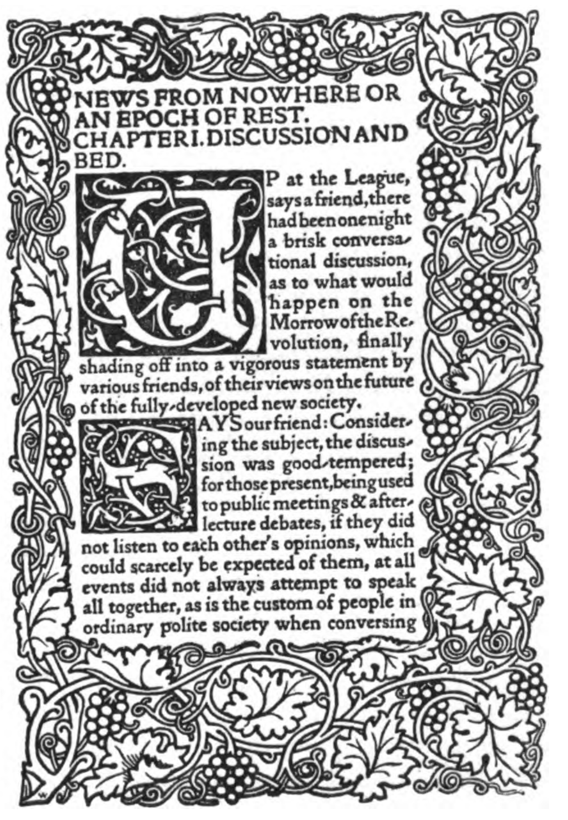
SOMETIMES I am rewarded for fretting myself so much about present matters by a quite unasked-for pleasant dream. I mean when I am asleep. This dream is as it were a present of an architectural peep-show. I see some beautiful and noble building new made, as it were for the occasion, as clearly as if I were awake; not vaguely or absurdly, as often happens in dreams, but with all the detail clear and reasonable. Some Elizabethan house with its scrap of earlier fourteenth-century building, and its late degradations of Queen Anne and William IV. and Victoria, marring but not destroying it, in an old village, once a clearing amid the sandy woodlands of Sussex. Or an old and

Abb. 59. A Dream of John Ball. (Kelmscott Press.)

Maifeier illustrierte Gedenkblätter herstellte, möchte es angezeigt sein, zur Charakteristik dieses Künstlers einige Worte zu sagen.

Trotzdem Walter Crane damals ein ausgesprochener Sozialist war, so muß doch betont werden, daß alles, was er erreichen wollte, auf friedlichem Wege und hauptsächlich durch die Kunst geschehen sollte. Infolge seiner maßvolleren, ruhigen und besonneren Haltung gelang Crane oft die Vermittlung der überbrausenden Elemente, und der von Idealität getragenen, liebenswürdigen Persönlichkeit verargte es weder Hyndman noch Morris, wenn er seine Kunst in den Dienst *beider* Zweiggenossenschaften stellte. Es finden sich daher von seiner Hand sowohl für „Justice" als auch für „The Commonweal" entworfene Illustrationen. Der Meister teilte mir darüber folgendes mit: „Die ‚Cartoons for the Cause', in einer Mappe gesammelt und später durch die ‚Twentieth Century Press' abgedruckt, sind nach und nach, teils aus eigener Initiative, teils nach Vereinbarung mit Morris und andern Genossen entstanden, um bei geeigneten Gelegenheiten zur Unterstützung der sozialistischen Bewegung zu dienen und ihre vielseitigen Interessen darzustellen. Sie sind alle der Sache des Sozialismus — der Hoffnung der Welt — gewidmet." Einzelne der in dieser Weise zustande gekommenen Blätter, die einen unmittelbareren Zusammenhang und eine gemeinsame, verbindende Tätigkeit Cranes mit Morris aufweisen, sollen hier in der Reihenfolge ihrer Entstehung genannt werden: *Kopfstück für „The Commonweal"* (Abb. 52), gleichfalls für *„The Socialist League"* (Abb. 51) und *„The Hammersmith Socialist Society"*. Ferner das sehr hübsch entworfene *„Portrait Bookplate for the Hammersmith League"*, ein Exlibris, in dem als Hauptfigur Miß May Morris mit Porträtähnlichkeit abgebildet ist. Dann *„A Short Account of the Commune of Paris"*. By E. Belfort Bax, Victor Dave and William Morris. London. Socialist League Office, 13 Farringdon Road, Holborn Viaduct, E. C. 1886: eine 24 Seiten starke Oktav-Broschüre ohne Umschlag. In Walter Cranes Mappe für „The Cause" findet sich die hierauf bezügliche Illustration.




NEWS FROM NOWHERE OR AN EPOCH OF REST.
CHAPTER I. DISCUSSION AND BED.

UP at the League, says a friend, there had been one night a brisk conversational discussion, as to what would happen on the Morrow of the Revolution, finally shading off into a vigorous statement by various friends, of their views on the future of the fully-developed new society.

SAYS our friend: Considering the subject, the discussion was good-tempered; for those present, being used to public meetings & after-lecture debates, if they did not listen to each other's opinions, which could scarcely be expected of them, at all events did not always attempt to speak all together, as is the custom of people in ordinary polite society when conversing

Abb. 60. **News from Nowhere.** (Kelmscott Press.) Blatt links mit Kelmscott Manor.

Die weiter namhaft gemachten Morrisschen Drucke aus dem Jahre 1886 weisen keine Ornamentierung von Cranes Hand auf: „Vorlesung am 8. März 1886 in der sozialistischen Zweigliga von Norwich gehalten“, auf einem großen Blatt in Plakatform abgedruckt. Alsdann „Claims of Labour-Lectures.“ No. 5. *„The Labour Question from the Socialist Standpoint. By William Morris.“* 32 Seiten, Oktav, ohne Umschlag. Preis 1 Penny. Hergestellt in Edinburg, 1886; gedruckt von der „Edinburg Co-operation Printing Company“. Endlich *„The Claims of Labour“*, in derselben Offizin entstanden, 8°, den Inhalt einer von Morris im Sommer 1886 in Schottland zur Propaganda der „Sache“ gehaltenen Vorlesung wiedergebend.

Das Jahr 1886 gestaltet sich in Beziehung auf Morris für uns insofern noch besonders interessant, als die erste bedeutendere Spur seines Wirkens und Schaffens jetzt in Deutschland erkennbar wird durch nachstehendes Werk: *„A Selection from the Poems by William Morris“*. Edited with a Memoir by Francis Hueffer. Leipzig. Bernhard Tauchnitz. 1886. In Sedez-Format, 320 Seiten stark, in der Collection of British Authors, Tauchnitz-Edition, Vol. 2378.

Inzwischen war Morris durch einige vollkommen unerwartete und in der Hauptsache erst durch die Ungeschicklichkeit der Behörden eine gewisse Bedeutung annehmende Erfolge in freudige Aufregung versetzt, aber auch durch die plötzliche Entfesselung der Leidenschaften vor sich selbst und der überschäumenden Partei erschreckt worden. Er täuschte sich jedoch über die Nachhaltigkeit der Bewegung, wenn er in dem Glauben befangen blieb, daß nunmehr die soziale Revolution zum Einbruch in die Tore der alten Gesellschaftsordnung bereitstehe. Einesteils schätzte Morris seinen Einfluß auf die Massen zu hoch ein, andernteils fürchtete er, daß die von ihm gerufenen und nun entfesselten Geister überhaupt keiner Leitung sich mehr fügen würden, während doch die ganze Bewegung binnen kurzem von selbst im Sande verlief. Wie bald sollte Morris umgekehrt es erleben, daß, weil er zu rot erschien, er entthront wurde und noch dazu von denselben Genossen, für die er aus seiner eignen Tasche die Strafen bezahlt hatte, damit sie nicht in das Gefängnis zu wandern brauchten! Da nämlich, wo der Polizeirichter auf eventuelle Gefängnisstrafe bei Nichtzahlung der Buße erkannte, pflegte Morris in der Regel für seine Mitstreiter einzutreten, es sei denn, wie es in einzelnen Fällen vorkam, daß die Verurteilten ausdrücklich als Märtyrer gelten wollten.

Dadurch, daß die Polizei, vornehmlich in zwei von der sozialistischen Partei angesetzten Meetings die Redefreiheit zu beschränken suchte, erhob sich die liberale und radikale Partei in eifersüchtiger Überwachung dieses Privilegiums wie ein Mann zugunsten von Morris und schwellte seine schon schlaff gewordenen Segel mit frischem Winde. Aber auch die konservative Partei erkannte, daß sie sich absolut unpopulär machen würde, falls sie gestatten wollte, das bisher von allen Parteien heilig gehaltene öffentliche Versammlungsrecht anzutasten.

Als es im September des Jahres 1885 an der Ecke von Dod Street und Burdett Road in London zu beunruhigenden Volksszenen kam und nach erfolgten Verhaftungen mehrere Genossen am andern Morgen nach dem Themse-Polizeigerichtshof gebracht und dort zu Freiheitsstrafen verurteilt worden waren, entstand in dem Gerichtssaal ein tumultartiger Aufruhr. Morris, der mit einer Anzahl Ligisten den Verhandlungen zugehört hatte, wurde beschuldigt, sich an dem Unfug nicht nur beteiligt, sondern auch einen Polizisten im Saal geschlagen zu haben. Er wurde sofort verhaftet und nun entspann sich eine dramatische Szene zwischen dem Richter und Morris. Der erstere, der dem Angeschuldigten ersichtlich wohl gesinnt schien, baute ihm eine goldene Brücke, indem er die Frage stellte: „Sie haben gewiß nicht mit Absicht gehandelt?“ Morris setzte sich aufs hohe Pferd und erwiderte ziemlich trotzig: „Ich habe überhaupt nichts getan!“ Die Zeugenaussagen fielen widersprechend aus, so daß der Richter Saunders Morris schließlich nach einigen Verwarnungen entließ. Die Liga hatte gesiegt, aber Morris' ganzes persönliches Auftreten wurde ihm sehr verdacht, ja, viele behaupteten sogar: er habe nicht den Mut gehabt, seine Gewalttat offen zu bekennen.

Als am 8. Februar 1886 zu einem in Trafalgar-Square von der Sozialisten-Liga einberufenen Meeting die verschiedenen Arbeiter-

abteilungen dorthin abrückten, schritt auch Morris an der Spitze einer solchen Schaar mit dem Vereinsbanner in der Hand. Da es wiederum zu Ausschreitungen aller Art kam, griff die Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein und es gelang ihr auch sehr bald ohne viele Mühe, den Platz zu säubern. Nun aber geschah das Schlimmste: die nach Hause wogenden Massen gaben sich einer regelrechten Plünderung des westlichen Teils von London hin. Läden wurden erbrochen, Gelder verlangt, Waren geraubt. Als eine Ironie des Schicksals muß es bezeichnet werden, daß die Plünderung von Morris eigenem Geschäft in Oxford-Street im allerletzten Augenblick nur durch Herablassen der Jalousien und Verbarrikadierung des Tores verhindert werden konnte.

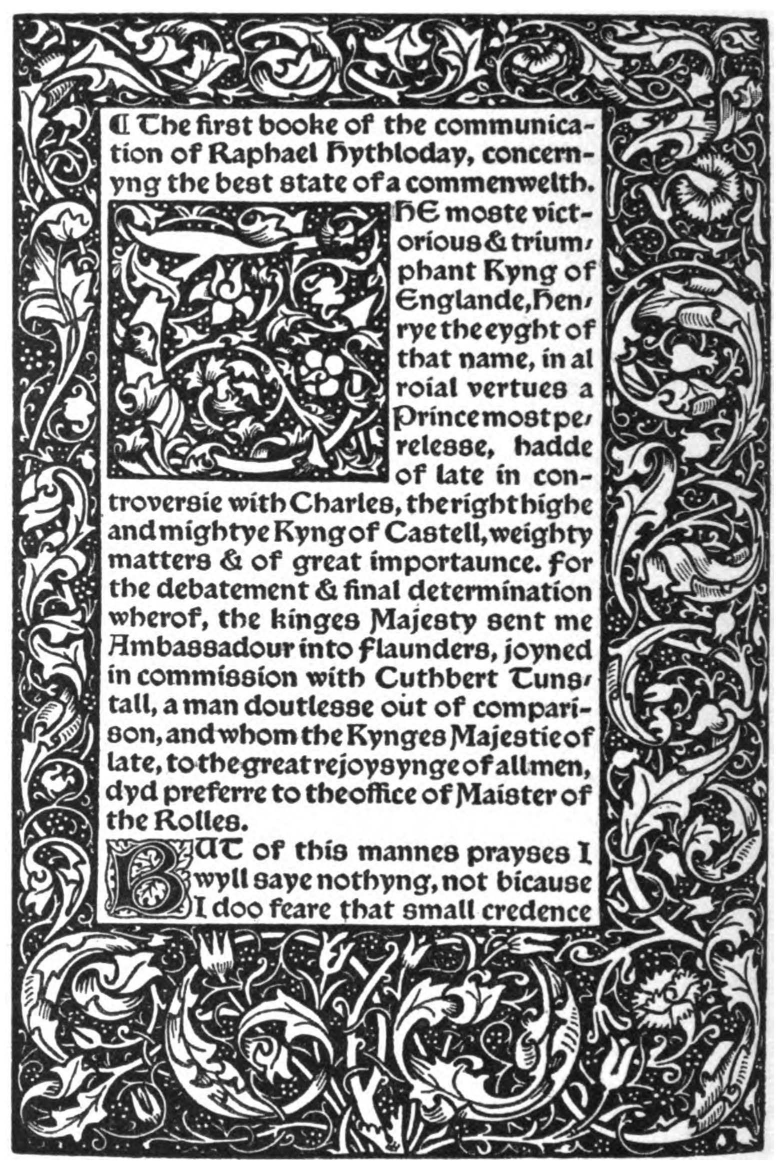
Vor der Anarchie schreckte Morris denn doch zurück und sein im „Commonweal" in bezug auf die ganze Angelegenheit erlassenes Manifest lenkt zu einer maßvolleren Haltung ein und endet mit den Worten „Erziehung und Bildung". Besonders war es Burne-Jones' Einfluß zuzuschreiben, daß Morris sich mehr und mehr von dem anarchistisch gesinnten Flügel seiner Partei lossagte. Er hatte sich zwar noch einige Male vor dem Polizeirichter zu verantworten, indessen endeten die nicht gar zu schweren Anklagen stets mit der Auferlegung kleinerer Geldstrafen, die Morris für sich und seine Anhänger bezahlte. Zudem litt seine Gesundheit sehr stark unter allen diesen aufregenden Ereignissen; namentlich war es die Gicht, die ihn länger als sechs Wochen auf das Krankenlager warf. In einem Briefe an Burne-Jones aus dieser Zeit findet sich folgende charakteristische Stelle: „I wish I were not so damned old. If I were but twenty years younger! But then you know there would be the Female complication somewhere. Best as it is after all. Meantime, old chap, I send my best love to you for troubling about me." Die inneren Zwistigkeiten zwischen den von Hyndman und Morris geleiteten Genossenschaften dauerten inzwischen unentwegt fort, und es kam sogar so weit, daß die Sozialisten-Liga eine Resolution annahm, die mit dem Schlußsatz endete: „Wir besitzen das tiefste Mitleid mit den willenlosen Werkzeugen Hyndmans." Trotzalledem besaßen die Mitglieder beider sozialistischen Zweiggesellschaften die größte persönliche Hochachtung für Morris. Jedermann hielt ihn für unfähig, Intriguen einzufädeln oder auszuspinnen; er nannte alle Sozialisten ohne Ausnahme seine Kameraden und blieb von einer unerschöpflichen Geduld. Trotzdem scheiterten vorläufig die Unterhandlungen zu einer Aussöhnung mit Hyndmans Partei.

Zwischendurch fand Morris noch genug Muße, sich mit Kunst und Poesie zu beschäftigen. So heißt es unter anderm in einem Briefe an Burne-Jones um diese Zeit: „... Why will people quarrel when they have a serious end in view? I went to Merton yesterday and worked very hard at my patterns and found it amusing. I have finished the 8th book of Homer and got into the 9th, Lotus Eaters, Cyclops, and so on. How jolly it would be to be in a little cottage in the deep country going on with that, and long walks interspersed — in the autumn country, which after all I love as much as the spring." Morris hat mit eigner Hand in dieser Periode etwa 80 Originalmuster für Tapeten und ca. 40 für „Chintzes", d. h. für Kattundrucke, entworfen.

Im „Commonweal" erschien im Jahre 1887 Morris' interessanter Essay, 40 Seiten stark: *„Aims of Art"*, der dann in das Buch *„Signs of Change"* aufgenommen wurde. Diese Schrift in Oktav-Format kam 1888 als selbständiges Werk bei Reeves & Turner in London mit den nachstehenden Kapitelüberschriften heraus: „How we Live and how we might Live", „Whigs, Democrats and Socialists", „Feudal England", „The Hopes of Civilisation", „The Aims of Art", „Useful Work versus Useless Toil" und „Dawn of a New Epoch". Endlich ist aus dem Jahre 1886 noch ein Aufsatz von Morris bemerkenswert, den die „Pall Mall Gazette" in einer Extranummer publizierte und der über *„The best Hundred Books"* handelt.

Wie sehr Morris daran lag, mehr und mehr die anarchistischen Elemente abzustreifen, geht unzweideutig aus folgender, am 24. Februar 1887 in sein, übrigens nur einen fragmentarischen Charakter besitzendes Tagebuch eingetragenen Stelle hervor: „Indeed I doubt if, except one or two Germans we have any real Anarchists among us: and I dont want to see a lot of enthusiastic men who are not very deep in Socialist doctrines driven off for a fad of the more pedantic part of the Collectivist

section ...“ Am 25. Februar bemerkt Morris in seinem Tagebuch: „Yesterday all day long with Bax trying to get our second article on Marx together: a very difficult job, I hope it may be worth the trouble. News of the German elections to day: the Socialists seem to be going to lose seats (and no wonder considering Bismarck's iron fist), but they are gaining numbers according to the voting.“ Bezüglich seiner Übersetzung der Odyssee schreibt Morris am 18. Februar an seine Tochter: „Ich habe soeben das 16. Buch vollendet und nach der Druckerei geschickt.“ Beiläufig möchte ich erwähnen, daß seine Homer-Übersetzungen weder populär in England geworden sind, noch auch, trotz mancher vortrefflicher Einzelheiten, wirklich Mustergültiges bieten.


¶ The first booke of the communication of Raphael Hythloday, concernyng the best state of a commenwelth.

THE moste victorious & triumphant Kyng of Englande, Henrye the eyght of that name, in al roial vertues a Prince most perelesse, hadde of late in controversie with Charles, the right highe and mightye Kyng of Castell, weighty matters & of great importaunce. for the debatement & final determination wherof, the kinges Majesty sent me Ambassadour into flaunders, joyned in commission with Cuthbert Tunstall, a man doutlesse out of comparison, and whom the Kynges Majestie of late, to the great rejoysynge of all men, dyd preferre to the office of Maister of the Rolles.

BUT of this mannes prayses I wyll saye nothyng, not bicause I doo feare that small credence

Abb. 61. Seite 13 der Utopia. (Kelmscott Press.)

Abermals kam Morris hinsichtlich seiner sozialistischen Agitation ein Glücksumstand zu statten: die liberale und radikale Partei identifizierte sich mit Gladstones Home Rule-Projekt für Irland und befand sich in dieser Richtung in dem gleichen Fahrwasser mit der sozialistischen Liga. Für Sonntag, den 13. November 1887 hatten die wiederum Neuverbündeten ein großes Meeting für Trafalgar-Square angesetzt, um gegen die Politik der Regierung Protest zu erheben. Das Ministerium war entschlossen, diese Versammlung nicht zu dulden, eventuell durch Waffengewalt zu sprengen. Es kam zu einer regelrechten Schlacht, in der schließlich Militär und Polizei den Platz behaupteten und viele Sozialisten so arg zugerichtet wurden, daß seitdem in ihren Annalen der Tag „The Bloody Sunday“, der „blutige Sonntag“, heißt. Ein junger Mann, namens Alfred Linnell, verstarb an den hier empfangenen Wunden, und Morris war derjenige, der am Grabe seines Genossen am 18. Dezember wenigstens würdevolle Worte fand, während die übrigen Redner die bekannten Phrasen von „gedungenen Mördern in Uniform“ und von „den in ihrem tiefsten Herzen erzitternden regierenden Klassen“ zum besten gaben. Als schriftstellerisches Resultat der Begebenheit erschien nachfolgendes Originalgedicht von Morris: *„Alfred Linnell, Killed in Trafalgar Square.“* A Death Song by Mr. William Morris. Memorial Design by Mr. Walter Crane. Price one Penny. Morris vertrieb sein Opus zugunsten der Hinterbliebenen von Linnell

und außerdem wurde das Gedicht in Musik gesetzt und erlebte dann eine zweite Oktav-Auflage.

Wie sehr Morris persönlich zur Aussöhnung zwischen den beiden divergierenden sozialistischen Parteien geneigt blieb, geht unter anderm daraus hervor, daß er sein Originalgedicht *„All for the Cause"*, A Song for Socialists. Words by William Morris, Music by E. Belfort Bax. London 1887, ohne Weiterungen zuerst in Hyndmans „Justice" veröffentlichen ließ. Außer jenem in Quartformat gedruckten, verfaßte er zu Weihnachten noch ein anderes Gedicht, betitelt *„Christmas Song"*. By William Morris. Lothrop. Boston. 1887, das in Sedezformat erschien und für 25 Cents verkauft wurde. Ferner hielt er noch einen später gedruckten Vortrag über die Dachkonstruktion von Wohnhäusern mit der Überschrift *„On the External Coverings of Roofs"*, und als Beschluß für das Jahr 1887 soll endlich das satirische Lustspiel *„The Tables Turned;* or *Nupkins Awakened"* genannt werden, das noch den Untertitel führt: „A Socialist Interlude by William Morris. As the first time played at the Hall of the Socialist League. 15th October 1887. London. Office of the Commonweal". Das Werk erschien im Verlage und in der Offizin des genannten Blattes in Quartformat und gehört zu den seltsamsten literarischen Erzeugnissen, die von Morris herrühren. Er selbst spielte in dem Stücke mit, das zum Besten des „Commonweal" aufgeführt wurde und solchen Beifall fand, daß es noch dreimal wiederholt werden mußte. Für das zeitgenössische englische Theater, das Morris für das heruntergekommenste in ganz Europa erklärte, besaß er nicht das geringste Interesse. Er besuchte eine Vorstellung eigentlich nur ausnahmsweise, wenn er von seiner Familie hierzu gedrängt wurde. Sein hartes Urteil über die englische Bühne war im übrigen dasselbe wie das von Matthew Arnold, wenngleich beide aus verschiedenen Gründen zu der nämlichen Ansicht gelangten. „The Tables turned" ist ein Stück ohne kunstvolle Anlage und jeder höheren dramatischen Entwicklung und Charakteristik entbehrend. Es erinnert in seinem Aufbau entfernt an die mystischen Schauspiele des Mittelalters, trotzdem es inhaltlich mit jenen im schreiendsten Kontrast steht und in modernster Weise eine Satire auf die kürzlich erlebten sozialistischen Ereignisse bilden will. Vielleicht lag hierin der Reiz für das Auditorium, möglicherweise aber noch mehr in dem Umstande, daß Morris selbst die Hauptrolle, die des Erzbischofs von Canterbury, übernommen hatte.

Eine Zeitlang trug sich Morris übrigens ernstlich mit dem Gedanken, ein größeres Drama verfassen zu wollen, und einzelne nicht unbedeutende Kritiker neigten zu der Ansicht, daß, falls er die Sache wirklich als Lebensaufgabe betrachtet hätte, wahrscheinlich eine vollständige Umwälzung des englischen Theaters erfolgt sein würde. Glücklicherweise aber waren es andere Dinge, die ihn in weit anhaltenderer Weise und, wie ich glaube, wohl mit mehr Berechtigung interessierten als die dramatische Kunst, für die er den Befähigungsnachweis denn doch kaum erbracht hatte. Die kommende Epoche wird in der Hauptsache durch eine andere Art von Tätigkeit ausgefüllt, für die Morris wie geboren erschien und die ihn zu einer der ersten Größen aller Zeiten in diesem Spezialfach erhob: die Organisation des Kunstgewerbes und der Kunstindustrie.

Um die Mitte des Jahres 1888 entspann sich zwischen Morris und Mrs. Burne-Jones ein sehr lebhafter Briefwechsel. In einem solchen Schreiben von Ende August oder Anfang September findet sich die Stelle: „Ich bin darauf vorbereitet, allen organisierten Sozialismus im Sande verlaufen zu sehen . . . aber wir haben doch vernünftige Leute dazu gezwungen, sich mit unserer Sache zu befassen. Unsere Zeit wird schon kommen unter günstigeren Umständen . . . Wenn ich dann noch am Leben bin, soll meine ganze Kraft wiederum unserer ‚Sache' gewidmet sein und werde ich nachmals den Vorteil haben, viel besser zu wissen, was zu tun und zu lassen ist, als dies früher der Fall war." Es muß bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden, daß Burne-Jones mit seiner Familie einem maßvollen Sozialismus huldigte, ebenso wie der englische Biograph von Morris, Mr. J. W. Mackail, der des ersteren Tochter Margarethe am 4. September 1888 heiratete. Morris hatte ihr als Hochzeitsgeschenk einen prachtvollen in Merton-Abbey (seiner Fabrik) hergestellten und im Muster

von ihm entworfenen Teppich gesandt. In mehreren Gemälden des großen Meisters ist seine Tochter mit Porträtähnlichkeit in einzelnen Figuren wiedergegeben und verweise ich dieserhalb auf meine, bei den Verlegern dieser Hefte erschienene Monographie „Burne-Jones".

Selbst die Redaktion des „Commonweal" bereitete Morris wenig Freude, so daß die aus seiner Feder stammenden Artikel matter und matter wurden. In einer langen Serie von Aufsätzen erschien in dem Blatt eine lebendig und detailiert geschilderte Erzählung des Aufstandes in Ghent im XIV. Jahrhundert, der eine noch einigermaßen interessante Unterbrechung in der Eintönigkeit der Zeitung gewährte. Gleichzeitig beschäftigte sich Morris mit einer Übersetzung Froissarts. Ganz unabhängig von dem politischen Glaubensbekenntnis sehen wir nun mehr und mehr solche Personen sich um ihn scharen, die dem Kunstgewerbe neue Bahnen wiesen und in dieser Beziehung Morris willig als ihren Meister anerkannten. Außer dem bereits erwähnten Walter Crane gehörten in diese Kategorie von Männern vor allem T. J. Cobden-Sanderson, Henry Holiday, Benson, Lethaby, Sumner, Emery Walker, Whittingham, Vosey, Lewis F. Day und andere. Zunächst versammelte sich ein kleiner Kreis in dem Hause des letzteren, der dann zu „The Art Workers Guild" heranwuchs. In dieser Gesellschaft trug man sich eingehend mit dem Gedanken, eine Reform der Akademie herbeizuführen; schließlich aber kam „The Combined Arts" zusammen, aus der wieder „The Arts and Crafts Exhibition Society" (die Gesellschaft für Kunstgewerbeausstellungen) hervorging. Von anderer Seite war bereits 1886 eine Gesellschaft in London gegründet worden, die eine Zeitschrift „The Century Guild Hobby Horse" herausgab, um kunstgewerbliche Interessen mehr als bisher zu vertreten. Das Blatt ging aber nach sieben Jahren regelmäßigen Erscheinens ein, weil Uneinigkeiten hemmend auf die ursprünglichen Bestrebungen wirkten. In der Schlußvignette der Zeitschrift stand das schöne, aber leider nur zu oft auf Vereinigungen nicht anwendbare Motto „Ars est una, multi partita, indivisibilis".

Morris, Walter Crane und Cobden-Sanderson waren die rechten Leute, um alles mit dem Kunstgewerbe Zusammenhängende näher aneinanderzuschließen. Sie besaßen in gleichem Maße das Vertrauen der Arbeitgeber und Fabrikherrn wie des Handwerkers und Arbeiters. Infolgedessen wurde es ihnen leicht, im Jahre 1888 die erste kunstgewerbliche Ausstellung in der New-Gallery, der Sezession der Sezession, zu eröffnen. Präsident der Gesellschaft war Crane und ihr Ehrensekretär Cobden-Sanderson. Der letztere wird nicht nur in England, sondern namentlich auch in Amerika als eine erste Autorität für alles, was mit dem künstlerischen Bucheinband zusammenhängt, geschätzt. Die meisten großen Büchersammler in den Vereinigten Staaten lassen ihre Werke von Cobden-Sanderson binden, resp. sich Zeichnungen für die Bücherdeckel von ihm anfertigen. Er hat in seinem einfachen und schlichten Wesen viel mit Morris und Crane gemein, ja, er repräsentiert auch äußerlich den Arbeitercharakter, denn es ist keine Seltenheit, ihn in der blauen Bluse bei seiner Beschäftigung zu finden. Trotz seiner sozialistischen Tendenzen erfreute er sich, ebenso wie Cranes und Morris' Kunstleistungen, der Protektion bis in die allerhöchsten Kreise hinein. Er wollte wie Burne-Jones und Morris Geistlicher werden und studierte zu gedachtem Zweck drei Jahre Theologie in Cambridge. Cobden-Sanderson wohnte in Hammersmith, nicht weit von Morris, mit dem er ebenso wie mit den meisten englischen Führern der Sozialisten in enger Fühlung verblieb.

Die erste Veranstaltung der „Arts and Crafts Exhibition Society" bedeutete einen großen Triumph für die genannten Unternehmer. Ganz London war voll des Ereignisses. Der Katalogumschlag, von Crane gezeichnet, stellt in einer Gruppe von zwei Figuren, „Zeichnung" und „Kunst", symbolisierend dar. Auf der Rückseite betritt ein jugendlicher Arbeiter mit Handwerkszeug die unterste Sprosse einer Leiter. Dieser Umschlag wurde dann für alle späteren Ausstellungskataloge beibehalten. Im Komitee der Gesellschaft befanden sich namentlich: Burne-Jones, Morris, der verstorbene, sehr angesehene Bildhauer Onslow Ford, Metford Warner, S. Webb, Benson, W. de Morgan, E. Walker und J. Westlake. In der Einleitung zum Katalog sind kurze Aufsätze von Fachleuten enthalten, so von Morris über Textilindustrie; über den Bucheinband hatte Cobden-



Sanderson einen Essai geliefert. Eine interessante Neuheit bildete der Umstand auf der Ausstellung, daß die weiblichen Familienmitglieder der großen englischen Künstler vielfach die von den ihrigen entworfenen Muster usw. praktisch hergestellt hatten, so z. B. Büchereinbände von Annie Cobden-Sanderson; eine Portiere mit seidener Stickerei, gezeichnet von William Morris, war von seiner Gattin und Miß Jane Morris ausgeführt worden; eine gestickte Kaminbekleidung und ein von Crane entworfenes Schränkchen wurde von Mrs. Crane nach den Zeichnungen ihres Gatten angefertigt. Selbständig erfunden und zugleich ausgeführt waren schöne Muster für Handarbeiten von Miß May Morris. Die dekorative Ausschmückung eines Konzertflügels rührte von Miß Kate Faulkner, der Tochter des Mitbegründers der Firma Morris, her. Schließlich will ich Arbeiten von Edmund Evans und C. F. A. Voseys nicht unerwähnt lassen, sowie eine sehr wesentliche Bemerkung hinzufügen: die Ausstellung brachte ein ganz neues Prinzip zum Ausdruck, das von den Arbeitgebern anfangs mit dem denkbar größten Mißtrauen angesehen und bekämpft wurde. Bisher war es nämlich auf derartigen Ausstellungen üblich gewesen, im Katalog nur den Aussteller und Zeichner jedes einzelnen Stücks zu nennen; aber das Komitee hatte es durchgesetzt, außerdem den Namen des betreffenden ausführenden Handwerkers ebenfalls gedruckt zur Kenntnis des Publikums zu bringen. Ich glaube nicht, fehl zu gehen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß dieser ausgleichende, der Billigkeit entsprechende, zuerst aber als „sozialistisch“ verschriene Grundsatz seine Geltendmachung nicht zum mindesten den soeben genannten Damen verdankt. Statt eines auflösenden sozialistischen Elements trägt dies Verfahren vielmehr dazu bei, ein gemeinsames Interessenband um die drei zur Herstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse nötigen Faktoren zu schlingen.

Für das Jahr 1888 sind folgende gedruckte Arbeiten von Morris zu nennen: *„Atalanta's Race and other Tales from the Earthly Paradise. By William Morris“*. Boston 1888. Ticknor & Co. Ein Originalgedicht in Oktavformat mit Illustrationen. *„The Socialist Platform No. 6. True and false Society. By William Morris“*. Socialist League Office. 1888. One Penny, 24 Seiten, ohne Umschlag, mit Kopfstück, gezeichnet von Walter Crane. Ferner eine von Morris verfaßte Vorrede zu Fairmans „Principles of Socialism“. In der Mainummer der „Fortnightly Review“ erschien eine Abhandlung mit der Überschrift *„The Revival of Architecture“* und in der „Times“ vom 2. November ein Aufsatz, betitelt *„On Tapestry and Carpet Weawing“*. Seit dem 13. November 1886 bis zum 22. Januar 1887 hatte Morris eine Serie von Beiträgen für das „Commonweal“ geliefert unter dem Titel *„A Dream of John Ball“*: eine erzählende Prosaromanze voller tiefer Gedanken über das menschliche Leben, im besten Stil geschrieben und dem Inhalt nach den Stab über die mittelalterliche Gesellschaftordnung brechend. In schön und fein ausgearbeiteter Weise läßt er vor unserem Auge eine neue Welt entstehen. Während eines Augenblicks außerordentlicher Erhebung wird er zum Rebellen gegen das Mittelalter, und der Mystiker und der moderne Sozialist reichen sich die Hand über dem weißen Mohn, in jener kurz bemessenen Frist des Zwielichts, da der Mond erblaßt und die Morgendämmerung anbricht.

Die in Serien veröffentlichte Studie wurde dann zusammengefaßt und erschien als Buch unter dem Titel *„A Dream of John Ball and a Kings Lesson“* with an illustration by Edward Burne-Jones. London. Reeves & Turner, 196 Strand. 1888. 4 sh 6 d. Am 13. Mai 1892 veröffentlichte dieselbe Firma das gleiche Werk als den 6. Druck der Kelmscott Press. In dieser Gestalt, Klein-Quart, mit schwarzen und roten Buchstaben, auf Papier zu 30 Schilling, kamen 300 Exemplare und 11 zu 10 Guineen auf Velin heraus. Die hier gegebene Illustration (Abb. 59) zeigt den Titelholzschnitt von Burne-Jones und die dekorierte erste Seite.

Je mehr in dieser Epoche Morris' unmittelbare Tätigkeit für die sozialistische Propaganda abnimmt, destomehr wendet er sein Interesse eigner und fremder Literatur zu. Hinsichtlich der letzteren ist es namentlich Tolstoi, mit dem er sich beschäftigt. In den nächsten Jahren entstehen sehr bedeutende Werke, die um so wichtiger sind, weil durch sie die Veranlassung *zur Gründung der Kelmscott Press* gegeben wird. Als ein solches Buch ist vor allem zu nennen *„A Tale of the House of the Wolfings and all the Kindreds of the Mark written in*

Prose and in Verse by William Morris", London 1889, Reeves & Turner, 196 Strand. 4°. Im Jahre 1890 veranstaltete Roberts in Boston einen Nachdruck. Bisher hatte Morris sich wenig um Typographie, um die Raumverteilung auf jeder einzelnen Seite und dergleichen mehr gekümmert, vielmehr den Druck seiner Werke im gewöhnlichen Geschäftswege erledigen lassen. Seit der sich intimer gestaltenden Bekanntschaft mit Emery Walker, seinem Nachbar in Hammersmith, begann Morris auch dem typographischen Teil des Buches die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Jener war nicht nur ein Liebhaber des schönen Drucks, sondern auch ein großer Kenner des gesamten Spezialfaches. Wenn Morris die von ihm gesammelten Bücher früher mehr wegen ihrer alten Holzschnitte geschätzt hatte, so wurden sie ihm jetzt hauptsächlich interessant hinsichtlich des Druckes. Für den Satz des „House of the Wolfings" sicherte er sich die nach einem alten Baseler Vorbilde errichtete Schriftgießerei der Firma Whittingham. Morris war an die Abfassung des Textes mit der größten Lust und Liebe gegangen, und während der Drucklegung konnte er vor Ungeduld kaum die Fertigstellung erwarten. Als diese dann erfolgt war, äußerte er sich so entzückt über das Werk, daß er überhaupt keinen Widerspruch, selbst über offenbar verfehlte kleine Details duldete. Freilich siegte später sein besseres Einsehen und da, wo er die Mängel als tatsächlich bestehend anerkennen mußte, änderte er einzelne Buchstaben, wie z. B. das nicht gelungene „e", für das nächste Werk „*The Roots of the Mountains*" in eine bessere Type um. Der Text des „Geschlechts der Wolfinger" ist teils in Prosa, teils in Versen abgefaßt und stellt inhaltlich das Leben germanischer Stämme in Zentral-Europa zu Ende des zweiten und Beginn des dritten Jahrhunderts dar. Wie kaum anders von Morris zu erwarten, sind die historischen Begebenheiten mit einer starken Dosis eigner Phantasie und mit allerhand übernatürlichen Elementen gemischt. Die Erzählung „The Roots of the Mountains", in Zeit und Ort noch unbestimmter, schildert einen in der Nähe der Alpen lebenden Volksstamm, der nicht später als im VII. Jahrhundert dort seßhaft gewesen sein kann; allein, da die intimere Fabel nebst allem Zubehör frei von Morris erfunden ist, so darf er nicht dafür getadelt werden, wenn sich gelegentlich romantische Züge viel späterer Jahrhunderte in der Arbeit vorfinden. Obgleich das Werk schon 1889 beendet war, so kam es doch erst 1890 bei Reeves & Turner in Quartformat zu 8 Schilling heraus. Gebunden ist die Schrift in rotbrauner Leinewand, die zu den sogenannten in Morris Fabrik Merton-Abbey angefertigten „Chintzes" gehört.

Von den im Jahre 1889 über Kunst oder kunstgewerbliche Angelegenheiten gehaltenen Vorträgen von Morris sind die nachstehenden im Druck erschienen: „*Textiles*", eine bei der Jahresversammlung der Society for Protection of Ancient Buildings" gehaltene Rede. Ferner, der am 20. September in der „Pall Mall Gazette" erschienene Artikel „*On Peterborough Cathedral*" und der Vortrag „*Of Deying as an Art*". Als von den der Regierung nahestehenden Kreisen die Frage der Restaurierung der Westminster-Abtei mehrfach erörtert wurde, schrieb Morris einen geharnischten Aufsatz im „Nineteenth Century", betitelt „*Westminster Abbey and its Monuments*", gegen alle Versuche der Restaurierung und Erweiterung. Er gerät in förmliche Wut, wenn er nur daran denkt, wie jede Renovierung bisher das herrliche Gebäude immer mehr ruiniert habe, und daß es schließlich nichts weiter geworden sei als „ein Registratur-Bureau für bemerkenswerte Personen".

Im Juli desselben Jahres finden wir Morris in Paris als einen der englischen Abgesandten für den dort zur Feier der Wiederkehr des hundertsten Jahrestages der Erstürmung der Bastille tagenden internationalen Sozialistenkongreß. Wenn irgend etwas geeignet sein konnte, ihn zu entnüchtern, so war es der Verlauf dieser Versammlung, in der die gemäßigte Minderheit im wahren Sinne des Wortes mit Gewalt an die Luft gesetzt wurde. Im Gegensatz zu derartigen brutalen Kraftausbrüchen entwickelte sich gerade in diesem Jahre durch Arbeitseinstellungen in England das organisierte Genossenschaftswesen, für das nicht nur die liberale Partei eintrat, sondern auch eine erhebliche Anzahl gebildeter Personen aller Stände. Sie waren der Ansicht, daß man den Sozialismus nicht einfach ignorieren dürfe und daß er am besten und sichersten durch liberale Maßregeln in ein ruhiges Fahrwasser geleitet

würde. Das nachkommende Jahrzehnt hat ihnen recht gegeben.

Im November 1889 wurde in Edinburg ein Kunst-Kongreß abgehalten, bei dem die hervorragendsten Redner Morris, Crane, Cobden-Sanderson und Emery Walker waren. Alle diese Männer versuchten dem Kongreß eine sozialistische Schattierung zu geben. In einem Brief an seine Gattin schreibt Morris derzeitig: „. . . Es war eine langweilige Geschichte; nachdem aber die Toryblätter erklärt haben, daß Crane und ich den Kongreß verdorben hätten, kannst Du Dir wohl vorstellen, wie ich der Ansicht bin, dort nicht vergebens gewesen zu sein!“ Im Herbst desselben Jahres und bis zum Frühjahr 1890 dauernd, fand eine zweite „Arts and Crafts“-Ausstellung in der ‚New-Gallery‘ unter der Präsidentschaft Walter Cranes statt. Von Morris waren Gobelins nebst dazu verfaßten Gedichten eingesandt worden; auch viele andre bedeutende Künstler beschickten die Ausstellung, u. a. Burne-Jones, Crane, Aymer Valance, der nachmalige Biograph von Morris[1], und Richmond. Während der Ausstellung fanden abermals regelmäßige Vorträge für Handwerker statt, so von Morris über den Druck von Büchern, von Crane über den Gebrauch des Ornaments in der Kunst; über Mosaik von Richmond und von Selwyn Images über den Wert des katholischen Geistes in der Kunst.

Endlich fällt in diese Zeit noch ein wichtiges Ereignis: Mr. George Wardle, der erste Direktor der Morrisschen Fabrikanlagen, zieht sich gänzlich vom Geschäft zurück, und Morris nimmt in idealsozialistischem Geiste seine beiden Unterdirektoren Mr. F. und R. Smith als Teilhaber in seine Firma auf. Hierdurch wird er der Sorge und Last in Betreff der rein mechanischen und kommerziellen Leitung des Geschäfts enthoben.

Am 21. November 1889 schrieb Morris an seinen Freund, den Verlagsbuchhändler Ellis, einen Brief, in dem sich folgende bezeichnende Stelle findet: „ . . . Ich denke ernstlich daran, selbst Drucker zu werden; der erste Schritt hierzu müßte in der Herstellung einer neuen Schriftgießerei bestehen. Alles in allem erachten Walker und ich Jenson als das beste Vorbild . . . Haben Sie je seinen „Plinius“ in der Hand gehabt?“ Morris stellte dann Walker den Antrag, sich mit ihm zur Gründung einer Druckerei zu assoziieren, und wenngleich letzterer den Vorschlag ablehnte, so blieb er doch der dauernde Berater von Morris. Jedenfalls war Walker ein mit bestimmender Faktor für die Errichtung der Kelmscott Press. Im Jahre 1893 verfaßten Morris und Walker gemeinsam die Schrift „*Printing in Arts and Crafts Essays*“. Mit Walker gründete auch Cobden-Sanderson 1900 die Doves Preß, für die Miß May Morris die Typen zeichnete. Die ersten Bücher, die aus dieser Druckerei hervorgingen sind unter anderem: ein Aufsatz über Morris und „The Ideal Book or Book Beautiful“. Alle diejenigen, die sich über den Gegenstand orientieren wollen, finden näheres in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“, Jahrgang V, Heft 5.

Mittlerweile war die Leitung der „Socialist League“ ganz in die Hand der Anarchisten übergegangen; Morris wurde von der Redaktion des „Commonweal“ abgesetzt und obgleich er noch Beiträge für das Blatt und auch einige Monate lang finanzielle Hülfe gewährte, so ging die Zeitung nach einem Siechtum von ungefähr einem Jahre für immer ein. Von jetzt ab ist Morris nur noch ein passiver Sozialist. Die letzte große Arbeit, die er für das „Commonweal“ geliefert hatte und die sich in einer Serie vom 11. Januar bis zum 4. Oktober 1890 hinzieht, nennt sich „*News from Nowhere*“. Die Romanze kam 1891 bei Reeves & Turner, London, in 8°-Format heraus unter dem Titel „*News from Nowhere or an Epoch of Rest, being some chapters from a Utopian Romance by William Morris, Author of the Earthly Paradise*“ (Abb. 60). Ferner wurde die erste Ausgabe des Buches 1890 von Roberts Brothers in Boston nachgedruckt, ohne die von Morris 1891 bewirkte Korrektur abzuwarten. Endlich erschien das Werk unter demselben Titel von der genannten Firma als 12. Druck der Kelmscott Press in Klein-Quart, am 22. November 1892 veröffentlicht; 300 Exemplare in schwarzen und roten Buchstaben auf Papier zu 2 Guineen und 10 auf Velin zu 10 Guineen wurden in der Goldenen Type hergestellt.

Die erste Ausgabe des Druckes vom Jahre

[1] „The Art of William Morris“ by Aymer Vallance. London. Bell & Sons.

1891 besitzt als Ornamentierung das in verkleinertem Maßstabe gehaltene, in England ungemein verbreitete, künstlerisch sehr gelungene, von Walter Crane hergestellte und von dem schweizerischen Sozialisten Scheu in Holz geschnittene Blatt „The Triumph of Labour" (Abb. 55). Merkwürdig ist, daß Walter Crane ebenso wie Morris in „News from Nowhere" uns gelegentlich in eine rein utopistische Welt versetzt. Sein reizendes Aquarellbild „Ernte in Utopia" wurde von dem K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht für das Museum in Wien angekauft.

In „News from Nowhere" wird das zukünftige England in fernen Zeiten unter „wirklichem Kommunismus" in schwungvollster Phantasie dargestellt. Das Buch besitzt eine so weite Verbreitung in England und wurde außerdem in das Deutsche, Französische und Italienische übersetzt, daß es sich verlohnt, noch einige Worte über dasselbe zu sagen. Ebenso wie Cranes „Utopia" kann man Morris' Werk eine Pastorale von großer Schönheit nennen. Nicht ohne Einfluß auf ihn waren Bellamys Schriften, jedoch hatte er selbst als Schlußsatz in einer Kritik über des letzteren „Looking Backward" die Sentenz ausgesprochen: „Es kann nicht zu oft wiederholt werden, daß der wahre Antrieb zur Arbeit in der *Freude an dem Werke* selbst liegen muß!" Hierdurch wird zwar Morris' idealistischer Standpunkt klar genug festgestellt, indessen ist der ausgedrückte Grundsatz unter Verkennung der menschlichen Natur und des praktischen Lebens ein so irrtümlicher und nicht zu verwertender, daß es nur einer kurzen Entgegnung bedarf. Es gibt hunderte von Dingen, sowohl körperlicher wie geistiger Art, denen niemand mit Freuden seine Zeit, Kraft und Arbeit widmen würde, wenn ihn nicht die Umstände dazu zwängen. Selbst in dem herrlichsten sozialistischsten Idealstaat muß ein gewisses, sehr erhebliches Pensum geleistet werden, das weder das Schönheitsgefühl befriedigt, noch Annehmlichkeit oder Freude hervorruft. —

Wie sehr Morris sich mit utopistischen Ideen beschäftigte, geht auch noch daraus hervor, daß, nachdem er in „News from Nowhere" seine Träume von einem goldenen Zeitalter in das harmlose Gewand eines Pastorale gekleidet hatte, er als sechzehntes Werk der Kelmscott Press am 4. August 1893 die „*Utopia written by Sir Thomas More*" mit einem Vorwort herausgab (Abb. 61). Der in biegsamen Pergament gebundene Oktavband, im Titel mit der Troja-, im Text mit der Chaucer-Type gedruckt, stellt einen Neudruck von Ralph Robinsons Übersetzung der zweiten Ausgabe dar; es wurden im ganzen 300 Exemplare auf Papier zu 30 Schilling und 8 auf Velin zu 10 Guineen ausgegeben.

Vom Jahre 1890 ab beginnt vor allem die Kelmscott Press und mit ihr Zusammenhängendes Morris zu beschäftigen. Seine Bücherliebhaberei nimmt zur Unterstützung der vorliegenden Pläne einen gegen früher weit größer bemessenen Umfang an. Wenn es gilt, für seine Zwecke sich in den Besitz eines Werkes zu setzen, das außerdem noch seiner eigenartigen Liebhaberei entspricht, so wird sein Sammeleifer zur Leidenschaft. Aus diesem Grunde vermag das nachfolgende Kapitel von der Kelmscott Press als kein unbedingt selbstständiges behandelt zu werden: für jedes neu herauszugebende Werk schafft sich entweder Morris bestimmte geeignete Bücher hierfür an, oder es entsteht insofern eine Wechselwirkung, als bereits in seiner Bibliothek vorhandene Werke eine Anregung für einen neuen Druck bewirken. Obgleich Morris z. B. die Nationalgalerie mit ihren Schätzen sehr bewunderte, so machte er einem Freunde gegenüber doch die Bemerkung, daß er von seinem Standpunkt aus die sämtlichen Bilder willig hingeben würde für die alten im British Museum aufbewahrten Bilderhandschriften.

Selbstverständlich sind es während der Epoche der Kelmscott Press viele andere Dinge, die Morris nicht aus den Augen verlieren konnte und durfte. Hierher gehört namentlich der Betrieb seiner Fabrik und alles, was mit Kunst und Kunstgewerbe zusammenhängt. Auch war er zu gutmütig, um im sozialistischen Interesse an ihn gerichtete Bitten oder Geldunterstützungen abzuschlagen; aber sein gesamtes Verhalten zum Verein trägt einen deutlich passiven Charakter, und obschon bis an sein Lebensende der ideale Sozialist sich nie in ihm verleugnet, so tritt er als solcher doch nur noch gelegentlich an die Öffentlichkeit. Dies geschah z. B. noch einmal am 12. Mai 1890, wo er als ausübender Mime auf der Bühne in dem

Einakter „The Ducheß of Bayswater and Co." mitwirkte, um den schwindenden Finanzen der Genossenschaft abermals aufzuhelfen. Schließlich söhnte er sich auch am 1. Mai 1893 zur internationalen Maifeier mit Hyndman aus, und nun erließen beide im Auftrage der „Social Democratic Federation" und der „Hammersmith Socialist Society", einen Namen, den die Morris-Partei jetzt angenommen hatte, ein gemeinsames Manifest, in welchem zwar die Abschaffung der Klassen gefordert, jedoch Gewalt, in welcher Gestalt es auch immer sei, verworfen wird. Allein selbst dies gemäßigte Programm fand keinen günstigen Boden in England, und da Morris zweifellos in nur losem Zusammenhang mit der Parteileitung verblieb, so wurde seine Gefolgschaft von Jahr zu Jahr geringer. Zudem hatten ihn die durch das ewige Gezänk gemachten Erfahrungen in dem Grade klüger gemacht, daß er sich mit Ausnahme von ganz besonderen Gelegenheiten, dem Getriebe der Genossen fern hielt. Auch für ihn nahm das Rad der Entwickelung seinen ungehemmten Lauf: von dem rein ethisch-ästhetischen, doktrinär-sozialistischen Standpunkte aus hatte ihn die bewegende Zeitwelle in Form revolutionären Marxismus zu der sich dann brechenden Kammhöhe emporgetragen, um ihn endgültig an den Gestaden des praktisch-evolutionistischen Revisionismus landen zu lassen.

Schließlich machte sich auch noch ein anderer, sehr schwerwiegender Umstand geltend, um Morris in seinem Tun und Denken dauernd milder, entgegenkommender, versöhnlicher und vergebender zu stimmen. Es verleiht seinem Lebenslauf einen weiteren tragischen Zug, daß er an diejenige Unternehmung, die seinen Namen am längsten erhalten wird, an die Kelmscott Press, als ein ernstlich kranker Mann herantritt.

Obwohl ihm in dieser letzten Arbeitsperiode auch frohere, schmerzensfreie Wochen und Monate vergönnt waren, so ereilte ihn sein Fatum in Gestalt eines hoffnungslosen, die edleren inneren Organe zerstörenden Gichtleidens in wenigen Jahren und in einem verhältnismäßig nicht zu hohem Alter. In Würdigung seiner Gesamtsituation und der durch dieselbe entstandenen, teils resignierten, teils jedoch gehobenen Stimmung beim Erscheinen jedes neuen aus der von ihm gegründeten Druckerei hervorgegangenen Werkes, erscheint die zu einem näheren Bekannten getane Äußerung sehr bezeichnend: „Ob jemand meine Entwürfe, Zeichnungen und Bücher sieht ist nicht wesentlich nötig für meinen Arbeitseifer. Gott hat in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit für jedes lebende Wesen eine besondere Weisheit; in mich hat er den Trieb hineingelegt, daß ich nicht anders kann als freudig schaffen *muß*. Im übrigen füge ich mich in seinen unabänderlichen Willen!" —



Beiträge zur Grabbe-Forschung.

Von

Dr. Arnulf Perger in Wien.

II. Zu Grabbes „Aschenbrödel".

Entstehung und Quellen.

ei keinem Werk Grabbes ist die Zeit der Entstehung so verschieden angesetzt worden als bei seinem dramatischen Märchen „Aschenbrödel". Erst A. Leitzmann[1] hat auf Grund von Briefstellen Grabbes festgestellt (Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, 1900, No. 12), daß die erste Fassung dieses Dramas in die Jahre 1828/29, in die Detmolder Periode des Dichters, fällt.[2] Eine genauere Zeitbestimmung soll im folgenden gegeben werden.

Den ersten Anhaltspunkt zur Datierung bieten uns die in der nun vorliegenden ersten Fassung[3] enthaltenen Anspielungen,[4] indem sie uns eine

---

[1] Zwecks Festsetzung der Abfassungszeit zieht Leitzmann auch die in „Aschenbrödel" vorkommenden Anspielungen heran, obwohl er die erste Fassung (erst 1902 von Grisebach fragmentarisch veröffentlicht) nicht kannte. Indes sind die in der zweiten Fassung enthaltenen Anspielungen zur Datierung der ersten Fassung ganz unverwendbar. (Mehmed Alis Getreidekäufe tragen übrigens zur Datierung nichts bei.)

[2] Trotzdem hält Goedekes Grundriß vom Jahre 1905, Band VIII, noch immer an der Ansicht fest, daß der erste Entwurf aus der Berliner Zeit stamme!

[3] Im Besitz O. Blumenthals, der sie mir freundlichst zur Verfügung stellte.

[4] Zur Übersicht der Anspielungen der ersten und zweiten Fassung — Zitate sind nicht berücksichtigt — diene folgende Tabelle:

An Anspielungen wurden in der zweiten Fassung *ausgelassen:* I. Aufzug 1. Szene: Schiller (Piccolomini 1800), Nero (in Verbindung mit Buff). 2. Szene: Caesar.

III. Aufzug: Wellington, Konsistorien, Lavater (Physiognomische Fragmente 1775—78), Lafontaine, Fouqué, Mich. Beer (in Verbindung mit Homer), Scott (Leben Napoleons 1827), Wist (Kaufmann in Detmold), Hegel, Freiesleben (corpus iuris canonici 1728), Ledderhose (Kleine Schriften 1787—89), Creuzer (Symbolik 1810), Heeren (Handbuch der Geschichte . . 1828, holländische und schwedische Übersetzung 1818 und 1817 in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 19. 5. 1828), Lavater (Physiognomische Fragmente 1775—78), A. Schoppe, zweimal Raupach, dreimal Immermann (Trauerspiel in Tirol 1827, Friedrich II. Herbst 1828), Friedr. v. Üchtritz (Alexander und Darius 1827), zweimal Berliner Konversationsblatt (1827—29), darunter Schillers Tell, siehe Konversationsblatt vom 9. und 11. 2. 1828), zweimal Friedrich Förster (geschichtliche Werke 1816—22, Shakespearebearbeitungen; König Richard III. nach Schlegel, Berlin 2. 4. 1826, List und Liebe nach S.: Ende gut, alles gut, Berlin 10. 7. 1828), zweimal Willibald Alexis (Die Geächteten 1825), zweimal Th. Mundt, Shakespeare, Berliner Weltweisheit (Hegel), Schiller (Don Carlos 1787), russisch-türkischer Krieg (1828—29, Beginn 28. 5. 1828), philosophische Schulen (Hegel), Kotzebue, Iffland, Immermann, Raupach, Grabbe (Persönliches, Don Juan und Faust 1828, Barbarossa 1829), Goethe (Faust 1790, Egmont 1788, allgemein), Mozart (Don Juan 1787), Immermann „und Konsorten", Schiller, Traktat vom 6. Juli (?), Grabbe (Gothland 1827), Schiller (Don Carlos 1787), Mildheimsches Not- und Hilfsbuch 1788, Napoleon, Oper (Isouards Cendrillon 1810).

IV. Aufzug. Missionsverein, Hofschranzen (Exzellenz), Petrarca (Sonette), Shakespeare (Familienleben), Dorfzeitung (1818—32), Schiller (Maria Stuart 1801), Scott.

Folgende Anspielungen wurden *geändert:*

I. Aufzug 2. Szene: statt Kassenscheine, Cortes-Bons (unter der Regierung Ferdinand VII. 1814—33).

III. Aufzug. Flachheit der modischen Literatur (Originalität), Scott (im allgemeinen unter Quentin Durward 1822), beides stark gekürzt. Ebenso modische Torheiten (Kleidung), Iffland, realistisches Drama, realistische Schauspielkunst.

IV. Aufzug: statt Verspottung des Hofrattitels, allgemein des Titelwesens.

Folgende Anspielungen blieben nahezu *gleich:*

I. Aufzug 1. Szene: Salomo (siehe Berliner Konversationsblatt vom 2. 2. 1829 „Berliner Konversation"), Buff (?) II. Szene: Dunse, Literaturklique.

III. Aufzug. Nero, Othello, Zepernick (repertorium iuris feudalis 1787), W. K. v. Wobeser (Elisa oder das Weib wie es seyn sollte, 1795), Mehmed Alis Getreidekäufe (1817—33, Monopolsystem — c. 49), Orden für Geld.

IV. Aufzug: Saphir (Schnellpost 1826—29), Sächsische Postwagen.

Folgende Anspielungen kamen *neu* hinzu:

I. Aufzug 1. Szene: Rotteck, Pariser Juliwoche (1830), Siebenpfeiffer (Hambacher Volkstag 1832), Fayette (Lafayette).

II. Aufzug 1. Szene: Deinhardstein (Skizzen einer Reise . . . 1831), 3. Szene: St. Simonismus (Ende der zwanziger Jahre), Platen (Der romantische Ödipus 1828).

III. Aufzug: Comteß Dessein, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft (1801—40). Fremdenliebedienerei (Constants



Zeitgrenze liefern, vor der die Abfassung des Dramas nicht möglich ist. Diese Grenze bilden die der Zeit nach am spätesten erschienenen Schriften, auf die Grabbe anspielt. Das sind: „Göttingische gelehrte Anzeigen" vom 19. 5. 1828 (Heerens Geschichte samt Übersetzungen), Immermanns „Friedrich II.", der im Herbst 1828 gedruckt wurde, des Dichters „Don Juan und Faust" gegen Schluß des Jahres 1828 beendigt, und „Barbarossa", an dem Grabbe nachweislich seit 31. 8. 1828 (Brief an Kettembeil) arbeitete. Vor Ende des Jahres 1828 kann also „Aschenbrödel" nicht abgefaßt worden sein. Die Grenze nach oben bildet der Brief Grabbes an Kettembeil vom 18. 4. 1829, in dem er der Dichtung mit folgenden Worten erwähnt: „Aschenbrödel wird tollkomisch, aber auch so . . ." Und nun folgt ein später etwas geändertes Bruchstück aus der ersten Feenszene des zweiten Aufzugs. Da nun Grabbe Kettembeil von „Aschenbrödel" wie von einer ihm bekannten Arbeit schreibt und er ihn von allen seinen literarischen Plänen verständigte, liegt es nahe, daß er seinem Verleger in einem verloren gegangenen früheren Brief vom Plan zum „Aschenbrödel" Mitteilung machte. Diese Mitteilung fiel jedenfalls zwischen den 16. 1. und 18. 4. 1829, da der Dichter am 16. 1. und in den vorhergehenden Briefen noch nichts von „Aschenbrödel" schreibt, aber vom 18. 4. an, wenigstens die erste Zeit, beinahe jedesmal des Dramas Erwähnung tut. Natürlich ist die erste Konzeption etwas früher als der mutmaßliche Brief an Kettembeil anzusetzen. Ferner sei noch auf eine Erzählung Zieglers[1] hingewiesen, die von einer Abendgesellschaft Grabbes berichtet, zu der der Dichter außer einem ihm von Köchy empfohlenen Baron v. P. noch einige Freunde eingeladen hatte. Da der Baron nach Ziegler auf den am vorhergehenden Tag aufgeführten „Don Juan und Faust" zu sprechen kam, fand diese Gesellschaft am 30. März 1829 statt. Grabbe scheint sich wie gewöhnlich damals in derbkomischem Gebahren gefallen zu haben und hielt den Baron, den er für recht beschränkt ansah, vielfach zum Narren. Wenn wir nun die von Ziegler geschilderten Auftritte mit den komisch-satyrischen Szenen im III. Aufzug der ersten Fassung vergleichen, fällt uns eine große Ähnlichkeit auf.[2] Es liegt auf der Hand, daß Grabbe bei der Abfassung dieser Szenen an seinen tollen Teeabend gedacht hat, wie vielleicht auch manche persönlichen Züge des Barons v. P. auf den Baron des Dramas übergegangen sind. Die Rüpelszene des III. Aufzugs muß also nach dem 30. März gedichtet worden sein. Nach all dem Gesagten ist die Dichtung des „Aschenbrödel" in den Frühling 1829 zu verlegen. Es ist vielleicht auch kein Zufall, daß der Dichter gerade im Frühling zur Abfassung der ersten Feenszenen Stimmung fand.

Als Hauptquelle hat Grabbe Isouards „Cendrillon", Paris 1810, Text von Etienne gedient; daneben ist auch Perraults „Cendrillon" benützt. Die französische Zauberoper, die ebenfalls den Aschenbrödelstoff behandelt, machte damals durch ganz Deutschland Runde und wurde auch in Detmold gespielt.[3] Wahrscheinlich hat sie der Dichter

---

Wallensteinübersetzung 1809, Carlyles Übersetzung von W. Meisters Lehrjahren 1824), Zepernick (pax Westphaliae?) Mueller (promptuarium 1784). Scott (Kenilworth 1821), Willibald Alexis (Walladmor 1823), realistisches Drama (gegen Shakespeare und Calderon), Mehul (Josef und seine Brüder 1806).

IV. Aufzug: Hugo (Jurist, Vorlesung K. Wencks nach dessen Lehrbuch, Leipzig 1821.)

[1] Karl Ziegler, Grabbes Leben und Charakter. Hamburg 1855, S. 78ff.

[2] Nach Ziegler nötigte Grabbe den Baron fortwährend zum Trinken:

Grabbe: „Nun trinken Sie doch, ich bitte Sie, warum trinken Sie denn nicht? . . . Ja, das muß so sein, hoch leben die Ratten! So stoßen Sie doch wenigstens an!" Ferner:

Grabbe: „Der Goethesche Faust ist ein Lump! Und hören Sie, wir könnten uns da noch wohl über manches unterhalten. Aber ich finde es zweckmäßiger, wenn ich Ihnen aus meiner neuenTragödie Barbarossa einige Stücke vorlese."

Der Baron: „Aber die abgerissenen Stücke werde ich nicht verstehen."

Grabbe: „O, das tut nichts! Warten Sie, soll ich Sie einmal in die Hand beißen?" —

Zur Vergleichung beachte man folgende Stellen aus „Aschenbrödel" Grisebach IV. S. 471:

„Der Kutscher: Nun Kampf und Courage! (Er beißt den Baron, der ihm die Hand geben will, in den Finger.)

Der Baron: Herr, sind Sie toll? Sie beißen!

Der Kutscher: Ja, beißen! beißen! Nichts über das Beißen!

Der Baron: Herr, Herr, lassen Sie das — Sie sind ein Original erster Sorte, — sollen mit mir trinken!" — Ferner S. 472:

„Der Kutscher: . . . . Die Ratten werden mit ihrem Kleide geboren! Wieder mehr als Menschen!" S. 475:

„Der Rüpel: . . . Meine Damen und Herren, lassen Sie uns ein bißchen konversieren . . ." Schließlich S. 476 die Anspielungen auf Goethe, Grabbes „Don Juan und Faust" und „Barbarossa".

[3] Die Fürstlich Lippischen Intelligenzblätter vom 17. November 1827 brachten folgende Ankündigung: „Sonntag, den 18. November auf Verlangen: Aschenbrödel, oder: Die Zauberrose. Feenoper in 3 Akten." Da nun bei Isouard tatsächlich eine wunderwirkende Rose eine große Rolle spielt, handelt es sich offenbar um diese Oper. In der Bibliothek des Detmolder Theaters befindet sich auch eine Partitur des Isouardschen „Cendrillon". Aufführungsverzeichnisse aus der damaligen Zeit sind nicht vorhanden.



selbst gesehen, da er in der ersten Fassung seines „Aschenbrödel“ auf ein besonderes Detail in der Oper, den Verlust des Schuhs, anspielt.[1]

In der Tat weist die Handlung des „Aschenbrödel“[2] mit der des „Cendrillon“ die größte Ähnlichkeit auf. Ganze Szenen sind der Oper nachgebildet, und man merkt, daß diese dem Dichter stets vorschwebte; selbst wörtliche Übereinstimmungen finden sich. Schon ein flüchtiger Blick auf das Personenverzeichnis der Isouardschen Oper lehrt uns, daß Grabbe die Hauptgestalten beibehielt und sogar zwei Namen unverändert aufnahm. Bei Isouard: Ramiro, Prinz von Salerno, bei Grabbe: der König. Aus dem Hoflehrer und Astrologen Alidor wurde der Lehrer Alastor. Dem Ritter Dandini steht der Rüpel gegenüber. Der Baron von Montefiascone heißt in „Aschenbrödel“ Baron von Fineterra. Seine Töchter Clorinde und Thisbe finden wir unverändert wieder. Aus Cendrillon wurde Olympia.

Etienne hat den Aschenbrödelstoff, der im großen und ganzen dem Perraultschen Märchen nachgebildet ist, mit einem charakteristischen Motiv, dem des falschen Königs, verknüpft: eine untergeordnete Person spielt eine Zeitlang die Rolle des Herrschers. Der Prinz Ramiro muß sich nach einer letztwilligen Bestimmung seines Vaters verheiraten, will aber nur ein braves und bescheidenes Mädchen zur Frau nehmen. Auf Rat seines Lehrers Alidor verkleidet er sich zu den bevorstehenden Festlichkeiten als einfacher Ritter, während der Hofmann Dandini als Prinz auftritt. Sofort machen sich nun die eitlen Schwestern an Dandini heran, der eine von beiden zu wählen vorgibt, die andere aber mit seinem Ritter, dem Prinzen, vermählen will. Darob entbrennt zwischen ihnen große Eifersucht; der Prinz wird von beiden zurückgewiesen und erkennt nun ihre wahren Absichten. Dagegen gewinnt Cendrillon durch ihre Bescheidenheit rasch Ramiros Neigung; er kämpft unter ihrem Wahlspruch im Turnier und trägt ihr schließlich, von ihrer Herzensgüte überzeugt, die Krone an. Cendrillon, das unter dem König Dandini versteht, flieht entsetzt und verliert dabei einen Pantoffel. Etienne setzt das Intriguenspiel noch weiter fort. Den noch ahnungslosen Schwestern nähert sich Dandini und empfängt von ihnen die heiligsten Versicherungen ihrer Neigung. Wenn er der letzte am Hof wäre und nur eine Hütte besäße, wollten sie ihn doch lieben. Aber alles klärt sich bald auf. Auf Befehl des Prinzen muß eine der Schwestern Dandini heiraten, und dieser erinnert sie voller Schadenfreude an ihre schönen Versicherungen. — Die Stelle der Feen im Märchen übernimmt der weise Alidor, der das gute Herz Cendrillons in Verkleidung eines Bettlers erprobt und sich des verlassenen Mädchens erbarmt; er versetzt sie schlafend in des Prinzen Schloß und schenkt ihr eine Rose, die ihr gesellschaftliche Talente verleiht und die Macht gibt, ihren Verwandten unerkannt zu bleiben. — Das Motiv des falschen Königs, dessen sich Etienne bedient, ist sehr alt und zieht sich, wie A. L. Jellinek nachgewiesen hat,[3] durch die Volks- und Kunstdichtung des Orients und Occidents. Freilich begegnen wir hier einer Abart des Motivs. Der Rollentausch ist nicht wie etwa im „Hochfertig Kaiser“ des Hans Sachs ein erzwungener, sondern freie Vereinbarung, ein abgekartetes Spiel. Ob nun Etienne an ältere Vorbilder anknüpft oder ob die Verkleidung auf seiner eigenen Erfindung beruht, wird sich nicht so leicht feststellen lassen. Im übrigen lag die Verkleidungssucht eines Herrschers der Zeit des Dichters gar nicht fern. Man braucht nur an die Fürsten des aufgeklärten Absolutismus (z. B. Josef II.) zu denken und findet an ihnen lebende Beispiele für den Prinzen Ramiro.

Das *Motiv des falschen Königs* hat Grabbe beinahe ganz der Oper entnommen,[4] nur einige Einzelheiten anders gestaltet. Auch hier ein junger Herrscher, der vom Drang beseelt, ein tugendhaftes Mädchen zu heiraten, auf Rat seines Lehrers eine Verkleidung wählt. Indes ist der König, wie es ja der breitere Rahmen des Dramas erlaubt, weit eingehender charakterisiert. Der junge Mann fühlt sich einsam und unglücklich, nicht Krieg noch Jagd können ihn erfreuen; er braucht einen Menschen, dem er sich ganz hingeben kann, und der ihn wieder wahrhaft liebt: So wird seine Sehnsucht aus seinem Charakter erklärt, und damit fällt auch die schrullenhafte Bestimmung des alten Königs weg. Gleich Dandini muß der Rüpel den König vertreten und auch er spielt die neue Rolle mit Geschick. Die Charakterisierung beider Figuren ist freilich ganz verschieden. Dandini sucht höfisch, wie ein Prinz sich zu gehaben, der Rüpel tritt ohne Scheu tölpelhaft und gemein auf. Er ist ein Menschenkenner und meint, als König sich alles erlauben zu können. In der Tat belacht das Volk seine dümmsten Späße und findet seine Albernheiten witzig. Auch sonst hat der Rüpel vor der angeborenen Herrscherwürde wenig Respekt; als erstes verlangt er einen Schneider, der ihn „machen“ soll und läßt sich sofort mit dem Geldjuden ein. Im folgenden weicht Grabbe von seiner Quelle etwas ab. Etienne will die wahre

[1] Im III. Aufzug, 1. Szene (diese Stelle wurde von Grisebach in der Grabbe-Ausgabe nicht veröffentlicht) sagt der Rüpel zum König: „Herr, die junge Dame, welche eben mit dem aschgrauen Kutscher davonfuhr, hat diesen Schuh verloren, wie Aschenbrödel in der Oper.“

[2] Zum Vergleiche mit den Quellen ist lediglich die erste Fassung herangezogen.

[3] Neue Freie Presse vom 22. September 1901.

[4] Diese Vertiefung des Aschenbrödelstoffes rührt also nicht, wie O. Nieten (Chr. D. Grabbe, Berlin 1902 S. 38) behauptete, von Grabbe her.



Absicht der Schwestern doppelt erkennen lassen, indem beide auf den vermeintlichen König Jagd machen, den wahren König aber abweisen. Der letzte Zug ist nicht sehr glücklich. Dandini verfügt ohne weiteres über die Person des Prinzen und rechnet dabei auf die Eitelkeit und Uneinigkeit der Schwestern; wirklich bietet sich der Prinz, wiewohl er ihren Charakter schon zur Genüge kennt, einer von beiden an. Ein etwas zu gewagtes Spiel, welches bei einem Kompromiß der Schwestern für den Prinzen leicht schief hätte ausgehen können! Auf diese Gegenprobe hat Grabbe begreiflicherweise verzichtet. Der arg verbitterte König trifft nun mit Olympia zusammen und verliebt sich bald in sie. Die in der Oper hier folgende Dialogstelle — Vorverhandlungen, in denen sich der Prinz von den reinen Absichten des Mädchens überzeugen will — wurde weggelassen, statt dessen ist das erste Zusammentreffen beider mit der Satire wirkungsvoll verknüpft. Olympia hat den Mut, der Ansicht des Rüpels zuwider, das Schauspiel schlecht zu finden; durch ihre Wahrheitsliebe wird der König auf sie aufmerksam. Das Turnier, in welchem der Prinz für Cendrillon streitet, fiel weg. Nur eine kleine Reminiszenz ist erhalten: der König will mit den Farben Olympias freudig in den Krieg ziehen. Mit einem etwas plumpen Mittel zeigt Grabbe, abweichend von Etienne, noch einmal die Heuchelei der Schwestern und ihrer Mutter. Der unsichtbar auftretende Gnom redet aus ihrem Mund und enthüllt vor dem ganzen Hof ihre wahren Pläne. Der Antrag des Königs und die Flucht Olympias decken sich wieder fast vollständig mit der Oper. Aschenbrödel verwechselt den wirklichen Herrscher mit dem vermeintlichen und verläßt entsetzt das Schloß. Mit der Flucht Olympias hat die Verkleidung bei Grabbe ein Ende; ganz bündig erklärt der Rüpel den entsetzten Schwestern den Sachverhalt. Die Szene, in der die Schwestern Dandini ihrer Liebe versichern, fiel weg; trotzdem läßt Grabbe den Rüpel die Schwestern an ihre Liebesversicherungen mit ähnlichen Worten wie in der Oper erinnern, sie wollten ihm ja bis in den Grund der Hölle folgen und selbst eine kleine Hütte mit ihm teilen. Man sieht, wie lebhaft dem Dichter die Oper vorschwebte. Von den zwei korrespondierenden Szenen in „Cendrillon" bringt er nur die zweite und läßt in dieser an die bloß in der Oper vorkommende erste anspielen. An die Zwangsheirat Dandinis mit einer der Schwestern erinnert nur noch der Scherz des zur Exzellenz ernannten Rüpels, sich Clorinde zu nähern, ihr freundliches Entgegenkommen aber schleunigst wieder zurückzuweisen. Schließlich sei noch auf folgende kleinere Züge hingewiesen, die Grabbe seiner Quelle entnahm. Der König nimmt den von Aschenbrödel verlorenen Schuh und kann sich nicht von ihm trennen. Nach der Enthüllung und der Flucht Olympias sucht der König seinen Schmerz dadurch zu betäuben, daß er sich in den Strudel der Staatsgeschäfte stürzt. Er will fortan dem Wohle seines Volkes leben, das Gute belohnen, das Böse bestrafen und verhindern. Eine Stelle stimmt teilweise wörtlich mit der Oper überein. Im II. Akt, 5. Szene heißt es bei Etienne[1]:

„*Dandini.* Je vous regarde toutes deux, et n'ose choisir; en vous voyant, je suis plus embarrassée que Pâris, . . .

Tisbé, à part. Il faut pourtant bien qu'il se prononce.

Dandini, se retournant du côté de Clorinde. Que j'aime cet air modeste! (à Tisbé) Que ce petit minois fripon me plait! . . .

Clorinde, à part. C'est moi qu'il aime!

Tisbé, à part. C'est moi qu'il choisit!"

Bei Grabbe III. Aufzug 1. Szene (ungedruckt):

Der Rüpel.

„. . . Ah, Clorinde und Thisbe! — Thisbe, seh' ich dich, so bin ich links, denn du stehst zu meiner linken, seh' ich dich, Clorinde, so bin ich rechts, denn du stehst auf meiner rechten Seite. Mein Herz habt ihr gespalten . . .

Thisbe (für sich).

Sein verstohl'ner Blick sagt, daß er mich liebt!

Clorinde (für sich).

Sein Auge verkündet, daß er mich ausgewählt hat."

Bezüglich des *Aschenbrödelstoffes* hat Grabbe großenteils auf Perraults Märchen zurückgegriffen. Er führt wieder die Feen ein und nimmt Alidor den Charakter des Wunderbaren; damit fällt auch das Zauberrequisit, die Rose, weg. Auch die alten Familienverhältnisse des Märchens werden hergestellt. Als unterdrückendes Element tritt wieder die böse Stiefmutter in Aktion; ihr Mann ist der rechte Vater Aschenbrödels, ein gutmütiger, aber willensschwacher Charakter. Die Figur des Barons, als solche der Oper entlehnt, hat daher eine Wandlung erfahren müssen. Neu sind die komischen Züge, die teilweise auch mit der Hauptsatyre des Dramas (Verspottung der flachen zeitgenössischen Literatur) in Zusammenhang stehen. Die Stiefschwestern, in deren Charakter das Märchen einen Unterschied macht — die jüngere ist die bessere —, sind gleich gezeichnet. Die Charakterisierung Olympias ist dieselbe geblieben. Bei Grabbe tritt indes ihre Herzensgüte gleich anfangs mehr hervor. Im Märchen fragt sie die Fee, ob sie ein braves Kind sein wolle, was ja nichts beweist, im „Aschenbrödel" betet Olympia für das Wohl des in Wucherhänden befindlichen Vaters, obwohl dieser nicht im geringsten sich um

[1] Das Zitat ist aus der Originalpartitur. Der deutsche Text für die Detmolder Aufführung, der, wie aus den Stichworten in der dortigen Partitur ersichtlich, von den übrigen bekannten Übersetzungen abweicht, ist nicht auffindbar.

sie bekümmert. Wie im Märchen wird auch der Geschmack Aschenbrödels hervorgehoben; die Schwestern befragen sie bezüglich des Ballschmuckes um ihre Meinung. Der äußerliche Zusammenhang zwischen Aschenbrödel und den Feen bleibt bestehen. Bei Perrault hat Cendrillon die Fee zur Taufpatin, bei Grabbe ist Olympia mit der Feenkönigin verwandt. Auch die prunkvollen Verwandlungen, der Hauptsache nach Tiermetamorphosen, sind dem Märchen nachgebildet. Perrault bringt folgende Verwandlungen. Eine ausgehöhlte Zitrone in den Wagen, sechs Mäuse in Pferde, eine Ratte in den Kutscher und sechs Eidechsen in Lakaien. Grabbe weit phantastischer: zehn Sterne in Kavaliere, eine Wolke in den Wagen, sechs Blitze in Rosse, eine Ratte in den Kutscher und eine Katze in die Zofe. Bei beiden ist die Verwandlung einer Ratte in den Kutscher zu finden, nur mit dem Unterschied, daß im Märchen der Bart der Ratte in den großen Schnurrbart, in „Aschenbrödel" der Schwanz in den großen Zopf verwandelt wird.

Dagegen hat „Aschenbrödel" folgende Züge wieder mit der Oper gemein. In beiden Stücken findet man die Mittellosigkeit des Barons, in der Oper nur angedeutet, im Drama wiederholt kräftig betont. In beiden Stücken ist von der Jagd des Herrschers die Rede; im Drama gewährt sie allerdings dem schwermütigen König keine Befriedigung. Ferner wird in beiden Stücken das „Aschenbrödel", welche unerkannt zu ihren Schwestern tritt und sie nach ihrer Stiefschwester fragt, von ihren Verwandten, in der Oper vom Baron, im Drama von der Baronin, verleugnet. Schließlich noch — zwar nur bei einem kleinen Detail — eine wörtliche Übereinstimmung mit der Oper. Beim Ankleiden befehlen beide Schwestern dem Aschenbrödel zu gleicher Zeit. In der Oper I. Akt, 4. Szene:

„*Cendrillon:* . . . je suis toute seul; je ne puis vous servir que l'une après l'autre."

In „Aschenbrödel" I. Aufzug 1. Szene.

Aschenbrödel.

„Ich kann euch beiden nicht auf einmal dienen."

Wir sind mit den Vergleichungen zu Ende; daß Grabbe Isouards Oper und Perraults Märchen als Quellen benutzt hat, dürfte somit erwiesen sein.[1]



Die ältesten Lieder des steiermärkischen Landesarchivs.

Von

Jacob Kelemina in Graz.

Die hier zum erstenmal veröffentlichten fünf Liebeslieder entstammen der Ungerschen Sammlung (Steiermärkisches Landesarchiv in Graz, Handschrift 1395a). Sie sind in zwei Drucken folgenden Titels in Fraktur enhalten:

1) Sechs neue Lieder // Das Erste: // Von der Wis // JN GOttes-Namen dann / will ich jetzt fangen an / 4 Bll. 8° o. O. u. J. (XVIII). Das Anderte. // ACh Maria hör das Klagen von dein armen Schäflein /

Das dritte // O Sünder betrachte dein Leben /

Das Vierte. // O Jungfrau der Jungfrauen / du edler Seelen-Schatz /

Das Fünfte. // Schönste laß die Hunde bellen /

Das Sechste. // MAn sagt das Lieben seye ein große Freud / Abkürzung S. n. L.

2) Sechs gantz neue // Weltliche Lieder // Das Erste: // Schönste laß die Hund nur bellen / 2c. // Das Anderte: // Ich weis nit wies jetzt kimt / daß d' Weibä / 2c. // Das Dritte: // Ach weh was muß ich fangen an / daß i ein 2c. // Das Vierdte: // Zwing dich mein Hertz zu meyden / den du // ergeben bist 2c. // (vign.) // Das Fünfte: // Es ist wahr ich muß bekennen / daß du 2c. // Das Sechste: // Ich bin ein Gugu / und bleib ein Gugu / 2c. // (Strich) // Gedruckt in diesem Jahr 1757. [Abkürzung: 1757.]

Die beiden Drucke, deren weltliche Lieder wir hier mitteilen, stammen aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Darauf weist sowohl die Jahreszahl der zweiten Sammlung (1757), als auch die, beiden gemeinsame, durchaus gleichartige typographische Ausstattung. Für die Annahme, daß auch die undatierte Sammlung ungefähr zur gleichen Zeit entstanden ist, spricht der Umstand, daß beide ein Lied: „Schönste laß die Hunde bellen" gemein haben. Da ferner in der Sammlung von 1757 das Lied erhebliche Kürzungen der längeren Fassung im undatierten Druck erfahren hat, so scheint uns dadurch der Schluß auf ein höheres Alter der Sechs neuen Lieder nahegelegt, und es wird deren Erscheinungsjahr wohl in das Jahr 1740 anzusetzen sein. Die Kürzungen von

[1] In meinem Aufsatz „Aus Grabbes Wanderjahren" (Heft 3 dieser Zeitschrift) lies auf Seite 132, Anmerkung 4, statt 1825: 1827; Seite 133, 2. Spalte, statt Branntweinschenken: Branntweinschenk; Seite 134, 2. Spalte, statt Schießger: Schießg. nr.; S. 135, 1. Spalte, statt Jemann: Jerrmann.



1757 dürften wegen Raummangels vorgenommen worden sein — das Lied mußte auf eine Seite zusammengedrängt werden — und wir hätten in dem neuerlichen Abdrucke dieses Liedes einen Hinweis auf dessen Verbreitung und Beliebheit unter dem Volke zu erblicken, eine Vermutung, die uns übrigens auch durch die zersungene Gestalt dieses stilistisch in das XVII. Jahrhundert deutenden Liedes bestätigt wird. — Als Offizin kann man im Hinblick auf die übrigen typographisch ähnlich ausgestatteten und mit Druckort versehenen Lieder der Ungerschen Sammlung die Ferstlsche Buchhandlung in Graz annehmen. Übrigens wiese auch die Sprache auf Mittelsteiermark hin: Jause (Zwischenmahlzeit), Fausen (Dummheiten, Possen; Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Graz 1903, S. 215) usw.

Zum Schluß seien uns noch etliche Bemerkungen zu drei Stellen unserer Lieder gestattet. Stellen, die wegen ihrer poetischen Inszenierung von Interesse sind.

Im Liede 2 unserer Sammlung wird der Kuckuck als Symbol für den Liebenden das ganze Stück hindurch festgehalten. Diese Verwendung für den Kuckuck ist bereits im XV. Jahrhundert gang und gäbe, während in früheren Jahrhunderten der Falke seine Rolle auszuüben hatte. (John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle 1906, S. XXXVI f.; F. A. Mayer und Heinrich Rietsch, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift, Berlin 1896, N. 83 und Anm.). Vgl. diesbezüglich noch Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein ed. M. El. Marriage [Braunes Neudrucke No. 203—206], II 29; Arthur Kopp, Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343 (Deutsche Texte des Mittelalters, Band V), Berlin 1905, CX, 26ff.: „Es wolt ein jungfrauw sparber fahen / da flog ir ein gugkhgauch auf ir netze / sie hueben auf, sie zogen auf / sie begund / in uff ir handt zu setzen. Da sie ine uferzagen het / und also lieblich listig ufferzogen / da flog der gugkhgauch — gugkh hin gugkh dar — / vor jenem Wald / da war die jungkhfrauw betrogen." Vgl. auch ibid. CXI, 1, ferner Lüning, Die Natur ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgerm. und mhd. Epik. Zürich 1889. S. 187ff. Uhland Schriften III, 24ff.: über den Kuckuck als Frühlingsstimme; Carmina Burana 108, 2, wo hirundo, cignus, cuculus als Frühlingsstimmen verwendet werden. Der Kuckuck ist schon seit dem XIII. Jahrhundert in die Liedtradition eingetreten zur Bezeichnung gewisser Jahreszeiten, Naturereignisse oder Charaktereigenschaften. —

Zu Lied 3 wäre zu bemerken: Die Aufzählung solcher „Märtyrer der Liebe" begegnet uns oft im Meistergesange: Karl Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift (Bibliothek des Literatur-Vereins, 68. Band), No. 49 1—12, 19—29. Auch in Steiermark, der Heimat unserer Lieder, muß diese gelehrte Tradition gepflegt worden sein; noch 1793 widmete Kalchberg ein fünfzehnstrophiges Gedicht einer derartigen Aufzählung unglücklicher Liebhaber (Gedichte von Johann von Kalchberg, Grätz 1793, S. 41: Der Weiberfeind.)

Zu Lied 5, Strophe 4: Die vorkommende Redewendung war äußerst beliebt; vgl. Arthur Kopp, Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343: XXXIII, 40: allde zue thaussent guetter nacht; ferner LIII, 33; LIII, 40; CLXXXIII, 28; CXLI, 42; CLXVIII, 27; CXVII, 28.

Betrachtet man die eigenartige Verbindung von volkstümlichen Elementen mit gewissen gelehrten Nachklängen, wie sie in unsern Liedern vorkommt, so ist der Gedanke nahe, einen Kunstdichter als den Verfasser dieser Stücke anzunehmen; ein Mann, der wohl den halbgebildeten Kreisen der damaligen steirischen Bevölkerung angehört haben mochte.

Der Text unseres Neudruckes schließt sich wort- und buchstabengetreu an die Originale an; für ihre Abschrift und Überlassung zum Druck sind wir Othmar Schissel von Fleschenberg zu Dank verpflichtet, der auch sonst mit wertvollen Ratschlägen unsere Arbeit förderte.

Texte.

1.[1]

1. ES ist wahr ich muß bekennen / daß du Lie- [4a] benswürdig bist / und die jene glücklich nennen / die von dir geliebet ist / wann ich hätte zwey der Hertzen / eines müst dein eigen seyn / aber so sag ich mit Schmertzen / ich hab eins / kehrt selbst nicht mein.

2. Denck es ist mir ja kein Kummer / wann du last zufrieden mich / eine Schwalbe macht kein Sommer / leicht kann ich vergessen dich / mich reut nichts als Freundlichkeiten / süsse Wort und jene Stund / die ich dir geben vor Zeiten / falsches Hertz / verlogner Mund.

3. Bitt laß dir die Zeit nicht reuen / die mit mir hast angewendt / denck es thät mich selber freuen / wann ich dich hätt nie gekennt / deine Falschheit hab ich g'nossen / ich behalt es bleibt bey mir / und die Liebe ist beschlossen / dann der Korb[2] steht vor der Thür.

4. Sey zufrieden wann ich dirs sage / daß du nie von mir geliebt / und mein Hertz kein Fessel trage / weil ich nie kein Falschheit g'übt / ich werd dich mehr als andre ehren / sieh dich oft in lachen an / nur von mir kein Lieb begehre / weil ich dir nichts geben kan.

2.[3]

1. GUgu. Ich bin ein Gugu / und bleib ein Gugu / und laß mich Gugu nennen / und [4b] der mein Nahm nicht mercken kan / dem gib ich mich zu kennen / in Winter bin ich in dem Wald / im Sommer in der Auen / dort hat mein Herz ihr Aufenthalt / bey schöner Schäffers Fraue.

2. Gugu. Auf grüner Heyd / hab ich mein Freud / voraus jetzund im Sommer / komm her Gugu / verkürtz mir d'Zeit / und hab darbey kein Kummer / in Städten ist Melancholey / Verdruß und falsches Leben / hier hab ich pure Narredey / und d' Schäfferin darneben.

3. Gugu. Wann ihre Schäflein auf der Weyd / im Grünen herum grasen / da bin ich gleich mit göster Freud /

[1] 1757: ‚Das Fünfte': Bl. 3b—4a. — [2] *Körb* aus Druckfehler *Krob* gebessert.

[3] 1757: ‚Das Sechste': Bl. 4a—4b.

setz mich auf grünen Wasen / und schrey mit heller Stimm Gugu / daß in der Au erklinget / und ruff der werthen Schäfferin zu / daß sie eins darzu singet.

4. Gugu. Zu Abends wann die Sonn heiß brennt / setz mich in kühlen Schatten / da kommt die Schäfferin geschwind gerennt / Gugu thust dich abmatten / komm her zu mir / und kühl dich ab / ich gib dir eine Jausen / daß gwehrt den Sommer alle Tag / wem solt dann darvon grausen.

5. Gugu. Mit einem Wort es bleibt darbey / Gugu will ich verbleiben / und will auch meine Treu aufs neu / der Schäfferin verschreiben / biß endlich kommt der Vögelein Tod / und stoßt mich gähling nieder / nun b'hüt dich GOtt mein Schäffers-Kind / daß ich komme wieder.

3.[1]

1. MAn sagt das Lieben / seye ein große Freud / wann ichs betrachte / bringt es nur Leyd / s' Lieben hat manchen zum Narren g'macht / drum ist der närrisch / der s' Lieben vil acht.

2. Lieben und Leyden / sagt man sey weit von einand / wann ichs betrachte / fehlt es kein Hand: wer sich der Liebe ergeben will / der dencke / er habe zu leyden auch vil.

3. Sorgen und Kummer hat man recht fruh und spath / Verdruß und Sorgen schier alle Tag. Man hat bey Tag und Nacht gar wenig Rast / drum ist das Lieben ein schwerer Last.

4. Will man sich Feinde seyn / fang man zu lieben an / um Geld und Leben man kommen kan. Vil hat das Lieben recht arm gemacht / in Aengsten / Noth / und Verzweiflung gebracht.

5. Ware nicht Adam reich in dem schön Paradeys / ein großer Herrscher / wie man wohl weiß: kaum hat er g'fangen zu lieben an / wurd er ein armer verstoßner Mann.

6. Den weisen König macht die Lieb zu eim Narrn / David muß eben vil Unheyl erfahrn: wer hat dem Samson sein Stärck beraubt / und Holoferne genommen sein Haupt? [4b].

7. Eintzig das Lieben hat viel Unheyl gestift / hat Land und Leuthe schädlich vergift. Hätt die Helena kein Liebes-Flamm / wär die Stadt Troja nicht brunnen z'samm.

8. s' Lieben macht Fausen / und melancholisch Blut / nimmet die Freyheit / stürtzet den Muth. Was nutzt ein Vögelein ein schönes Haus / wann es doch nimmer fliegen kan draus.

9. Es bleibt beschlossen / ich bleib allein für mich / die Liebes-Possen / die scheue ich. Bleib ich alleinig / darf ich allzeit / handeln / und wandeln nach meiner Freud.

4.[2]

1. Schönste laß die Hunde bellen / achte nicht die wilden Wellen / schlage den Spöttlern die Reden in Wind / wann man sagt ich [3a] thu dich lieben / thu dich nicht so sehr betrieben / weilen das Lieben du würdig ja bist.	..... Hund nur der wilden die Reden der Spöttler betrüben / weilen zu lieben
2. Ob schon alles ist entgegen / ist mir doch nichts dran gelegen s' Lieben das ist mein Freud / ich sags ohne Scheu / wann vergehen Berg und Mauren / soll mein Lieb doch ewig dauren / ewig ja ewig bleib ich dir getreu.	2. Wann gleich drum nichts .... gelegen / lieben ... meine Freud / sag es .... zergehen Mauren / wird tauren / ewig / ja ewig dir bleiben getreu.
3. Soll ich dann auf grünen Wasen / als Soldat mein Leben lassen / geb ich einen Diener der Liebe stäts ab / so kanst du auf Erden lesen / daß mein Hertz dir treu gewesen / ewig ja ewig verbleib ich getreu.	3. Solt ich auf den grünen Waasen / als Student gib ein noch ab / da gewesen / biß daß der Leib erbleicht in dem Grab.

4. Du bist ja von Felsen nicht / darum lieb ich dein Angesicht / weilen du mit Tugenden so schön bist geziert / deine Tugend und Verstande / nehmen bey dir überhande / darum bist du Schönster das Lieben wol werth.

5. Wann die Frag auf mich wird gehen / und ich solches muß bestehen / ob dann deine Treuheit im Hertzen florirt / werd ich gleich zur Antwort sagen / kein treues Hertz kan man erfragen / Treue zu halten in mir schon regiert.

6. Wilst du meinem Wort nicht glauben / kan dir auf kein Felsen bauen / sage ich mit einem Wort aufrichtig und treu / lieber will [4a] ichs Leben lassen / als andre lieben / und dich hassen / jetzt hast schon g'höret den den Ausspruch von mir.

5.[3]

1. ZWinge dich mein Hertz zu meyden / den du ergeben bist / schicke mir etwas zu leyden / ob es schon bitter ist / dieweil du dich mein Kind / verändert hast so g'schwind / so muß ich billich schauen / daß ich ein andern find.

2. Beliebt es dir von Hertzen / so ist es mir ein Freud / zu Trutz mit andern schertzen / ist mir darum nicht leyd / freywillig tritt ich ab / schenck dirs zu einer Gaab / nihm hin mein treues Hertze / beständig biß ins Grab.

3. Recht treu hab ich geliebet / daß must du selbst bestehn / kein Falschheit nicht geübet / wie mans von dir jetzt hört / dann dein Betrug und List / nicht zu ergründen ist / mit Nahmen und mit Thaten / du recht politisch bist.

4. Adie du falsches Hertze / Ade zu guter Nacht / meynt er dann daß ich deßwegen / ob er schon mich veracht / ich sag ihm Danck darbey / vor sein Betrügerey / glaub er nicht daß ich wegen seiner / ja gar verlassen sey.

---

1 S. n. L.: ‚Das Sechste': Bl. 4a—4b.

2 S. n. L.: ‚Das Fünfte': Bl. 2b—4a. 1757: ‚Das Erste': Bl. 1b = S. n. L. Strophe 1—3.

3 1757: ‚Das Vierdte': Bl. 3b.





Chronik.

Die Festschrift der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien.

Im Verlage der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung zu Innsbruck ist vor kurzem ein Werk in prächtiger Ausstattung erschienen, das die Aufmerksamkeit der Bücherfreunde besonders beansprucht. Es handelt sich nämlich um jene Festschrift zum fünfzigjährigen Bestande der K. K. geographischen Gesellschaft in Wien, die im Auftrage dieser Gesellschaft und mit Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums *Eugen Oberhummer* und *Franz K. von Wieser* herausgegeben haben unter dem Titel: *„Wolfgang Lazius Karten der österreichischen Lande und des Königreichs Ungarn aus den Jahren 1545 bis 1563"*. Größtes Folioformat. 53 bez. Seiten Text und 20 Kartentafeln zum Teile in Doppelblättern.

Dieses treffliche Werk bietet zunächst eine Darstellung des Lebens und Wirkens von Wolfgang Laz, der nach der bekannten Übung damaliger Gelehrten seinen Namen in Lazius latinisierte, und zeigt darin, wie der 1514 als Sohn eines Wiener Universitätsprofessors in dem heute noch sogenannten Lazenhof zu Wien Geborene selbst als Professor der medizinischen Fakultät seine Dienste widmete, dabei aber in andern gelehrten Richtungen noch bedeutender tätig war, wie dies ja aus unserer Gelehrtengeschichte bekannt ist. Er bekleidete an der Universität achtmal die Dekanats- und zweimal die Rektorswürde. Lazius besaß namentlich vortreffliche Kunst- und Altertumssammlungen, sammelte auch Bücher und Handschriften, und seine Arbeiten bewegen sich hauptsächlich auf historisch antiquarischem — merkwürdigerweise nicht auf medizinischem — Gebiete. So gab er als erstes Werk die historische Arbeit über Wien: „Vienna Austriae" 1546 und einige Untersuchungen („Commentarii") aus der römischen und griechischen Geschichte heraus. Von seinem groß angelegten Werke über österreichische Geschichte: „Commentarii rerum Austriacarum" sind bis zu seinem 1565 erfolgten Tode nur einige Abteilungen im Drucke erschienen. Lazius genoß das besondere Vertrauen seines Landesherrn, des Königs und nachmaligen Kaisers Ferdinand I., der ihn hoch ehrte und auszeichnete, auch Lazius mit der Verwaltung der königlichen Kunst- und Altertumssammlungen betraute und den gelehrten Mann in den Adelsstand erhob. Die wertvollen Bestände seiner Bibliothek und seine Handschriften gingen nach seinem Tode in den Besitz der kaiserlichen Hofbibliothek über. In dem Lebensbilde des Lazius, welches das vorliegende Werk einleitet, sind u. a. der Ausschnitt einer Wiener perspektivischen Ansicht von 1774, die den Lazenhof und dessen Umgebung zeigt, ein zeitgenössisches Porträt, gest. v. Lautersack 1554, ein Bild seines Grabsteins in der St. Peterskirche zu Wien und das interessante Exlibris des Gelehrten als Textillustration beigefügt. Dieses Exlibris in hochlänglicher Form enthält die Insignien des Mediziners und Gelehrten (Totenkopf und Bücher) und das Wappen des Lazius sowie die Inschrift: „Wolfgangvs Lazivs Vien. Phile et Medicinar: Doc: earundemq: in Gymnasio Vienen: Primarius Professor S. Caes. Maiestat: Consiliarius et Historicus."

Dem Titel des Werkes entsprechend ist darin hauptsächlich des Lazius Tätigkeit als Geograph und Ethnograph und namentlich als Kartograph hervorgehoben und ausführlich besprochen. Zunächst übersichtlich in einem Abschnitte: „Lazius als Geograph", worin auch seines großen, ethnographisch wichtigen Werkes „De gentium aliquot migrationibus" 1557, insbesondere aber seiner kartographischen Tätigkeit gedacht wird und zwar sowohl bezüglich der gedruckten wie der ungedruckten von ihm herrührenden Karten. Zu Studien für dieselben mußte der Gelehrte viele Reisen unternehmen. Die Karten behandeln zumeist österreichisches und ungarisches Gebiet, doch findet sich auch Schwaben und die fränkische Ostmark von Lazius im Kartenbilde festgehalten, sowie auch eine nicht gedruckte Karte des schmalkaldischen Kriegsschauplatzes, die er für den Kaiser und daher besonders prächtig auf Pergament in Federzeichnung und Farben ausführte. Eine Abbildung dieser Karte ist im Texte beigefügt. Es werden in dem Werke nun die einzelnen Kartenpublikationen von Lazius in gründlicher und eingehender Weise zur Besprechung gebracht. Zunächst die Karten des Erzherzogtums Österreich, wobei die Verfasser Gelegenheit nehmen, über

die gesamte kartographische Bearbeitung dieses Gebietes seit 1498 etwa sehr wertvolle Mitteilungen zu machen. Es folgt die Besprechung des eigentlichen großen veröffentlichten Kartenwerkes von Lazius, des Atlas der österreichischen Lande betitelt: „Typi chorographici Prouin: Austriae cum explicatione carundem pro Commen: Rer: Austriacar: concinnati ad Heros suos Ferdin: Imp: Rom: P. F. & Maximilianum Regem . . . Viennae. Anno MDLXI." Die Bedeutung dieses Werkes wird nach jeder Richtung gewürdigt und insbesondere auch der ethnographischen Wichtigkeit desselben gedacht; einige Figuren von Volkstypen daraus sind getreu wiedergegeben in dem Texte abgedruckt (z. B. ein österreichischer Bauer, Karstbewohner, bayrischer Flößer usw.). Eine ausführliche Darstellung wird nun der großen Karte von Ungarn von 1556 zu teil, wobei der interessanten Zugabe erwähnt werden muß, die in einer Reproduktion der ältesten gedruckten Karte Ungarns von Lazarus und Tannstetter aus dem Jahre 1528 besteht; diese Karte ist nur in einem einzigen bekannten Exemplar vorhanden, das Graf Alex. Appony in Lengyel besitzt, der die Reproduktion freundlichst gestattete. Noch findet des Lazius Karte des ungarischen Kriegsschauplatzes von 1556 in Holzschnitt ihre Darlegung; die Herausgeber sprechen am Schlusse des Textes ihre Freude darüber aus, daß es gelungen ist, das umfangreiche kartographische Lebenswerk des Wolfgang Lazius in nahezu lückenloser Vollständigkeit nachzuweisen, wozu man ihnen auch an dieser Stelle seinen Glückwunsch aussprechen kann. Über den Hauptteil des Werkes, nämlich die Reproduktionen der eigentlichen Karten des Lazius, die sich an den Text anschließen, kann nur ebenfalls lobendes und rühmendes gesagt werden. Auf den zwanzig Tafeln sind in sehr reiner scharfer Wiedergabe alle diese Karten vor das Auge gebracht, auch die Einzelblätter aus den „Typi chorographici"; besonders großes Format weisen die Karten von Bayern, Schwaben und Vorderösterreich auf. Die ungarische Karte „Regni ungarici descryptio vera" umfaßt gar vier Doppelblätter.

Es ist den Verfassern damit in der Tat gelungen, zu zeigen, daß Lazius nicht nur als Gelehrter überhaupt hervorragend, sondern als Kartograph Österreichs der erste und bedeutendste seiner Zeit gewesen ist und bei allen Mängeln in einzelnem, die ja so reiche Tätigkeit eines einzelnen Menschen bei der Dürftigkeit der damaligen wissenschaftlichen Hilfsmittel begreiflich und natürlich macht, ganz Außerordentliches und Grundlegendes für spätere Jahrhunderte geschaffen hat. — Der Verlagsbuchhandlung gebührt für die prächtige und korrekte Ausstattung des Werkes ebenfalls ganz besonderer Dank.

Graz. *Dr. Anton Schlossar.*



Abb. 1. Nacht. Offen Feld.



Abb. 2. Erscheinung des Erdgeistes.

Über vier wenig bekannte Kupfer der 1808-Ausgabe von Goethes Faust.

Als ich vor längerer Zeit Gelegenheit hatte, im deutschen Sprachverein zu Mailand einen Vortrag zu halten, erhielt ich von dem liebenswürdigen Vorstand — nebst andern köstlichen Dingen — auch den bekannten ersten vollständigen Faust-Druck von 1808 zum Geschenk. Das Buch gehörte zur Bibliothek von *Alf. Heyne*, die dem Verein in toto von einer in Mailand wohnenden Nichte des Besitzers vererbt worden war, und enthält nicht nur das in mehreren jüngst erschienenen Katalogen als höchst wichtig(!) bezeichnete leere Blatt am Schlusse, sondern auch *vier Kupferstiche*, von deren Existenz keiner der mir bekannten Sammler etwas wußte. In dem von *Dr. Alexander Tille* herausgegebenen „Bilderverzeichnis der Bode-Tilleschen Faust-Galerie" (Köln 1899) sind diese Kupfer ebenfalls *nicht* verzeichnet.

Mehrere Gründe sprechen dafür, daß einzelne Exemplare diesen „Schmuck" wirklich erhielten und daß es sich hier also nicht um eine willkürliche



Abb. 3. Auerbachs Keller.

Beiheftung des Besitzers handelt. Wenn man den *äußern* Grund der vollkommenen Formatgleichheit nicht gelten lassen will, so dürfte doch ein *innerer* ziemlich beweiskräftig sein: die — so paradox es auch klingen mag — fürchterliche Scheußlichkeit der Darstellungen, die, wie des weiteren noch ausgeführt werden soll, ein typisches Charakteristikum des *damaligen* Cottaschen Verlages sind. Keinem Menschen von Geschmack oder Bildung würde es auch nur entfernt einfallen, die Heiligkeit des Goetheschen Werkes in solcher Weise zu profanieren.

Von den vier Kupfern, die der Wichtigkeit und Kuriosität des Gegenstandes willen hier reproduziert sind, tragen zwei die Bezeichnung ihres Schöpfers („Osiander fecit" und „C. Osiander fecit 1808"), während die andern beiden ohne Signatur sind. Einen Kupferstecher dieses Namens kennen weder die bekannten Künstlerlexika noch die andern enzyklopädischen Werke; die Proben, die wir hier sehen, machen uns nach mehr auch wahrlich nicht lüstern. Die Größe dieser Versündigungen am guten Geschmack ist durchweg $9:7^1/_2$ cm.

Das erste, zwischen Seite 38 und 39 eingeheftet, stellt die Erscheinung des Erdgeistes dar (Abb. 2). Ein paar von der Decke herniederhängende, schweinsblasenähnliche Gebilde sollen offenbar Wolken vorstellen; die züngelnden Flammen gleichen stachligen Kaktusblättern. Gräulich sind die beiden figürlichen Darstellungen: Faust mit seinem Henriquatre und den angstvoll gesträubten Haaren könnte man leicht für eine Karikatur des Loge im „Rheingold" halten; die Physiognomie des Erdgeistes aber ähnelt der eines Ministers, dem der Chef des Zivilkabinetts den unerwarteten Abschiedsbrief bringt.

No. 2, zwischen Seite 146 und 147, illustriert die Szene in Auerbachs Keller (Abb. 3). Wenn wir von den jammervollen studentischen Gestalten ganz absehen, so machen wieder Faust und Mephistopheles einen höchst komischen Eindruck. Mit Hilfe eines offenbar ganz besonders für diesen Zweck vom Teufel konstruierten Flugapparates — von einem Fasse ist nichts zu sehen — fliegen beide in gänzlich unmöglicher Haltung heraus; von Mephistopheles' Antlitz ist nur das rechte, unglaublich schielende Auge und eine in den sonderbarsten Krümmungen gewundene Nase sichtbar.

No. 3, zwischen Seite 294 und 295, um mit Hamlet zu reden: „Höchst schaudervoll!" Ein Nachtstück, in dem man glücklicherweise nicht viel sieht. Die Hexenzunft, aus besenreitenden Pagoden und einem unklaren dickbäuchigen Wesen bestehend, kann dem Beschauer das Gruseln beibringen (Abb. 1).

Auf No. 4 endlich, zwischen Seite 306 und 307, müssen wir bedauerlicherweise konstatieren, daß Faust seinen rechten Arm verloren hat, woher offenbar der schmerzvoll verkniffene Ausdruck seines Antlitzes kommt und wodurch er außerstande ist, die Hand um die tadellos geschnürte Taille Margaretens zu legen (Abb. 4). Wir nehmen die Lehre davon, daß auf das Gefangenenkostüm in der guten alten Zeit mehr Sorgfalt gelegt wurde als heutzutage.

Über diese Kupfer noch weiter zu sprechen, wäre überflüssig; Herr Osiander konnte es eben nicht besser, wenngleich eine nicht unbedeutende Portion Dreistigkeit dazu gehört, sich bei so absoluter Talentlosigkeit an ein Werk wie den Faust zu wagen. Nicht zu entschuldigen aber ist die Handlungsweise des Verlegers, dem die Ehre zu teil ward, auf den Titel eines solchen Werkes seinen Namen zu drucken. Läßt schon Papier und Druck viel zu wünschen übrig, so ist der „Buchschmuck", den Cotta den meisten seiner Verlagswerke angedeihen ließ, unter aller Würde. Nicht einmal die Entschuldigung der „Jugend" des Verlages kann man in diesem Falle gelten lassen; die Klassiker, die Cotta von Göschen übernommen hatte, warfen ihm eine sehr



Abb. 4. Kerker.

hohe Rente ab. Offenbar fehlte ihm jeder Sinn für die Schönheit des Buches; denn an Göschen, Weidmann und anderen hatte er in dieser Beziehung wahrhaft leuchtende Vorbilder. Wie prachtvoll ist die erste Ausgabe der Goetheschen Schriften bei Göschen ausgestattet; vortreffliches Papier, splendider Druck und die besten Kupferstecher vereinigen sich zu einem schönen Ganzen. Die einzigen Werke aus Cottas Verlag, die man passieren lassen kann, sind das Schillersche Theater und der Musenalmanach, wogegen z. B. die drei Buntkupfer zum „Tell" von 1805 wohl das erbärmlichste sind, was es in dieser Hinsicht gibt; ich habe im Schillerheft dieser Zeitschrift (1905) bereits darüber gesprochen und auch eine Probe gegeben. War auch Chodowiecki nicht mehr unter den Lebenden, so gab es doch noch wirkliche Künstler genug; es kann also nur Geiz gewesen sein, der Cotta ihre Heranziehung unterlassen ließ. Überhaupt gewinnt man den Eindruck, daß Cotta, je größer seine Einnahmen aus dem Klassiker-Monopol wurden, desto gleichgültiger für die äußere Ausstattung wurde. Welcher üble Dienst den Autoren und Lesern damit erwiesen wurde, liegt auf der Hand; ob speziell Goethe gegen Druck und Papier der „Ausgabe letzter Hand" protestiert hat, ist mir nicht bekannt. Im übrigen können wir uns freuen, daß Cotta Nachfolger gut gemacht hat, was die berühmten Ahnherrn der Firma an der Ausstattung ihrer Klassikerwerke gesündigt haben.

Berlin. *Dr. Leopold Hirschberg.*

Das Massacre von Glencoe.

Am 29. Mai wurde in London im großen Auktionssaal der Firma Puttick & Simpson eine Urkunde aus der schottischen Geschichte zu dem enormen Preise von £ 1400.— (= über M. 28000.—) versteigert. Der Inhalt des Dokumentes ist so interessant und der Verkauf für die derzeitige Londoner Marktlage so charakteristisch, daß es angebracht erscheint, auch an dieser Stelle auf beides etwas näher einzugehen. Es handelt sich um die Originalschrift des Briefes, durch den der Kapitän Robert Campbell von Glenlyon am 12. Februar 1692 beauftragt wurde, den schottischen Stamm der Mac Donalds auszurotten. Das Schriftstück, eine Folioseite, 23 Zeilen umfassend, lautet in Übersetzung folgendermaßen: „Sie werden hierdurch beauftragt, über die Rebellen, die Mac Donalds zu Glencoe herzufallen und alle unter 70 Jahren niederzumachen. Sie haben besonders darauf zu achten, daß der alte Fuchs und seine Söhne unter keinen Umständen Ihren Händen entrinnt. Sie haben alle Zugänge zu sichern, daß kein Mann entkommt. Dies haben Sie punkt 5 Uhr auszuführen. Und zu dieser Zeit oder ganz kurz darauf werde ich mit einer stärkeren Schar zu Ihnen stoßen; sollte ich um 5 Uhr nicht kommen, so haben Sie nicht auf mich zu warten, sondern loszuschlagen. Dies geschieht auf des Königs besonderen Befehl, zum Heil und Frommen des Landes, damit diese Elenden mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Sorgen Sie dafür, daß dies ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgeführt wird, widrigenfalls Sie zu gewärtigen haben, als ein gegen König und Regierung Treuloser behandelt zu werden und als ein Mann, der nicht wert ist, im Dienste des Königs zu wirken. Es wird erwartet, daß Sie nicht verfehlen werden, dies auszuführen, sofern Ihnen Ihre eigene Person lieb ist. Dies unterzeichne ich mit eigener Hand zu Balicholis am 12. Februar 1692."

(gez.) Ro. Duncanson.

Die Ausführung dieses gräßlichen Befehles ist in der schottischen Geschichte bekannt als das „Massacre von Glencoe". Zur Erläuterung für den deutschen Leser sei kurz folgendes erwähnt: Mac San, der Häuptling des schottischen Hochlands-Clans Mac Donald, ein Anhänger des vertriebenen Königs James II., hatte seine Unterwerfung unter William und Mary bis zum letzten Termin (31. Dezember 1691) verzögert, dann aber den Treueid geleistet. Der Chef der schottischen Regierung jedoch, der Sekretär Dalrymple, und Sir John Campbell, erster Earl von Breadalbane, beide wohl von persönlichen Motiven geleitet, unterschlugen die Eidesurkunde und veranlaßten den König, einen Befehl zu unterzeichnen, daß der ganze Stamm der Mac Donald ausgerottet werde. Der Adressat des oben abgedruckten Briefes, Kapitän Campbell, selbst ein Verwandter der Mac Donalds, wurde mit dem Massenmord beauftragt. Am Morgen des 13. Februar fiel er, der noch am Abend vorher, den Brief in der Tasche, mit den Clansleuten gezecht und gespielt hatte, über seine nichtsahnenden Gastfreunde her und brachte ihrer 60 (darunter Greise und Frauen) um. Die andern entkamen, aller Habe beraubt, mit Mühe in das schneebedeckte Gebirge. Täter und Urheber sind trotz langer Komitee- und Parlamentsverhandlungen niemals zur Rechenschaft gezogen, zum Teil sogar noch befördert worden.

Man wird zugeben, daß ein Papierstück, das ein solches Blutvergießen veranlaßt hat, ein ganz nettes Objekt für ein Raritätenkabinett ist. Wie aber von manchen Kirchenreliquien mehrere Exemplare existieren, so existiert auch von dieser Reliquie in Schottland ein Duplikat. Experten hatten jedoch vorliegendes Stück für echt erklärt, und der Auktionator verlas ein amtlich beglaubigtes Protokoll, in dem der Besitzer feierlichst Garantie übernahm und Schadenersatz verbürgte. Nach langem Bieten — man fing mit £ 50.— an — ging das von Kennern ursprünglich auf £ 300.— bewertete Blatt zum Preise von £ 1400.— (= über M. 28000.—) an die Firma Tregaskis in London über. Diese behauptet, das Stück ohne festen Auftrag auf Spekulation gekauft zu haben. Und sie wird voraussichtlich auf ihre Kosten kommen und sogar noch ein gutes Geschäft machen, denn zwei der bekanntesten Multi-Millionäre stammen aus Schottland und kaufen alles auf ihre Heimat bezügliche auf (woraus sich, nebenbei gesagt, auch die abnormen Preise erklären, die neuerdings für Robert Burns-Autographen bezahlt werden). — Im übrigen scheint es den meisten Beteiligten entgangen zu sein, daß es sich bei dem Briefe um eine längst bekannte Sache handelt. Der Wortlaut ist schon in der 1840 erschienenen und ziemlich verbreiteten „History of the Highlands" by James Browne (Vol. II, p. 217) abgedruckt.

Unter den Antiquaren kursiert der Satz, daß derartige Stücke (von einem gewissen historischen Wert natürlich abgesehen) stets so viel wert sind, als ein Narr dafür gibt. Und wir zweifeln nicht, daß sich noch ein Käufer finden wird, der für dieses Blatt Papier mehr Geld bezahlt, als notwendig gewesen wäre, den sechzig Clansleuten das Leben zu retten.

London. L. T.

Zur dänischen und norddeutschen Druckergeschichte.

Am 27. November 1906 wurde der Neubau der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen eingeweiht. Diese Feier, mit der nach fast dreieinhalb Jahrhunderten in dem alten, bedenklich feuergefährlichen und viel zu klein gewordenen Gebäude eine neue Epoche ihrer Geschichte beginnt, hat zum Erscheinen einer mit staatlicher Unterstützung herausgegebenen, in nur 250 Exemplaren gedruckten Festschrift ihres Direktors, des Oberbibliothekars *H. O. Lange*, den Anlaß gegeben: „*Analecta bibliographica Boghistoriske Undersögelser*" (III, 66 S., kl. 4°). „Die großen Bibliotheken", heißt es im Vorwort, „müssen ganz naturgemäß die Herdstätten werden für die bibliographischen Studien sowohl der beschreibenden wie der historischen Bibliographie." Und zu letzterer bietet der Verfasser eine Reihe scharfsinniger Untersuchungen, die teils ein paar äußerst seltene Bücher aus den Schätzen dieser Bibliothek, teils die Tätigkeit einiger der ältesten Buchdrucker in und für Dänemark behandeln.

Von dem ersten Drucker in diesem Lande, Johan Snell, wußte man bisher bestimmt nur, daß er 1482 in Odense des Caorsinus Büchlein Obsidio Rhodiana und in Stockholm mit einer dafür offenbar besonders von ihm geschnittenen Schrift 1483 den reicher, auch mit Holzschnitten ausgestatteten Dialogus creaturarum moralizatus (das zweite in Schweden hergestellte Buch) gedruckt hat. Der erste, an positiven Ergebnissen fruchtbarste Aufsatz in Langes Werk bringt zur Kenntnis seines Wirkens sehr viel neues. Schon 1892 hat Lange Snells norddeutsche Herkunft und durch Typenvergleichung zwei weitere Druckwerke seiner Presse nachgewiesen. Jetzt kann er noch vier weitere hinzufügen und hat durch Beobachtung seiner sich ändernden Interpunktions- und Signierungsmethode auch ihre zeitliche Folge bestimmt (alle in Kopenhagen aufbewahrt). Es sind 1. Sixtus IV. Bulle gegen den Großmeister des deutschen Ordens Berndt van der Borch, o. O 1480. 4°. 2. Nic. Weigel, Clavicula indulgentialis. o. O. 1480. 2°. 3. Johannes de Cardona, Ablaßbrief. 1481 (der mit Druckvarianten in deutschen Bibliotheken verglichen wird). 4. Hinricus Kannengeter, Ablaßbrief 1482. 5. Diurnale veri ordinis Lubicensis. o. O. und J. 8° 360 Blatt (bisher ganz unbekannt; von Lange Anfang 1482 gesetzt und verglichen mit dem Exemplar der Lübecker Stadt bibliothek). 6. Breviarium Othinense. ca. 1482. 4°. — Lange kommt zu dem Resultat: Snell nahm, nachdem er seine Kunst bei den Michaelisbrüdern in Rostock erlernt, wohl schon 1480 Aufenthalt in Lübeck und wirkte hier, bis er 1482 vom Bischof Karl Rönnow nach Odense berufen wurde, um das Brevier zu drucken: noch hatte keins der dänischen Stifter gedruckte liturgische Bücher bekommen, im Gegensatz zu denen von Lübeck, Magdeburg und Schwerin. Snell befolgte die Praxis, nur auf Artikel eigenen Verlages (wie Caorsinus' Buch) seinen Namen zu setzen, nicht auf bestellte. Er ist in Schweden 1484 gestorben. Dagegen ist das mit Snells „Caorsinus"-Type gedruckte Büchlein „Kompst van Keyser Frederyck te Trier" (in der Kgl. Bibliothek zu Haag), das in holländischen Versen von des Kaisers Ankunft in Trier 1473 erzählt, nicht von Snell, sondern von einem seiner Gehilfen mit notdürftig selbst ergänzten Resten von Snells Schriften in Holland hergestellt, und zwar von *Gotfred* (Govaert) *van Ghemen*, dem ersten festansässigen dänischen Buchdrucker, der, wie feststeht, von Ende 1489 bis 1510 in Kopenhagen wirkte. Diese Annahme Langes wird in der ihm gewidmeten zweiten Abhandlung näher begründet. Kein anderer von den vierundzwanzig Holländern und Belgiern, die Langes Untersuchungen zufolge vor 1500 in Italien, Spanien, Frankreich, Dänemark und England selbständig druckten, hat früher in der Heimat eigene Druckerei betrieben. Gotfred van Ghemen aber druckte 1486—89 in Gouda und Leiden, kam indes nicht auf einen grünen Zweig, mußte sogar einen Teil seines Schriftenmaterials verkaufen und siedelte nun nach Kopenhagen über. Dieser auf eigene Initiative und offenbar nach wohlüberlegtem Plan geschehene Schritt wird verständlich, wenn man annimmt, daß er Snell auf seinen Reisen als Gehilfe begleitet und so durch eigene Anschauung Kopenhagen als einen für Etablierung einer Druckerei günstigen Platz kennen gelernt hatte. Es bedarf einer solchen Motivierung; alle andern Buchdrucker älterer Zeit, die in Dänemark gewirkt haben, kamen ja naturgemäß aus Norddeutschland, nicht aus Holland. Auch war Ghemen nicht wie Snell, nach dessen Tod er sofort in die Heimat zurückgekehrt sein wird, von besonderer Wanderlust erfüllt. Über seine folgende dänische Zeit sei hier auf Bibliothekar Dr. Chr. Bruuns reich illustrierte Monographie in „Forening for Boghaandvärks Aarsskrift" 1890, (Köbenhavn 1890; auch als Sonderdruck) hingewiesen; zum Gedächtnis des 400. Jahrestags der Einführung des Buchdrucks in Kopenhagen durch Ghemen veranstaltete dieser Verein damals in der dänischen Hauptstadt eine internationale Buchausstellung. Zwei neue dänische Drucke van Ghemens, von Klöstern ausgestellte „Brüderschaftsbriefe", hat aber Lange noch aufgefunden, hier beschrieben und in Faksimile wiedergegeben. — Die nächsten Aufsätze beschreiben ein von Lange 1884 in der Kopenhagener Universitätsbibliothek entdecktes Buch, das von *Stephan Arndes* in Lübeck, dem Besitzer der zu seiner Zeit größten Druckerei Norddeutschlands, 1496 gedruckt ist: Statuta synodalia et provincialia Egerdi episcopi Slesvicensis; und in Ergänzung der Abhandlung im „Frankfurter Bücherfreund" 1905, S. 73—77 auch die typographische Seite des von dem Frankfurter Antiquariat Jos. Baer & Co. 1905 für die Kopenhagener Königliche Bibliothek erworbenen Exemplars von einem gleichzeitigen nieder.

deutschen Gedicht, das die Siege der Dithmarschen in den Schlachten bei Hemmingstedt 1404 und 1500 besingt. Ob diese Ausgabe des mehrfach aufgelegten Liedes Arndes Presse entstammt, erscheint Lange nicht ganz sicher. — Endlich werden zwei Abhandlungen über dänische Ablaßbriefe gebracht, von denen der eine 1475 von Lucas Brandis, der andere 1476 von den Michaelisbrüdern, der dritte von dem Lübecker Matthäus Brandis gedruckt ist. Der letzterwähnte ist mit der Type hergestellt, die sich auch in der plattdeutschen Ausgabe der verkürzten Bearbeitung des Saxo findet, einer besonderen Schwabacher Schrift, die überhaupt nur in dem Zeitraum 1497—1504 vorkommt. Wo sich Matth. Brandis in diesen Jahren aufhielt, ist unbekannt; die Feststellung wäre für die dänische Inkunabelforschung von großer Wichtigkeit, da fast alle seine mit dieser Type hergestellten Drucke sich auf Dänemark beziehen. Lange hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Arbeiten nicht in Lübeck, sondern irgendwo in den Herzogtümern, vielleicht in Schleswig, der wichtigsten Stadt und dem Sitz des Domkapitels, wo seit 1486 kein Buchdrucker wohnhaft gewesen war, ausgeführt sind.

So sehen wir die älteste dänische Buchdruckergeschichte fast überall eng verknüpft mit der norddeutschen, und es ist Langes Verdienst, mit der vorliegenden Sammlung (und früher in „Bogvennen“, Jahrgang 1893 und 1895, mit seinen „Bidrag til Lübecks Bogtrykkerhistorie idet 15. Aarhundrede“) auch über diese Verbindung viele neue Aufschlüsse gebracht zu haben.

Die Ausstattung des Buches, mit dem Siegel der Kgl. Bibliothek auf dem Umschlag, mit breitem Papierrand und zehn Faksimile-Tafeln als Proben der besprochenen Frühdrucke, ist einer Festschrift würdig.

Kopenhagen. *G. Bargum.*

Eine neue englische illustrierte Don Quixote-Ausgabe.

Bibliophilen sollen auf eine englische Don Quixote-Ausgabe aufmerksam gemacht werden, die demnächst bei Charles Scribners Sons in New York erscheinen wird und die auf eine Auflage von 1000 Exemplaren, wozu noch 140 auf Japan-Papier mit avant la lettre-Illustrationen kommen, beschränkt ist. Der Text der vierbändigen Ausgabe ist die älteste englische Übersetzung des Thomas Shelton, der noch in die Elisabethische Zeit hineinreicht. Viele Übersetzer ins Englische sind ihm noch gefolgt — John Phillips, Motteux, Jervas und Smollett — und sind in ihrer Zeit mehr oder weniger beliebt gewesen. Tobias Smolletts Name hat seiner Don Quixote-Übersetzung ein weit über ihren Wert hinausgehendes Renommee geschaffen, denn in der Tat ist sie die schlechteste. Jervas ist zwar korrekt und gewissenhaft, aber langweilig und gewöhnlich. Shelton dagegen, mag er auch voll von Archaismen und grob im Ausdruck sein und nicht penibel sich an das Original halten, hat Kraft in der Sprache und ist dem Geist des Cervantes besser gerecht geworden als irgend einer seiner Nachfolger. So hat Shelton ständige Neudrucke bis in die letzte Zeit erfahren. Die jetzt herauskommende New Yorker Ausgabe zeichnet sich aber, wie wir einer Voranzeige in der New Yorker Wochenschrift „The Nation“ entnehmen, hauptsächlich durch die Illustrationen aus, die von dem verstorbenen spanischen Maler *Daniel Vierge* herrühren. Dieser Künstler, der die größte Zeit seines Lebens in Paris zugebracht hat, hat seinen ganzen Ehrgeiz daran gesetzt, den Don Quixote illustrieren zu dürfen. Eine Paralyse hinderte ihn am Gebrauch der rechten Hand; als er aber 1894 die Zeichnungen begann, war seine linke Hand so trainiert, daß er seine Feder wieder durchaus beherrschte. — In einer interessanten Einleitung von ungefähr 30 Seiten bespricht Royal Cortissot die Don Quixote-Illustrationen von der Brüsseler Ausgabe von 1662 an bis zum heutigen Tage: eine lange Linie schwacher Versuche. Cortissot bemerkt mit Recht, daß der Don Quixote ein Bilderbuch war, ehe er die erste Illustration erfuhr; und gerade der Umstand, daß das Buch so voll von Bildern ist, hat ihm seinen großen Ruhm verschafft. Der Fehler der bisherigen Illustrationen war, daß sie entweder unkünstlerisch waren oder den spanischen Hintergrund durchaus verfehlten. Coypel, Johan Vanderbank, Antonio Carnicero, Joseph de Castillo, Hayman, Chodowiecki, Smirke, Westall, Corbould, Daumier, Tony Johannot, Cruikshank und Doré haben in einem oder dem andern Punkte den Zweck verfehlt. — Vierge, dessen zahlreiche vorhergegangenen Illustrationsarbeiten nur quasi die Vorbereitung zu diesem, seinem höchsten Ziel abgaben, scheint das richtige getroffen zu haben. Hundert Vollseiten-illustrationen und 160 geschickt in den Text eingeschobene Bilder geben den Beweis, wie dieser Künstler, mit seiner Liebe für das Leben auf der Straße und seiner intimen Kenntnis des spanischen Milieus, durch Temperament und Schulung der einzig richtige, ja der vollendete Interpret des Don Quixote geworden ist. Vierge zeichnet den Helden des Cervantes, wie er war, mit Leib und Seele; und mag er den Ritter von der traurigen Gestalt in seinen mißlungensten Abenteuern wiedergeben: so fehlt seinem Gegenstand, der für ihn eine ideale Dichtergestalt ist, nicht der Zug einer melancholischen Würde. Dazu tritt aber, daß die Zeichnungen mit ihren zarten und natürlichen Details, der vortrefflichen Verteilung von Licht und Schatten und ihrem Ebenmaß in der Komposition auch an sich schön sind.

München. Dr. *M. Maas.*

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

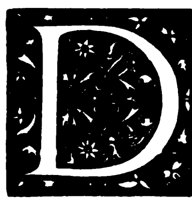
11. Jahrgang 1907/1908. —————— **Heft 5: August 1907.**

Franz Anton Graf Sporck.

Ein deutsch-böhmischer Mäcen (1662—1738.)

Von

Professor Dr. Arthur Kopp in Berlin-Friedenau.



Der Name des Grafen Franz Anton von Sporck wird seltener genannt und ist weniger berühmt als der seines Vaters, des aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges allgemein bekannten Reitergenerals Johann von Sporck (1607—79). Dieser hatte sich aus eigner Kraft vom gemeinen Reiterjungen zum Feldmarschall und Generalissimus der kaiserlichen Kavallerie, vom armen Sprößling eines westfälischen Bauernhauses zum Reichsgrafen, der zu den reichsten und mächtigsten Großgrundbesitzern in Böhmen gehörte, lediglich vermöge besondrer kriegerischer Tüchtigkeit emporgeschwungen. Der Sohn hatte keine Neigung zum Kriegshandwerk, durch das der Vater groß geworden war, widmete sich vielmehr bei regem Geiste mit Lust und Hingabe ganz und gar friedlichen Beschäftigungen und Liebhabereien. Hier aber steht er hinter seinem Vater an Leistungen und Verdiensten durchaus nicht zurück. Er zeigt sich als eine großartig angelegte, vielseitig begabte, zugleich aber mit gewissen Schrullen behaftete, zu mancherlei Seltsamkeiten allzu geneigte Natur. Seine trefflichen und edlen Absichten, seine hochsinnigen und menschenfreundlichen Pläne zu verwirklichen, standen ihm frühzeitig Mittel und Wege zur Verfügung; wenn jedoch seine Schöpfungen zum Teil von keiner langen Dauer waren, keine nachhaltigen Wirkungen hinterließen und verhältnismäßig minder großen Segen stifteten, so lag es an seinem wunderlichen Wesen, das in allen seinen Unternehmungen erkennbar bleibt. Ebenso groß wie sein Hochsinn und Edelmut war sein Starrsinn, seine Querköpfigkeit und Eigenwilligkeit.

Am 8. Mai 1662 geboren, stand er im Alter von kaum 17 Jahren, als er bei dem am 6. August 1679 erfolgten Tode seines Vaters als älterer von dessen zwei Söhnen den größeren Teil des Erbes antrat, wodurch er, zunächst allerdings unter vormundschaftlicher Verwaltung seines Vetters, dem der hochbetagte Vater dies ehrenvolle Vertrauensamt in letztwilliger Verfügung übertragen hatte, in den Besitz reicher Liegenschaften und eines bedeutenden Vermögens gelangte. Nachdem er durch ausgedehnte Reisen seinen Gesichtskreis erweitert, seine Bildung und seinen Kunstgeschmack besonders in Italien und Frankreich verfeinert hatte, gewann er, heimgekehrt und 1684 mündig erklärt, bald großen Einfluß und wurde bereits 1691 zum Statthalter von Böhmen ernannt.

Die meisten Spuren seiner Tätigkeit hinterließ er, abgesehn von Prag, in den ihm erblich zugefallenen Ortschaften Gradlitz und Lyssa, sowie namentlich in dem zur Herrschaft Gradlitz gehörigen, eigentlich durch ihn erst entstandenen und zeitweilig zu hohem Flor gebrachten Bade Kukus.[1] Durch seine glänzenden Festlichkeiten und Veranstaltungen in Prag und auf seinen Besitzungen machte er viel von sich reden. Seine Freigebigkeit und sein Wohltätigkeitssinn kannten keine Schranken. Davon zeugten in Gradlitz und Kukus die Heilanstalten, Bäder und Krankenhäuser, die für jedermann zugänglich waren und zum großen Teil der ärmeren Bevölkerung unentgeltlich offen standen.

Zu seinen Hauptliebhabereien gehörte die Jagd. Er stiftete dafür 1723 einen besondern S. Hubertus-Orden und wußte diesem solchen Glanz und solches Ansehn zu geben, daß die höchstgestellten Personen und selbst manche Fürstlichkeiten sich dazu drängten. Ließ doch sogar der Kaiser, jener stolze, streng auf Zeremoniell und Etikette haltende Karl VI., sich das Ordens-Abzeichen von des Grafen Hand anlegen (3. November 1723) und nahm solchermaßen von einem Untertanen eine Auszeichnung an, die sonst umgekehrt von ihm verliehen zu erhalten, sich die höchsten Fürstlichkeiten und Würdenträger glücklich schätzen mußten. Dem Beispiele des Kaisers folgten auch andere Herrscher, die sich vom Grafen Sporck die Ordensmedaille verleihen und sich in seine Jagdgemeinschaft aufnehmen ließen, wie z. B. August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, und Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Graf Sporck erwarb sich den wohlbegründeten Ruf einer maßgebenden Autorität in Jagdangelegenheiten, und vom Kaiser wurden ihm zur weiteren Ausbildung und Vervollkommnung darin mehrfach angehende Jäger übergeben.

Graf Sporck war auch ein freigebiger Mäcen und gab sich als Beschützer der bildenden wie der musischen Künste. Große Prachtbauten ließ er ausführen und schmückte seine Schlösser und Gärten, ja sogar meilenweit ringsum die Parkanlagen überreich mit Bildwerken aller Art, wobei er freilich unbekümmert um das Urteil anderer den Sprüngen seiner bunten Launen und Eingebungen folgte, damit jedoch ein Heer von Künstlern, Handwerkern und Mechanikern ins Land zu ziehn und zu beschäftigen wußte. Er schätzte besonders die Musik und übte sie selber fleißig aus, er schickte jüngere Künstler auf seine Kosten zur Beförderung ihrer Studien nach Frankreich und Italien, bahnte der italienischen Oper den Zutritt in Böhmen, verpflanzte das in Frankreich eben erst aufgekommene Waldhorn, indem er während seines Aufenthaltes in Paris zwei Leute seines Gefolges darin unterrichten ließ, nach Deutschland und wußte musikalische Talente auch sonst heranzuziehn und anzuregen. Zum Überfluß fand Graf Sporck sogar an mechanischen Musikinstrumenten Gefallen; so gab es in Kukus einen Polyphem, dem durch das Getriebe eines künstlichen Wasserwerks Melodien entströmten. Er beförderte jedoch nicht nur Bildhauerei, Malerei, Schnitzerei, Musik als diejenigen Künste, die, weil an keine Sprache gebunden, mehr internationalen Charakter tragen, sondern zog auch die Literatur in das Bereich seiner umfassenden Interessen, und hier bewies er tatkräftig und standhaft seine kerndeutsche Gesinnung, hier trat er nachdrücklich für deutsche

[1] Über das Bad Kukus und seine Heilquelle kamen zu Lebzeiten des Grafen mehrere Schriften heraus: Uralter Kukus-Brunn, Anjetzo Neu-erweckter Gradlitzer Brunn-Quell, dessen Vrsprung, Gelegenheit, Alterthumb . . . beschrieben durch Carl Walentin Kirchmeyer von Reichwitz, Phil: & Med: Doctorem . . . Prag 1696. (6 Bl. 92 S. 1 Taf. 8°. Dem Grafen Sporck zugeeignet, auf dem Umschlag vorn und hinten Sporcksches Wappen in ovaler Medaillonform.) — Uralter Kukus-Brunn, Anjetzo erneuerte Gradlitzer Brunn-Quell . . . Von Carl Val. Kirchmeyer . . . Vermehret und zum andernmal auffgelegt . . . Prag 1718. (6 Bl. 91 S. 3 Taf. 8°. Widmung ebenfalls an den Grafen Sporck, Zuschrift unterzeichnet G. C. S. Wort für Wort entsprechend 1696, woselbst eben diese Zuschrift von Carl Wal. Kirchmeyer unterzeichnet ist.) — De Fonte Soterio Kukussensi in Bohoemia Dissertationem in ill. acad. Lips. . . . 1726 publ. exhibet Praeses Chrn. Mich. Adolphi . . . respondente Geo. Hnr. Weissio . . . Lipsiae . . . (60 S. 4°). — Auch wurden Abbildungen der dortigen Anlagen mit Umgebung auf mächtigen Kupferstichen vervielfältigt und verbreitet, auf der Kehrseite mit geistlichen Gedichten und Sprüchen bedruckt. Solch ein sehr stattliches, prächtig ausgeführtes Blatt, in Schweidnitz aufgelegt, befand sich früher in der Kartenabteilung der Königlichen Bibliothek, scheint aber seit Jahren verschwunden zu sein. Ein ähnliches findet man angezeigt aus K. Th. Völckers Verlag und Antiquariat in Frankfurt a. M. Katalog Nr. 260 S. 11 No. 224: Kukus-Baad. Ansicht aus der Vogelschau. Im Vordergrunde Jagd- und Hof-Scenen. Kupferstich, Rentz et a Montalegre ad viv. del. et fec. in Kuckus, 1724. 67 : 81 cm. Gr. Qu. — Fol. Auf die Rückseite ist ein Einblattdruck geklebt: „Extract aus dem Haus- und Sittenbuche, Jesus Syrach genannt.“ 179 Strophen von je 4 Versen.

Sprache, deutsches Wesen, deutsches Geistesleben ein und gab dem deutschen Schrifttum die stärksten Hebel und Antriebe. Von Jugend auf hatte seine Neigung sich der Bücherwelt zugewandt, er hatte viel gelesen und war eifrig bestrebt, Aufklärung und Bildung durch belehrende Schriften zu verbreiten. In Lyssa, Prag und Kukus legte er Bibliotheken an, aus denen Bücher an jeden, der danach begehrte, unentgeltlich und frei verabfolgt wurden, in Lyssa zudem eine sehr leistungsfähige, rührige Druckerei, besonders für Andachtsbücher und Erbauungsschriften, deren eine ganze Reihe durch seine beiden Töchter aus dem Französischen übersetzt wurde, darunter manche Schrift von einer freieren, mit Vorliebe sogar von der jansenistischen Richtung. Für einige Bücher, deren religiöser Standpunkt im Sinne des Kirchenglaubens nicht ganz einwandfrei war, vermutete man den Grafen selbst als Verfasser.

Über die Grenzen seiner Statthalterschaft hinaus trat er in Verbindung mit mehreren deutschen Dichtern und ließ ihnen reichliche Förderung und Unterstützung angedeihn. Wenn der unglückselige *Johann Christian Günther* durch Leichtsinn, übel angebrachte Empfindlichkeit und Anmaßung sich die Gelegenheit, des Grafen Gunst zu verdienen, wie manch andre günstige Gelegenheit, nicht auch hätte entgehn lassen, so könnte vielleicht sein, dem Ende zudrängendes Schicksal noch eine Wendung zum Besseren genommen haben. Im August 1722 ging er, um dem Grafen Proben seiner Kunst vorzulegen, nach Kukus; aber weil er sich in dem dort herrschenden, bunten Treiben, das Graf Sporck allerdings liebte, nicht genügend, nicht nach Verdienst und Würdigkeit beachtet glaubte; weil der Graf sich mit Possenreißern, Musikanten, Jägern mehr abgab als mit ihm; weil er für seine närrischen Bildnereien, für Gassenhauer und Spottgesänge, für Waldhörner und Jagdhunde mehr Verständnis und Aufmerksamkeit zu haben schien als für die gediegeneren Verse des jungen, selbstbewußten Dichters: so verließ Günther nach etlichen Tagen gekränkt und aufgebracht jene für ihn ungastliche Stätte. Günther mochte von seinem Standpunkt aus wohl Grund genug zur Erbitterung haben. Er hatte sein Bestes getan und große, nur zu große Hoffnungen darauf gesetzt. Die beiden Gedichte, die er dem Grafen zu Ehren verfaßt hatte (Günthers Gedichte, Seite 137, „Was täuscht mich vor ein süßer Traum?“ 42 zehnzeilige Strophen. — Seite 719, „Ein innerlicher Kampf“, 348 Langzeilen = 87 vierzeilige Strophen), können vielleicht als die besten von seinen derartigen Erzeugnissen gelten und ragen jedenfalls in dichterischer Hinsicht über das vielgepriesene, von Geschmacklosigkeit und widriger Kriecherei garstig entstellte, mit Unrecht wohl nur um des hochberühmten Helden willen überall als Glanzleistung betrachtete Lobgedicht auf den Prinzen Eugen weit empor. Ebenfalls der mittelbaren Anregung, wo nicht etwa dem unmittelbaren Auftrag des Grafen verdanken die Gedichte (Seite 21—61, im ganzen 155 achtzeilige Strophen), die Günther nach der in Lyssa gedruckten Übersetzung von Sacys „Geistlichem Jahr“ auf die Texte zu mehreren Sonntagen und katholischen Kirchenfesten angefertigt hat, ihren Ursprung. Von alledem hatte nun freilich der arme Dichter so gut wie gar nichts. Mühe, Zeit und Kosten waren vergebens aufgewandt, statt gehofften Erfolges und Vorteils hatte er Verlust und Einbuße davongetragen; er fand beim Grafen den gesuchten Anhalt nicht, und im folgenden Jahre (1723) schon erlöste ihn der Tod von allem.[1]

Mehr Glück in ihren Beziehungen zum Grafen Sporck hatten einige deutsche Dichter, deren Leistungen sich, was künstlerischen Wert anbetrifft, mit Günthers besseren Gedichten nicht entfernt vergleichen lassen. *Henrici-Picander* hat über denselben Gegenstand wie die soeben genannten geistlichen Gedichte Günthers im Jahre 1725 (Probe von 16 Seiten schon 1724) veröffentlicht und dem Grafen Sporck gewidmet seine „Sammlung Erbaulicher Gedancken über und auf die gewöhnlichen Sonn- und Fest-Tage, in gebundener Schreib-Art entworffen von Picandern“ (487, nicht 491 Seiten, wie verdruckt steht, einschließlich des Titelblatts, und 1 Blatt). Zu gleichem Anlaß dichtete *Stöckel*, durch Ferdinand Ludwig von Breßler, Günthers

[1] Über die zum Grafen Sporck in Beziehung stehenden Gedichte Günthers hat mit ausgezeichneter Sorgfalt gehandelt und mit vollkommener Treffsicherheit entschieden Carl Enders in seinem vorzüglichen Buche „Zeitfolge der Gedichte und Briefe Joh. Chrn. Günthers“ (1904) Seite 68—71.



bekannten Gönner, aufgemuntert, für den Grafen Sporck 1721/22 nach Sacys Werk erbauliche Betrachtungen über Texte zu Predigten (John, Parnassus Silesiacus 2, 166) in beträchtlichem Umfange: 981 achtzeilige Strophen. Am reichsten aber genoß des Grafen Gunst der höchst mittelmäßige *Gottfried Benjamin Hancke.* In seinen Gedichten, die vier dicke Bände füllen, steht Graf Sporck, dem drei Bände noch ausdrücklich zugeeignet sind, fast überall im Vordergrunde; dessen Liebhabereien, Gedenktage, Festlichkeiten, Erlebnisse, Schöpfungen und Anstalten werden in endlosen Reimereien verherrlicht und in den beiden ersten Bänden mit einer schier verschwenderischen Fülle von Bildern veranschaulicht. Die prunkhafte Ausstattung dieser untergeordneten Erzeugnisse läßt vermuten, daß der vornehme Gönner einen recht namhaften Beitrag dazu geleistet oder vielleicht gar die ganze Drucklegung veranlaßt und bezahlt habe. Schon G. B. Hanckens Geistliche und Moralische Gedichte, Schweidnitz 1723, sind ihm gewidmet, zeigen auf dem Titelblatt Sporcks Namen als Monogramm, enthalten auf dem als Titelbild vorgesetzten Kupferstich die Bemerkung „Montaleg: et Renz in: et fe: Kukus-Baad" und in der Widmung die Stelle: „Ich würde mich nicht unterfangen, gegenwärtige geistliche Gedichte Ihro Hoch-Reichs-Gräfliche Excellence zu überreichen, wo nicht dieselben ihre Geburt Dero genädigsten Befehle eintzig und allein zu dancken hätten." Einen größeren Abschnitt in diesem Werke bilden (Seite 427—72) „Geistliche In die Graf-Sporckische Leib- oder so genannte Bon-repos Arie Ubersetzte Psalmen." Der Graf schwärmte für gewisse Melodien oder Arien, die für seinen Kreis eigens gesetzt waren und nach denen die Dichter ihm zu Gefallen und um der größeren Sangbarkeit willen ihre Gedichte gern einrichteten, allen voran für diese Bon-Repos-Arie, nach deren Schema nicht nur Hancke seine Psalmen, sondern ebenso Günther jene 155 und Stöckel jene 981 Strophen zusammenraspelten. Sehr beliebt war auch die Hubertus-Arie; nach dieser geht Hanckes bekanntes Jagdlied, das recht nach dem Herzen des gräflichen Jagdliebhabers gewesen sein muß, und zunächst in seinen Schlössern und Wäldern Verbreitung fand, sodann aber gekürzt und zugestutzt in den Volksmund überging und solchergestalt bis auf den heutigen Tag fortlebt. Über Sporck und seinen Leibdichter Hancke, nebenher auch über Günther findet man einiges in der dem siebenten Teil der nach Hoffmannswaldau benannten Sammlung vorausgeschickten Untersuchung der Hanckischen Gedichte von Gottlob Friedrich Wilhelm Juncker.

Günther und Hancke preisen ihren Mäcen in auffälliger Übereinstimmung des Ausdrucks und mit absichtlicher Betonung als Ebenbild und Vertreter der „Wahrheit und Gerechtigkeit". Das bezieht sich auf den vom Grafen angenommenen Wahlspruch „Justitia et veritas". Dieser Devise gemäß war sein Leben ein Kampf mit geistlichen und juristischen Widersachern, mit denen sich weidlich herumzubalgen ihm offenbar besondre Freude machte, von denen ihm jedoch sein Leben vielfältig verbittert wurde.

Wie der Graf im Bewußtsein seiner guten Absichten es liebte, diesen auch durch äußerliche Mittel nachzuhelfen und sie durch oft recht seltsame Sinnbilder zu veranschaulichen, so ließ er unter anderm zu Kukus Bildsäulen der Wahrheit und Gerechtigkeit und auf offener Landstraße nicht weit von Lyssa noch eine solche der Wahrheit errichten.

Seine Gerechtigkeitsliebe spitzte sich mehr negativ und gegensätzlich zu besonderem Haß gegen das Herkommen zu, den von Urväterzeiten lediglich durch das Alter geheiligten im Rechte herkömmlichen Schlendrian, den man als „Hercommannus" personifizierte und welchem zu Trotz der satirische Graf in Kukus ein Riesenstandbild setzen ließ. Auf dieses wunderliche Götzenbild spielt Günther gelegentlich (Gedichte Seite 552) an; noch stärker wird es in den Gedichten Hanckes hervorgehoben und hier sogar in einer besondern Abbildung vor Augen gestellt. Auch erschien, unzweifelhaft im Auftrage des Grafen, eine Schrift, vor welcher dieser Hercommannus als Titelbild prangt und woselbst in fein ironisch sein sollendem, tatsächlich aber schwerfällig plump geratenem Scherze die Schwächen und Mißbräuche der damaligen Rechtspflege vorgeführt wurden. Die Willkür und Schärfe dieser fragwürdigen Gerechtigkeit hatte Graf Sporck am eignen Leibe schwer genug erfahren müssen. Ein arges Ungemach, das er nie wieder verwand, war über ihn im Jahre 1720 durch Anzettelungen eines rabulistischen Advokaten,

Neumann von Puchholz, hereingebrochen. Dieser vertrat in den langwierigen Prozessen, die der Graf mit seinem Vetter als früherem Vormund führte, viele Jahre hindurch die Gegenpartei; dann ging er scheinbar zum Grafen über, wußte sich in dessen Vertrauen zu schleichen und ihm durch die Zusicherung, seine Rechtshändel zum günstigen Abschluß bringen zu wollen, das Versprechen einer beträchtlichen Summe abzulocken. Auf Betreiben dieses ehrlosen Gesellen, der das Vertrauen des arglosen und offenherzigen Grafen in der niedrigsten Weise mißbrauchte, wurde nun der Graf bei seinem Aufenthalte zu Prag im Jahre 1720 plötzlich wegen seiner Weigerung, jenem die nur mündlich und nur bedingungsweise versprochene Summe zu zahlen, festgenommen und 13 Wochen in der Daliborka als Gefangener behandelt, bis er sich zur Zahlung bequemte. Vergebens wandte sich der Graf an des Kaisers Majestät und bat, für den ihm als dem kaiserlichen Statthalter angetanen Schimpf Genugtuung und Schadenersatz und für die wider alles Recht erpreßte Summe Rückerstattung ihm zu verschaffen — bei den verrotteten Rechtszuständen damaliger Zeit unter den Flügeln des hohen Reichskammergerichts blieb er unbefriedigt, und sogar des Kaisers Gunst, in deren Strahlen er sich sonnte, war in diesem Falle machtlos. Graf Sporck aber verblieb nach seiner Freilassung auch trotz oder wegen dieser trüben Erfahrungen erst recht unbeirrt und ungebrochen bei seiner Art und verfocht nach wie vor mit Hartnäckigkeit, ja vielleicht um so mehr steif und fest seine wirklichen und vermeintlichen Rechte. Er hielt sich auf seine Weise schadlos, indem er in Bildwerken und Schriften das herrschende Rechtsunwesen verspottete. Mit fortschreitendem Alter nahm seine Starrköpfigkeit und Schrullenhaftigkeit eher zu denn ab. Bei den geringfügigsten Unrechtmäßigkeiten war er stets bereit, mit seiner ganzen Person einzutreten und sein ganzes Vermögen daran zu setzen. So war sein Leben von zahlreichen Prozessen angefüllt, die nach seiner Mündigkeitserklärung mit solchen gegen seinen Vormund begannen und sich merkwürdigerweise sogar nach seinem Tode fortsetzten durch Ansprüche, mit welchen ein Fräulein von Obernitz auf Grund einer gefälschten Schuldverschreibung über 300,000 Gulden hervortrat.

Wie mit dem herrschenden Recht überwarf er sich ebenfalls mit der herrschenden Kirche, der er angehörte. Stets war und blieb er deren treuer Sohn und Anhänger, doch wollte er auch hier in mancher Beziehung seine besondern Wege gehn und seiner eignen Art nachleben und war seinerseits duldsam gegenüber Andersgläubigen. Er machte große Schenkungen an die Kirche, mochte jedoch seine sonstigen Wohltaten keineswegs abhängig von einem Glaubensbekenntnisse sein lassen. Von tiefer und wahrhafter Frömmigkeit erfüllt, hielt er sich durchaus geistig frei, vorurteilslos und innerlich unbeschränkt. Namentlich trat er gegen den fürchterlichen Hexenwahn, der damals in den österreichischen Landen noch allgemein verbreitet war, und gegen den unduldsamen Jesuitismus auf, dessen Gefährlichkeit und Verderblichkeit er als Zögling einer Jesuitenschule schon in seiner Jugend an der Quelle kennen gelernt hatte. Sein Schloß Gradlitz verwandelte er in ein Kloster für die Nonnen vom Annunciaten-Cölestiner-Orden, woselbst seine ältere Tochter Maria Eleonora (Francisca) Cajetana Aloysia, 1704 siebzehnjährig zu Bozen dem Cölestiner-Orden beigetreten, die erste Oberin wurde und als solche im Alter von kaum dreißig Jahren starb (1717). Später wurde diese Stiftung nach Prag verlegt. Trotz dieser und andrer großartigen Zuwendungen an die Kirche wurde der Graf dennoch auch in religiöse Händel verwickelt. Zunächst freilich durchaus ohne Schuld und Absicht seinerseits, geriet er mit dem an seine Ländereien um Gradlitz und Kukus unmittelbar angrenzenden Jesuitenkloster zu Schurtz in Zerwürfnisse, die sich jahrelang hinzogen, sich allmählich verschärften und, später vom Grafen geflissentlich geschürt, an Erbitterung beständig zunahmen, bis der aufgehäufte Zündstoff sich im Jahre 1729 entlud und der Wetterstrahl auf des Grafen Haupt niederfuhr. Der Graf hatte nach längeren, seit 1724 gepflogenen Verhandlungen über den Plan eines in der Nachbarschaft zwischen den beiderseitigen Ländereien anzulegenden Kalvarienberges mit jenes Klosters früherem Obern P. Superior Adam Kirchmayer am 24. Dezember 1725 einen Tauschvertrag abgeschlossen, wonach er gegen ein geringeres, ihm nur vielleicht zur Abrundung seines Besitzes besser gelegenes

Landstück dem Kloster ein viel umfangreicheres und wertvolleres abtrat, weil dieses gerade zwischen dem Kloster und jener für den Kalvarienberg ausersehenen Anhöhe lag — alles unter der Bedingung und selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Ausbau schleunigst begonnen werden würde. Der Tausch war lediglich deshalb nötig und wurde hauptsächlich zu dem Zwecke getroffen, daß jeder der beiden beteiligten Grenznachbarn eine bequeme Pilgerstraße zu der heiligen Stätte vollständig auf eigenem Grund und Boden durchführen könnte. Der Nachfolger des bald nach Abschluß des Vertrages gestorbenen Kirchmayer hielt sich aber keineswegs daran gebunden und traf keine Anstalten, den Kalvarienberg anzulegen, während Graf Sporck auf dem eingetauschten Terrain die Straße zu bauen und nach seiner Art mit allerlei Bildwerken aufzuputzen nicht zögerte. An eine Vereinigung der Parteien durch Rücktausch oder Aufgabe der beiderseitig abgetretenen Gebietsteile war unter den gegebenen Umständen kaum zu denken. Die Jesuiten warfen dem Grafen, weil er die Straße baute, Gewalttätigkeit und Eigenmächtigkeit vor, der Graf beschuldigte die Jesuiten, weil sie den Kalvarienberg nicht bauten, des Vertragsbruches, wollte sich auf anderweitige Verhandlungen keineswegs einlassen und bestand mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit auf der Abmachung, die seinerseits redlich eingehalten sei. Im Grunde war ihm die Gelegenheit höchst erwünscht, an den verhaßten Gegnern sein Mütchen kühlen und sie je toller desto besser ärgern zu können; der ganze Fall galt ihm für einen Hauptspaß, den er um alles in der Welt nicht hätte missen mögen. Nachdem so mit gegenseitigen Zerrereien mehr als drei Jahre verflossen waren, ließ der Graf die letzten Rücksichten fahren. Er stachelte durch Schmähschriften und Spottgedichte den Zorn seiner Gegner aufs äußerste. Zu Kukus war ein Riesenstandbild errichtet worden, eine kriegerische Gestalt, einen miles christianus darstellend, der zugleich als Grenzwächter gegen das Jesuitenkloster gedacht war, indem er, auf der Seite nach Schurtz aufgestellt und in der Himmelsrichtung dorthin gewandt, sein Schwert nach der Gegend des Klosters drohend schwang. Zu den Seiten dieser Bildsäule befanden sich zwei Pyramiden, an welche die gegen die Schurtzer Jesuiten gerichteten Pasquille für die Vorübergehenden sichtlich und lesbar angeschlagen wurden. Der Ton in diesen Streitschriften war nicht immer würdig und angemessen, sondern artete bisweilen in Gehässigkeit aus. Den Gegnern wurde mit boshaftem Hohn vorgerückt, daß nur schmutziger Geiz und niedrige Geldgier schuld seien, wenn sie noch immer nicht ihrer Verpflichtung nachzukommen sich anschickten; daß ihr Name durch sie selber geschändet werde, wenn sie, die sich nach dem Namen des Erlösers benennen, sich vor den Ausgaben für das bedungene Kreuz Jesu scheuten, wenn sie den Berg, anstatt ihn als geweihte heilige Stätte herzurichten, der Verwilderung und Verwahrlosung preisgäben und solchermaßen zum Sammelplatz für Teufel und Hexen dienen ließen. Bei diesen satirischen Anwandlungen und Spöttereien ließ Graf Sporck sich von seiner, an sich nicht ungerechten Entrüstung zu weit führen; sein Übereifer für eine sonst gute, ja, heilige Sache durfte nicht wohl ihn hinreißen, zu löblichem Zweck anstößige Mittel zu wählen. Man braucht kein geheimer oder offener Verteidiger oder Anhänger des Jesuitismus zu sein, um das Verfahren des Grafen nicht ganz billigen zu können. Wenn dieser durch seine Schmähschriften, durch eigens dazu geprägte Denkmünzen seine Gegner beleidigen und ärgern, stacheln und reizen wollte, so gelang ihm das vollkommen; er befand sich aber im Irrtum, wenn er glaubte, derartiges ungestraft ausführen zu können. Seine wiederholten Angriffe forderten geradezu die Gegenwehr und Rachsucht jener gefährlichen Gutsnachbarn heraus. Es konnte nicht schwerfallen, trotz aller seiner Wohltaten und Schenkungen an die Kirche, die Rechtgläubigkeit eines Mannes in Zweifel zu setzen und ihn der Verbreitung von Irrlehren zu bezichtigen, der in seiner Druckerei Schriften von freierer Sinnesart herstellen und sodann in vielen tausenden von Exemplaren weit und breit unentgeltlich verteilen ließ, der mit allen möglichen Ketzern liebäugelte, den Protestanten Gerechtigkeit widerfahren ließ; Andersgläubige kurzweg für verdammt zu halten und von jeder Anwartschaft auf Seligkeit auszuschließen keineswegs geneigt war; der mit solchen Ketzern Umgang pflegte, ja vielleicht sogar suchte, statt sie zu meiden und ihnen aus dem Wege zu

gehn. So traf denn auf Betreiben der Jesuiten im Jahre 1729 ein zu Königgrätz erschienener Index librorum prohibitorum seinen ganzen Verlag; seine Druckerei wurde beschlagnahmt, die darin beschäftigten Drucker festgenommen und jahrelang in Haft gehalten, seine Schloßbibliothek nach Königgrätz übergeführt, und als er endlich nach sieben Jahren des Hinschleppens und Verzögerns unschuldig befunden und ihm sein Eigentum unvollständig freigegeben wurde, vermochte weder der Graf noch sein Verlag und seine Druckerei sich mehr von dem Schlage zu erholen und zu der vorigen Leistungsfähigkeit und Blüte wieder emporzuarbeiten. Graf Sporck war nun (1736) ein alter Mann von 74 Jahren geworden, hatte seine Spannkraft verloren und war wohl auch durch seine vielen Kränkungen endlich mürbe gemacht. Zwei Jahre später (1738) starb er.

Das Andenken dieses edlen Menschenfreundes, der leider zugleich ein Sonderling war, blieb lange Zeit vernachlässigt und steht bis heute nicht in den verdienten Ehren. Nach langem Totschweigen und fast vollständiger Vergessenheit seines Namens lenkten seine Verdienste um die Musik zuerst wieder in höherem Grade die Aufmerksamkeit auf ihn. Ernst Ludwig Gerbers Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler in seinem zweiten, 1792 erschienenen Bande widmete dem Grafen einen längeren, ausführlichen Abschnitt; seitdem kann sein Gedächtnis als wiederbelebt gelten. Die Streitgedichte, die von der Partei des Grafen zur Zeit seiner Schurtzer Fehde verfaßt sind, werden in allen Darstellungen seiner Lebensgeschichte, wie bei sonstigen Erwähnungen seiner Person stets übergangen und mögen wohl bisher als verschollen betrachtet worden sein. Sie haben sich aber größtenteils erhalten und sind wohl danach angetan, die Blicke des Liebhabers von literarischen Kuriositäten und Seltenheiten auf sich zu lenken und zu fesseln. Diese Gedichte sind für den im Kreise des Grafen herrschenden Geschmack und für die deutsche Kultur Böhmens in damaliger Zeit höchst kennzeichnend und nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form, Einkleidung und Ausstattung nach bemerkenswert. Zumeist sind es Lieder, die mit Bewußtsein und Absicht im Volkston auf gewisse Lieblingsmelodien des Grafen verfaßt waren und wirklich im Kreise des Grafen zur Belustigung der Anwesenden abgesungen wurden, wobei sicher auch durch bildliche Darstellungen in der Art volkstümlicher Jahrmarktsunterhaltung wie bei Mordgeschichten und Schauermären die Einbildungskraft des Hörers unterstützt wurde.

Möchten diese Blätter einen Beitrag zur unbefangenen Würdigung des Grafen liefern und solchermaßen die stolze Zuversicht in jenem Denkspruch, der sich auf das aus den Anfangsbuchstaben seines Namens FAGVS hergeleitete Sinnbild: Fagus, Buche: bezieht, nicht zuschanden machen:

Fallitur arte magus — stabit sub numine Fagus!

Funckel-nagel-neues Altväterisches Lied, Von erschröcklichen freudenreichen Begebenheiten, und entsetzlichen Trost-reichen Exempeln, mit Moralien gezieret, auch gantz deutlich beschrieben, wohin die sogenannte Hexen-Assemblée zur Nacht-Zeit zu fahren pfleget, In einer besondern aufferbaulichen Melodie vorgestellet, verfasset und componiret, von Tenoro Ritornello, Dem allerbesten Castraten aus dem Schweitzer-Gebürge, Und auf öffentlichen Jahr-Marckt bey einem gemahlten Bilde von einer eintzigen Person mit allen 4. Haupt-Stimmen zugleich in einem Thon abgesungen ... Gedruckt in diesem Jahr. (1 Titelkpf. auf Doppelbl. 22 Bl. 4°.) Berlin, Yk 4301. (Früher im Besitz v. Naglers.)

Die Rückseite des Titelblattes enthält 11 Notensysteme, deren beide obersten die Melodie zu „Ihr lieben Christen etc:" (Hexen-Arie), die fünf nächstfolgenden, durch einen laufenden und einen hockenden Hasen kennzeichnend geziert, die Melodie zu einem Jagdstücke (S. Hubertus-Arie), das achte und neunte „Schöne Menuet" andeuten, die beiden letzten zur „Bon-Repos Aria" gehören.

Auf dem zweiten Blatte beginnt ohne Überschrift:

1. Ihr lieben Christen kommt herbey,
Ich will euch Wunder sagen,
Was sich im Böhmer-Land gantz neu
Und kürtzlich zugetragen,
Drum spitzt die Ohren, wer da kan,
Und höret mich mit Wunder an.

21 Strophen.

Das Heft enthält sodann folgende Gedichte:

Ein ander ungeheuer-angenehm-triumphirliches Hexen-Lied, In der ausführlichen Beschreibung, wie es bey denen Unholden in der nächtlichen Zusammenkunfft zugegangen. Mit der vorig-erqvickenden Arie abzuqvitschen ...

1. Die gantze Hexen-Compagnie
fieng gräßlich an zu schreyen,
Und wolte sich auf diesen Tag
nach Hertzens-Wunsch erfreuen;

Drum hörte man mit hellem Klang
den Hexen-hafften Lust-Gesang.
48 Strophen.

Ein anderes merckwürdiges Lied von denen Hexen und Unholden. Auf die Bon-Repos Arie.

1. Herbey ihr Höllen-Furien, herbey ihr schwartzen Geister,
Ihr Zauberinnen macht euch auf, herzu ihr Hexenmeister,
Versäumet keinen Augenblick, kommt, kommt, ihr lieben Gäste,
Der Belzebub citiret euch zu einem grossen Feste.
13 Strophen.

Ein schönes Lied von denen im Schwange gehenden Lastern. Auf die Bon-Repos Arie eingerichtet.

1. Wenn einer jetzund sagen thät, der Himmel sey die Erden;
Und wie das Licht die Finsterniß, der Tag die Nacht thät werden;
Den würde alle Völckerschafft für einen Thoren halten,
Er würde werden ausgelacht von Jungen und von Alten.
12 Strophen.

Der Jetzig-verkehrte Welt-Lauff. Auf die Bon-Repos Aria.

1. Gerechter Himmel steh mir bey und laß mein Werck gelingen . . .
24 Strophen.

Auf die zu dieser Zeit leyder fast abgestorbene Liebe zum Nechsten. Nach der Bon-Repos Aria. 1. Es hat der liebste Heyland uns die Regul vorgeschrieben . . . 21 Strophen. — Der Schluß dieses Gedichtes fällt auf die Vorderseite des zwölften Blattes, dessen Rückseite leer ist. Sodann folgt:

Kurtz-verfaßte Moralische Weyhnacht- und Neu-Jahrs-Gedancken, In Betrachtung der jetzigen, gegen die vorigen Secula, verderbten Zeiten . . . nach der Bon-Repos-Arie zu singen eingerichtet, Von dem bekannten P. Kwiatkiewicz, Einem Mitglied der Gesellschafft Jesu. 1. Das ist die Freuden-reiche Zeit, die selbst der Himmel giebet . . . 21 Strophen.

Neu-Jahrs-Gedancken. 1. Es ist nun abermahl die Zeit von einem Jahr verstrichen . . . 18 Strophen. Zum Schluß: O. A. M. D. G. (= Omnia ad majorem dei gloriam.)

Die schlaffende Maria Magdalena auff der Calvari-Bergs-Allée, Redet in ihrem betrübten Schlummer eine Lamentation An dem Heiligen, und sonst Freudenvollen Oster-Tage, Aus dem Frantzösischen in das Teusche [!] nach der bekannten Bon-Repos-Arie übersetzt von A. B. C. Im Jahr 1728. 1. Mein Jesu, wie geschiehet mir in dem betrübten Schlummer . . . 20 Strophen. — Der Schluß dieses Gedichtes fällt auf die Vorderseite des achtzehnten Blattes, dessen Rückseite leer ist wie diejenige des zwölften. Das neunzehnte Blatt gibt auf der Vorderseite vollen Titel zu einem Liede, das die Rückseite des neunzehnten und beide Seiten vom zwanzigsten Blatte füllt:

Die Auf dem Neuen Hexen-Berge Celebrirte Walpurgi-Nacht, Dabey man sehr vielerley Feurige Lufft-Zeichen Mit grösten Erstaunen wahrgenommen, Aus denen zwey und siebenzig Dollmetschern in unsere liebe Mutter-Sprache denen Nachkömmlichen zum Trost ausführlich erkläret, wie es bey diesem Freuden-Festin zugegangen, nebst einer kurtzen Erzehlung Von dem Teuffel und seiner Mutter . . . in einer teutschen Arie affectiret abzuschnuffeln vorgestellet Von Anchorano Struppiato Cantatelli. Im Jahr, da der neue Hexen-Berg aufgerichtet war. Gedruckt unter der Presse zu Hexen-Hausen, im Hexen-Thal, nicht weit von Hexen-Hoff, bey der verwittibten Frau Hexin, durch Runzifax Hexerich, ihren Factor allda. [19b:] Im Thon der bekannten Hexen-Arie. 1. Ihr Christen hört, was abermahl erschröcklich ist geschehen . . . 24 Strophen.

Blatt 21 enthält: Ein Alt-Väterisches Lied, auch auf die Bon Repos Arie. 1. O Herr, Dein selig machend Wort Ist lang verdunckelt blieben . . . 11 Strophen.

Das letzte Blatt ist ausgefüllt mit einem lateinischen Gedicht: In Choreas Sagarum, propè Schurtz in Bohemiâ habitas. Aspice tartarei Convivia dira Tyranni, Aspice ferales corde tremente choros . . . 17 Disticha.

Diese Disticha nebst mehreren andern Stücken zusammen in eins gedruckt, bietet ein Band, welcher vorn als Titelbild eben denselben Kupferstich auf einem Doppelblatt zeigt wie das vorige Heft, sodann das Gedicht In Choreas Sagarum (17 Distichen) auf einem besondern Blatte, schließlich vor dem eigentlichen Titelblatt auf noch einem besondern Blatte die 11 Notensysteme genau nach demselben Stich wie das vorige Heft aufweist. Das Notenblatt ist angeklebt, das Gedicht In Choreas Sagarum bildet mit den drei ersten Blättern des eigentlichen Drucks den ersten Bogen des Werks, das ausschließlich des vorgehefteten Titelbildes und des eingeklebten Notenblattes im ganzen 48 Blätter (= 12 Bogen 4°) enthält. — Yk 4306 (ebenfalls früher im Besitz v. Naglers). — Der Inhalt ist folgender:

Funckel-nagel-neues Altväterisches Lied . . . Gedruckt in diesem Jahr. 1. Ihr lieben Christen kommt herbey . . . 21 Strophen.

Ein ander merckwürdiges Lied von denen Hexen und Unholden. Auf die Bon-Repos-Arie. 1. Herbey ihr Höllen-Furien, herbey ihr schwartzen Geister . . . 13 Strophen.

Ein ander ungeheuer-angenehm-triumphirliches Hexen-Lied . . . Mit der vorig-erqvickenden Arie abzuqvitschen . . . 1. Die gantze Hexen-Compagnie fieng gräßlich an zu schreyen . . . 48 Strophen.

Dies Gedicht ist hier fälschlich von seiner ursprünglichen Stelle gerückt. Es gehört nach Rhythmus und Melodie mit dem ersten Gedicht „Ihr lieben Christen kommt herbey“ (sechszeilige Strophen), also mit der Hexen-Arie, nicht aber mit der Bon-Repos-Arie (vierzeilige, besser achtzeilig abzusetzende Strophen) zusammen.

Die auf dem Neuen Hexen-Berge Celebrirte Walpurgi-Nacht . . . Im Thon der bekannten Hexen-Arie. 1. Ihr Christen hört, was abermahl erschröcklich ist geschehen . . . 24 Strophen.

Eine erbärmlich-freudenreich-Historische Nachricht, Wie man die Hexen zu Segedin in Ungerland auf eine





Franz Anton Graf von Sporck.

sonderbar auferbauliche Manier probiret, torqviret, und executiret hat . . . beschrieben von Ut-re-mi-fa-so-la, Einem Concert-Meister der Semitonischen Noten, so die Zähne lang zu machen pflegen, in einer Spanischen Post-Arie über Halß und über Kopff sehr langsam zu singen . r . Gedruckt in Ungerland nach der Hexen-Execution, bey der hinterlassenen Frau Aeiou, als eine Wittib des Hrn. Beaba, voritzt Factorin, der hochteutschen Druckerey daselbst. Anno 1728.

1. Wunderbar und neue Sachen
Will ich dir, mein Herr Pasquin,
Ohne Lügen wissend machen,
Weil ich dein Getreuer bin.
Es ist dir aus Ungerland
Jene Zeitung wohl bekannt,
Da man von den Hexereyen
Diese Landschafft will befreyen.
9 Strophen.

Auf die zu dieser Zeit leyder fast abgestorbene Liebe zum Nechsten. Nach der Bon-Repos-Aria. 1. Es hat der liebste Heyland uns die Regul vorgeschrieben . . . 21 Strophen.

Ein schönes Lied von denen im Schwang gehenden Lastern. Auf die Bon-Repos-Aria eingerichtet. 1. Wann einer jetzund sagen thät, der Himmel sey die Erden . . . 12 Strophen.

Der Jetzig-verkehrte Welt-Lauff. Auf die Bon-Repos-Aria. 1. Gerechter Himmel steh mir bey, und laß mein Werck gelingen . . . 24 Strophen.

Kurtz-verfaßte Moralische Weyhnacht- und Neu-Jahrs-Gedancken . . . nach der Bon-Repos-Aria zu singen eingerichtet. 1. Das ist die Freuden-reiche Zeit, die selbst der Himmel giebet . . . 21 Strophen. — Neu-Jahrs-Gedancken. 1. Es ist nun abermahl die Zeit von einem Jahr verstrichen . . . 18 Strophen.

Die schlaffende Maria Magdalena . . . nach der bekannten Bon-Repos-Aria übersetzt von A. B. C. Im Jahr 1728. 1. Mein Jesu, wie geschiehet mir in dem betrübten Schlummer . . . 20 Strophen.

Der aus Ungedult des bis dato auf dem Calvari-Berg unhergestellten Creutzes Christi daselbst Tournirende Soldat.

[1.] Potz Creutz tausend Saperment!
Hats dann mit euch noch kein End?
Währt dann noch des Creutzes Krieg?
Was seyd ihr dann vor Soldaten?
Was sind das für Helden-Thaten,
Wann man läst den Fahn im Stich.
14 Strophen.

Am Schluß auf zwei Notensystemen die Melodie dazu.

Extrait d'une Lettre de Rome du 2 Octobre. L'Affaire du Differend entre les Jesuites & les Religieuses Franciscaines du Monastere de la Victoire, de la Ville de Barletta . . . 1 Seite Prosa, dann Übersetzung: Extract eines Briefes von Rom vom 2. October. Die Streitigkeit zwischen den Jesuitern und Frantciscaner-Nonnen aus dem Kloster Victoriae, in der Stadt Barletta . . . 1 Seite Prosa.

Gewisser und sicherer Vorschlag, wie Ihro Excell. der Herr Graf von Sporck die Schurtzer überwinden, und den Calvari-Berg zu Stande bringen können. Auf die Huberti-Aria.

[1.] Graf, wenn Du ja gedenckst, nach so viel schweren Kriegen,
Den langen Wiederstand der Schurtzer zubesiegen,
So sey Dir durch diß Blatt ein Mittel kund gethan,
Wie man das Creutze doch zu Stande bringen kan.
15 Strophen.

Nochmahlige Auffmunterung an die Gradlitzer Nonnen. [1.] Wie hör ich, sind noch nicht die Schurtzer fortgetrieben? . . . 8 Strophen.

Species-Facti, In Einem Discours zwischen Drey guten Freunden fortgesetzt, Darinnen nichts anders als die wahrhaffte und gantz unpartheyische Erzehlung, Wegen des noch unaufgerichteten Calvari-Bergs vorkommet. Leipzig, Anno 1728.

Nach vielen dergleichen gewechselten Reden bathe Florindo um eine gütige Communication, sofern sie etwan sonsten etwas neues ausm Kuckus-Baade mitbrächten . . . 6 Blätter Prosa, sodann auf dem folgenden Blatte:

Inscription Uber eine in Stein halb ausgearbeitete Vorstellung der Freuden-reichen Geburth Jesu Christi, Von wessen völliger Verfertigung der Künstler mit Bedrohung gewaltsamer Hand-Anlegung abgetrieben worden ist.

Mein Leser stehe still, bewundre diesen Stein!
Der zum Erstaunen hier muß ein Exempel seyn!
Das angefangne Werck wird deinen Augen zeigen,
Wie sehr die Boßheit sich der Menschen kan versteigen . . .

38 Zeilen, dann zum Schluß noch 29 Zeilen Prosa . . . von dieser Materie ein vergnügtes Ende.

Damit schließt ab das zweite Blatt des Bogens G; zwischen das zweite und dritte Blatt, in die Mitte des Bogens G ist nachträglich ein andrer Bogen G* mit seinen vier Blättern eingeschaltet. Die beiden ersten Blätter dieses Bogens G* füllt aus die:

Rechtmäßige Klage einer Christlichen Seele, als die Herrn Patres S. J. in S* [d. i. Schurtz] ein nie erhörtes Scandalum, vor der gantzen Welt öffentlich begiengen . . .

[1.] Mein Jesu, was ist das! wie? lebt die Welt verkehret?
Hat sich die Tugend dann ietzt an sich selbst verzehret?
Wo soll die Liebe doch zu dir mein Heyland seyn?
Man dultet nicht einmahl den äusserlichen Schein . . .
37 Strophen.

Wohlmeynende Erinnerung an die bey drey Jahren her von der wahren Meynung ihrer für das Creutz Christi eyfrig-brennenden Gesellschafft abgewichene S** [d. i. Schurtzer], womit sie zu ihrem ersten Institut zurück kehren, und zu Folg ihres allgemeinen Wahlspruchs: O. A. M. D. G. [d. i. Omnia ad majorem dei gloriam] mittelst ungesäumter Aufbauung des Calvari Berges, die Ehre Gottes befördern wollen.

1. Ihr S** [Schurtzer], saget doch, was ihr euch dencket,
Daß ihr so langsam euch zum Creutz bequehmt?
Seht, wie ihr eure Ehr an Nagel hencket,
Da ihr des Creutzes Bau pur aus Geitz hemmt!

Kommt denn bey euch zu S* das liebe Creutz zu kurtz?
Pfuy! daß ihr euch nicht schämt. 10 Strophen.

Darüber steht die Melodie, Canto primo, auf zwei Notensystemen; das noch zur Verfügung stehende letzte Blatt des eingeschalteten Bogens G* enthält die Übersetzung desselben Stücks mit geringen Abweichungen, besonders in der jedesmaligen letzten Strophenzeile, noch einmal abgedruckt für die Baßstimme:

Decas Rosarii Psevdo-Jesuitici, Oder: Ein kurtzes, doch zugleich wahrhafftes Klage-Lied, über den jetzigen Zustand derer S. & Socior. welches an denen verstrichenen 3. letzten Faschings-Tägen von dreyen so genannten Ora pro nobis-Brüdern . . . zu S* [Schurtz] abgesungen, allein mit einem sehr schlechten Viatico . . . recompensiret worden. Basso . . . (2 Notensysteme)
1. Ihr S** saget doch, was ihr euch dencket . . .
Pfuy, Pfuy, Pfuy, daß ihr euch in Halß nicht schämt. 10 Strophen.

Relation, von dem Gespenste, welches sich erst neulich zu Gradlitz hat sehen lassen. Nach der Calvari-Aria.
1. Ihr Leute, kommt herbey, und laßt euch sagen:
Was sich nicht allzuweit vom Kuckus-Baad,
Und zwar erst neulich noch zu unsren Tagen,
Zu Gradlitz in der Nacht begeben hat;
Das, was ich euch bericht, ist nicht ein bloß Gedicht,
Nein, nein, glaubts in der That. 11 Strophen.

Decas Rosarii Pseudo-Jesuitici.
Schurtzenses, dicite: quid cogitatis?
Quod Crux promissa non erigitur.
Honorem Ordinis Morâ foedatis.
Nunc Aurum Cruce plus diligitur.
An Salus Hominum
Vobis est Scandalum?
Proh! Crux negligitur. 10 Strophen.

Relation Von demjenigen Wunderwercke, welches sich mit einem Creutze zu Hernols bey Wien am 14ten Junii dieses Jahres zugetragen hat. Gesangs-Weise nach der Calvari-Aria eingerichtet. 1. Ihr, die ihr Christi Creutz mit Andacht ehret . . . 20 Strophen.

Sporckius huc posuit pictam, cum ponere pactam, Schurtzenses, Domini non voluêre crucem. [Distichon.] CrVX aLMa, sChVrtzICIs negLeCta, à sporCkIo fVIt ereCta. [1729].

Der in seiner Ruh gestöhrte Rüben-Zahl, Oder Merckwürdige Begebenheit, welche sich mit einem auf der Schnee-Kuppe befindlichen Berg-Geiste, Rüben-Zahl genannt, am 18. Aug. 1729. zugetragen hat. Nach der Calvari-Aria zu singen. 1. Es hat der Rüben-Zahl von vielen Jahren . . . 11 Strophen.

Hunds-Gespräche, Zwischen unten stehenden Hünd gen Harleqvin, Und einem Pudel-Hunde Maccabaeer, Sonst Philander genannt. Gedruckt zu Hundsfeld. Harleqvin. Wie wird ein Pudel-Hund der Ehre werth geschätzt . . . 136 Zeilen = 34 vierz. Strophen. (Am Schluß Bildchen, die beiden Hunde darstellend.)

Zufällige Gedancken Eines Liebhabers der Wahrheit, Welche er bey Betrachtung des Portraits Titul: Sr. Excellenz: Des Herrn Graffens von Sporck, Welches den Litis Abusum in Händen hatte, empfangen; indeme es ihme Anlaß gegeben nachzudencken, warum dann dieser Herr so viele Verfolgung ausstehen muste. Einfältig in der Stille entworffen, nachgehends gantz in geheime dem Pasquino anvertrauet; um solches nach der schönen und bekannten St. Huberti-Aria überlaut abzusingen. Geschrieben, In dem Jahr da die Wahrheit sehr gedrucket war.

Thema. Der Herr wird für euch streiten, und ihr sollet stillschweigen, Exod. 14 v. 14.
1. Der Herr wird für euch streiten,
Ihr werdet stille seyn,
Habt ihr den auf der Seiten,
Was will euch bringen Pein!
Ihr werdet eure Freude an euren Feinden sehn,
Wann sie und was sie haben wird bald zu Grunde gehn.
18 Strophen.

Geistliche Gewissens-Ruhe, Oder Antwort auf die Frage? Ob, und wie einer bey der Evangelischen Religion ruhig und selig sterben könne? Dieß ist die Seelen-Ruh, die wider niemand streit . . . 148 Zeilen.

Die Gefährliche, wehmüthige, merckwürdige, unerhörte und mit den allerseltsamsten Abentheuren angefüllte Wunder-volle Reise-Beschreibung der überall in der Flucht verfolgten Wahrheit und Gerechtigkeit ... in einem kurtzen Extract aus dem Frantzöschen in der Teutschen Poësie zu singen vorgestellet durch den bekannten Lieder-Schmidt Pasquinum Romanum. Gedruckt zu Constantinopel bey Schwaben, von dem Chinesischen Factor der hinterlassenen Pollnischen Wittib, und ihrer Hebräischen Erben, mit Griechischem Typo gantz Teutsch aus Arabischen Buchstaben gesetzt, und wie die Land-Charten illuminirt, Im Jahr der eisernen Zeit nach dem goldenen Seculo, Dergleichen keines mehr zu hoffen ist . . . 1729. Zu bekommen in Hotzeplotze . . . Die Arie zu singen geht nach dem Hasensprung, und ist wohl dabey zu observiren, daß man zum wenigsten zwischen dem Liede dreymahl Bier, oder Wein trincken müsse, wenn anders der gantze Chor nicht heischer werden soll. (8 Bl. 4°.) — Yk 4561 —

Dedications-Sonnet an die Zeit. Dir mach ich, Strenge Zeit, die Dedication . . . 14 Zeilen. — Kurtze Vorrede an die Welt. Spitzfindig, hochgelehrt und gantz verderbte Welt! . . . 12 Zeilen.

Datum in der Zerstörung Jerusalem, nicht weit von Sodom und Gomorra, als der Loth Kirschen asse, auf Unkosten der Frau Saltz-Säule verlegt.

1. Wer etwas Neues hören will, Der komm zu meinem Stande . . . 122 sechsz. Strophen. Daran:

Gedancken über die Freuden-volle Festivitäten, so an dem hohen Geburths-Tage Ihro Maj. der Röm. Käyserin, zu allerhöchsten Ehren von dem Herrn Grafen von Sporck im Kuckus-Baade, A. 1729 den 28sten Augusti, bey einer starcken Freqventz vieler Hoch-Adelichen Baade-Gäste, treu-ergebenst angestellet worden. Von einem Hoch-Adelichen Gast aus Schlesien, als einem vertrauten Freunde mit Poetischer Feder entworffen, als ob gedachter Herr Graf von Sporck die allerhöchste Beherrscherin anredete. (2 Bl. 4°.)

[1]. O Grosse Käyserin, Monarchin dieser Welt! . . . 15 sechsz. Strophen. Daran:

Die XI. Satyre aus dem Boileau, Von der wahren und falschen Ehre. Aus dem Frantzösischen übersetzt von G. B. H. [d. i. Gottfried Benjamin Hancke.] (4 Bl. 4°.) Ja, ja, der Ehre bleibt die gantze Welt ergeben ... 224 Zeilen = 56 vierz. Strophen.

Der Gefangene, verschenckte, entwischte, Zu seinem Glücke wieder auf dem Bon-Repos eingezogene, und nach Bernstadt verschickte Krammets-Vogel, Machet nach seinen überstandenen Fatalitäten folgende Anrede. Bon-Repos, Den 1. Novembr. Anno 1730. (2 Bl. 4°.) — Yk 4656 —

Durchläuchtige! Hier komm ich armer Deserteur,
Der bloß aus Unverstand dem Glücke selbst entflogen,
Ach aber schencke mir ein gnädiges Gehör,
Wiewohl ich Deinen Haß mir auf den Halß gezogen ...

96 Zeilen = 24 vierz. Strophen. Dazu gehörig:

Der In Bernstadt glücklich angekommene, gnädig auffgenommene, Und in seinem durchsichtigen Bon-Repos Lustige Krammets-Vogel, stattet Vor die Hoch-Gräfflich Sporckische Recommendation seine unterthänige Relation und Dancksagung folgender maßen ab: Bernstadt, den 24. Novembr. 1730. (2 Bl. 4°.)

Hochgebohrner Graff und Herr! Ewer Excellenz vergönnen,
Vor so hohe Gnad und Huld meine Danck-Pflicht zu bekennen,
Da mein unbesonnen Fliehen einen völligen Perdon,
Und solch Glücke hat erhalten, dessen Werth der Helicon
Zu erhöhn kaum fähig ist ...

56 Zeilen im ganzen.

Herkommannus. Das Bild desselben füllt die Mitte des Titelblattes. Auf seinem rechten Arm, mit welchem er sein gezücktes Schwert schultert, steht gedruckt: Manuale; auf der Scheide des Schwertes: Compendium Juris; auf dem Reichsapfel, den er in der linken Hand hält: Jure erui, daneben wird durch ein Sternchen auf die Fußnote hingewiesen. Über dem Standbilde liest man als Titel: Herkommannus; links vom Bilde: „Praejudicatum. Im Cabinet der schalt, Im Tabinet er walt!"; rechts vom Bilde: „Vor-Urtheil. Ein Schul der Schul gibt er, auch dem Conclavi Lehr!"; unterhalb:

Dieser ist allermassen,
Rechts-Hans auf allen Gassen!
Der allergewaltigste Rechts-Held
Und vollkommenste Jurist,
In jedem Reich der Welt.

Darunter steht noch als Fußnote: Retrogradum est, atque inde et sensum Ironiae arguens. — Das Buch enthält zwei Blätter und 23 gezählte Seiten, im ganzen 14 Blätter, Folioformat. Am Schluß des zweiten und auf der Rückseite des letzten Blattes liest man: Brieg, druckts Gottfried Tramp. Auf der Rückseite des zweiten Blattes steht außerdem noch: Den IVstItz-Mann LIesse aLso aVsgehen eIner Von SChertz ‖ IM Verbesserten Iahr, aLs DIe PoLICey VVar. (1719 zweimal.) — Seite 23 schließt:

Ietzt VVIsse: DIeser MensCh noCh Vngebohren Ist, (1719)
So eInen IeDen Mann sChIen VöLLIg aVsgerVst! (1719)

Mladetzky in Ober-Schlesien, den Gedächtniß-Tag S. Hilarii — C. F. à Schertz. [Verf. Chrph. Phil. Sinold von Schütz?] — Aus der Druckerei Tramp's giengen auch Sonderdrucke von Günthers Gedichten hervor. — Yy 3421 —

Herkommannus Magnus, Oder: Das Leben und die Thaten des uhralten Ertz-Betrügers und Land-Verderbers Herkommanni, Wie sich Derselbe von langer Zeit her biß auf die gegenwärtige Stunde überall, absonderlich aber in die Rath-Häuser und Gerichts-Stuben eingeschlichen hat. Bey Seiner Bild-Säule In dem zur Hoch-Gräfl. Sporckischen Herrschafft Gradlitz gehörigen Kuckus-Bade durch Zwey vertraute Bade-Gäste und Liebhaber der Wahrheit vorgestellet. Anno 1726. (Ein Titelbild, ein Titelblatt von größerem Format, noch ein ebenfalls größeres Blatt, ein Gedicht „In Herkommannum" enthaltend, sodann vier Blätter, 127 S. 8°.) Dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin sind zehn bildliche Darstellungen auf Doppelblättern beigeheftet; sie stammen aus dem noch zu nennenden Litis abusus. — Bibl. Diez. 8°. 6767 —

In Herkommannum.

Herkommanne ferox! Tu saevis in orbe Bohemo,
ac tractas miseros pro ratione Tua ...

6 Distichen, unterzeichnet F. A. V. H. K. P. H.

Seite 9: Zufällige Gedancken über den Herkommann, im Kuckus-Bade. Steh stille Wanderer, wirff Stab und Tasche hin ... 21 vierzeilige Strophen.

Unter dem Titelbild steht als Jahreszahl 1720, diese selbe Zahl ergibt sich Seite 34: DIesen LangbartIggeharnIsChten IVstItz-Mann brVten zV Lassen.

Seite 39: Hochwohlgebohrner Graf! du Wunder unsrer Zeiten ... 16 vierzeilige Strophen.

Seite 120: Rechtmäsige Invectiva wieder den Tod, oder Leid-Klage bey dem Grabe eines berühmten Causenmachers. Friß daß dir der Hals verschwelle ... 7 achtz. Strophen. Verfasser dieses Gedichtes ist Mich. Richey, siehe Weichmann, Poesie der Niedersachsen I, 273; man findet es auch im: Recueil von allerhand Collectaneis u. Hist. [v. Stoeterogge] 9. u. 10. Hundert 1719 S. 22.

Seite 127:

Du schönes Kuckus-Bad, wir werden von dir gehen.
Gesegnet sey der Held, der dich so herrlich ziert,
Und dem der Tugend-Ruhm von jederman gebührt:
Drum soll sein edler Nahm auf Gold und Diemant stehen.

Ende.

Herkommannus Magnus ... Anno 1728. (Ein Titelbild, ein größeres Titelblatt, ein größeres Blatt enthaltend sechs Distichen „In Herkommannum", unterzeichnet F. A. V. H. K. P. H. 4 Bl. 127 S. 8°.) — Yy 3431 (Exemplar Joh. Ephr. Scheibel's, Breslau 1733). — Abgesehen von einer Verkürzung, die zum Nachteile des Verständnisses vorgenommen ist (S. 56—57) und Verschiebungen in der Seitenabteilung (bis S. 95, wo die Ausgleichung stattfindet) veranlaßt hat, und von unwesentlichen orthographischen Änderungen



stimmt dieser Druck genau mit demjenigen von 1726 überein; das Titelbild ist ein Abzug derselben Platte, die beim vorigen Druck benutzt ist. Daran:

Litis abusus, Oder der klägliche Anfang, die jämmerliche Fortsetzung, und das Erbarmungs-würdige Ende derer, durch die Herkommannische Mißbräuche, oder listig- und betrügliche Räncke Gewissens-loser Advocaten und Procuratoren, verwirrten, verdrehten, verzögerten, und gemeiniglich durch ungerechte Richterliche Aussprüche geendigten Processen. Fürgestellt in zierlichen Kupfern, und danebst erläutert durch warhaffte und Sinn-reiche Gespräche, zwischen denen im vorigen Tractätlein des sogenannten Herkommanni Magni zweyer vertrauten Fremden, worzu jetzt noch der dritte gekommen. Allen in Process verwickelten zur getreuen Lehr und Warnung, Einem jeden neubegierigen Leser aber zu einem nützlichen Zeit-Vertreib, fürnemlich aber diesem beygedruckten [Sporck'sches Wappen] 1728. zu schuldigster Veneration an Tag gegeben. (3 Bl. 216 S. 1 Bl. 10 Bilder auf Doppelblättern. 8°.)

Seite 62. Uber die, bey der Hochgräflich-Sporckischen Herrschafft Lyssa, im Königreich Böheimb, auf offentlicher Land-Strasse stehende Statue, der Warheit. [Bon-Repos-Arie.]

1. So findt sich endlich auf dem Land, was in so vielen Städten,
In Klöstern, Höfen, Richter-Plätz, auch Universitäten,
Ja fast in aller Menschen Hauß vergeblich wird gesuchet,
Und was man stets im Munde führt, doch mit der That verfluchet.
12 Strophen.

Seite 186:
Geliebter Bon-Repos! du Platz der süssen Freuden,
Der dich gebauet hat, den schütze Gott für Leyden;
Daß sein gerechter Streit nach Wunsch geendet sey,
Das fügt die Compagnie drey treuer Diener bey.

Ende.

Seite 187—216. Species Facti. In einem Discours zwischen drey Guten Freunden Fortgesetzt, Darinnen nichts anders, als die wahrhaffte und gantz unpartheyische Erzehlung, wegen des noch unaufgerichteten Calvari-Bergs vorkommet. Leipzig Anno 1728.

Seite 212. Inscription Uber eine in Stein halb ausgearbeitete Vorstellung der Freuden-reichen Geburt Jesu Christi, Von wessen völliger Verfertigung der Künstler mit Bedrohung gewaltsamer Hand-Anlegung abgetrieben worden ist. Mein Leser, stehe still, bewundre diesen Stein . . . 38 Zeilen.

Schließlich nach Seite 216 noch ein Blatt: Von Der Freudigkeit Eines Guten Gewissens. Auf die Bon-Repos-Arie. 1. Nur unverzagt, und frisch gewagt . . . 5 achtz. Strophen.

Herkommannus Magnus . . . Anno 1728. (Titelbild in neuer, von den andern Ausgaben abweichender Zeichnung, Titelblatt und das Blatt In Herkommannum größer, 4 Bl. 127 S. 8°.) Daran: Litis abusus . . . 1728 . . . (3 Bl. 186 S. 29 S. 6 Bl. 10 Kupferstiche, 1 Plan.) — Yy 3432 —

Bis Seite 186 weicht diese Ausgabe von der vorigen nur unwesentlich ab. Die Species Facti ist für sich besonders paginiert und enthält zwischen Seite 8 und 9 einen Plan auf einem Doppelblatt mit Text auf der ersten und vierten Seite desselben: „Tausch- und Gegen-Tausch-Contract zwischen Sr. Excell. Hr. Graff von Sporck und R. P. Adamo Kirchmayr è Soc. Jesu Resid. Schurzensis Superiore.“ Hinter Seite 29 folgt auf der Rückseite desselben Blattes ein Gedicht: Litis abusus, per Anagramma: S . . . Jus abstuli, id est: Sporckio Jus abstuli: Paraenesis ad injustos Justitiae Perturbatores. Justitia est lusus: quia regnat Litis Abusus.

Nulla Fides Pactis: Nam Gratia praevalet Actis . . . 12 Hexameter.

Wohlmeinende Warnigung An die Gewissenslose Eigennutzige und mit einem Wort Herkommannische Rabulisten und Krumpmacher Des Rechtens: Umb annoch in der Zeit der Gnaden sich zu Gott zu bekehren.

1. Ey! wie seynd die Zeiten
Doch itzt so sehr verkehrt! . . .
26 sechszeilige Strophen.

Auf die Tyranney des heutigen Universal-Monarchens, Herkommann genannt.

1. Ists nicht Sünd und Schande,
Daß man den Herkommann
Fast in jedem Stande
Als Herrscher finden kan? . . .
8 achtzeilige Strophen.

Von der Freudigkeit Eines Guten Gewissens. Auf die Bon-Repos-Arie. 1. Nur unverzagt, und frisch gewagt . . . 5 achtzeilige Strophen.

Wie gründlich die Spuren der Erinnerung an den verketzerten Grafen durch seine jesuitischen Gegner vernichtet worden sind, zeigt sich besonders deutlich an der Prager Universitäts-Bibliothek, in deren Katalogen der Name Franz Anton von Sporck überhaupt nicht, ebenso wie keine der Originalschriften von ihm und über ihn, zu finden ist. Entschädigt wird man durch Bibliotheken, die seinem Wirkungskreis ein wenig ferner liegen, außer Berlin z. B. in Warmbrunn, Breslau usw. Genannt mögen zuletzt noch werden:

Die In viererley Federn Verfaßten Beschreibungen, Oder Verlauff, was für wiedrige Zufälle, harte Verfolgungen und Ungerechtigkeiten Sr. Hochgräffl. Excell. Herrn Frantz Anton, Graffen von Sporck, Zeit Dero Lebens bis in dieses 1730ste Jahr, wegen behertz-



und standhaffter Vertheidigung der Wahrheit und Gerechtigkeit zugestossen: Insonderheit aber auf was für eine grausame und nie erhörte Weise Selbige, lediglich wegen Ihro für die Ehre Gottes und des Nächsten Heyl tragenden Eyffers und unzehlich hierzu gestiffteten guten und Christlichen Werken, von der Geistlichkeit Selbst verfolget, verleumbdet, und beschimpfet worden. (Bogen A bis F = 24 Bl. 4°).

Kurtz verfaste Nachricht Wegen Ihro Excell. Herrn Graffen von Sporck ungegründet angefangen, und fälschlich vorgebrachten Verketzerung ... (16 Bl. 4° — 1734 — einige Schreiben des Grafen darin aus den Jahren 1733/34, zum Schluß eines vom Jahre 1734.)



Das Sporcksche Wappen.

William Morris.

Sein Leben und Wirken.

Von

Professor Otto von Schleinitz in London.

V.

[Schluß.]

Mit dem Beginn des Jahres 1891 befand sich die Kelmscott Press in tatsächlich leistungsfähigem Betriebe. Sie war in einer kleinen Cottage nur wenige Schritt von Kelmscott-House untergebracht und dort erblickte die erste Probedruckseite das Licht der Welt am 31. Januar desselben Jahres. „Was ich wollte“, schreibt Morris in seinem Aufsatz „A Note by William Morris on his aims in founding the Kelmscott Press“, war, Buchstaben in reiner Form herzustellen: streng, aber ohne unnötige Überteibungen; solide, ohne die Zeilen dick und dünn zu gestalten, ein Hauptfehler unserer gewöhnlichen modernen Type, durch den das Lesen erschwert wird. Es gab für mich nur *eine* Quelle der vollkommenen römischen Type als Vorbild, nämlich die Werke der großen Drucker in Venedig im XV. Jahrhundert, unter denen wiederum Nicolaus Jensons in der Zeit von 1470—76 hergestellten Bücher die brauchbarste und beste römische Type besaßen. Diese studierte ich sorgfältig, ließ sie im großen Maßstabe photographieren und zeichnete sie mehrere Male ... ohne sie sklavisch nachzuahmen; tatsächlich neigt meine Type mehr zur Gothik als die von Jenson.“ In der Buchstabenzeichnung beschäftigte Morris außerdem noch vorwiegend Rickett und Shannon, während er gleichzeitig die Typenformen der Wiegendrucke verglich und analysierte und nach gründlichen Versuchen die Punzen von E. P. Prince geschnitten wurden. Die zu Experimenten herangezogenen Bücher für die „Golden“ oder „Roman Type“ waren: Aretinos „Historia Florentina“ 1476, von Le Rouge, und „Plinius“ von Jenson, gleichfalls 1476 in Venedig gedruckt. Großes Interesse empfand Morris auch für den aus Sweynheym und Pannartzs Offizin

herrührenden Subiaco-Druck des Lactantius. Für seine gotischen Buchstaben, die in den beiden Arten der „Troy type“ und der „Chaucer type“ nur in der Größe variieren, nahm Morris als Vorbilder mehrere Drucke von Peter Schöffer in Mainz, Mentelin in Straßburg und Günther Zainer in Augsburg. Viele der ganzen und halben Bordüren, Kopf- und Randleisten, sowie sonstige dekorative Zutaten, Initialen usw. stammten unmittelbar von Morris her. Eine sehr beträchtliche Anzahl der von Burne-Jones entworfenen Illustrationen sind von H. Hooper in Holz geschnitten worden.

Glattes, glänzendes Maschinenpapier war Morris widerstrebend; er verwandte deshalb für seine tiefschwarzen Drucke leinenes, nach einem Bologneser Modell aus dem Jahre 1473 herrührendes und von Mr. Batchelor angefertigtes Papier, für das er das Wasserzeichen „W. M.“ und auch den Apfel zeichnete, der später vorkommt. Vornehmlich wurde das leicht transparente und in drei Größen unterschiedene Papier: Apple, Peach und Primrose aus deutschen Hemden angefertigt. Wenngleich man die Bücher von Morris in ihrem mittelalterlichem Gewande nicht als eigentlich moderne Werke ansehen kann, so bilden sie doch an und für sich Meisterleistungen, sowohl in ästhetischer als auch drucktechnischer Hinsicht. Während die Bücher der letztverflossenen Periode, wenigstens die wichtigeren, von der Chiswick Press gedruckt wurden, stammen von jetzt ab sämtliche Werke von Morris aus der Offizin der Kelmscott Press.

Das erste dort vollendete Druckwerk, durch das Morris zugleich rückhaltslos zur Romantik zurückkehrt, betitelt sich *„The Story of the Glittering Plain. Which has been also called the Land of Living men or the Acre of the undying, written by William Morris“.* Das Kolophon lautet: „Here endeth the Glittering Plain, printed by William Morris at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith, in the County of Middlesex: and finished on the 4th Day of April the year 1891. Sold by Reeves & Turner, 196 Strand, London“. Ausgegeben wurden am 8. Mai 200 Quartexemplare auf Papier zu 2 Guineen und 6 auf Velin zu 12 und 15 Guineen. Die Bücher, in der „Goldenen Type“ gedruckt, sind in weißes Pergament gebunden und wie die meisten Kelmscott-Drucke mit Lederbändern zum Zubinden versehen.

„The Glittering Plain“ ist dann als 22. Buch noch einmal und zwar am 13. Januar 1894 in schwarzen und roten Buchstaben mit ornamentalem Titel und 23 Illustrationen von Walter Cranes Hand erschienen (Abb. 70/71). Diese Ausgabe in der „Troja Type“ mit den ersten Kapitel-Überschriften in der „Chaucer-Type“ wurde in 250 Exemplaren zu 5 Guineen und 7 auf Velin zu 20 Pfund Sterling ausgegeben. Morris Prinzip bei allen nächstfolgenden Drucken bleibt dasselbe wie hier: kleine Auflagen zu hohen Preisen.

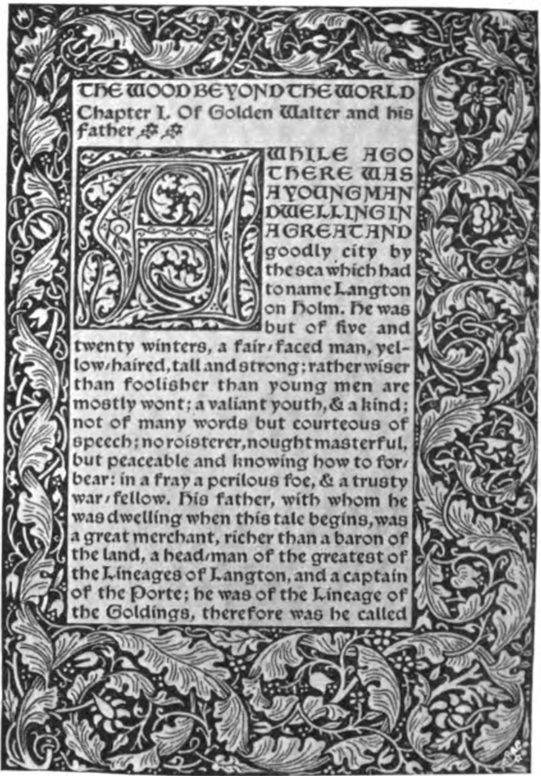
Das zweite (datiert den 24. September 1891) herausgekommene und von Reeves & Turner verlegte Buch *„Poems by the Way“*, in klein Quart und der „Goldenen Type“ gedruckt, verdient auch deshalb schon erwähnt zu werden, weil es das erste Buch mit schwarzen und roten Buchstaben und der kleineren Druckermarke ist (Abb. 67). Die in weißem steifem Pergament gebundene Schrift erschien in 300 Exemplaren auf Papier zu 2 Guineen und in 13 auf Velin und enthält durchweg Originalgedichte von Morris.

Das dritte aus der Kelmscott Press hervorgegangene Buch führt den Titel: *„The Love Lyrics & Songs of Proteus by Wilfrid Scawen Blunt with Love Sonnets of Proteus by the same Author now reprinted in their full text with many sonnets omitted from the earlier editions“*, London 1892, Reeves & Turner. Das in Klein-Quart gehaltene und in der „Goldenen Type“ gedruckte Werk wurde in 300 Exemplaren mit schwarzen und roten Buchstaben auf Papier zu 2 Guineen (keins auf Velin) angefertigt und für jeden der vier Abschnitte ein besonderer Titel gewählt. Der Einband besteht wieder aus weißem steifem Pergament. Dies ist das einzige Buch, in dem auf ausdrücklichen Wunsch von Morris zur Erinnerung an seinen Freund und Genossen die Initialen rote Farbe zeigen. Blunt gehörte zu den Naturen mit Prinzipien, der lieber wegen verhängter Strafen in sozialistischen Angelegenheiten seine Zeit im Gefängnis absaß, ehe er sich von Morris loskaufen ließ. In Walter Cranes Serie für „The Cause“ ist die Schrift gleichfalls oft in roter Farbe gehalten.

Trotzdem Walter Cranes Illustration für „The Glittering Plain“ so gelungen ausgefallen war,







THE WOOD BEYOND THE WORLD
Chapter I. Of Golden Walter and his
father.

A WHILE AGO
THERE WAS
A YOUNG MAN
DWELLING IN
A GREAT AND
goodly city by
the sea which had
to name Langton
on Holm. He was
but of five and
twenty winters, a fair-faced man, yel-
low-haired, tall and strong; rather wiser
than foolisher than young men are
mostly wont; a valiant youth, & a kind;
not of many words but courteous of
speech; no roisterer, nought masterful,
but peaceable and knowing how to for-
bear: in a fray a perilous foe, & a trusty
war-fellow. His father, with whom he
was dwelling when this tale begins, was
a great merchant, richer than a baron of
the land, a head-man of the greatest of
the Lineages of Langton, and a captain
of the Porte; he was of the Lineage of
the Goldings, therefore was he called

Abb. 62. The Wood beyond the World. (Kelmscott Press.) Titelbild und erste Seite.
Zeichnung entworfen von Burne-Jones.

daß das Exemplar von Mr. Ellis in der Auktion den enorm hohen Preis von 280 Guineen erzielte, zog Morris ihren Urheber zu keiner ähnlichen Arbeit mehr hinzu, vielmehr trat Burne-Jones an seiner Stelle. Als ich Crane hierüber etwas verwundert fragte, sagte er zur Erklärung dieses Umstandes offen genug: „Ich glaube, ich war Morris zu wenig gotisch angelegt!"

In einem Aufsatz von E. Doepler jun. (Zeitschrift für bildende Kunst. 1894. Heft 2) über „Schrift und Zeichnung im Buchgewerbe" heißt es sehr treffend zur Sache: „Die Werke von William Morris, Walter Crane, Day und anderen beweisen, was durch Übereinstimmung von Schrift und Zeichnung erreicht werden kann. Es sind keine Nachahmungen alter Drucke; sie sind ganz aus einem Gefühl, aus einer Hand entstanden. Wirkt es doch, als seien selbst die Typen von William Morris für die Umrahmungen geschaffen; die Einteilung des Raumes verrät die künstlerische Reife des Meisters . . "

Ich gehe noch weiter und möchte die hier ausgedrückten Grundsätze auf die gesamte Kunst beziehen. Ähnlich wie in der Buchdekoration das Verhältnis zwischen Randornamenten und Typen ein harmonisches und nicht sich gegenseitig erdrückendes sein muß, so verhält es sich auch in der Malerei und Bildhauerkunst. Wie der Rahmen — der mit dem Gemälde und für letzteres gedacht und bestimmt nach einem alten ästhetischen Grundsatz gleichzeitig geboren werden soll, des Künstlers Aufmerksamkeit beansprucht — so muß für Werke der Plastik das Postament dazu dienen, jene in der Wirkung zu heben, ohne aber in der äußeren Gestaltung aufdringlich zu erscheinen. —

Als viertes Werk der Kelmscott Press erschien das bereits früher erwähnte Buch *„The Nature of Gothic a Chapter of the Stones of Venice by John Ruskin"*, von John Allen in London verlegt. Die Ausgabe bestand aus 500 Klein-Quartexemplaren, datiert 15. Februar 1892, und kostete 30 Schilling. Auf Velin wurde kein Exemplar gedruckt.

Der fünfte und sechste Druck *„The Defence of Guenevere"* und *„A Dream of John Ball"*

wurden bereits an früherer Stelle ausführlicher besprochen, so daß wir uns dem siebenten Buch der Kelmscott Press, der „Goldenen Legende", zuwenden können: *„The Golden Legend of Master William Caxton done anew"* (Abb. 75). Morris hatte sich zur Vorbereitung für diese Arbeit zuerst Wynkin de Wordes Druck von Jacobus de Voragines Werk vom Jahre 1527 gekauft, dann aber als Vorlage aus der Bibliothek in Cambrigde Caxtons erste Ausgabe von 1483 geliehen. Das Kolophon von Morris enthält zur Orientierung seines Buches alle wissenswerten Daten und mag deshalb hier folgen: „Here ends this new edition of William Caxtons Golden Legend: in which there is no change from the original, except for correction of errors of the press and some few amendements thought necessary for the understanding of the text. It is edited by Frederick S. Ellis & printed by me William Morris at the Kelmscott Preß, Upper Mall, Hammersmith, in the County of Middlesex, an finished on the 12th Day of September of the year 1892. Sold by Bernard Quaritch, 15, Piccadilly, London." Selbstverständlich ist die Type die „Goldene" für die drei in Groß-Quart ausgegebenen Bände der 500 Exemplare starken Auflage, die zum Preise von 5 Guineen festgesetzt wurde. Auf Velin ist kein Exemplar gedruckt worden.



The Well at the World's End
Book I. The Road unto Love
Chapter I. The Sundering of the Ways

LONG AGO there was a little land, over which ruled a regulus or kinglet, who was called King Peter, although his kingdom was but little. He had four sons whose names were Blaise, Hugh, Gregory, and Ralph. Of these Ralph was the youngest whereas he was but of twenty winters & one; and Blaise was the oldest and had seen thirty winters

NOW it came to this at the last, that to these young men the kingdom of their father seemed strait; and they longed to see the ways of other men, and to strive for life. For though they were king's sons, they had but little world's wealth; save and except good meat & drink, and enough or too much thereof; house-room of the best; fair friends to be merry with, and maidens to kiss, and these also as good as might be; freedom withal to come and go as they would; the heavens above them, the earth to bear them up, & the meadows and acres, the woods & the fair streams, & the little hills of Upmeads, for that was the name of their country and the kingdom of King Peter

So having nought but this little they longed for much; and that the more because, king's sons as they were, they had but scant dominion save over their horses & dogs: for the men of that country were stubborn & sturdy vavassors, and might not away with masterful doings, but were like to pay back a blow with a blow, and a foul word with a buffet. So that, all things considered, it was little wonder if King Peter's sons found themselves straitened in their little land: wherein was no great merchant city; nor no mighty castle, or noble abbey of monks: nought but fair little halls of yeomen, with here & there a franklin's court or a shield-knight's manor-house; with many a goodly church, & whiles a house of good canons, who knew not the road to Rome, or how to find the door

Abb. 63. The Well at the World's End. (Kelmscott Press.)
Erste Seite

Der Glaube und die Ehrfurcht der frühen christlichen Kirche verherrlichte das Leben der Heiligen und Märtyrer, ihre Taten und Wunder. Solche Legenden sammelte im XIII. Jahrhundert der Domikaner Mönch Jacobus de Voragine, und als er durch den Ruhm seines Buches zum Erzbischof von Genua erhoben wurde, erhielt bald darauf sein Werk den Namen „Legenda Aurea". Wynkin de Worde gab dem allgemeinen Urteil der damaligen Zeit den besten Ausdruck, als er schrieb: „Ebenso wie Gold alle andere Metalle an Wert übertrifft, so überbietet die Legende alle andern Bücher". Die „Goldene Legende" beginnt mit dem heiligen Hieronymus, der die Zeichen des kommenden Gerichts erklärt, und schließt mit St. Dunstan, dem angelsächsischen Heiligen, der durch den Teufel in der gleichen Weise wie St. Antonius versucht werden sollte. Ein bezaubernd schönes Mädchen nahte sich ihm, ihn zu verführen: aber Dunstan hielt

1.

Horrington House
Turnham [illegible]
March 9th

Dear Mrs Holiday
I have had all my time taken up for the last month with 'politics' so called, till this week [illegible] I found time for a little gout: if it had not been for these extra pleasures I should have had something to say to you about the Embroidery before now.
I was quite delighted with the success of the door hanging [illegible]

2.

I think it so good in colour and way of working that I am quite sure we can do nothing better: so as this first one is an order and is to be sent away I should be much obliged if you would put another just like it in hand. I know you dont like doing replicas, but this is such a beautiful thing that I should think it a great pity if there were not more than one of it in the world. As soon as I can I intend getting a

3.

small piece of work treated that might [illegible]. As to those beautiful flower cushions [illegible] you sent, I think the [illegible] work rather too fine for the purpose & prefer the quilting of the long stitches done with hair lines of silk [illegible] the expense of losing some of the beauty. I think also I might find some better designs for cushions [illegible] in fact I have one, which I will send you if you please to do as you wish with as to colour & style of work [illegible]

4.

Caution however that durability is necessary for such things, especially when the work is as beautiful as you make it.
I am
Yours very truly
William Morris

Abb. 64. Die Handschrift von William Morris in einem Briefe an Mrs. Holiday.

dieses während der ganzen Nacht mit einer glühenden Feuerzange an der Nase fest, so daß der Teufel schwur, dem Heiligen niemals wieder in solcher Gestalt nahen zu wollen.

„The Recuyell of the Historyes of Troye“ ist das achte Werk aus der Kelmscott-Offizin: zwei Groß-Quart Bände, in drei Bücher eingeteilt, und zwar Buch II und III in einem Band, gebunden in biegsames Pergament. Es wurden 300 Exemplare auf Papier zu 9 Guineen und 5 auf Velin zu 80 Pfund Sterling angefertigt. Hier kam zum ersten Male die von Morris 1891 entworfene große gotische, „Troja Type“ genannte Schrift zur Anwendung. Quaritch sandte 2000 Reklame-Anzeigen und beschreibende Prospekte in die Welt hinaus und ließ sich außerdem von Morris für seinen Katalog eine entsprechende Glosse abfassen. Das Kolophon lautet: „Here ends this new edition of William Caxtons Recuyell of the Historyes of Troy, done after the first edition: corrected for the Preß by H. Halliday Sparling, and printed by me William Morris at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith in the County of Middlesex and finished on the fourteenth day of October 1892. Sold by Bernard Quaritch, 15 Piccadilly.“ Für die von Quaritch an Morris zu zahlenden Beträge, die aus diesem Geschäft resultierten, nahm Morris in der Hauptsache wertvolle Bücher als Äquivalent an. Der im Kolophon genannte Mr. Sparling ist Morris' Schwiegersohn.

William Caxton übersetzte auf Veranlassung Margarethes von York, Gemahlin Karls des Kühnen und Schwester Eduards IV. von England, des Hofkaplans Raoul le Fevre „Recueil des histoires de Troyes“ und druckte dies Buch als das erste in englischer Sprache. Aber weder die Jahreszahl noch der Druckort dieses ersten englischen Wiegendruckes sind mit absoluter Gewißheit festzustellen, da 1469, 1471 und 1474 für das Datum, sowie die Niederlande und Köln als Entstehungsort in Betracht kommen.

Am 22. Oktober 1892 wurde die von Mackail, dem Schwiegersohn von Burne-Jones, verfaßte Bibel für Kinder fertig gestellt. Es ist das neunte Werk der Kelmscott Press und führt folgenden Titel: *„Biblia Inncoentium: being the Story of Gods chosen people before the coming of our Lord Jesus Christ upon*

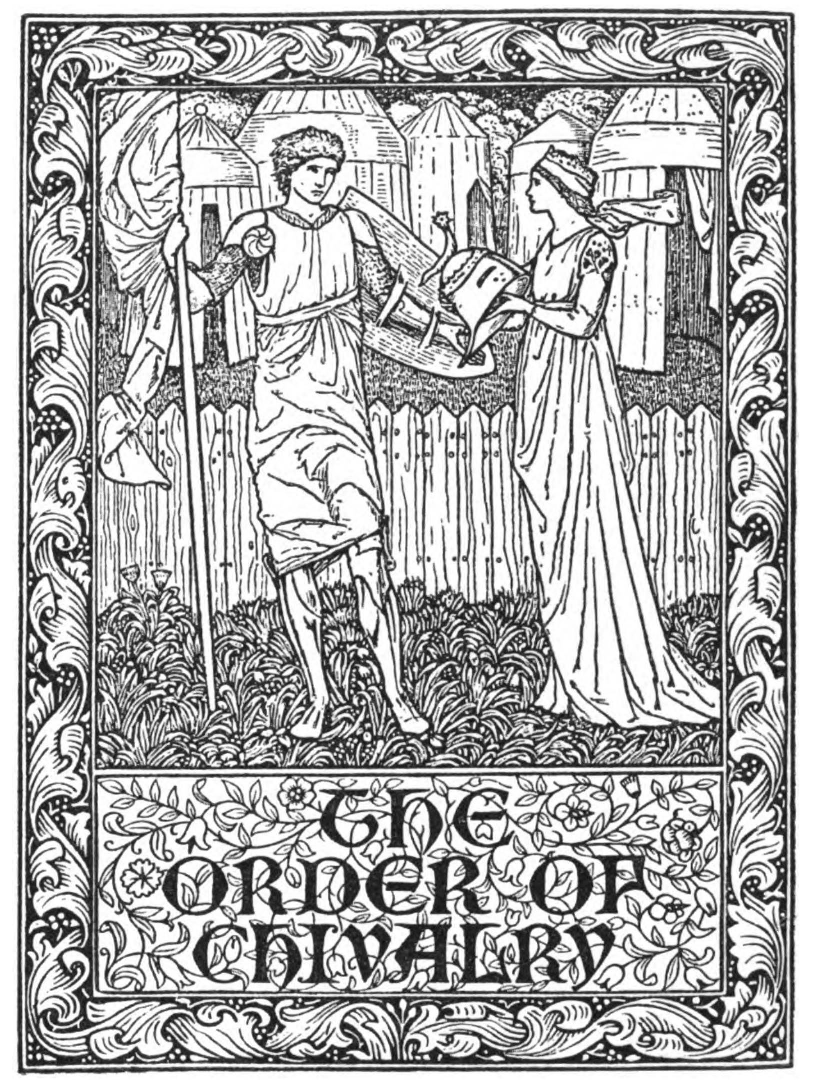


Abb. 65. The Order of Chivalry. (Kelmscott Press.)
Titelbild, entworfen von Burne-Jones.

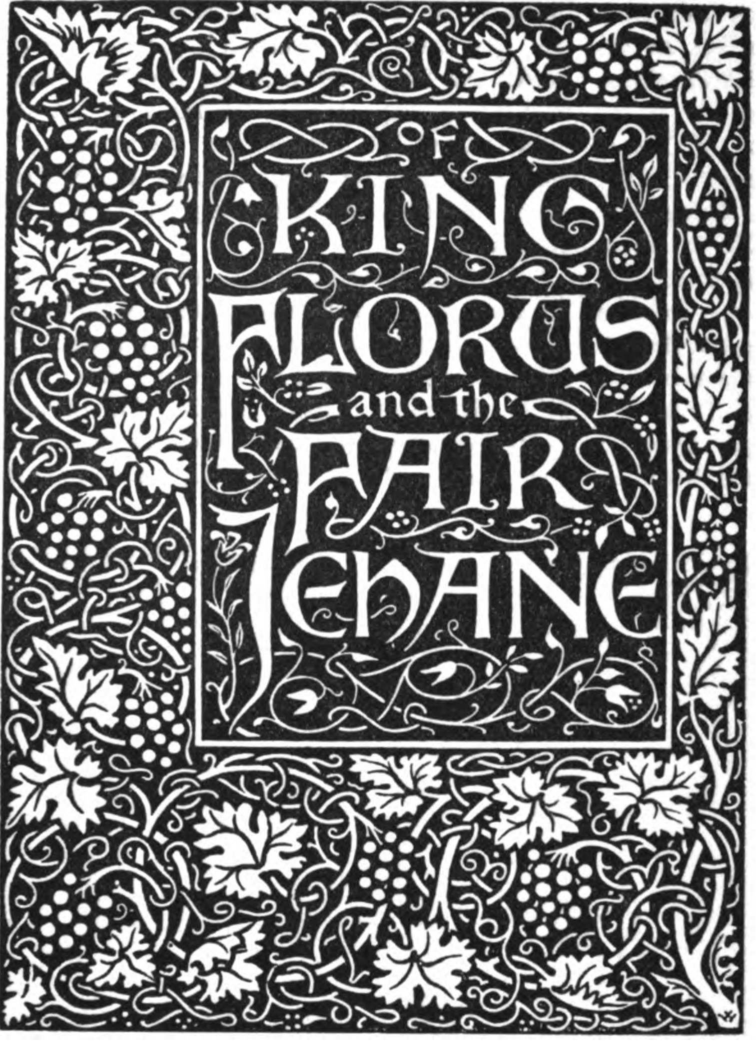


Abb. 66. King Florus. (Kelmscott Press.)
Die erste Seite.

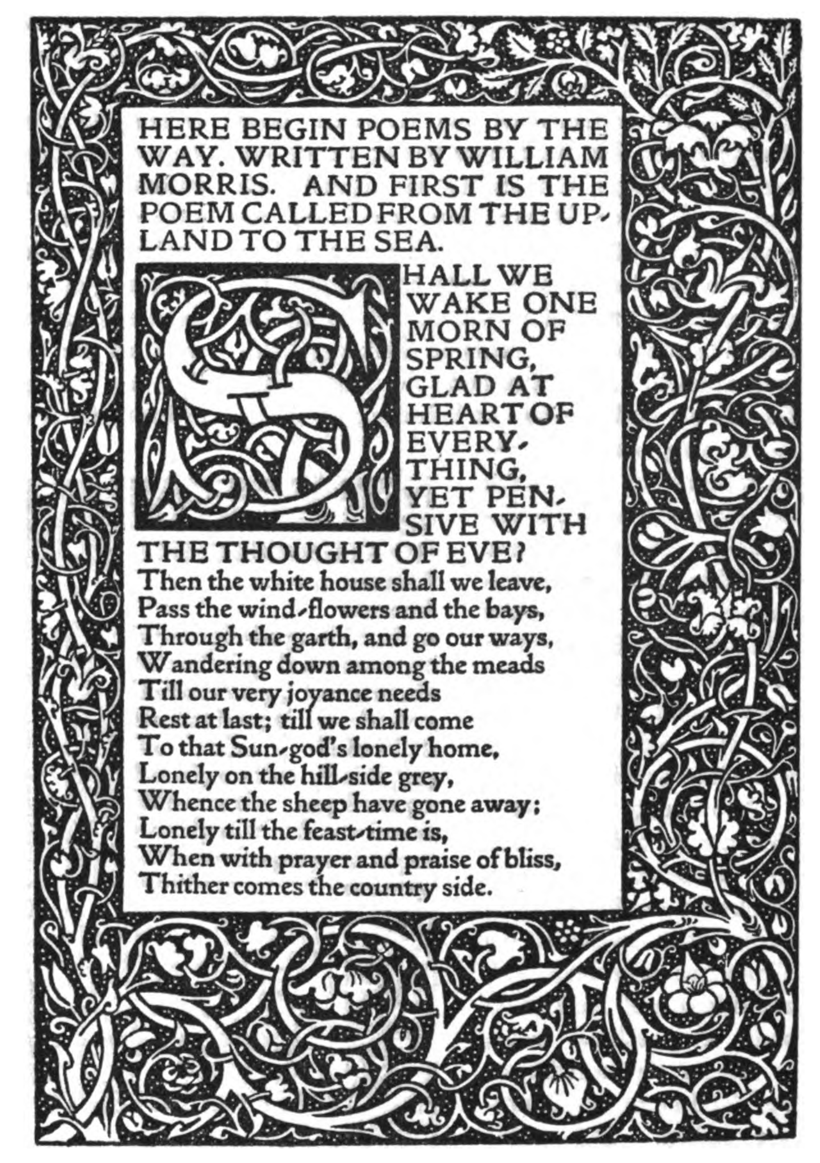
earth written anew for children by I. W. Mackail' sometimes fellow of Balliol College Oxford". Außer Morris Originalarbeiten ist dies das einzige Buch der Kelmscott Press, das nicht schon früher einmal zum Druck gelangt war. Die in 8° gehaltene Auflage besteht aus 200 Exemplaren auf Papier zu 21 Schilling. Auf Velin fand kein Druck statt. Ferner ist dies, mit Ausnahme von „Hand and Soul", das letzte in steifes Pergament gebundene Buch und überhaupt das letzte mit unbeschnittenen Rand, jedoch das erste in Oktav-Format.

Während des Druckes der „Goldenen Legende", etwa Ende Mai 1891, verlegte Morris seine Offizin in ein etwas geräumigeres Gebäude, nach Sussex House, unmittelbar neben der bisherigen Druckerei. In einem Brief vom 20. Mai desselben Jahres heißt es: „Die neuen Bogen der ‚Goldenen Legende' haben ein gutes Aussehen. Obwohl ich (Morris) mit dem Druck zufrieden bin . . . beklage ich doch die Drucker, wenn ich an die Einfachheit der alten Schreiber denke, wie sie an ihrem Pult mit schwarzer, blauer und roter Tinte standen, und ich schäme mich fast meiner Druckerei." Kann es wohl etwas bezeichnenderes für Morris Anschauungsweise geben! Unter dem 29. August 1890 schrieb er an den Buchhändler Ellis: „Um den Wert der beiden Bücher, der Goldenen Legende und des Troja-Werkes abschätzen zu können, habe ich mir das letztere von Quaritch geborgt, natürlich das von Wynkyn de Worde, und hege nun keinen Zweifel mehr, daß jenes bei weitem wichtiger ist . . . Sobald die Typen frei werden nach der ‚Glittering Plain', das erste Buch in der wiederauferstandenen ‚Jenson-Morris Type', soll die ‚Goldene Legende' gesetzt werden." Von dieser sagt er gelegentlich: „Sie duftet nach Mittelalter!"

Als man Morris darauf aufmerksam machte, daß das unentwegte Neuerscheinen von Werken die früher ausgegebenen schädigen würde, antwortete er: „Ich drucke nicht um des Gewinnes willen, und wenn ich auch keine blauen Elephanten vom Himmel herunter regnen lassen kann, so soll es doch Bücher regnen!" Trotz der stetig anhaltenden Vermehrung der Drucke, gestaltete sich der Absatz derart günstig, daß Morris äußern konnte: „Ich bekomme für meine Mühe wenigstens ein anständiges Gehalt!" Im Oktober 1891 hatte er zur Einweihung einer Kunstausstellung der Präraffaeliten in der Akademie von Birmingham daselbst einen Vortrag halten sollen. Wegen Überbürdung mit Geschäften wollte er sich hierfür auf der Fahrt dorthin vorbereiten, aber ermüdet schlief er ein

und erwachte erst in Birmingham. Instinktiv traf er in seiner Rede wohl das rechte, aber das Ganze machte doch nur einen fragmentarischen und parenthetischen Eindruck. Im August schon hatte Morris eine dreiwöchentliche Tour nach Frankreich unternommen, so nach Beauvais, Rheims, St. Remy und anderen Städten, woselbst ihn vor allem die Kathedralen und Kirchen interessierten.

„The History of Reynard the Foxe" verdankt der Kelmscott Press seine Entstehung als ihr zehntes Werk. In Groß-Quart, in der „Troja-Type", in schwarzen und roten Buchstaben gesetzt, stellt es einen Neudruck von Caxtons gleichnamigen Buche aus dem Jahre 1481 dar. Das von Quaritch verlegte Werk erschien in 300 Exemplaren auf Papier zu 3 Guineen und 10 auf Velin zu 15 Guineen am 15. Dezember 1892, gebunden in biegsames Pergament. Die hier zur Anschauung gebrachte Titelseite und Pagina 1 (Abb. 77) lassen ein einheitliches künstlerisches Bild in Druck und Schmuck erkennen.


HERE BEGIN POEMS BY THE WAY. WRITTEN BY WILLIAM MORRIS. AND FIRST IS THE POEM CALLED FROM THE UPLAND TO THE SEA.

SHALL WE WAKE ONE MORN OF SPRING, GLAD AT HEART OF EVERYTHING, YET PENSIVE WITH THE THOUGHT OF EVE?
Then the white house shall we leave,
Pass the wind-flowers and the bays,
Through the garth, and go our ways,
Wandering down among the meads
Till our very joyance needs
Rest at last; till we shall come
To that Sun-god's lonely home,
Lonely on the hill-side grey,
Whence the sheep have gone away;
Lonely till the feast-time is,
When with prayer and praise of bliss,
Thither comes the country side.

Abb. 67. Poems by the Way. (Kelmscott Press.)
Die erste Seite.

Wenn schon Morris in der Hauptsache sich jetzt mit seiner Druckerei beschäftigte, so fand er doch noch die Zeit, um Vorträge zu halten und wenigstens kleinere Aufsätze abzufassen. So entstand im Jahre 1892 *„The Woodcuts of Gothic Books"*, abgedruckt am 12. Februar im „Journal of Society of Arts", ferner *„May Day: a Poem"* in der Zeitung „Justice" vom 30. April und *„The Influence of Building Material upon Architecture"*, enthalten in der Fachzeitschrift „The Century Guild Hobby Horse" desselben Jahres. Endlich sind aus dem Zeitabschnitt von 1893 einige Vorlesungen zu verzeichnen, unter denen an dieser Stelle am meisten interessieren dürften *„On the Printing of Books"*, später abgedruckt in der „Times" vom 6. November 1893, und die Vorlesung in der Bibliographischen Gesellschaft über das Thema: *„The Ideal Book"* (Transactions of the bibliographical Society 1893). Die genannte Gesellschaft war am 15. Juli 1892 gegründet und Morris Mitglied derselben geworden. In dem zuletzt erwähnten Essai heißt es:

„Das Äußere eines Buches wird notwendig durch den Inhalt bestimmt. Ein Werk über Differenzialrechnung, ein medizinisches Buch,

ein Wörterbuch, eine Sammlung von Parlamentsreden oder eine Abhandlung über Dünger werden kaum Ornamente erhalten wie ein Band lyrischer Gedichte, ein Klassiker oder dergleichen. Ein Buch über Kunst, denke ich, verträgt weniger Ornamente als irgend eine andere Art von Büchern und wiederum ein Buch, das erklärende oder andere notwendige Abbildungen haben muß, sollte überhaupt keine eigentlichen Ornamente besitzen, weil Ornament und Illustration fast niemals in Einklang kommen können. Aber was auch der Inhalt eines Buches sei und wie bar an Schmuck es bleibe, so vermag es doch ein Kunstwerk zu sein, wenn die Type gut und die allgemeine Anordnung eine sorgfältige ist. Ja, ich behaupte, daß ein ganz schmuckloses Buch schön sein kann, wenn es sozusagen architektonisch gut ist. Nun, laßt uns sehen, was diese architektonische Anordnung verlangt! Erstens: die Seiten müssen klar und leicht lesbar sein, was kaum geschehen kann, wenn nicht zweitens: die Typen gut gezeichnet sind; und drittens: ob die Ränder breit oder schmal seien, so müssen sie im richtigen Verhältnisse zu den Kolumnen stehen. Der weiße Raum zwischen den Buchstaben muß klein sein; was Unleserlichkeit verursucht, ist nicht diese Art von Zusammenpressen, sondern die Schmalheit der Typen selbst. Der nächste wichtige Punkt ist der Abstand zwischen den Wörtern. Es sollte nicht mehr Raum zwischen ihnen gelassen werden, als gerade nötig ist, um sie deutlich von einander zu trennen. Was die Lage der gedruckten Seite auf dem Papier anbelangt, so muß der innere Rand der schmalste sein, der obere muß breiter, der vordere noch breiter und der untere der breiteste sein ... Die Ornamente müssen in demselben Maße wie die Typen selbst einen eignen Bestandteil der Seiten ausmachen, und um ornamental zu wirken, müssen sie sich gewissen Beschränkungen unterwerfen und architektonisch werden ...“. Um diese Äußerungen voll würdigen zu können, muß darin erinnert werden, daß Morris die Architektur stets als die Grundlage aller Kunst ansah, der sich alle übrigen Zweige derselben unterzuordnen oder doch mindestens anzupassen hätten.

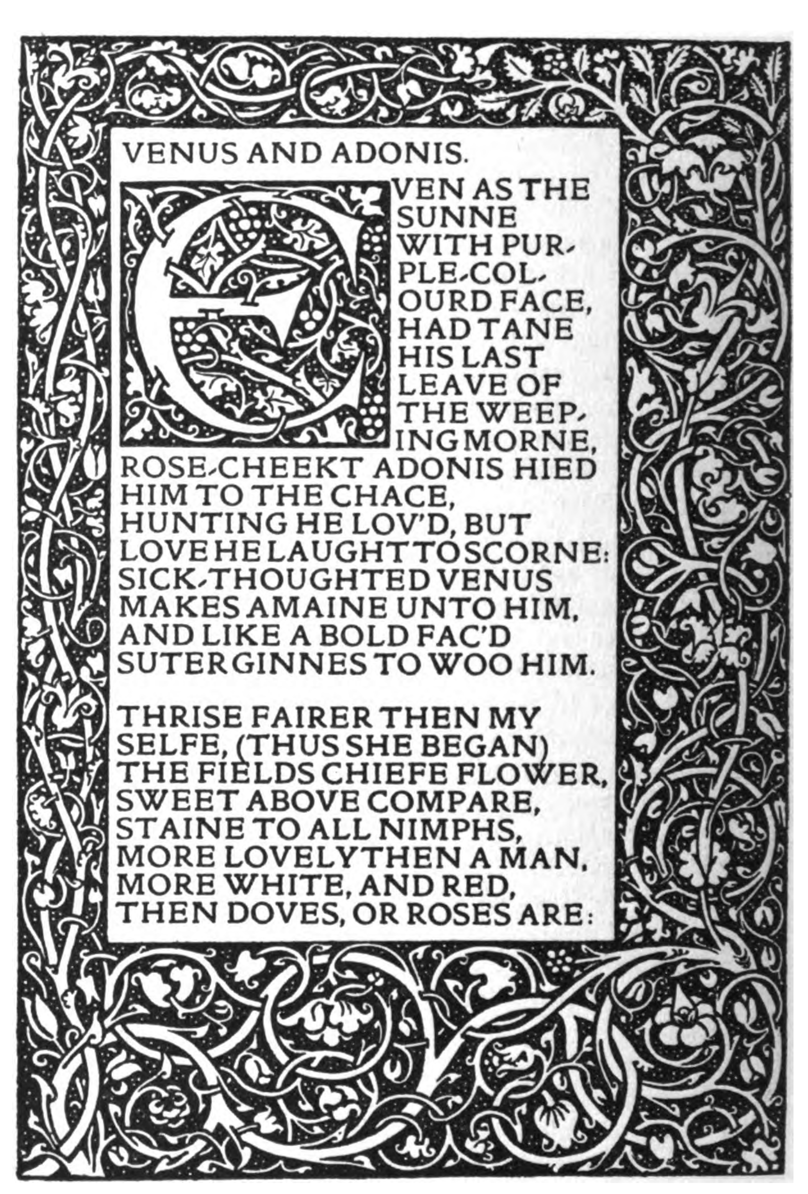


Abb. 68. Shakespeare, Venus and Adonis. (Kelmscott Press.)
Die erste Seite.

Der Buchhändler Quaritch hatte einen Vorschlag von Morris, ihm eine Serie von Büchern mit sagenhaftem inhaltlichen Stoff zu liefern, enthusiastisch aufgenommen und er veröffentlichte infolgedessen in den Jahren 1891—95 eine Art von Sammelwerk betitelt *„The Saga Library"*.

Ein genauer Neudruck von Shakespeares Gedichten der ersten Ausgabe erschien am 17. Januar 1893 als elftes Werk aus Morris Offizin. Der Titel lautet: *„The Poems of William Shakespeare, Printed after the original copies of Venus and Adonis, 1593. The Rape of Lucrece, 1594. Sonnets, 1609. The Lorers Complaint"*. Dieser in 8° gehaltene, in der „Goldenen Type", in schwarz und roten Buchstaben gesetzte Band ist einer der seltensten von Morris Werken geworden. Es kamen 500 Exemplare auf Papier zu 25 Schilling und 10 auf Velin zu 10 Guineen zum Verkauf. Für die Durchsicht des Textes war der Buchhändler Ellis behülflich gewesen, aber verlegt ist es von Reeves & Turner. Seite 1 wird hier zur Illustration reproduziert (Abb. 68), und möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mir die Verwaltung des South Kensington Museums (jetzt Victoria und Albert Museum genannt) in entgegenkommendster Weise ihren fast vollständigen Satz der Kelmscott Preß zu gedachten Zwecken zur Verfügung stellte.

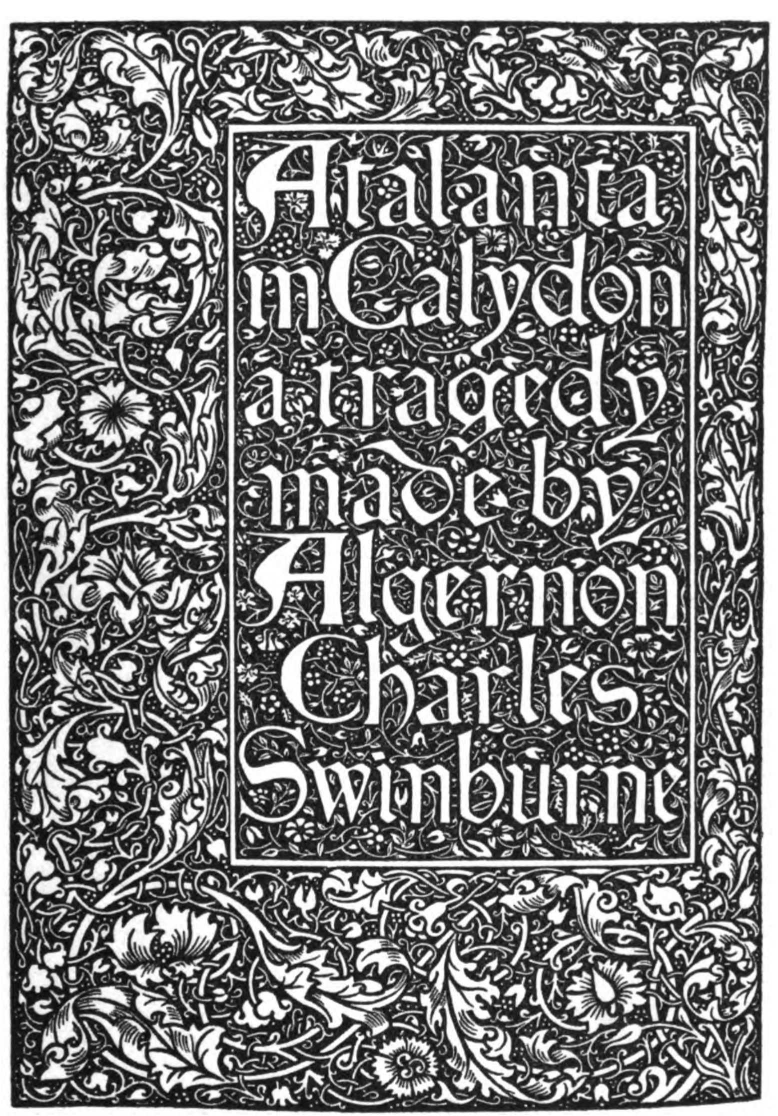


Abb. 69. Atalanta. (Kelmscott Press.) Titelblatt.

Von dem zwölften Druck „News from Nowhere" ist bereits früher die Rede gewesen, so daß über das dreizehnte, einige Eigentümlichkeiten aufweisende Werk *„The Order of Chivalry and L'Ordene de Chevalerie"* eine kurze Bemerkung am Platz sein kann. Ursprünglich sollte der vorliegende (von Caxton 1484 gedruckt) erste Teil „The Order of Chivalry" als selbständiges Buch erscheinen, indessen entschloß sich Morris, ihn vereint mit jenem „L'Ordene de Chevalerie", dessen Stoff einem alten französischen Gedicht des XIII. Jahrhunderts entnommen ist, in einem Bande zusammenzufassen. Der erste Teil des von Reeves & Turner verlegten Buches weist das Datum vom 10. November 1892, der zweite das vom 24. Februar 1893 auf; es betrug die Gesamtzahl 225 Exemplare auf Papier zu 2 Guineen und 10 auf Velin zu 10 Guineen. Das hier wiedergegebene Titelbild (Abb. 65) stammt im Entwurf von Burne-Jones. Dies

Werk besitzt für jeden Teil ein Kolophon und ist das erste in der „Chaucer-Type“ gedruckte und das letzte im Klein-Quart-Format. Beiläufig soll Morris Generosität nicht unerwähnt bleiben, die darin bestand, daß er einen erheblichen Teil der Velin-Exemplare stets zu Geschenken verwandte. Wie leicht und fließend er dichtete, geht unter andern daraus hervor, daß er das altfranzösische Poem „L'Ordene de Chevalerie“ in einem und ein halben Tag in Versen übersetzte.

„The Life of Thomas Wolsey Cardinal Archbishop of York, written by George Cavendish“, das vierzehnte Werk der Kelmscott Press, wurde in Gestalt einer Transkription nach dem alten, im British Museum befindlichen Manuskript des im Titel genannten Verfassers in der „Goldenen Type“ gedruckt und am 30. März 1893 in 250 Exemplaren zu 2 Guineen und 6 auf Velin zu 10 Guineen ausgegeben. Kardinal Wolsey, der in dem bekannten Schlosse Hampton-Court, nahe bei London, residierte, war während eines Zeitraums von fast 17 Jahren der allmächtige Kanzler Heinrichs VIII. und zugleich Delegat des Papstes, fiel aber schließlich in Ungnade bei dem Könige und zwar weniger als Gegner der reformatorischen Bewegung, als vielmehr wegen seiner Haltung in den Ehetrennungsangelegenheiten des englischen Blaubarts.

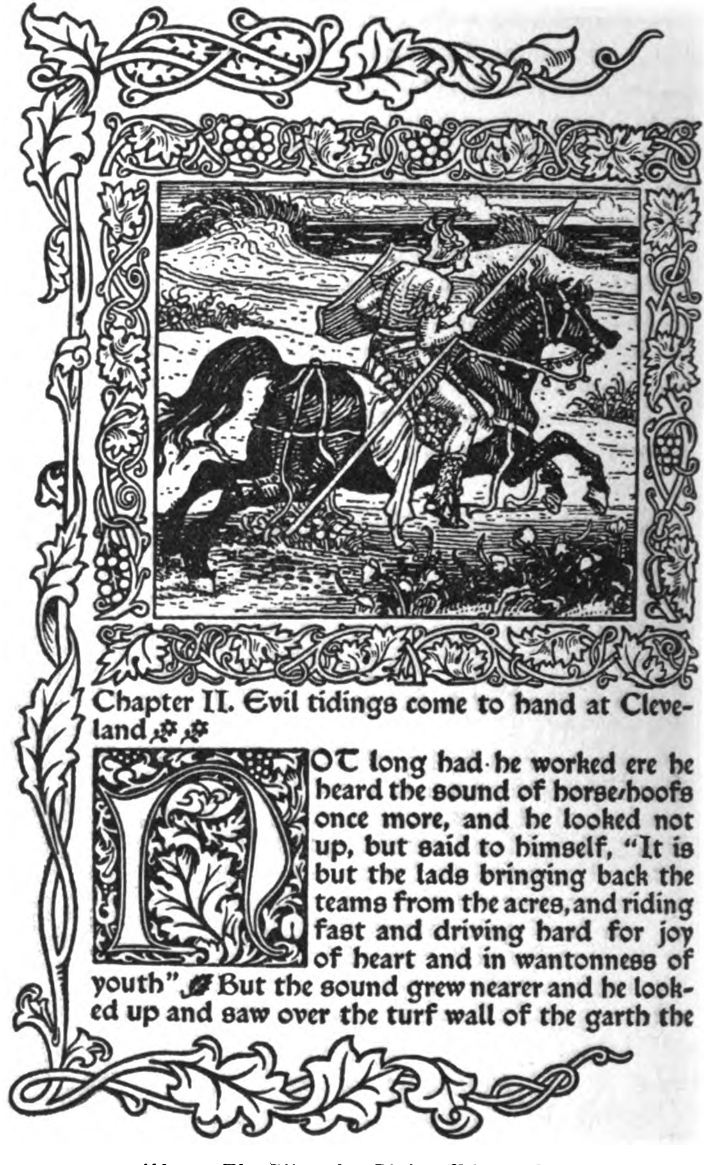
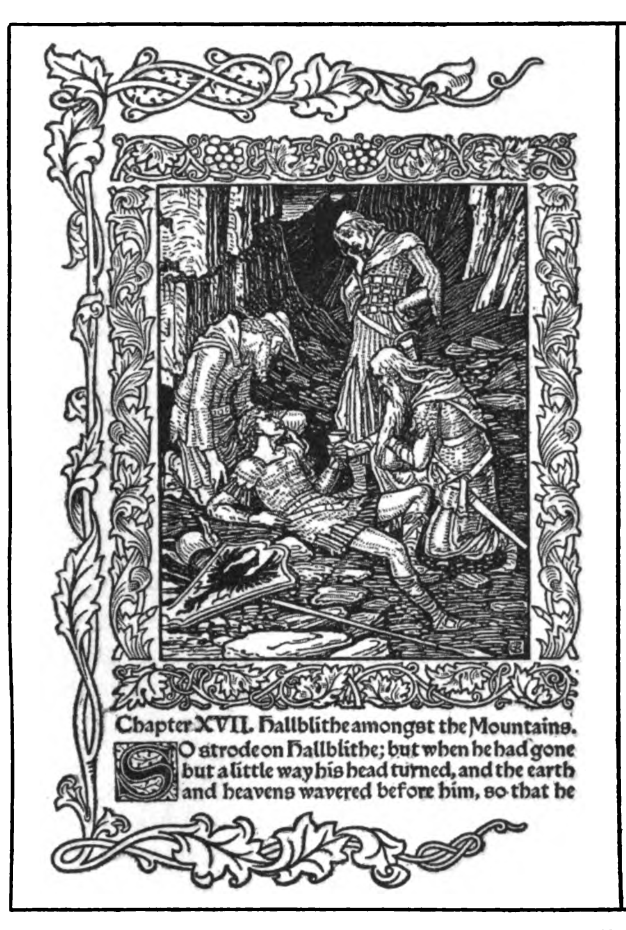


Abb. 70. The Glittering Plain. (Kelmscott Press.) Beginn des zweiten Kapitels. Zeichnung von Walter Crane.

In den Jahren 1893 und 1896 wurden abermals in der New-Gallery kunstgewerbliche Ausstellungen abgehalten, für die Morris wie ehedem ein lebhaftes Interesse bekundete. Zur Erinnerung daran erschien der achtzehnte Druck der Kelmscott Press unter dem Titel: *„Gothic Architecture: A Lecture for the Arts and Crafts Exhibition Society by William Morris“*. Die näheren Angaben enthält das Kolophon: „This Paper, first spoken as a lecture at the New Gallery, for the Arts and Crafts Exhibition Society in the year 1889 was printed by the Kelmscott Press during the Arts and Crafts Exhibition at the New-Gallery, Regent Street, London, 1893. Sold by William Morris, Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith“. Die Schrift ist in der „Goldenen Type“ gedruckt und es wurden im 16°-Format 1500 Exemplare zu 2 Schilling 6 Pence, sowie 45 auf Velin zu 10 und 15 Schilling ausgegeben.

Im Katalog der Ausstellung für 1893 findet sich das Originalgedicht von Morris *„The Winds on the Wold: a Poem“* abgedruckt, und außerdem sind unter dem Titel *„Arts and Crafts Essays“* mehrere Reden und Aufsätze


Chapter XVII. Hallblithe amongst the Mountains.
SO strode on Hallblithe; but when he had gone but a little way his head turned, and the earth and heavens wavered before him, so that he

must needs sit down on a stone by the wayside, wondering what ailed him. Then he looked up at the mountains, which now seemed quite near to him at the plain's ending, & his weakness increased on him; and lo! as he looked, it was to him as if the crags rose up in the sky to meet him and overhang him, and as if the earth heaved up beneath him, and therewith he fell aback & lost all sense, so that he knew not what was become of the earth and the heavens & the passing of the minutes of his life.

WHEN he came to himself he knew not whether he had lain so a great while or a little; he felt feeble, and for a while he lay scarce moving, and beholding nought, not even the sky above him. Presently he turned about and saw hard stone on either side, so he rose wearily and stood upon his feet, and knew that he was faint with hunger and thirst. Then he looked around him, and saw that he was in a narrow valley or cleft of the mountains amidst wan rocks, bare and waterless, where grew no blade of green; but he could see no further than the sides of that cleft, and he longed to be out of it that he might see whitherward to turn. Then he bethought him of his wallet, and set his hand to it and opened it, thinking to get victual thence; but lo! it was all spoilt and wasted. None the less, for all his feebleness, he turned and went toiling slowly along what seemed to be a path little trodden leading upward out of the cleft; and at last he reached the crest thereof, and sat him down on a rock on the other side; yet durst not raise his eyes awhile and look on the land, lest he should see death

Abb. 71. The story of the Glittering plain. (Kelmscott Press.)
Beginn des siebzehnten Kapitels.
Zeichnung von Walter Crane.

aus diesem Zeitabschnitt als Einzeldrucke vorhanden. Ferner schrieb Morris 1893 eine Vorrede zu Steeles Volkssagenbuch mit der Überschrift *„Preface to Steeles Mediaeval Lore“.*

In einem Artikel im „Daily Chronicle“ vom 10. November desselben Jahres *„Help for the Miners“* trat er für die bedrängte Lage der Bergarbeiter ein und sprach seine Ansichten zur Verbesserung ihres Looses aus. Seine hauptsächlichsten sozialistischen Schriften hat Morris gesammelt und vereinigt in dem Band: *„Socialism its Growth and Outcome by William Morris and E. Belfort Bax, Author of a History of Philosophy, The Religion of Socialism, ect“.* . . London. Swan Sonnenschein & Co. *New York, Charles Scribner Sons, 1893“, 8°-Format.*

Es folgte alsdann *„The Reward of Labour: A Dialogue by William Morris:* Being No. 1 of the Hammersmith Socialist Library.“ 8°, 12 Seiten in grauem Umschlag, ein Neudruck aus dem „Commonweal“, ausgeführt von Hayman, Christy & Lilli, 20 und 22 Bride-Street, London, E. C. Demnächst erschien im Jahre 1894 *„May Day“,* ein in der „Justice“ vom 5. Mai abgedrucktes Gedicht von Morris. Für die Maifeier hatte Crane nach Vereinbarung mit Morris, den im vorigen Heft dieser Zeitschrift abgebildeten Karton „The Workers May Pole“ entworfen. Nicht minder künstlerisch ist das für den Maitag 1895 hergestellte Bild „A Garland“, in dem der Meister uns eine zum Kranz gewundene Blumenlese des damaligen Komitees, zu dem auch Morris gehörte, in Form von Wünschen und Forderungen gibt. Gladstone, der zu dieser Zeit zum vierten Male Premierminister geworden war, bot Morris das Amt als Hofpoet der Königin an, das dieser jedoch, wenngleich hocherfreut über die ihm zugedachte Ehre, in weiser Selbsterkenntnis dankend

ablehnte. Wenn man will, war Morris, der ebenso wie Crane den Posten als Lehrer und Examinator an den ersten staatlichen Kunstschulen bekleidete, in gewisser Beziehung unnahbarer, während Crane den mehr praktischen Standpunkt vertrat und ohne viel Bedenken hohe auswärtige Ordensdekorationen annahm. Burne-Jones, der gleichfalls eine sozialistische Ader besaß, wurde sogar zum Baronet gemacht. Dadurch freilich, daß wirkliche Kunstleistungen ohne Ansehen der Person Anerkennung erhalten, verliert in England der Sozialismus immer mehr an Schärfe.

Abb. 72. Chaucer. (Kelmscott Press.) Titelblatt, entworfen von W. Morris.

Das von Morris sowohl gedruckte als zugleich erste *selbstverlegte* Buch der Kelmscott Press war *„The History of Godfrey of Boloyne and of the Conquest of Jherusalem“*. Es ist das fünfzehnte der Serie, in Groß-Quart mit ornamentalem Titel in Holzschnitt, in der „Troja-Type“ gedruckt, mit Ausnahme der Liste der Kapitelüberschriften und Glossarien, die in der „Chaucer-Type“ gesetzt sind. Das Werk wurde zu einem hohen Preise und zwar 300 Exemplare zu je 6 Guineen und 6 auf Velin zu 20 Guineen normiert. Das Kolophon erteilt alle sonst noch wünschenswerte Auskunft: „This new edition of William Caxton's Godeffroy of Boloyne, done after the first edition, was corrected for the press by H. Halliday Sparling and printed by me, William Morris, at the Kelmscott Press, Upper Mall, Hammersmith and finished at the 27 th. day of April 1893. Sold by William Morris at the Kelmscott Press.“ Das Original von Caxton weist das Datum 1481 auf.

Schon am 11. August desselben Jahres kam das nächste Werk *„Maud. A Mono Drama by Alfred Lord Tennyson“*, in 8° mit ornamentalem Titel in 500 Exemplaren zu 2 Guineen und 5 nicht verkäuflichen Exemplaren auf Velin im Verlage von Macmillan & Co heraus. Die Type ist die „Goldene“.

Der letzte Druck für das Jahr 1893 ist das am 16. Dezember erschienene Buch *„The Tale of King Florus and the fair Jehane“* in der „Chaucer-Type“, mit Holzschnitt und Bordüren. Die dekorierte Seite 1 des 16°-Format-Bandes wird hier veranschaulicht (Abb. 66). Die Auflage betrug 350 Exemplare auf Papier zu 7 Schilling 6 Pence und 15 auf



Velin zu 30 Schilling. Morris hat den Stoff für diese Romanze einem altfranzösischen Buche „Nouvelles Françoises en prose du XIII Siècle“ entnommen und in freier Übersetzung verwertet. Ursprünglich lautete der Titel „Le Conte du Roi Flore et de la Belle Jehanne“. Zwei andere Kelmscott-Drucke geben gleichfalls Zeugnis ab von der Beschäftigung mit dem altfranzösischen Werke, das ferner „Violier des Histoires Romaines“, „Le Conte de l'Empereur Constant“, „L'Amitié d'Amis et d'Amile“ und „L'Histoire d'Outre-Mer“ enthält.

Morris hat seinen beiden Drucken, dem 23. und 26., den Titel gegeben *„Of the Friendship of Amis and Amile“* und *„The Tale of the Emperor Constans and of Over Sea“*. Von jenem wurde das Titelblatt und die dekorierte Seite 1 hier (Abb. 78) als Illustration wiedergegeben.

Verhältnismäßig in sehr kurzer Zwischenpause, nämlich am 7. Mai 1894 und am 4. Mai desselben Jahres, veröffentlichte Morris als 24. Band seiner Druckerei *„The Poems of Keats“* und als 26. *„Atalanta in Calydon a Tragedy made by Algernon Charles Swinburne“* (Abb. 69). Ersteres, in der „Goldenen Type“ hergestellt, besitzt einen ornamentalen Titel, letzteres, in Groß-Quart, teils in der „Troja“, teils in der „Chaucer-Type“ gedruckt, hatte eine Auflage von 250 Exemplaren zu 2 Guineen und 8 auf Velin zu 12 Guineen. Die Dedikation an Landor und die Stellen des Euripides sind in griechischen Buchstaben gesetzt.

Im Juli des Jahres 1894 trat Mr. S. C. Cockerell, der bereits seit längerer Zeit eine Stütze für Morris gewesen war, in eine festere Verbindung zu ihm, und zwar dadurch, daß er die Anstellung als Sekretär der Kelmscott Press annahm. Er ordnete die Bibliothek von Morris, katalogisierte sie, besorgte seine Geschäftskorrespondenz, brachte Regelmäßigkeit in den Betrieb der Druckerei und erwarb sich schließlich in so hohem Grade das Vertrauen seines Chefs, daß dieser ihn zum Testamentsexekutor ernannte. Als solcher hat er das letzte Werk der Kelmscott Press verfaßt und herausgegeben. Morris galt als ein saumseliger Briefschreiber; es war ihm nichts mehr zuwider, als eine größere und ihn nicht wirklich interessierende Korrespondenz auf dem Halse zu haben. Auf Angriffe in den Zeitungen antwortete er niemals.


HEREBEGINNETHTHETALESOFCANTER-
BURYANDFIRSTTHEPROLOGUETHEREOF

WHAN THAT Aprille with his shoures soote
The droghte of March hath perced to the roote,
And bathed every veyne in swich licour,
Of which vertu engendred is the flour;
Whan Zephirus eek with his swete breeth
Inspired hath in every holt and heeth
The tendre croppes, and the yonge sonne
Hath in the Ram his halfe cours yronne,
And smale foweles maken melodye,
That slepen al the nyght with open eye,
So priketh hem nature in hir corages;
Thanne longen folk to goon on pilgrimages,
And palmeres for to seken straunge strondes,
To ferne halwes, kowthe ir sondry londes;
And specially, from every shires ende
Of Engelond, to Caunterbury they wende,
The hooly blisful martir for to seke,
That hem hath holpen whan that they were seeke.

BIFIL that in that seson on a day,
In Southwerk at the Tabard as I lay,
Redy to wenden on my pilgrymage
To Caunterbury with ful devout corage,
At nyght were come into that hostelrye
Wel nyne and twenty in a compaignye,
Of sondry folk, by aventure yfalle
In felaweshipe, and pilgrimes were they alle,
That toward Caunterbury wolden ryde.

Abb. 73. Chaucer. (Kelmscott Press.)
Erste Seite.
Illustration von Burne-Jones, Ornamente von W. Morris.

Von Morrisschen Schriften verschiedenartigen Inhalts erwähne ich noch folgende: *„Some Notes on the illuminated Books of the Middle Ages“* (Magazine of Art. Januar 1894). Ferner *„The proposed Addition to Westminster Abbey“* (Daily Chronicle, 27. Februar 1894), ein Aufsatz, in dem der Verfasser in entschiedenster Weise gegen eine Erweiterung der Westminster-Abtei eintritt, und in demselben Blatt vom 23. April *„Tree Felling in Epping Forest“*, ein geharnischter Protest gegen die übermäßige Abholzung des dortigen Waldes. Zu Pfingsten 1895 unternahm Morris abermals einen Ausflug nach Frankreich, dessen Frucht der im „Daily Chronicle“ vom 12. Oktober j. J. erschienene Artikel bildet *„The Rouen Cathedral“*. Endlich ist für das Jahr 1895 die Abhandlung *„On the Woodcut Books of Ulm and Augsburg“* (in „Bibliographica“) bemerkenswert. Hier schwelgt er förmlich in dem Archaismus der Motive, wie denn überhaupt die vorangegangenen Themen in ihrer Behandlung mehr einen konservativen Kultur- und Kunsthistoriker als einen Sozialisten bekunden.



AN A.B.C. OF GEOFFREY CHAUCER

Incipit carmen secundum ordinem literarum Alphabeti.

ALMIGHTY AND AL MERCIABLE QUENE,
To whom that al this world fleeth for socour,
To have relees of sinne, sorwe and tene,
Glorious virgine, of alle floures flour,
To thee I flee, confounded in errour!
Help and releve, thou mighty debonaire,
Have mercy on my perilous langour!
Venquisshed me hath my cruel adversaire.

BOUNTEE so fix hath in thyn herte his tente,
That wel I wot thou wolt my socour be,
Thou canst not warne him that, with good entente,
Axeth thyn help. Thyn herte is ay so free,
Thou art largesse of pleyn felicitee,
Haven of refut, of quiete and of reste.
Lo, how that theves seven chasen me!
Help, lady bright, er that my ship to-breste!

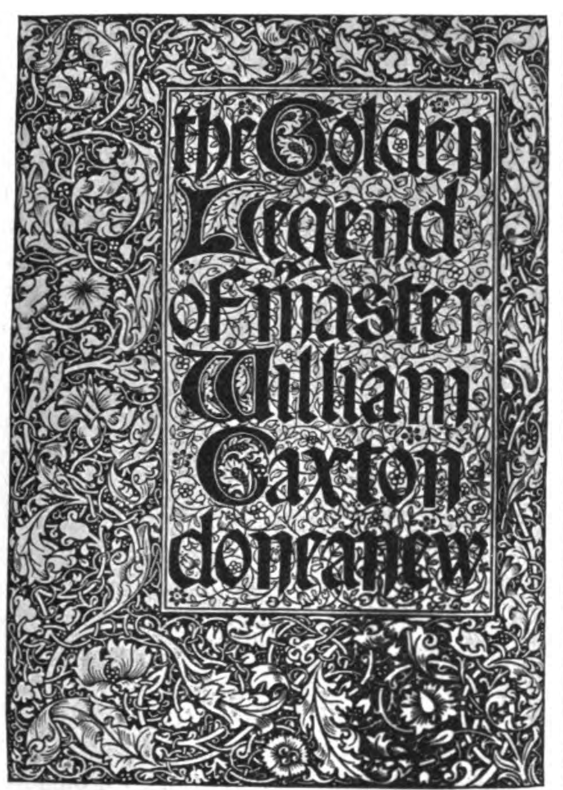
COMFORT is noon, but in yow, lady dere,
For lo, my sinne and my confusioun,
Which oughten not in thy presence appere,
Han take on me a grevous accioun
Of verrey right and desperacioun;
And, as by right, they mighten wel sustene
That I were worthy my dampnacioun,
Nere mercy of you, blisful hevene quene.

Abb. 74. Chaucer. (Kelmscott Press.)
Seite 223 mit dem „Chaucer-A. B. C.“.
Illustration von Burne-Jones, Ornamente von W. Morris.

Das 27. Buch der Kelmscott Press, *„The Wood beyond the World“*, trägt das Datum vom 30. Mai 1894. Die Titelillustration (Abb. 62) stammt im Entwurf von Burne-Jones und ist von W. Spielmeyer in Holz geschnitten. Die Erfindung des stofflichen Inhalts der Erzählung gehört Morris, der das Werk in 8° in der „Chaucer-Type“ druckte, es in Selbstverlag nahm und 350 Exemplare zu 2 Guineen und 8 auf Velin zu 10 Guineen ausgeben ließ.

Das 28. Werk der Kelmscott Press, *„The Book of Wisdom and Lies“*, von Quaritch verlegt, gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Veranlassung, dagegen ist der am 15. November 1894 herausgekommene Druck *„Psalmi Penitentiales“* interessanter, weil ihm ein altes angelsächsisches Manuskript zugrunde liegt, wie eine Stelle des Kolophons näher besagt: „Thus ends the rhymed version of the Penitential Psalms found in a Manuscript of Horae Mariae Virginis, written at Gloucester about the year 1440 and now transcribed and edited by F. S. Ellis . . .“

Von dem nächstfolgenden, dem 31. Buch, muß etwas ausführlicher die Rede sein, da so-



the Golden Legend of master William Caxton done anew



OF THADUENT OF OUR LORDE.

THE tyme of thaduent or comyng of our lord in to this world is halowed in holy chirche the tyme of iiii wekes in betokenyng of iiii dyuerse comynges. ¶ The i was whan he came and apierid in humayn nature and flessh. The ii is in the herte and conscyence. The iii is at the deth. The iiii is at last Jugement. The last weke may vnnethe be accomplissed. For the glorye of the sayntes whiche shal be yeuen at the last comyng shal neuer ende ne fynysshe. And to this signyfyaunce the first responce of the first weke of aduent hath iiii verse to rekene ¶ Gloria patri & filio for one to the reporte of the iiii wekis, and how be it that there be iiii comynges of our lord, yet the chirche maketh mencion in especial but of tweyne, that is to wete, of that he came in humayne nature to the world, and of that he cometh to the Jugement & dome, as it apperith in thoffyce of the chirche of this tyme. And therfor the fastynges that ben in this tyme, ben of gladnes and of joye in one partie, & that other partie is in bitternesse of herte. By cause of the comynge of our lorde in our nature humayne, they ben of joye and gladnes. And by cause of the comyng at the day of Jugement, they be of bitternes and heuynes.

AS towchyng the comyng of our lord in our bodyly flessh, we may considre thre thynges of this comyng. That is to wete thoportunyte, the necessyte & the vtylyte. ¶ The oportunyte of comyng is taken by the reson of the man that first was vanquysshyd in the lawe of nature of the defaulte of the knowledge of god, by whiche he fyll in to euyll errours, & therfore he was constrayned to crye to god ¶ Illumina oculos meos, that is to saye, lord gyue lyght to myn eyen. After cam the lawe of god whiche hath gyuen commandement in which he hath ben overcome of Impuissance, as first he hath cryed ther is non that fulfilleth, but that comandeth. For ther he is only taught but not delyuerd fro synne, ne holpen by grace, and therfore he was constrayned to crye, ther laketh non to comande

Abb. 75. The Golden Legend. (Kelmscott Press.)
Titelblatt und erste Seite.

wohl der Titel als das Kolophon in italienischer Sprache abgefaßt sind und auch noch andere besondere Eigentümlichkeiten vorliegen: *„Epistola de contemptu Mundi di Frate Hieronymo da Ferrara* dell ordine de frati predicatori la quale manda ad Elena Buonaccorsi sua madre, per consolar la della morte del fratello, suo Zio.“ Das Kolophon hat folgenden Wortlaut: „Impresse in Londra per Guglielmo Morris alla Stamperia in Kelmscott, Adi ultimo Novembre 1894.“ Dies Werk wurde von dem Morris näher stehenden und bereits früher erwähnten Maler Fairfax Murray herausgegeben und allein für ihn gedruckt, so daß es nicht in den Handel kam, wenigstens soweit Morris damit zusammenhängt. Auf der Titelseite befindet sich die Reproduktion eines alten Holzschnittes; das Signet der Kelmscott Press ist in roter Farbe gedruckt.

Demnächst erschien in drei 8°-Bänden der „Goldenen Type“ und in einer Auflage von 250 Exemplaren zu 25 Schilling und 6 auf Velin zu 8 Guineen während der Zeit 1894 und 1895 *„The Poetical Works of Percy Byshe Shelley“*. Zu den wenigen Fehlschlägen, die Morris tat, gehört das 32. Buch der Serie, *„The Tale of Beowulf Sometime King of the Weder Geats“*, Groß-Quart mit ornamentalem Titel, das einem altenglischen Manuskript entnommen ist und dessen epischer Inhalt nach dem Urteile einwandsfreier Sachverständigen ganz ungenügend übertragen wurde.

Leider mehrten sich um diese Zeit die immer intensiver wiederkehrenden körperlichen Schwächezustände von Morris. Das einzige Thema, das ihn aber trotzdem interessierte, war die Kelmscott Press, sowie der Ankauf von Büchern und alten Handschriften. Er betrieb mit unermüdlichem Eifer die Drucklegung der ihrer Vollendung entgegengehenden Werke. Von diesen lagen ihm namentlich zwei mehr als alle andern am Herzen: „Chaucer“ und „Froissart“. Für den „Chaucer“ zeichnete er sogar auf seinem Krankenlager Bordüren und Ornamentierungen, gleichzeitig die Holzstöcke nach den Illustrationsentwürfen von Burne-Jones prüfend. Bei seiner Umgebung jedoch gewann von 1895 die Ansicht unzweifelhaft die Oberhand,

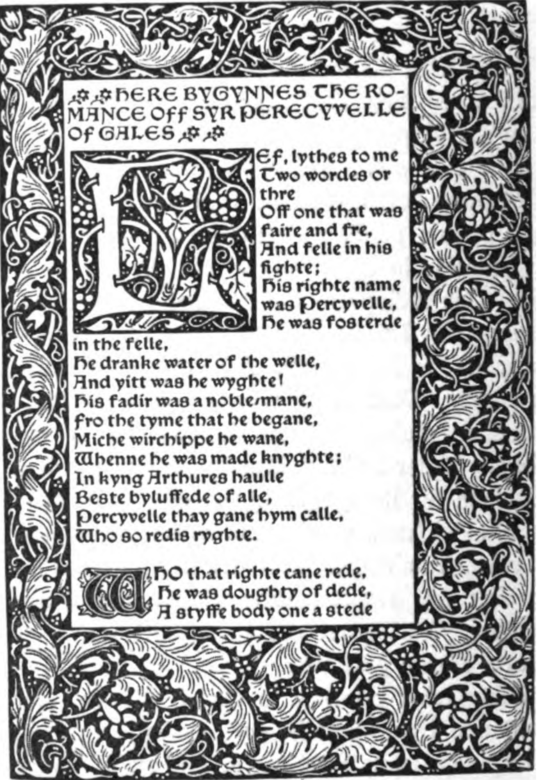
daß Morris ein verlorner Mann und seine Tage gezählt seien, aber auch bei ihm selbst kam nur zu bald die Überzeugung von dem herannahenden Ende seiner irdischen Laufbahn zum Durchbruch.

Auf Unterlage einer alten Handschrift, dem sogenannten „Thornton-Manuskript", in der Bibliothek der Kathedrale von Lincoln aufbewahrt, entstanden zwei Bücher: das eine *„Sir Percyvelle of Gales"* (Abb. 76) kam am 16. Februar 1895 heraus, das andere *„Sire Degravaunt"*, vom 14. März 1896 datiert, erschien indessen erst am 12. November 1897, nach dem Ableben von Morris. Bildliche Sujets nach Sir Degravaunt hat Burne-Jones in Morris' früherer Wohnung im „Red-House" al fresco gemalt. Die beiden genannten Bücher besitzen je einen Holzschnitt von ihm. Für Kenner ist der Stil von Burne-Jones nicht schwer herauszufinden: seine Figuren sind fast übermäßig schlank und hochgezogen, infolgedessen aber gerade nach dem Herzen von Morris, d. h. „gotisch" im Stil.

„The Well at the Worlds End", gleichfalls von Burne-Jones illustriert und von Morris verfaßt, weist als Eigentümlichkeit im Satz die Doppelkolumnen auf (Abb. 63). Außerdem kommen die acht Bordüren und sechs verschiedenen Ornamentierungen hier zum erstenmal, dann aber später nochmals in *„The Water of the Wondrous Isles. A new Romance* by *William Morris"* vor, ein Werk, das auch sonst ersterem so ähnlich sieht, daß man es das Schwesterbuch nennen könnte. Es kam am 13. April 1897, nach dem Tode von Morris heraus, der noch kurz zuvor teilweise die Initialen angefertigt hatte. Im Parzival wird gelegentlich das neue Absatzzeichen, resp. für den Punkt anstatt der früheren Marke ein Pflanzenblättchen verwandt.

Eine Originalarbeit, aber mit inhaltlicher Unterlage des Buches „Havelok the Dane", stellt der vom 25. Juli 1895 datierte Druck dar: *„Child Christopher and Goldilind the Fair"*. Nur als Neudrucke dagegen erschienen die Gedichte von Coleridge und die von Robert Herrick nach einer Ausgabe vom Jahre 1648. Im übrigen zeichnete Morris während dieser Zeit abwechselnd Tapetenmuster und schrieb Romanzen.





HERE BYGYNNES THE ROMANCE OFF SYR PERECYVELLE OF GALES

LEF, lythes to me
Two wordes or thre
Off one that was faire and fre,
And felle in his fighte;
His righte name was Percyvelle,
He was fosterde in the felle,
He dranke water of the welle,
And yitt was he wyghte!
His fadir was a noble-mane,
fro the tyme that he begane,
Miche wirchippe he wane,
Whenne he was made knyghte;
In kyng Arthures haulle
Beste byluffede of alle,
Percyvelle thay gane hym calle,
Who so redis ryghte.

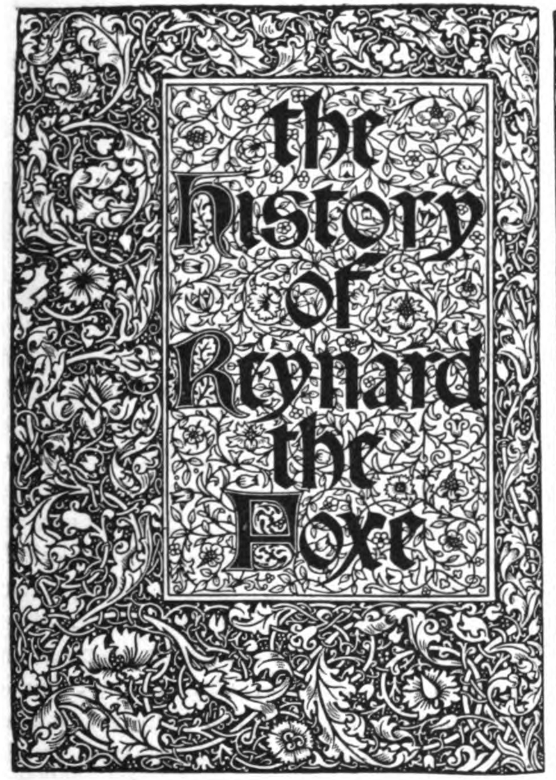
WHO that righte cane rede,
He was doughty of dede,
A styffe body one a stede

Abb. 76. The Romance off Syr Perecyvelle. (Kelmscott Press)
Titelblatt und erste Seite. Zeichnung, entworfen von Burne-Jones.

Er war ein geborener Märchen- und Geschichtenerzähler.

Im Jahre 1895 sammelte Morris vor allem illuminierte Manuskripte aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert. Er kaufte hauptsächlich von Quaritch, Leighton und auf den Auktionen von Sotheby und Christie. So erstand er u. a. eine Bibel von 1470 (Augsburg, Hohenweg), aus der Phillips-Auktion ein altfranzösisches Manuskript aus dem XIII. Jahrhundert, ferner ein englisches „Book of Hours", etwa aus dem Jahre 1300 in Ostanglien abgefaßt, in dem aber zwei Blätter fehlten. Endlich nach langem Suchen entdeckte er diese in dem Fitzwilliam Museum in Cambridge und es gelang ihm nach mühsamen Unterhandlungen folgende Vereinbarung mit den dortigen Behörden zu treffen: Morris verkaufte sein Buch für 200 £ an das Museum, behielt das Werk jedoch nebst den beiden zugehörigen Blättern für Lebenszeit geliehen. Die vier wertvollsten Erwerbungen des Jahres 1895 sind außerdem noch: der sogenannte „Huntingfield Psalter", eine Handschrift ersten Ranges aus dem Ende des XII. Jahrhunderts, und das „Tiptoft Missale" mit prachtvollen illuminierten Bordüren, aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts herrührend. Ferner kaufte er für 1000 £ eine französische Folio-Bibel, Ende des XIII. Jahrhunderts niedergeschrieben, und einen etwas früheren Psalter, der entweder in Rouen oder Beauvais entstanden sein muß.

Hinsichtlich seiner publizistischen Tätigkeit sind noch einige Erzählungen und Essais dieser Epoche zu erwähnen. Besonderes Interesse erregt unter diesen *„Gossip about an old House on the upper Thames"*, „Klatsch über ein altes Haus an der oberen Themse", unter welchem „Kelmscott Manor" zu verstehen ist. Der Aufsatz findet sich in der Zeitschrift „The Quest" vom November 1895 und die Illustration bildet Morris' Landhaus, genau so wie es in „News from Nowhere" abgebildet wurde. Alsdann brachte „Daily Chronicle" vom Dezember einen Artikel aus seiner Feder, betitelt *„Peterborough Cathedral"*, der schon deshalb Interesse erregt, weil die Beschreibung der von Morris bewunderten Kirche in der Erzählung „The Proud King", zum „Earthly Paradise"



The History of Reynard the Foxe



Hyer begynneth the hystorye of Reynard the foxe.

IN thys hystorye ben wreton the parables, goode lerynge, and dyuerse poyntes to be merkyd, by whiche poyntes men maye lerne to come to the subtylle knoweleche of suche thynges as dayly ben vsed and had in the counseyllys of lordes and prelates, gostely and worldly, and also emonge marchantes & other comone peple. And this booke is maad for nede and prouffyte of alle god folke, as fer as they in redynge or heeryng of it shall mowe vnderstand and fele the forsaid subtil deceytes that dayly ben vsed in the worlde, not to thentente that men shold vse them, but that euery man sholde eschewe and kepe hym from the subtyl false shrewys, that they be not deceyuyd. Thenne who that will haue the very vnderstandyng of thys matter, he muste ofte and many tymes rede in thys booke, and ernestly and diligently marke well that he redeth, for it is sette subtylly, lyke as ye shal see in redyng of it; and not ones to rede it; for a man shall not wyth ones ouer redyng fynde the right vnderstandyng, ne comprise it wel, but oftymes to rede it shal cause it wel to be vnderstande: and for them that vnderstandeth it, it shall be ryght joyous, playsant, and prouffitable.

Abb. 77. **The History of Reynard the Foxe.** (Kelmscott Press.)
Titelblatt und erste Seite.

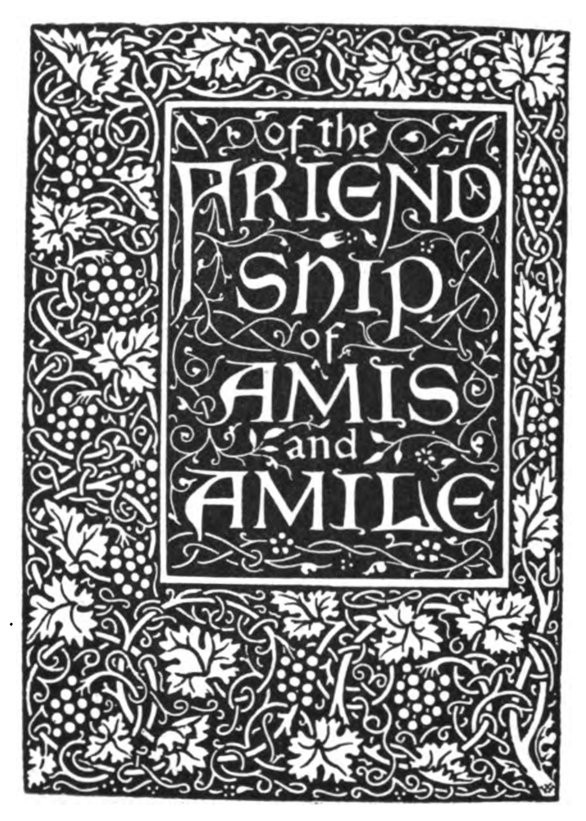




Abb. 78. Amis and Amile. (Kelmscott Press.)
Titelblatt und erste Seite.

gehörig, in diesem vorkommt. In dem genannten Aufsatz bekämpft Morris die beabsichtigte Renovation der Kathedrale mit allen ihm zu Gebote stehenden Kenntnissen, wenngleich leider vergebens. Endlich soll in diese Kategorie von Schriften noch ein Fachartikel über „*Chichester Cathedral*“ (Times, 14. Dezember 1895) einbezogen werden. —

Den Gipfelpunkt seiner Schaffenstätigkeit erreicht Morris durch die Herausgabe seines Buches „*The Works of Geoffrey Chaucer now newly imprinted*“, dessen Titelseite hier (Abb. 72) zur Illustration gelangt, ebenso wie die korrespondierende Seite 1 mit dem Prolog (Abb. 73) und ferner Pagina 223, das sogenannte „Chaucer-A. B. C.“ enthaltend: „Incipit carmen secundum ordinem literarum Alphabeti“ (Abb. 74). Das Kolophon hat folgenden Wortlaut: „Here ends the Book of the Works of Geoffrey Chaucer, edited by F. S. Ellis, ornamented with pictures designed by Sir Edward Burne-Jones and engraved on wood by W. H. Hooper. Printed by me William Morris at the Kelmscott Press, Upper Mall Hammersmith in the County of Middlesex. Finished on the 8th day of May 1896. The hearty thanks of the Editor and Printer are due to the Reverend Professor Skeat for kindly allowing the use of his emendations to the Ellesmere Manuscript of the Canterbury Tales and also of his emended texts of Chaucer other writings. The like thanks also the Editor and Printer give to the Delegates of the Oxford University Press for allowing them to avail themselves of Professor Skeats permission.“ Diese Krone seiner Schöpfungen hat Morris in Folio mit 87 Illustrationen von Burne-Jones herausgegeben, dessen malerische Handschrift auch in diesen Abbildungen sich keinen Augenblick verleugnet. Die Auflage beträgt 425 Exemplare auf Papier zu 20 £ und 13 auf Velin zu 126 £; von letzteren kamen jedoch nur acht zum Verkauf. Selbstverständlich wurde das Buch in der Hauptsache in der „Chaucer-Type“ gedruckt; nur die Überschriften zu den längeren Gedichten sind in der „Troja-


HERE BEGYNNETH THE PROLOGE OF SYR JOHN FROISSART OF THE CHRONICLES OF FRAUNCE, INGLANDE, AND OTHER PLACES ADIOYNYNGE



Abb. 79. Die beiden Probeblätter von Froissarts „Chronicles of France.“ (Kelmscott Press.)

Type“ gesetzt. Außer der eigentlichen Illustration enthält das Werk 14 große Bordüren, 18 verschiedene Umrahmungen zu den Bildern und 26 große Initialworte, die von Morris gezeichnet und von Hooper, C. E. Keats, W. Spielmeyer und andern in Holz geschnitten sind. Im Dezember 1895 hatte Morris die Einbanddeckel gezeichnet, die aus Schweinsleder mit silbernen Schließhaken bestehen und in der Buchbinderei von Cobden-Sanderson durch Douglas Cockerell zusammengefügt und als Einband hergestellt wurden. Vorbereitet war das Werk seit fünf Jahren, während die Drucklegung ein Jahr und neun Monate erforderte. Zum ersten Male in einem von ihm hergestellten Werke nennt Morris seinen inzwischen in den Adelstand erhobenen Freund *„Sir* Edward Burne-Jones“. Er sowohl wie die andern dem Meister näherstehenden Personen waren wenig angenehm überrascht über die Annahme des neuen, ihm verliehenen Titels, aber schließlich fand sich Morris mit der Tatsache ab, daß jener dem Drängen seiner Familie nachgegeben hatte.

Der nächstfolgende Druck, ein Folioband, betitelt *„Laudes Beatae Mariae Virginis“*, stützt sich auf eine alte englische Handschrift aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts, die sich in Morris' Besitz befand und die er wegen ihrer schönen Schrift und Ornamentierung besonders hochschätzte. Dies ist das erste von der Kelmscott Press in drei Farben, schwarz, rot und blau hergestellte Buch. Das Erscheinen des *„Earthly Paradise“*, von dem schon wiederholt die Rede war und das in der Registrierung die Nummern 41 bis 41 f. führt, erlebte Morris nur zum Teil, da die letzten Bände — sämtlich in der „Goldenen Type“ gedruckt — von den Testamentsvollstreckern veröffentlicht wurden.

Im März 1896 hatte Morris zu seiner Freude von Mr. Benson ein Folio-Testament aus dem XII. Jahrhundert erworben, das ehemals einem Kloster in der Nähe von Dijon gehört hatte, dem auch noch der einige Monate früher angekaufte „Josephus“ entstammte. Gegen Ende April geriet er in große Aufregung über die Nachricht, daß Rosenthal in München ein prachtvolles Manuskript aus dem XII. Jahrhundert, einen sogenannten „English Bestiary“ („Zodiacus“), mit 126 Miniaturen zum Verkauf angeboten hätte. Morris sandte Mr. Cockerell

nach Deutschland, der die Bilderhandschrift für 900 £ erwarb. Das schön gemalte Manuskript des „Windmill Psalter", ungefähr aus dem Jahre 1270 herrührend, kam im Juli nach verwickelten Unterhandlungen in seinen Besitz: Mr. Murray hatte vor einigen Jahren mehrere Blätter der Handschrift erstanden, während das Buch selbst Lord Aldenham gehörte. Zufälligerweise wurden letzteres und die Fragmente gleichzeitig in der antiquarischen Gesellschaft ausgestellt. Nun tauschte Morris zuerst die Blätter von Mr. Murray gegen andere Objekte ein und kaufte dann den Psalter von Lord Aldenham für 1000 £.

Um diese Zeit fühlte sich Morris infolge der andauernden Schlaflosigkeit bereits sehr hinfällig und schwach, denn nicht selten war er schon um zwei Uhr auf oder er las und schrieb im Bett zu dieser frühen Morgenstunde. In der Hoffnung, seinen alten Vikingergeist anzuregen, rieten ihm die Ärzte, eine Fahrt nach Norwegen zu unternehmen. Er begab sich auch am 22. Juli auf die Reise dorthin und gelangte sogar bis in die Nähe des Nordkaps. Innerlich wohl in gehobener Stimmung über das Wiederanschauen des geliebten Nordlandes und in Erinnerung an die früheren Besuche Islands, aber leider körperlich nicht genesen, kehrte er am 22. August heim. Er begab sich sofort nach Kelmscott House, um in der Nähe seiner Druckerei zu weilen, und um zu hören, wie es mit dem „Froissart" stände.

Das letzte, mit der Datierung noch in seine Lebenszeit fallende Buch der Kelmscott-Offizin und mit dem in altenglischer Schreibweise versehenen Titel *„The Floure and the Leafe. The Boke of Cupide or the Cuckow and the Nightingale"* wurde am 21. August 1896 beendet. Die beiden Gedichte wurden früher Chaucer zugeschrieben; die neuere Forschung ist jedoch der Ansicht, daß „The Floure and the Leafe" (Die Blume und das Blatt) viel später verfaßt wurde und letzteres ungefähr aus dem Jahre 1405 von Sir Thomas Clanrowe herrührt.

Um dem Kranken Zerstreuung zu gewähren, willfahrte man seinem Wunsche und ließ ihm alte Kirchenmusik vortragen, oder Mr. Benson brachte illuminierte Handschriften zur Durchsicht, so namentlich von der Dorchester House-Bibliothek das kostbare Manuskript „Bible Historiée et Vies des Saints" aus dem XIII. Jahrhundert, das Morris wohl eine Woche lang bei sich behielt, und wenn er sich zu schwach fühlte, um es in der Hand zu halten, von seiner Umgebung vorzeigen ließ: ein echter Bibliophile. Zu den übrigen Leiden setzte auch noch eine Lungenentzündung ein, und völlig entkräftet entschlief er sanft in der Vormittagsstunde zwischen 11 und 12 Uhr am 3. Oktober 1896, nachdem er in den Tagen zuvor nicht nur von seiner Familie, sondern auch von vielen Freunden, so vor allem von Burne-Jones und seiner Gattin, Miss Mary de Morgan, Webb, Walker, Ellis und Cockerell die erdenklichsten Liebesbeweise empfangen hatte. In einfacher Weise, so wie er es gewollt, fand sein Begräbnis statt. Man schaffte den Toten von Kelmscott-House in London nach Lechlade, der Eisenbahnstation für Kelmscott-Manor, und hierher auf einem Arbeitswagen. Die Leichenrede hielt der Geistliche des Orts, ein früherer Schulfreund des Verschiedenen, dann wurde Morris ohne irgendwelche pomphafte Zeremonie in dem kleinen, unansehnlichen Friedhof während eines tobenden Orkans und unter strömendem Regen bestattet. Das Trauergeleit gaben ihm Personen, die sich, so verschieden war ihre soziale Stellung, wohl niemals wieder zu irgend einem andern Zweck vereinigen würden.

Unaufhörlich beschäftigte Burne-Jones seitdem die Idee, für seinen teuren Freund ein Erinnerungswerk herzustellen. Man sah ihn in abgelegenen Gassen Londons träumend umherwandeln, die Lippen bewegend, wie nur von diesem einzigen Gedanken erfüllt. Erst kurz vor seinem eigenen Tode hatte der Meister wenigstens ein Sujet gefunden: das „Ave Maria", das Morris in ihrer gemeinsamen Studienzeit gedichtet und das am Beginn dieser Biographie mitgeteilt wurde, sollte die Unterlage zu dem Gemälde bilden.

Burne-Jones wußte, daß Morris stets den Vers vor der Prosa bevorzugt hatte.

Die Testamentsvollstrecker haben die bereits in Vorbereitung gewesenen Arbeiten noch von der Kelmscott Press drucken lassen und herausgegeben. Es sind folgende Werke, soweit sie nicht schon an früheren Stellen berührt wurden: *„The Shepheard's Calender"* nach Edmund Spenser; *„Syr Ysambrase"*, nach einem alten Manuskript in der Bibliothek der Kathedrale von Lincoln; *„Sigurd the Volsung"*, mit

zwei von Burne-Jones gezeichneten Holzschnitten und neuen, noch von Morris entworfenen Bordüren, in einer Auflage von 160 Exemplaren auf Papier zu 6 Guineen und 6 auf Velin zu 21 Guineen. Ferner *„The Water of the Wondrous Isles“*, eine Romanze von Morris, in der „Chaucer-Type“ in Doppelkolumnen gesetzt; alsdann *„The Sundering Flood. The last romance written by William Morris“*, und im September 1897 wurden die beiden hier reproduzierten *Probeblätter des „Froissart“* (Abb. 79) ausgegeben. Dies Gegenstück zum „Chaucer“, das noch prächtiger werden sollte, hatte Morris nicht vollenden können. Die halben Bordüren sind von Spielmeyer, die großen von Keates gestochen. Die Absicht bestand ursprünglich, das Werk als Folioband in der „Chaucer-Type“ mit Überschriften in der „Troja-Type“ zu drucken; schließlich aber wurden nur die beiden erwähnten Probeblätter in einer Auflage von 160 Exemplaren auf Velin zu je einer Guinee hergestellt. Die Schilder in den Blättern sind die von Frankreich, des deutschen Reiches, Englands und von Privatpersonen. In der Hauptsache sollte das Werk ein Neudruck der Übersetzung von Lord Berners „Cronycles of Sir John Froissart“ werden.

Am 15. Dezember 1897 wurde das interessante, von Cockerell verfaßte Buch *„Some German Woodcuts of the Fiftienth Century“* publiziert, das 35 Reproduktionen von Holzschnitten aus Werken in Morris' Bibliothek und eine Liste der andern, in seinen Büchern enthaltenden Holzschnitten gibt. Weiter ist noch zu nennen *„Love is enough, or the freeing of Pharamund: A Morality written by William Morris“*, und endlich bildet den Schluß der aus der Kelmscott Press hervorgegangenen Werke *„A Note by William Morris on his aims in founding the Kelmscott Press“; together with a short description of the press by S. C. Cockerell and an annotated list of the books printed thereat“*. Der Verfasser gibt in diesem, am 4. März 1898 veröffentlichten Buche eine kurze und klare Übersicht der Geschichte der Kelmscott Press. Der in 8°-Format gehaltene Druck enthält 5 Seiten in der „Troja-“ und Beispiele der „Goldenen-“ und „Chaucer-Type“. Die Buchstaben sind schwarz und rot gedruckt, ein Holzschnitt von Burne-Jones und verschiedene Bordüren sind eingefügt; die Druckermarke steht vor dem also lautenden Kolophon: „This was the last Book printed at the Kelmscott Press. It was finished at No. 14 Upper Mall, Hammersmith in the County of London on the 4. March 1898. Sold by the Trustees of the late William Morris at the Kelmscott Press.“ Hammersmith war inzwischen in die Stadt London einbezogen worden war. Das Buch bildet das 53. Erzeugnis der Druckerei. Um Spezialausgaben von Morris' Werken herauszugeben, bleiben die Typen in der Hand der Testamentsexekutoren; aber ohne die dem British Museum geschenkten und nicht vor Ablauf von 100 Jahren wieder zu benutzenden Holzstöcke, kann die Kelmscott Press doch tatsächlich als geschlossen gelten. Alles in allem hat Morris *typographische Kunstwerke, aber nicht das moderne Buch im eigentlichen Sinne geschaffen.*

Morris Weltanschauung kurz zu formulieren dürfte nicht ganz leicht sein. Wie er selbst von sich aussagt, lebte er nur „zufällig“ im XIX. Jahrhundert. Seine Gedanken weilten in Klöstern und Burgen, in der Märchen- und Feenwelt, in seiner Druckerei, bei alten illuminierten Pergamenten, er übte auch selbst die Kunst des Miniators im Stil seiner Lieblingsepoche, des XIII. Jahrhunderts, aus. Morris verfaßte mit Vorliebe Gedichte, besang in einem Ave Maria die Jungfrau, gleichzeitig war er ein ganz moderner Sozialistenführer, dabei ein reicher Mann, der in der Werkstatt Handarbeit ausführte, der der Regenerator des Kunsthandwerks wurde und dem es die nordische Saga vor allem angetan hatte. Last not least der leidenschaftlichste Büchersammler! In seinen Ideenverbindungen vergleicht er den gefällten Nordlandshelden mit sich, der da eingeht zu Odin, zur goldenen Walhalla, der den Kampf alsbald von neuem beginnt und der, wenn die alten Götter untergehen, wohl ihr Los mit ihnen teilen muß. Dann wiederum findet der Ostergruß einen freudigen Widerhall in seinem Herzen: „Christus ist erstanden!“ Das seltsam Überraschende an Morris in seiner merkwürdigen Eigenart aber bleibt die Tatsache, daß dieser in den offenbar größten Gegensätzen sich auslebende Genius trotz aller mannigfaltigen inneren Widersprüche *ein ganzer Mann* war.

Wenn wir nun von dem Toten zu seinen lebenden Werken noch für einen kurzen Augenblick zurückkehren, so geschieht es, um über den

ihnen beigemessenen höchsten Wert der Bücher zu berichten. Dieser beträgt, soweit ein öffentlicher Verkauf stattfand, für die „Glittering Plain“ 114 £; „Poems by the Way“ 60 £; „The Defence of Guenevere“ 40 £; „A Dream of John Ball“ 35 £; „The Historyes of Troye“ 61 £; „Shakespeare's Poems“ 108 £; „The Order of Chivalry“ 41 £; „The Life of Wolsey“ 50 £; „Gothic Architecture“ 9 £ 10 sh.; „Sidonia“ 48 £; „King Florus“ 38 £; „Amis and Amile“ 15 £ 5 sh.; „The Emperor Coustans“ 19 £ 5 sh.; „The Wood beyond the World“ 26 £; „Shelley“ 89 £; „Psalmi Penitentiales“ 27 £; „De Contemptu Mundi“ 27 £; „Child Cristopher“ 18 £; „Hand- and and Soul“ 9 £; „Herrick's Poems“ 59 £; „She Well at the Worlds End“ 58 £ 10 sh., „Laudes beatae Mariae Virginis“ 20 £; „Chaucer“ 520 £; „The Water of the Wondrous Isles“ 70 £; „Trial Pages of Froissart“ 11 £; „Sir Degravaunt“ 18 £; „Syr Ysambrase“ 21 £; „German Woodcuts“ 46 £ und „The Sundering Flood“ 41 £. —

Bald nach Morris Tode, noch im Jahre 1896, wurde seine prachtvolle Sammlung von Manuskripten und Büchern en bloc von einem Anonymus angekauft, der sie durch die wertvollsten Werke ergänzte, dagegen die minderwertigen Bücher der Kollektion verauktionieren ließ. Als am 5. Dezember und den folgenden Tagen 1898 diese „minderwertigen“ Bücher und Handschriften verauktioniert wurden, betrug der erzielte Erlös 220000 Mark. Da aber die wichtigsten Werke fehlten, würden nähere Angaben über die Auktion nur einen irrtümlichen Begriff über die Bedeutung von Morris' Bibliothek hervorrufen. Die Hauptbestände der Sammlung, verstärkt durch die Zusatzerwerbungen des Anonymus, gingen an Mr. Pierpont Morgan über, der 5 Millionen Mark dafür bezahlt haben soll.

Zu Ehren des Andenkens von William Morris veranstaltete die New-Gallery eine Ausstellung seiner kunstgewerblichen Schöpfungen und das British-Museum in der Kings-Library eine solche von Büchern, die in der Hauptsache der Kelmscott-Press ihr Dasein verdanken oder in irgend einer Beziehung zu ihr stehen.

Außer den Behörden des Victoria und Albert-Museums, sowie der Firma Morris & Co. in Oxford Street, denen ich für Beistand bei der vorliegenden Arbeit zu besonderem Dank verpflichtet bin, gebührt er auch Walter Crane und Mr. H. Buxton Forman, dem Herausgeber der bereits früher erwähnten Bibliographie. In bezug auf bibliographisches Material verweise ich ferner auf den interessanten Artikel von Dr. Jean Loubier (Z. f. B. II. Jahrgang, Band 1), sowie auch auf seinen Aufsatz „Die Kunst im Buchdruck“ (Z. f. B. II. Jahrgang, Band 2). Endlich gehört Moriz Sondheims Essai über Morris in dieser Zeitschrift (II. Jahrgang, 1. Band) zu den sicher und klar orientierenden Arbeiten über den Verstorbenen. Den genannten Autor als Eideshelfer anrufend, bediene ich mich gern seines Schlußwortes über Morris: „. . . . Wäre er nur der Schöpfer der Kelmscott Press gewesen, so würde dies genügen, um seinen Namen unsterblich zu machen. Dauernd und unverwüstlich wie die Inkunabeln, wie sie mit ewiger Schönheit und unvergänglicher Jugendfrische begabt, werden seine Bücher bleiben als das vollendetste, was er gewollt und geschaffen, als der vollkommenste Ausdruck seiner machtvollen künstlerischen Individualität.“

Am Schluß des Jahres 1900 enthüllte Holman Hunt als Altmeister der präraphaelitischen Brüderschaft in Walthamstow, woselbst Morris geboren ist, in der dortigen Volksbibliothek die von H. C. Fehr modellierte Porträtbüste des Verstorbenen (die im ersten Heft des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift reproduziert worden ist) und gedachte hierbei in lobender Anerkennung seiner großen und vielfachen Verdienste.

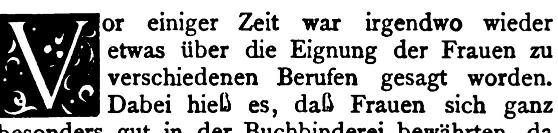


Die Symmetrie und ihre Sippe.

Ein Beitrag zur modernen Buchkunst.

Von

Dr. Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee.



Vor einiger Zeit war irgendwo wieder etwas über die Eignung der Frauen zu verschiedenen Berufen gesagt worden. Dabei hieß es, daß Frauen sich ganz besonders gut in der Buchbinderei bewährten, da es hier viel auf Symmetrie ankomme und die der weiblichen Hand eigene Sorgfalt und Genauigkeit dazu vortrefflich tauge.

Was damit gemeint war, ist jedenfalls richtig; es fragt sich nur, ob man hier wirklich von einer Symmetrie oder vielleicht von nahe verwandten Erscheinungen sprechen kann. Es wird deshalb auch dem Leser nicht unerwünscht sein, wenn wir einmal fragen, wie weit im gesamten Buchwesen und namentlich in der *Buchkunst* einerseits die Symmetrie engeren Sinnes, andererseits die ihr verwandten Erscheinungen, die wir etwas kurz ihre Sippe nennen wollen, von Bedeutung sind.

Unter Symmetrie im engeren Sinne wollen wir heute lediglich den Fall der sogenannten Spiegelgleichheit verstehen: um einen Punkt oder um eine Linie oder um eine Ebene reiht sich Gleiches in verkehrter Folge, als ob die eine Seite das Spiegelbild der anderen wäre.

Nun verwendet man jenen Ausdruck auch für mancherlei ähnliche Erscheinungen. Wenn rechts und links von einer solchen „Achse" Gleiches in gleicher, nicht in verkehrter Folge erscheint, so ist nur eben Gleichheit, in Fällen kleiner Abweichungen davon oder in Fällen eines bequemeren Sprachgebrauches sogenannte „Gleichartigkeit", Gleichmäßigkeit" usw. vorhanden. In diesem Sinne hat auch jene Stimme aus der Frauenbewegung recht. Im Buchband namentlich verlangen die „Bünde" und „Kapitälbänder", die „Heftfäden", die „Schnitte" usw. soviel Gleichheit oder Gleichmäßigkeit, beides mit solcher Genauigkeit, und dies endlich in so kleinen Dimensionen, daß sich hier die vielgerühmte Eigenheit der Frauenhand wirklich gut bewähren kann.

Das Gesagte mag nun auch von den meisten übrigen Gebieten des Buchwesens gelten. So von der Schriftkunst im weitesten Sinne des Wortes und dann wieder in dem engeren Sinne der Buchkunst. Namentlich alles Typographische mit seinen Ansprüchen an Genauigkeit, Gleichmäßigkeit und gebundene Wohlgefälligkeit, oder sagen wir: regelrechte Schönheit, kommt hier in Betracht. Im Bibliothekswesen haben sich die Frauen bekanntlich sehr gut bewährt; wie weit Gleiches in der Typographie der Fall ist, hat die Öffentlichkeit wenigstens noch nicht eben so bündig erfahren.

Sehen wir nun näher zu, wie weit im Buchwesen von einer wirklichen Symmetrie gesprochen werden kann, also von derjenigen Gestaltung, mit welcher z. B. die beiden Seiten eines tierischen oder menschlichen Körpers einander entsprechen, so gerät man sofort in Verlegenheit, wenn man wirkliche Fälle von Symmetrie aufweisen soll. Nehmen wir ein modernes Buch zur Hand, so bleiben vielleicht nur zwei streng symmetrische Fügungen übrig: die Ränderverteilung sowie Paginierung im Anblicke des aufgeschlagenen Buches, und zwar um seine Höhenachse. Hier stehen die Seitenzahlen, falls man sie nicht im Sinn einer besonderen Eleganz in die Mitte (oben oder unten) setzen will, an den äußeren oberen Ecken; und seitlich von jener Achse folgen im Gegensinne der Innenrand, der Druckspiegel, der Außenrand. Schauen wir dann ein typographisch auch noch so schön ausgestattetes Buch daraufhin an, was an ihm sonst noch streng Symmetrisches zu finden sei, so werden wir aller Voraussicht nach fast völlig enttäuscht sein.

Drehen wir das aufgeschlagene Buch ganz um, so daß wir seinen Rücken, rechts von ihm den oberen, links von ihm den unteren Deckel erblicken, dann ist hier eine Symmetrie immerhin möglich. Dazu muß die Rückseite eine genau gleiche Zeichnung wie die Vorderseite tragen, und zwar so, daß diese Zeichnung gegen den Rücken zu mindestens um ein Geringes anders ist als gegen die Außenkante zu, und daß diese Ungleichheit auf der Gegenseite im Gegensinne wiederkehrt.

Allein dieser genaue Fall dürfte selbst dort selten sein, wo man mit Vorliebe künstelt. Sodann wiederholt man den Titel eines Buches nicht gern auf der Rückseite; höchstens bei ungebundenen Büchern empfiehlt sich eine solche Wiederholung, vielleicht mit der Verschiedenheit, daß rückwärts die Bücherserie angegeben wird, zu welcher der einzelne Band gehört.

Das hochgestreckte Rechteck des Buchrückens läßt sich natürlich wie jegliches derartige Gebilde symmetrisch ornamentieren, d. h. so, daß von einer Mittelachse nach beiden Seiten z. B. Ranken oder dergleichen im Gegensinne laufen. Sobald jedoch der Rücken zur Wiederholung des (abgekürzten) Buchtitels verwendet wird, ist auch schon die genaue Symmetrie dahin: denn Schriftwerk ermöglicht nur bei einer ans Fürwitzige grenzenden Künstelei symmetrisches Gestalten.

Günstigeres Feld findet die Symmetrie auf dem oberen Buchdeckel selbst, zumal sofern kein



Titel dastehen soll. Und hier zeigt uns die Geschichte der Buchbinderkunst immerhin einen Reichtum von Beispielen der Symmetrie. Doch ist dieser Reichtum nicht eigentlich eine charakteristische Buchsache: er kommt schließlich auf nichts anderes hinaus, als auf den Schmuck irgend einer Fläche, wie er sich auch auf Plaketten, Gefäßdeckeln, Altartafeln und dergleichen wiederfinden kann.

Eine erneute Durcharbeitung der Geschichte jener Kunst von der Fragestellung der Symmetrie aus würde sich lohnen. Sie kann auf die alten elfenbeinernen Diptychen und Triptychen zurückgehen und von ihnen aus weiterschreiten zu den Elfenbeindeckeln von Handschriften des früheren und mittleren Mittelalters. Wir finden hier, zumal in Fällen eines größeren Aufwandes, vorwiegend eine medaillonartige Mittelfüllung und einander gleiche oder annähernd gleiche Füllungen der vier Ecken. Dabei kann die Achse der Symmetrie sowohl wagrecht liegen (nach dem Rücken zu senkrecht), oder lotrecht (dem Rücken parallel); oder es können beide Achsen vorhanden sein. Die vertikale Achse herrscht ersichtlich ebenso vor, wie es in der Symmetrie überhaupt der Fall ist; und wo die Horizontalachse auftritt, dort geschieht es wahrscheinlich niemals ohne ein glänzendes Wirken der Vertikalachse.

Nun läßt sich jener Typus des Mittelmedaillons mit den vier Eckstücken durch die Jahrhunderte weiter verfolgen, und zwar auch aus dem Elfenbein hinüber in das Leder, wie es am Ende des Mittelalters in die Buchkunst eintritt. Namentlich die berühmten Liebhabereien der französischen Könige zeigen symmetrische Prachtbeispiele dieses Typus; und von da aus, nicht zuletzt in Nachahmung der vielberühmten Grolier-Bände, drang diese Art auch nach Deutschland.

Inzwischen hatte der Islam ähnliche Kunstleistungen gezeitigt; möglich, daß nähere Forschungen eine größere Tendenz zur Symmetrie in der muhammedanischen als in der christlichen und namentlich abendländischen Kunst zeigen werden. Dies zumal deshalb, weil der Verzicht auf figürliche Darstellungen die ornamentale Symmetrie und zwar nach beiden Achsen zugleich begünstigt. So z. B. bei den arabischen Buchdeckeln im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum.

Die allmähliche Befreiung der Mitte des Buchdeckels von jenem Medaillon, verbunden mit spitzenförmigen und sonst derartigen Randornamenten um die leere Mitte, wie wir dies etwa seit Ende des XVIII. Jahrhunderts verfolgen können, verringert immer mehr und mehr die Gelegenheit zu symmetrischen Bildungen jener älteren Art. Neuere Bemühungen nach einer reichlicheren Füllung des Buchdeckels kommen im allgemeinen wohl darauf hinaus, etwas strenge Grundzüge mit freieren Einzelheiten zu durchsetzen.

Bei dieser Gelegenheit darf wohl auf den gut übersichtlichen Artikel „Buchbinderei" in dem überhaupt empfehlenswerten „Kunstlexikon" von 1905 des Verlages Spemann hingewiesen werden, sowie auf die dortige Tafel 103, die neun Beispiele von künstlerischen Buchdeckeln aus alter und neuester Zeit vorführt.

Noch reichere Kunst als die Buchdeckel und darum anscheinend noch mehr Gelegenheit, das Problem der Symmetrie zu studieren, entfalten die Buchmalereien oder Miniaturen. Es wird nicht allzu kühn sein, wenn wir uns erlauben, das Ergebnis solcher Spezialstudien vorauszusagen. Kurz: die Miniatur zeigt wenig Symmetrie, am wenigsten in der Gotik, etwas mehr in der Renaissance, in der sie aber bereits zu Ende geht. Am ehesten mögen noch wieder Beispiele aus der arabischen Kunst etwas mehr Symmetrie aufweisen.

Es wird uns im Verlauf unserer Zeilen erst so recht klar werden, wie diese Miniaturen auch bei Beschränkung auf das Ornament von vornherein nicht zur Symmetrie neigen. Die Verzierungen der Majuskeln, also der schmuckreichen Initialen, bemühen sich kaum jemals danach; stehen sie doch auch selber von vornherein unsymmetrisch. Der vielleicht neueste Beitrag zu der Geschichte der Miniaturen bestätigt das Gesagte ebenfalls. Wir meinen die Abhandlung von Beda Kleinschmidt: „Zur süddeutschen Buchbinderei des späteren Mittelalters", in der „Christlichen Kunst", II/11 und 12, August und September 1906. All der Reichtum, den wir hier namentlich durch die beigefügten Abbildungen (im 12. Heft) kennen lernen, führt uns von den Interessen der Symmetrie ab, eine oder die andere Schlußverzierung ausgenommen, die übrigens bereits ein gut Stück Renaissance vorwegnimmt.

Was nun das Schriftwesen selber betrifft, so ist für dieses noch weniger an Symmetrie zu denken. Selbst bei Spielereien, wie etwa einer Kreisschrift oder einem Gedicht in geometrischer Verteilung der Verse, ist kaum eine wirkliche Symmetrie erreichbar. Die antike Verbindung von gleichlaufenden und rücklaufenden Zeilen, das von der Wendung pflügender Ochsen her so benannte „Bustrophenon", gibt nicht einmal genug Gelegenheit, seine Spur von Symmetrie glänzen zu lassen.

Dagegen tritt hier umso gewichtiger eine Verwandte der Symmetrie auf: das „Gleichgewicht", also die Bemühung, in Ungleichem das eine Stück nicht an Fülle oder Intensität oder Bedeutung hinter dem anderen zurückstehen zu lassen. Darauf beruht ja ein großer Teil aller typographischen Schönheit, nicht zuletzt die Abneigung gegen isolierte Zeilen. Sollen wir ferner eine kunstfreundliche Zeitschrift betiteln: „Kunstfreund", oder aber „Kunst-Freund"? Das erstere ist logischer, das zweite insofern ästhetischer, als dieses Wort in einer Mitte zu stehen kommt, also eine wenigstens gedachte Vertikalachse durch seine Mitte hindurchlaufen läßt und folglich dem K ein gleichwiegendes F entgegenstellen möchte. Unseres

Erachtens würde allerdings ein Ausweg besser sein, der von einer solchen Beeinflussung des Wortbildes durch derartige Rücksichten ganz absieht.

Nun hat sich ein kleines, aber bedeutungsvolles kunstgeschichtliches Ereignis vollzogen, das auf diesem ganzen Gebiete klärend wirken dürfte, auch wenn seine Beiträge zur Buchkunst nur gering an Zahl sind. Wir meinen die Ausstellung im Königlichen Württembergischen Landesgewerbemuseum zu Stuttgart 1906 und 1907. Sie ist keine künstlerische Gesamtexposition, sondern eine Fachausstellung für ein ganz bestimmtes und engbegrenztes Thema: „Symmetrie und Gleichgewicht". Das Unternehmen geht auf die persönlichen Bemühungen des neuen Direktors dieses Museums, Dr. G. E. Pazaurek, zurück, des früheren Direktors des Nordböhmischen Gewerbemuseums zu Reichenberg.

Uns liegt der von ihm verfaßte Katalog vor, der sich zugleich auf einen Auftrag der Königl. (Württembergischen) Zentralstelle für Gewerbe und Handel berufen kann. Das vorliegende Büchlein ist allerdings weniger ein eigentlicher Katalog, entspricht diesem Begriffe vielmehr nur durch ein kleines Kapitel „Führung durch die Stuttgarter Ausstellung". Seine Hauptsache sind erläuternde Darlegungen des Museumsdirektors, ergänzt durch „Äußerungen von Künstlern und Kunstforschern der Gegenwart über die Symmetriefrage oder über unseren Ausstellungsplan"; dazu noch 16 Beispiele aus der Exposition in Abbildungen.

Ersichtlich ist die Buchkunst in jener Ausstellung, die trotz des engen Themas sehr weit greift, nur so gering vertreten, daß die Autopsie schwerlich etwas an dem Eindruck ändern dürfte, den das Katalogbuch selbst macht; und darum erlauben wir uns auch, dem Leser über dieses allein zu berichten. Das aber lohnt sich reichlich. Vor allem werden wir in das Wesen der Symmetrie und einiger Verwandter von ihr ziemlich klar eingeführt.

Unter den verschiedenen Fällen einer „Spiegelgleichheit" steht die sogenannte „bilaterale Symmetrie" voran. Der Verfasser definiert sie als „die vollständige Kongrurenz und gleich hohe und gleichartige Gegeneinanderstellung (Spiegelumkehr) der Elemente zu den beiden Seiten einer (meist vertikalen) Symmetrie-Linie (Achse) oder Symmetrie-Ebene". Nachdem wir dann die Ausdrücke für bloße Gleichförmigkeit und ähnliches kennen gelernt haben, kommt das zweite Phänomen an die Reihe, das mit dem ersten zusammen der Ausstellung den Namen gibt: das Gleichgewicht. Dieses läßt sich nicht so bündig definieren wie die Symmetrie, wird aber durch Erläuterungen, wie wir selber eine im obigen gegeben haben, bald klar: „eine beiläufig gleichmäßige Verteilung der Massen" usw. Auffallend ist, daß die ganze vorliegende Schrift und anscheinend auch die Ausstellung selbst dieses Phänomen weit hinter das erstgenannte zurücktreten läßt.

Einige Grundgedanken ziehen sich durch diese ganzen Darlegungen hin, einschließlich der Äußerungen von anderen Seiten. Uns interessiert besonders der Hinweis darauf, daß in der Symmetrie Ruhe, Erhabenheit, Feierlichkeit, Monumentalität liegt, in der Unsymmetrie dagegen die Entladung des Temperamentes, teils nach der Seite kapriziöser Laune, teils nach der wilder Leidenschaft (Seite 51). Kurz: „Symmetrie ist Ruhe". Dazu kommt dann das Gleichgewicht als „Beruhigung" (Seite 105). Auch die von Paul Rée eingeholte Äußerung enthält einen derartigen Gedanken: „Und schließlich wird die Art des dargestellten Gegenstandes an sich stets mitzusprechen haben, ob beispielsweise eine Gestalt in Ruhe verbleibt, bewegt ist, oder ob eine besondere Willensrichtung angegeben werden soll" (Seite 128).

Im Ganzen widersprechen die zusammengestellten Äußerungen einander wenig. Fast immer kehrt einerseits das Zugeständnis einer Symmetrie in gewissen Fällen und andererseits die Warnung vor pedantischer Anwendung wider. U. a. verweist Paul Cristeller darauf, daß bei Werkzeugen, Geräten und im Schriftwesen die Zweckmäßigkeit häufig in Unsymmetrie zum Ausdrucke kommt. Theodor Johannsen spricht feinsinnig von der „Stimmungsbeziehung", welche die Formen zueinander haben. „Der Künstler fühlt die Zwiesprache, die zwei Formen miteinander führen. Das ist ihre Schönheit, ihre künstlerische Daseinsberechtigung und das Maß für ihre Anwendung. So können eben auch unsymmetrische Linienelemente eine schöne Einheit ausmachen."

Hans Dietrich Leipheimer unterscheidet Konstruktives und Ornamentales auch so, daß ihm „der freie, nur das Massengleichgewicht suchende Buchschmuck Eckmanns angenehmer" ist, als seine freien Möbel. Woldemar v. Seidlitz verweist auf das Sempersche Gesetz von dem Gleichgewichte der positiven und negativen Bestandteile einer Zierform; nur soweit dieses in der Symmetrie zum Ausdrucke gelange, erfülle sie vollkommen ihren Zweck; und sie sei „nur eine durch bestimmte Verhältnisse geforderte Form des Gleichgewichts".

Walter Ziegler spricht etwas näher von dem, was uns hier speziell interessiert. „Bei Anwendung abstrakter Formen kann Willkür manchmal am Platze sein, z. B. bei Holzmaserung, Marmordessins und allen Zufallsformen der Buntpapierindustrie." Wo maschineller Druck und dergleichen eine rhythmische Wiederholung verlange, werde die Spiegelverkehrung der Elemente „mindestens nicht unkünstlerischer wirken, als rhythmische Wiederkehr derselben Form überhaupt, nur darf diese nicht gesetz- und geistlose Willkürform sein". In dem reichen Feld für ornamentale Dekoration, das der Buchschmuck bildet, finde sich beinahe jede Gelegenheit, alle Arten von Symmetrie und Asymmetrie auf ihre partielle und lokale Brauchbarkeit zu prüfen.

„Hier finden wir den konstruktiven Einband, den Schnitt, die Vorsatzmusterung ohne räumliche Einschränkung, Exlibris als Einzelkunstwerk, Randleisten, Kopfleisten, Umrahmungen, Schlußvignetten, Schriftsatz des Textes und des Titels. Hier bietet sich dem Suchenden ein reiches Feld seiner Prüfungstätigkeit."

Eine besondere Art von Symmetrie hat der Verfasser lediglich angedeutet; und die weiteren Darbietungen geben kaum Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Es ist dies die „noch gar nicht gewürdigte" Tatsache, „daß es nicht nur eine Symmetrie der Linien und Flächen, sondern auch eine Symmetrie der Farben, sowie eine Symmetrie des Lichtes gibt, welche nicht weniger Beachtung verdienen, als die lineare Symmetrie, und die uns speziell die Werke der Malerei vielfach in neuem Lichte zeigen und manch unbewußtes Gefallen oder Mißfallen erklärlich machen." Noch häufiger werde von einem „Gleichgewicht der Farben" und einem „Gleichgewicht des Lichtes" gesprochen werden können; doch sei das Weitere Sache der Zeit (Seite 16).

Nun werden wir von dem Verfasser, dessen kunsthistorische Kenntnisse uns auch auf Spezialgebieten wie denen der Wappen- und Waffenkunde entgegentreten, durch die Zeiten und Stile hindurchgeführt. Er unterscheidet in neuer Weise (zuerst 1902) konservative und oppositionelle Stile: jene seien die klassische Antike, die Romantik, die Renaissance und das Empire; diese seien, gerade dazwischen geschoben, die alte nordische Kunst, die Gotik und das Rokoko.

Der sogenannte nordische Stil kommt hier allerdings nur kurz und schlechter weg, als es einem modernsten Verfechter dieses Altertumes, wie etwa Willy Pastor oder Friedrich Seesselberg, lieb sein wird. Von einem erfolgreichen Kampfe mit einer altberühmten ästhetischen Kultur sei hier keine Rede; „und unsymmetrische Einzelheiten in irischen Buchmalereien oder fränkisch-merowingischen Schmuckstücken spielen daher auch keine nennenswerte Rolle".

Soviel Leuchtkraft nun auch jene Stilunterscheidung Pazaureks hat, so sehr wird doch auch er selbst es gut heißen, wenn wir auf ihre Gefahren aufmerksam machen. Am größten scheinen sie gegenüber dem Verständnisse der Gotik zu sein. Mit dieser ist es gerade im vorliegenden Werk eine eigentümliche Sache. Der Verfasser anerkennt die auch für die Gotik bestehenden Symmetrieforderungen und erklärt durch sie die Meinung, die Gotik wäre geradezu ein Symmetriestil par excellence. „Aber dies ist bestimmt nicht der Fall." Leider muß der Verfasser das Pech haben, gerade wiederum derselben Meinung in seinem eigenen Buche Raum zu geben. Denn der Darmstädter Maler und Architekt Hans Dietrich Leipheimer faßt wörtlich die Gotik „als symmetrischer Stil par excellence", allerdings mit dem Zusatze, daß sie gleichwohl die freie Anordnung kenne.

Ferner ist es nicht ganz klar, was Pazaurek meint, wenn er von der „Surrogat-Gotik" unserer Zeit spricht. Seite 56 klagt er über das künstlerische Verbrechen des Prager Dombauvereines, der den dortigen St. Veitsdom seines Renaissance-Turmhelmes beraube und dafür zwei symmetrische Turmmonstra in jener Gotik errichte. So sehr nun auch der Verfasser recht hat, gegen nachträgliche Stilreinigung zu protestieren, so würde hier doch eine Aufklärung erwünscht sein: sieht er in jeglicher gegenwärtigen Wiederaufnahme eines alten Stiles ein Surrogat, oder bedauert er nur, daß die tatsächlichen Erscheinungen der Neogotik minderwertig seien?

Der Autor bemerkt, man habe sich bisher nicht sonderlich darum bekümmert, warum z. B. gerade die Gotik auf den romanischen Stil folgen mußte. Es scheint doch, daß dies tatsächlich schon geleistet sei, soweit es sich überhaupt leisten läßt. Sodann aber dürften einige typische Verkennungen der Gotik hier wiederkehren. So die Zuweisung gotischer Skulpturen an die Romantik, die doch in der Tat nur eine dürftige Bildhauerei gehabt zu haben scheint. Es heißt hier (Seite 86): „Für die romanische Skulptur sei nur auf ein, künstlerisch allerdings weniger hervorhebenswertes Beispiel hingewiesen, nämlich auf den im Dome von Erfurt befindlichen Grabstein des Grafen von Gleichen, dessen symmetrische Disposition zu der bekannten Sage von den beiden gleichzeitigen Frauen Veranlassung gegeben hat." Dieser Grabstein ist aber unseres Wissens aus dem XIII. Jahrhundert; und welcher außerordentliche Grund läßt uns in ihm noch eine Romantik erkennen?

Kurz: die Gotik wird wieder einmal unterschätzt. Wenn Pazaurek an ihr mehr das Unsymmetrische als das Symmetrische betont, so wollen wir nicht direkt widersprechen. Wenigstens dem Schreiber dieser Zeilen erscheint die Gotik als der bislang vollkommenste Stil überhaupt, in welchem man also auch die richtige Mitte zwischen dem einen und dem anderen von Fall zu Fall richtig zu ziehen wußte. Eine solche richtige Mitte liegt aber effektiv der Unsymmetrie näher; und die gotischen Miniaturen haben es uns schon gezeigt. Sie und die Gotik überhaupt weisen uns auf das Recht der Unsymmetrie gerade auch im Buchschmuck hin und geben uns Vorbilder von einem wohl noch lange nicht ausgeschöpften Reichtum für unser Gebiet.

Gehen wir zu den Exlibris, so wird auch hier aller Voraussicht nach ein näheres Forschen weniger Symmetrie als Unsymmetrie finden, obwohl diese zierlichen Rechtecke und dergleichen von vornherein doch die bequemste Gelegenheit geben, viel Symmetrie zu pflegen. Besucher der Ausstellung werden näheres sagen können, da dort auch die moderne Exlibris-Kunst (das vorliegende Buch enthält Seite 155 den charakteristischen Satzfehler „Ex-libriskunst") vertreten ist, und zwar durch ausgewählte instruktive Stücke der

Sammlung des Hofkunsthändlers Fritz Hoffmeister in Stuttgart.

Im übrigen enthält die Ausstellung Buchschmuck von Professor Pankok und von den Kunstgewerbeschulen zu Magdeburg, zu Elberfeld, zu Barmen. Die dem Buche beigegebenen Abbildungen verzichten auf Beispiele aus unserem Gebiet. Dagegen zeigt Abbildung 8 ein Leinengewebe mit phantastischen Bibelszenen aus dem XVII. Jahrhundert. Die Formen sind hier rechts und links genau spiegelgleich; aber auch die rechts in gewöhnliche Weise zu lesenden Inschriften sind links in Spiegelumkehrung wiederholt.

Man sieht aus allem bisherigen: dem Buchschmucke kommt weitmehr das Prinzip der Reihung als das der Symmetrie zu; und zwar gilt es nicht bloß umkehrbaren Reihen, d. h. solche, die in beiden Richtungen gleichmäßig durchlaufen werden können, sondern speziell auch nicht umkehrbaren Reihen, d. h. solchen, die nur in einer bestimmten Richtung zu durchlaufen sind. Dies folgt aus dem Wesen des Buchschmuckes.

Jedes Buch verlangt zur Beschäftigung mit ihm eine Bewegung und zwar ganz besonders eine nach ein und derselben Richtung durchlaufende Bewegung. In ihm vereinigen sich die bildende Kunst oder die des Raumes, der Ruhe, mit der redenden Kunst, also der Kunst der Zeit, der Bewegung. Einen solchen Fall kennt die Ästhetik bereits durch die Tanzkunst. Für unser Gebiet aber kommt noch weit mehr die geistige Grundlage des Ganzen in Betracht. Ihr und dem Zeitverlaufe des Inhaltes kann der bildende Schmuck nur Diener sein. Dadurch ist alle Symmetrie für den Buchschmuck von vornherein Nebensache geworden.

Man kann dann im einzelnen immerhin Spielereien treiben, wie es unter anderen die „etwas weithergeholten Pendants“ z. B. der Justitia und der Lucretia auf Bucheinbänden der Renaissance sind (Seite 65). Aber was wir von unserem Autor selbst über die Ruhe der Symmetrie usw. gehört haben, entspricht dem Buchwesen wenig. Wir stehen hier inmitten der zahllosen Fälle aus der kunstgewerblichen Praxis, die sich, wie Pazaurek sagt (Seite 59), „ihrer Natur nach einfach symmetrisch nicht lösen lassen. Zwei gegenüberliegende Seiten eines Buches werden — da schon jede bloße Inschrift die Symmetrie ausschließt —, wenn man individuellen, mit dem Text zusammenhängenden Buchschmuck wählt, nur in den seltensten Fällen symmetrisch sein können, wenn man dem Inhalt nicht Gewalt antun soll; man wird sich vielmehr gerne mit dem beiläufigen Gleichgewicht zufrieden geben, große leere Flächen zur Abrundung des Satzbildes füllen usw., wenn der Text nicht gar eine unsymmetrische Schmuckanordnung nahelegt. Auch beim Bucheinband wird man die vollständige symmetrische Übereinstimmung der oberen und unteren Decke lieber vermeiden, wenn der Rücken nicht deutlich die Lage des Buches verrät; man will doch gleich beim ersten Griff das Buch richtig und nicht erst verkehrt aufschlagen können.“

Und eine Symmetrie, an der doch ein weniges abgebrochen werden muß, kann schlimmer sein, als gar keine. Elementare ästhetische Formen vertragen eben die geringste Abweichung schwer; die höheren ästhetischen Formen vertragen sie ganz wohl. Darauf weist auch unser Verfasser mehrmals hin (Seite 80, 145).

Durch das ganze Buch hindurch geht, bald dunkel geahnt, bald scharf formuliert, die Erkenntnis, daß die Symmetrie eine elementare (allerdings auch wieder nicht die elementarste) ästhetische Form ist und die Tendenz nach ihrer eigenen Überwindung in sich trägt, so daß von ihr aus zu immer höheren und dadurch freieren Formen fortgeschritten wird. Innerhalb dieses Fortschrittes gibt es nun ein Formverhältnis, das sowohl zum Verständnisse der Symmetrie wie auch zur Betrachtung unseres Spezialgebietes besonders dienlich sein kann: es ist dies der sogenannte goldene Schnitt. Er besteht kurz darin, daß sich in irgend einem Verhältnisse von Dimensionen ein Kleineres zum Größeren verhält, wie das Größere zum Ganzen. Arithmetisch berechnet: 382 zu 618 wie 618 zu 1000. Ein Rechteck habe beispielsweise 382 mm in der kürzeren und 618 mm in der längeren Seite; oder eine Linie von 1000 mm wird durch einen Einschnitt in den „Minor“ von 382 und den „Major“ von 618 geteilt.

Dieses merkwürdige Verhältnis verlangt nun keineswegs ebenso wie die Symmetrie eine große Genauigkeit. Mancher, der sich für den goldenen Schnitt interessiert, glaubt ihn dort vorhanden, wo die Abweichung sogar mehr als $1^{1}/_{2}$ des Ganzen beträgt. So haben wir hier ein Verhältnis, das durch allmähliche Abstufungen ins Freie übergeht. Tatsächlich finden sich strenge Fälle des goldenen Schnittes mannigfach vermischt mit weniger strengen und mit weit abliegenden Teilungsverhältnissen. Trotzdem aber kommt der goldene Schnitt nicht etwa lediglich so oft vor, wie er statistisch überhaupt vorkommen müßte, sondern weit öfter; und zwar so, daß der Durchschnitt seiner Annäherungen für das Recht seiner Anerkennung spricht. Der Ästhetiker Gustav Theodor Fechner hat dies in einer Weise dargetan, daß er bei Pazaurek doch mehr Beachtung finden sollte, als er tatsächlich findet. Durchschnittlich zeigen die Blätter unserer Bücher und vielleicht noch mehr im Druckspiegel Rechtecke im goldenen Schnitt.

Auch die Stellung einer Titelinschrift und dergleichen auf einem sonst leeren Blatt oder inmitten sonstiger Schrift erinnert häufiger, als man vermuten möchte, an den goldenen Schnitt. Schülerhefte tragen das für Namen und dergleichen bestimmte Schild in der Regel bereits so, daß jenem

Verhältnisse Gelegenheit zur Verwirklichung geboten ist. Schreiber dieser Zeilen hat auf leeren Blättern eine und dieselbe titelförmige Inschrift höher und niedriger angebracht und dann zahlreiche Versuchspersonen, die nach ihrem Geschmack am besten gestellte wählen lassen; die Bevorzugung der in der Höhe des goldenen Schnittes angebrachten Schrift war geradezu verblüffend. Nach einer dem Referenten von Prof. A. Lichtwark mitgeteilten Hypothese bevorzugen Menschen, deren Taille tiefer liegt, als es am Körper selbst dem goldenen Schnitt entspricht, eine höhere Lage der Inschrift; und umgekehrt. — Weitere Beobachtungen und Versuche in diesen Richtungen würden sich jedenfalls empfehlen.

Nachdem wir im bisherigen lediglich von der Ausstattung eines gegebenen Buchtextes gesprochen, rechtfertigt sich wohl noch ein Wort über dessen Gliederung selbst. Von Symmetrie ist hier natürlich rasch abzusehen. Doch darf man wohl bedauern, daß gar oft das Gleichgewicht, ja selbst noch losere Verhältnisse, wie man sie etwa als Gleichmäßigkeit usw. bezeichnen kann, unnötig verletzt werden. Sätze von außerordentlicher Kürze und außerordentlicher Länge wirken leicht wie zu kurze und zu lange Überzieher. Dagegen mag die Mischung kurzer und langer Sätze außerhalb der proportionalen Gebote stehen. Wohl aber muß über den Mangel an Aufmerksamkeit auf Absätze des Textes geklagt werden; und zwar auch deshalb, weil die Zerlegung unmäßig langer Abtätze in kleinere Partien lange nicht so schwer ist, als mancher Autor inmitten seiner Gedankengespinste glauben möchte.

Endlich kann noch gefragt werden, ob die Gliederung und Katalogisierung einer Bibliothek ebenfalls Rücksichten irgend eines Gleichgewichtes oder dergleichen verlangt. Damit entfernen wir uns allerdings immer mehr von denjenigen Fällen, in denen derartiges einen Sinn hat. Auch hier wird manche Ungleichmäßigkeit sofort zu vermeiden sein, wenn nur einmal das Interesse darauf eingestellt ist. Allein auch Bibliotheken sind schließlich mehr eine Sache der Bewegung, als eine der Ruhe; sie leben ihr wechselvolles Leben; und manche Katalogrubrik, die heute vielleicht nur ein einziges Stück enthält, hat nach wenigen Jahren ihre ursprünglich umfänglicheren Schwestern überholt.



Chronik.

Aloys Dreyer: Franz Pocci der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Mit zahlreichen Illustrationen. München und Leipzig 1907. Georg Müller.

Poccis Werke finden bei Bibliophilen und Kunstsammlern, bei Literarhistorikern, Dichtern und Musikern eine gar verschiedene Bewertung. Pocci ist ungemein schwer objektiv zu charakterisieren, *das* Urteil nur dürfte im allgemeinen von allen über ihn zu fällen sein: als Dilettant wie als Persönlichkeit bleibt er eine seltene Erscheinung. Deshalb wird Pocci in einer Ausstellung seiner Zeichnungen, Aquarelle und Illustrationen noch nicht den Erfolg haben können, den sein ganzes vielseitiges Schaffen gewährleistet. — So wird auch das vorliegende Werk *Aloys Dreyers* weit besser als irgend ein anderes der Art des Grafen Pocci gerecht, weil es uns den Münchener Aristokraten als Dichter und Künstler und Kinderfreund schildert. In der Vielseitigkeit liegt Poccis Bedeutung. — Dreyer hat es übrigens verstanden, mit diesem Werke uns viel mehr zu geben als eine Charakteristik des Künstlers. Wer sich mit der Literaturgeschichte Münchens beschäftigt, wird in den Erklärungen Dreyers zu Poccis Karikaturen sehr viel neues Material finden und wer heute mit Ruederer meint, das allerbeste von Münchens Theatern sei gegenwärtig das Kasperltheater, wird in dem Kapitel von den Puppenspielen besonders gern lesen und erfolgreiche Studien machen. — Die dem Werke beigegebene Bibliographie von Poccis Schriften und Bildwerken verbessert vielfach die frühere von H. Holland. Ein Personenverzeichnis läßt den überraschend reichen Inhalt des Werkes überschauen. Stichproben aber nach diesem Verzeichnis angestellt, machen das Werk für alle Buchforscher und -Freunde begehrenswert. Die prunklose und doch gediegene äußere Form des reich und mit Geschmack illustrierten Buches zeichnet das künstlerische Verständnis des Verlegers aus, wie der Inhalt den Verfasser.

München. *Dr. E. W. Bredt.*

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE.

Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen.

Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz.

11. Jahrgang 1907/1908. —— Heft 6: September 1907.

„Falsche Gulden"-Blätter aus der Frühzeit der Druckerkunst.

Von

Professor Dr. Konrad Haebler in Berlin.



Zu wiederholten Malen schon habe ich Gelegenheit gehabt, die Leser dieser Zeitschrift von den kleinen und kleinsten Druckerzeugnissen der alten Typographen zu unterhalten, die uns den Beweis erbringen, daß, wenn auch Gutenberg seine geheimnisvoll ausgeübte Kunst in erster Linie den geistlichgelehrten Kreisen hatte zugute kommen lassen wollen, die Erfindung doch ganz von selbst binnen kürzester Frist begann, sich in den Dienst des täglichen Lebens zu stellen, in dem sie im Laufe ihrer Entwicklung eine der großartigsten Umwälzungen hervorzubringen bestimmt war, deren die Weltgeschichte jemals Zeuge gewesen ist.

Allerdings lassen die Kleinigkeiten, von denen hier die Rede sein soll, noch nichts von der Bedeutung ahnen, welche die periodische Presse, deren Vorläufer sie doch auch mit gewesen sind, in späteren Jahrhunderten gewinnen sollte. Und doch dienten die Flugblätter, die ich hier ans Licht ziehe, einstens einem ähnlichen Zwecke wie derjenige Teil des Kurszettels in unseren Tagesblättern, der über den Stand der Preise für die ausländischen Münzsorten orientiert.

Zu den großen Schwierigkeiten des geschäftlichen Verkehrs, wie er sich seit dem Ausgange des Mittelalters bis in verhältnismäßig neue Zeiten entwickelt hat, gehörte die außerordentlich große Mannigfaltigkeit der verschiedenartigen Münzsorten, deren wahren Münzwert zu erkennen selbst für einen weitgereisten und geschäftsgeübten Kaufmann fast ein Ding der Unmöglichkeit war. Das Recht, eigene Münze zu schlagen, stand im XV. und XVI. Jahrhundert noch außerordentlich vielen Instanzen zu, denn nicht nur die sämtlichen kleinen reichsunmittelbaren Territorialherren waren berechtigt, sich den Luxus eines eigenen Gepräges zu leisten, sondern auch alle reichsfreien Städte, und manche solche, die es nicht mehr waren, aber einzelne Hoheitsrechte in die Zeit ihrer territorialen Abhängigkeit hinüber gerettet hatten, schlugen in Gold und Silber und Kupfer die Münzen für ihren eigenen Bedarf im binnenländischen und im nachbarschaftlichen Verkehr. Und sie schlugen sie nicht nur mit eigenem Gepräge, sondern sie machten auch von dem Hoheitsrechte ergiebigen Gebrauch, den Feingehalt ihrer Münzen eigenmächtig und ohne Rücksicht auf den interkommunalen Verkehr zu bestimmen. Nicht nur die großen Potentaten, sondern auch die kleinen betrachteten es damals noch als ein willkommenes Mittel, um aus einer augenblicklichen Finanzverlegenheit herauszukommen, daß

sie ihre umlaufenden Münzsorten einforderten und einschmolzen, um sie in gleicher Wertbezeichnung aber mit vermindertem Feingehalte aufs neue in Kurs zu setzen und dabei einen reichlichen Schlaggroschen in ihre Tasche zu wirtschaften.

Die Folge dieser Verhältnisse war es naturgemäß, daß im täglichen Verkehr jedes Geldstück unbekannten Gepräges mit dem äußersten Mißtrauen betrachtet wurde. Auf den großen Messen, auf denen das Zusammenströmen der Kaufherren aus den verschiedensten Gebieten auch einen Zustrom von Münzen der verschiedensten Währungen mit sich brachte, war für eine ausreichende Kontrolle gesorgt durch die zahlreichen Geldwechsler, deren Geschäft aus der Mannigfaltigkeit des Geldes nur Vorteile zog; anders aber lag die Sache auf den kleinen Märkten und bei den Geschäften im inneren Verkehr, die die Belastung mit den Spesen, welche die Hinzuziehung des Geldwechslers erforderten, nicht ertrugen. Hier fand nicht nur die Übervorteilung durch Münzen geringwertigeren Gepräges ein ergiebiges Feld spekulativer Tätigkeit, sondern hier begünstigten die bestehenden Verhältnisse unmittelbar den Betrug.

Bei den unendlich vielen Münzsorten, die noch dazu vielfach keineswegs lange im Gebrauch blieben, sondern immer einmal wieder von der eigenen Münzstätte zurückgezogen und eingeschmolzen wurden, um durch eine neue Prägung ersetzt zu werden, konnte schließlich auch ein Wechsler nicht mehr in jedem Augenblicke darüber vollkommen orientiert sein, ob ein Geldstück von ungewohntem Gepräge nur einen neuen Typus vorstellte, oder ob es überhaupt eine willkürliche, womöglich gar minderwertige Prägung war. Denn auch das kam ja vor, daß sich Instanzen das Münzrecht anmaßten, denen es rechtlich nicht zustand, und Geld prägten, das ohne eigentlich falsch zu sein, doch keine rechtliche Geltung besaß. Natürlich begünstigten aber die bestehenden Verhältnisse auch in hohem Grad die wirkliche Falschmünzerei, die durch die Schwierigkeit der Kontrolle in die Lage versetzt wurde, eine ganze Zeitlang die Früchte ihrer unrechtmäßigen Tätigkeit zu genießen, ehe ihre Erzeugnisse unter der Masse des verschiedenen umlaufenden Geldes so weit bekannt wurden, daß sie aus der Entdeckung für sich selbst Gefahr zu befürchten hatten. Diese war dann allerdings gleich eine sehr ernste, denn dem, der der Herstellung falschen Geldes überführt wurde, drohten nicht nur Leibes- und Eigentumsstrafen, sondern er wurde fast immer am Leben selbst gestraft.

Ein solcher Vorgang muß die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade im Jahre 1482 erregt haben. In Göttingen hatte man die Entdeckung gemacht, daß dort und in einigen anderen Städten in beträchtlichem Umfange nicht nur minderwertiges, sondern direkt falsches Geld hergestellt worden war, und zwar nicht von gewöhnlichen Glücksrittern, sondern von münzkundigen Meistern selbst, die sich die Kenntnisse und Erfahrungen ihres Berufes zunutze gemacht hatten, um den Betrug in großem Stile zu betreiben. Das Gerücht sagte ihnen nach, daß sie nicht weniger als vier Tonnen, d. h. 400000 rheinische Gulden falscher Münze in den Verkehr gebracht hätten, und zwar Münzen, die so raffiniert gearbeitet waren, daß sie weder am Klange noch am Striche zu erkennen waren, obwohl sie nur aus gehärtetem Kupfer mit einem ganz dünnen Überzug von Gold bestanden, so daß ihr wirklicher Wert sich auf nicht mehr als fünf Weißpfennige (fünf silberne Schillinge) belief, obgleich sie als volle Gulden ausgegeben wurden.

Dies Ereignis ist der Anlaß dazu gewesen, daß, wohl zum ersten Male, die Buchdruckerkunst dazu verwendet wurde, den Handel und Verkehr aufzuklären über die Gefahr, die ihm von diesem falschen Gelde drohte. Es läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit feststellen, von welcher Seite zuerst der Warnungsruf gegen die falschen Gulden in der Form eines Plakatdruckes in kleinem Quartformat ergangen ist. Aber das Beispiel wurde von den verschiedensten Seiten bereitwillig aufgegriffen, und wir kennen heufe noch mindestens sieben verschiedene Münzplakate, die aus diesem Anlasse entstanden sind.

Das größte Interesse an der Verbreitung der Warnung hatte unstreitig die Geschäftswelt der großen Handelsstädte, in denen der Verkehr mit Münzen aller erdenklichen Prägungen zu den alltäglichen Vorgängen gehörte. Da nun überdies von den „Falschen Gulden-Blättern",

wie man sie benannt hat, vom Jahre 1482 nicht weniger als drei in Augsburg von drei verschiedenen Druckern hergestellt worden sind, so bin ich der Ansicht, daß die Warnung, trotz gewisser Umstände, die sich aus dem Inhalte anderer Blätter dagegen geltend machen lassen, zuerst von dem Rate und der Kaufmannschaft — beide standen ja in den großen oberdeutschen Handelsmetropolen in den engsten Beziehungen zueinander — von Augsburg ausgegangen ist.

Die Blätter selbst rühmen sich allerdings nicht eines offiziellen Ursprunges. Sie beginnen einfach mit der Erklärung: „Hie sind zu mercken die zeichen der falschen gulden" usw., und führen dann fünf Sorten von Münzen auf, die als ungültig gebrandmarkt werden. In der Unterschrift allerdings wird wenigstens bei der einen Gruppe der Drucke etwas verraten, was auf einen offiziellen Charakter der Plakate hindeutet. Zwei von den sechs Blättern geben nämlich an, daß die Urschrift angeschlagen worden ist am Rathause zu *München*. Das konnte natürlich nur mit Genehmigung oder wohl vielmehr im Auftrage eines wohllöblichen Stadtmagistrates geschehen sein, und damit ist wohl nicht nur für diese beiden Plakatdrucke, sondern für alle miteinander ein offizieller Charakter verbürgt.

Nun vermag ich aber nicht zu glauben, daß die Blätter mit dem Vermerk über den Anschlag in München die Originale sind, von denen die anderen Plakate nachgedruckt worden sind. München war um das Jahr 1482 noch weder als Handelsstadt noch als Druckort von solcher Bedeutung, daß ihm eine führende Rolle in dieser Angelegenheit zuzutrauen wäre. Die großen Handelsemporien von Augsburg und Nürnberg stellten zu jener Zeit das nur als Sitz der fürstlichen Residenz der bayrischen Herzöge bedeutende München bei weitem in Schatten. Selbst kleinere Städte, wie Ulm oder Konstanz oder selbst Ravensburg, hätten eher in einem solchen Falle den Anstoß zu einer weit um sich greifenden Aktion auf diesem Gebiete zu geben vermocht als die dem großen Geschäftsverkehr entrückte Herzogsstadt. Diesem Zustand entsprechend hatte auch der Buchdruck bis dahin nur einen einzigen schüchternen Versuch gemacht, auch die Münchener mit den Vorzügen der neuen Kunst aus der Nähe bekannt zu machen. Daß aber die Winkelpresse des Johann Schobser das Vorbild geliefert haben sollte, nach welchem die drei Augsburger Pressen gearbeitet hätten, ist für jeden, der mit der Art der Weiterverbreitung der alten Kleindrucke etwas näher vertraut ist, fast ausgeschlossen.

Nun sind wir freilich herzlich schlecht daran, wenn wir nach den Erkennungszeichen forschen, die es uns ermöglichen sollen, das Verhältnis der uns erhaltenen sieben Münzplakate über die falschen Gulden vom Jahre 1482 zu bestimmen. Wie skrupellos und gleichzeitig wie nachlässig der Nachdruck in der ältesten Periode des Buchdrucks gehandhabt wurde, ist an mancherlei Beispielen zu verschiedenen Malen nachgewiesen worden. Wenn auch die einst verbreitete Hypothese, daß ein erheblicher Teil der ältesten Druckerzeugnisse nach Diktat von den Setzern gedruckt worden sei, im Verlaufe der Forschungen erheblich beschränkt, wenn nicht ganz hat aufgegeben werden müssen, so steht doch so viel fest, daß die alten Typographen mit den Vorbildern, die sie reproduzierten, nicht nur in sprachlicher, sondern auch in stilistischer Beziehung außerordentlich willkürlich umzugehen pflegten, so daß man mit großer Vorsicht vorgehen muß, wenn man lediglich auf Grund von Textvergleichungen eine Entscheidung darüber zu treffen hat, welcher Druck in einem gegebenen Falle als Vorbild gedient haben mag, welcher als Nachdruck anzusehen ist.

Ich möchte auch nicht behaupten, daß sich für jeden einzelnen der sieben „Falschen Gulden-Zettel" eine bestimmte Abhängigkeit oder eine bestimmte Stelle in der Fortbildung des ursprünglichen Erlasses mit unbedingter Sicherheit wird feststellen lassen. In der Hauptsache ist aber, wenn man gewisse Voraussetzungen anerkennt, das gegenseitige Verhältnis doch annähernd sicher zu ermitteln.

Daß ich nicht aus typographischen, sondern aus sachlichen Gründen den *Augsburger Drucken* die Priorität zusprechen möchte, habe ich oben dargelegt. Im übrigen ist an dem Grundsatze festzuhalten, daß der Nachdruckende in der Mehrzahl der Fälle die Neigung verrät, Einschiebungen und Zusätze vorzunehmen, daß er aber nur ausnahmsweise Worte und Sätze seiner Vorlage unterdrückt, es sei denn, daß

er dieselben mit Rücksicht auf das Publikum, für welches er druckt, für unverständlich oder für überflüssig hält.

Tatsächlich ist die Übereinstimmung der drei in Augsburg entstandenen Münzplakate eine so weitgehende, daß man auf den ersten Blick lieber nach typographischen, als nach textlichen Anhaltspunkten zur Beurteilung ihres Verhältnisses zueinander suchen möchte. Das Unglück will es aber, daß die Eigenarten des Druckes fast noch weniger dafür hergeben als der Text. Dennoch glaube ich, einem bestimmten Blatte den ersten Platz zusprechen zu können.

Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt zwei, nur in bezug auf die Sauberkeit und Vollständigkeit des Druckes verschiedene, aber doch wohl von ein und demselben Satze abgezogene Drucke unseres Plakates, die mit der Type abgedruckt sind, die uns als fette Type des *Günther Zainer* bekannt ist (Zainers Type 2). Zainer selbst kommt aber als Drucker nicht mehr in Betracht. Er hat seine Laufbahn im Jahre 1477 beschlossen und es ist bekannt, daß gerade diese Type seiner Offizin in den Erzeugnissen einer ganzen Reihe von anderen Augsburger Druckern sich wiederfindet, die offenbar nur Letternmaterial erworben, zur selbständigen Herstellung neuer Typen aber nicht befähigt gewesen sind. Die Frage nach dem Schicksal dieser Type und nach dem Verhältnis der mit derselben hergestellten Drucke bedarf noch einer tiefgründigeren Untersuchung. Was unser Plakat an Vergleichsmaterial bietet, ist so außerordentlich wenig, daß sich selbst nach einem eingehenden Studium der Frage vielleicht doch noch nicht wird mit voller Bestimmtheit entscheiden lassen, ob das Guldenblatt in der Zainertype von Johann Blaubirer oder von Johann Bämler, von Hermann Kestlin oder Ambrosius Keller oder Christmann Heyny herrührt. Ausschlaggebend für eine Entscheidung wird in letzter Instanz wohl der Initialbuchstabe sein, den das Blatt an der Spitze trägt. Es ist eine einfache volle Lombarde mit Perlen von ungefähr 17 mm Höhe. Der Zufall will es aber, daß entsprechende Initialen sich bis jetzt noch bei keinem von all den Druckern haben nachweisen lassen, denen der Type nach das Blatt seinen Ursprung verdanken könnte.

Die Ehrwürdigkeit der alten Zainertype ist es nun allerdings nicht, was mich veranlaßt, diesen Abdruck als den ältesten zu betrachten, sondern ein paar kleine Eigenheiten seines Textes. Daß der Anfang des Plakates in allen Ausgaben übereinstimmend lautet: „Hie seind ze merken die zeichen der falschen guldin in dem nyderland gemacht, und seind etliche müntzer zu Goettingen in Sachsen und in anderen städten verprant und (seind) auf vier thunnen golds von in gemüntzet", ist bereits oben gestreift worden. Das Niederland bedeutet im vorliegenden Falle natürlich nicht die Niederlande, sondern das deutsche Niederland, so daß *Göttingen* (in Niedersachsen) offenbar als Schauplatz des ganzen Vorganges anzusehen ist, obwohl seine Chronisten anscheinend von demselben keine Notiz genommen haben. Die einzige textliche Abweichung der Augsburger Drucke untereinander besteht darin, daß das Wörtchen „seind" sich ausschließlich nur in der meiner Ansicht nach ältesten Ausgabe vorfindet, dagegen in den anderen Drucken fast immer fehlt. Da der Sinn des Satzes durch die Einführung des Wortes unbedingt an Klarheit gewinnt, so könnte man allerdings darin ebenso gut die Zutat eines Nachdruckers als die Sorgfalt eines ersten Herstellers vermuten. Daß dennoch die zweite Deutung jedenfalls die richtige ist, scheint mir aber aus einer anderen Lesart hervorzugehen, die gleichfalls diesem Drucke gegenüber allen anderen eigentümlich ist.

Nach der Aufzählung der fünf falschen Münzen heißt es nämlich: „Item der vorgenanten gulden ist einer nit besser dan vinf weiß pfenning" usw., und hier hat der Druck in der Zainertype abweichend von den beiden anderen Augsburgern den Zusatz: „fünf Kölnisch weiß pfenning". Nun leuchtet es ein, daß ein Augsburger Nachdrucker sicher nicht da, wo es heißt „5. Weißpfennige" zur Erläuterung das Wort „kölnische" eingefügt haben würde, denn seine oberdeutschen Leser wüßten mit einem kölnischen Weißpfennig auch keine klarere Vorstellung zu verbinden, als mit einem Weißpfennig an sich. In dem handschriftlichen Originale wird wohl der Ausdruck „kölnische Weißpfennige" gestanden haben, denn wir begegnen demselben in einem anderen Abdrucke wieder, der jedenfalls nicht ein einfacher Nach-

Einblatt V, 44

Item hie ist vermerckkt die czaichē d̃ falchen guldein die iñ niderlant gemacht vñ ettlich gemūſs zū göttnigē i saxē vñ i andern stettē v̄prēt vñ ·iiii· tunen goldes von i gemūst sin

Item die guldein mit einem apffel an einer seittē vñ sandt johannes auf d̃ andern seitten mit einem lewen seind falsch

Item die guldein mit einē apffel auf einner seittē vñ ein kron mit einem sterē auf d̃ anderē seitten zwischeñ dē fūossen auf frācfurtter schlag seind falsch

Item die guldein mit einem apffel auf einer seitten vñ sandt peter mit einem stern and̃ prust auf d̃ anderē seitten sand johañes auf hāwurger schlag die seind falsch

Item die guldein mit d̃ vier herren schleg mit einem zwifaltigen ·w. dz stet oben an dem maintzer ratt die seindt falsch

Item die guldein mit einem pischof mit einē grossē schilt vñ oben adē hauptt ein .b mit einem rittel auf dē kölnischē schlag die seind valsch

Item d̃ vorgegenāttē guldein ist einner nit pesser dan ·v. kölnisch heis phfengnig vnd ist d̃ raif vmwher gancz guldein eins halben halm dick vñ das korpus ist gancz kupffrein vnd ūb gultt vñ so herdt gemünst vnd gesottē daz mans weder an dem klang noch an dē strich nit erkenen mag

Item die geschrift ist an geschlagē zū münchen in d̃ löwlichē stat an dz rathas dē lettē zū einner gewarnum das sy sich da vor hütten sollē · Anno domini · M · cccc · lxxxii · jar

Abb. 1. Münzwarnung aus der Druckerei von Hans Schauer in München.
(Hof- und Staatsbibliothek, München.)

druck des ältesten Blattes ist, für dessen Leser aber der kölnische Weißpfennig verständlicher gewesen sein mag, als für die Augsburger. Jedenfalls weisen ihn die beiden anderen Augsburger Blätter nicht auf, und ich vermute deshalb, daß sie damit eine beabsichtigte Weglassung gegenüber unserem Blatte vorgenommen haben, und daß ihnen daher wohl dieses als Vorlage gedient haben kann, nicht aber umgekehrt.

Die beiden anderen Augsburger Blätter sind wenigstens nicht zweifelhaft in bezug auf ihren Ursprung. Sie führen denselben zwar ebensowenig ausdrücklich an, als das älteste Blatt, aber ihr Druckmaterial ist nicht so vieldeutig, als dasjenige des vorerwähnten. Das eine ist mit der Type 2 des *Anton Sorg*, das andere mit Type 1 des *Johann Schönsperger* gedruckt. Beide weisen übrigens gleichfalls einen Initialbuchstaben auf; aber sowohl die Konturlombarde des Anton Sorg wie der verzierte Konturbuchstabe Schönspergers sind aus anderen ihrer Drucke wohlbekannt. Außer den kleinen Textmerkmalen, aus denen ich die Priorität des Blattes in der Zainertype schließen zu müssen glaubte, stimmen sie nicht nur im Wortlaute, sondern auch in der Anordnung des Satzes durchaus mit dem an erster Stelle genannten Exemplare überein. Wie weit man sich auf die Genauigkeit der Münzabbildungen verlassen darf, wird man ermessen können, wenn man die Darstellung ein und desselben Stückes auf allen drei Blättern vergleicht. Sicher hat der Schönspergersche Druck mit seinen überaus flüchtigen Zeichnungen nicht dem des Anton Sorg als Vorlage dienen können; jedenfalls steht dieser dem Originale näher als jener. Ob damit ein zeitliches oder materielles Verhältnis beider Blätter begründet werden darf, lasse ich dahin gestellt. Die Folge Zainertype, Sorg, Schönsperger erscheint jedenfalls als die wahrscheinlichste.

Von dem Sorgschen Drucke besitzt gleichfalls die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München einen Abzug. Denjenigen des Johann Schönsperger kennt man vorläufig lediglich nach einem Exemplare der Universitätsbibliothek in Upsala, die auch das Sorgsche Blatt besitzt. Beide sind kürzlich in vorzüglicher Weise faksimiliert durch Dr. J. Collijn bekannt gemacht worden, durch dessen freundliche Vermittelung ich auch mit den Originalen näher bekannt geworden bin.

Daß eine für die Geschäftswelt so wichtige Bekanntmachung, wie diese, die in Augsburg von nicht weniger als drei Druckern vervielfältigt worden ist, nicht auch in Nürnberg zum Abdruck gelangt sein sollte, wo für den Gegenstand ganz dasselbe vielseitige Interesse obwaltete wie in der schwäbischen Schwesterstadt, erscheint mir ganz undenkbar. Nürnberg besaß zudem eine ganze Reihe von produktiven Druckwerkstätten, aus denen nachweislich Plakatdrucke anderen Inhaltes wiederholt hervorgegangen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden *Friedrich Creußner* oder *Anton Koberger*, oder alle beide, oder auch noch andere Nürnberger Drucker auch von dem „Falschen Gulden-Zettel“ Ausgaben hergestellt haben. So gut wie das eine Augsburger Blatt erst in dem weitabgelegenen Upsala wieder aufgefunden worden ist, wird vielleicht ein glücklicher Zufall auch einmal einen Nürnberger Druck der Bekanntmachung ans Licht bringen. Auffallender Weise ist er bis jetzt nicht nachweisbar.

Dagegen hat uns die dritte süddeutsche Handelsmetropole mit einem solchen beschenkt, und er ist der erste und einzige, der mit Bestimmtheit seinen Entstehungsort nennt. Es scheint bei den Ulmern üblich geworden zu sein, auch bei den kleinen ephemeren Druckerzeugnissen Angaben über ihren Ursprung zu machen. *Hans Zainer* nennt sich bekanntlich auf den meisten der von ihm hergestellten Kalenderblätter. Und auch unser Blatt trägt unten in der Ecke wenn auch nicht den Namen seines Druckers, so doch die Ortsbezeichnung Ulm. Es rührt denn auch aus derselben Werkstätte her, die uns durch ihre Einblattdrucke wohlbekannt ist: es ist mit der Type 7 des Hans Zainer hergestellt.

In seiner äußeren Erscheinung stimmt es mit den Augsburger Blättern soweit überein, daß man wohl berechtigt ist zu der Annahme, daß eins von diesen dem Johann Zainer als Vorlage gedient hat. Den Initialbuchstaben hat er sich erlassen, von einer weiteren wichtigeren äußeren Abweichung wird sogleich ausführlicher zu reden sein. Aber die eigentümliche Anordnung des Textes und der Münzabbildungen weist auch das Ulmer Blatt

ganz so auf, wie die Augsburger. Sehr frei ist Hans Zainer allerdings mit dem Texte umgegangen; in der Einleitung und den drei ersten Münzbeschreibungen sind die Abweichungen zwar belanglos; in den beiden letzten Beschreibungen aber enthalten sie geradezu sachlich Neues. Das vierte Falsifikat gab sich als kölnische Prägung aus und trug als Bild einen Bischof in ganzer Figur, auf dem Revers ein großes Wappenschild. Als Erkennungszeichen machen die Augsburger Blätter aufmerksam auf ein „b mit einem Dittel" das oben neben dem Kopfe des Bischofs zu erkennen sein sollte. Diese Beschreibung hat aber Hans Zainer so umgestaltet, daß man nach seinen Angaben eine wesentlich andere Darstellung erwarten müßte, als sie in den Abbildungen vorliegt. Er beschreibt nämlich das Falschstück so: „Item die guldin mit dem *bischoff mit einem grossen schilt* auff den kölnischen schlag vnd *die ander seitten* bey dem haupt ein b mit einem tittel." Darnach müßte man das Erkennungsmerkmal eigentlich auf dem Revers vermuten, während es in den anderen Beschreibungen und in Zainers eigener Abbildung auf dem Avers zu suchen ist. Der Beschreibung fügt er aber auch noch selbstständig die Worte hinzu: „Etlich wöllent es sey ein v mit einem tittel", eine Bemerkung, die auf keinem anderen Abdrucke wiederkehrt.

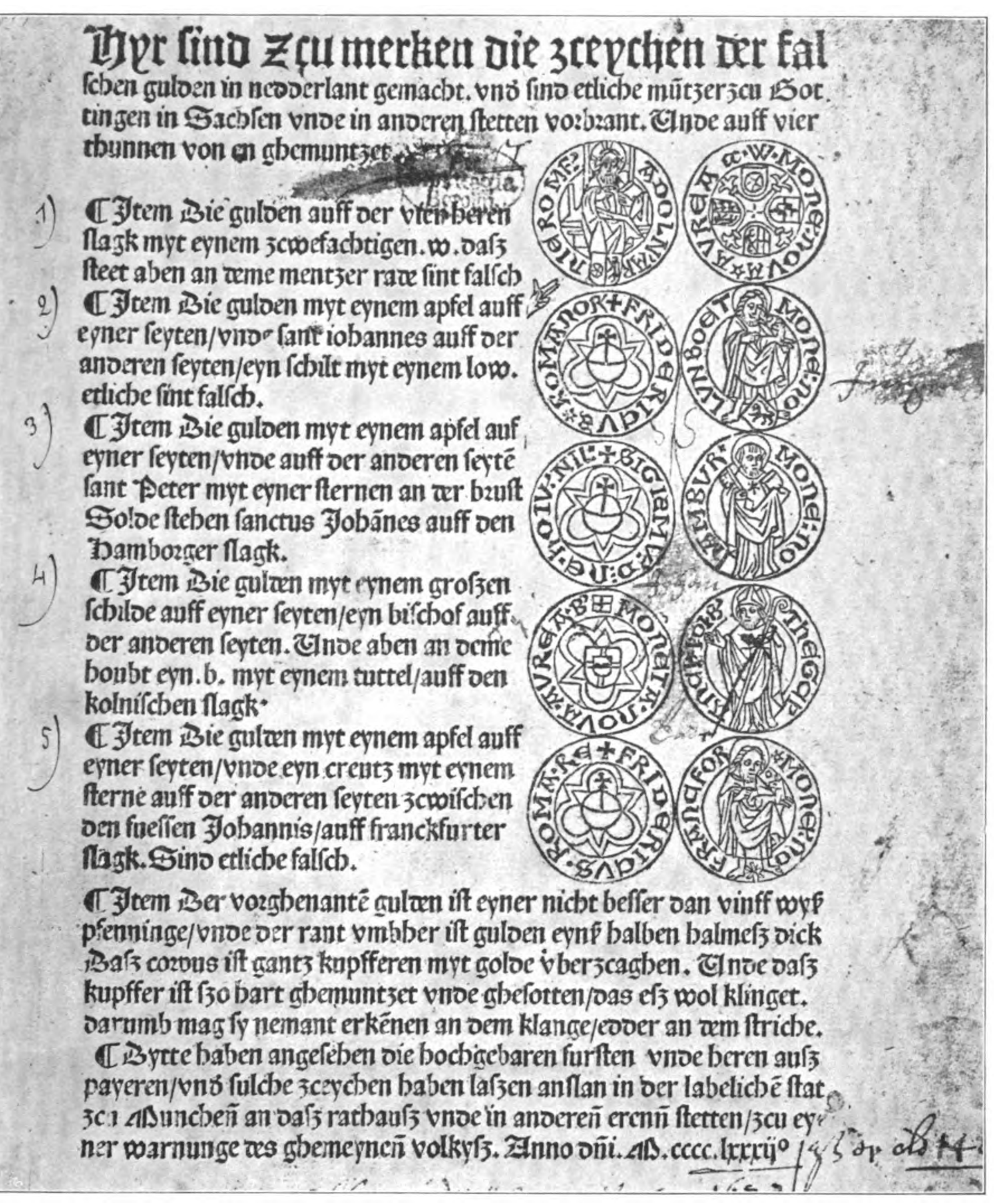
Einen ähnlichen Zusatz hat er sich bei der fünften Münze geleistet. Es ist ein Frankfurter Gulden mit dem Reichsapfel auf dem Revers, die Bildseite wird, allerdings recht unzulänglich in den Augsburger Drucken beschrieben: „ein creutz mit einem stern zwischen den füssen". Die von Zainer beliebte Umordnung der Worte „vnd die ander seitten zwischent den füssen ein kreutz mit einem stern" ist gewissermaßen schon eine Verbesserung. Noch deutlicher aber ergibt sich der Sinn der Beschreibung durch den Zusatz, den er gemacht hat. Auch hier haben offenbar Meinungsverschiedenheiten über die Deutung des Gepräges bestanden, denn Zainer fügt hinzu: „Etlich wöllendt, es sey ein kron mit einem stern oder ein gekrönter künig".

Der Schlußpassus stimmt dann wieder mit den jüngeren Augsburger Blättern überein und weicht nur in dem Zusatze des Wortes „Ulm" in der rechten unteren Ecke von ihnen ab.

Wichtiger noch als die textlichen Differenzen erscheint mir aber eine Neuerung, die Hans Zainer an den Münzabbildungen seiner Vorlagen vorgenommen hat.

Schon das Schönspergersche Blatt ließ erkennen, daß die Abbildungen der Gepräge durch den Holzschnitt unter Umständen dem Drucker ziemlich große Schwierigkeiten bereiteten, und daß es ihm manchmal recht wenig gelingen wollte, etwas wirklich dem Zwecke völlig Entsprechendes zu schaffen. Ließen sich schon Wappen und Bilder auf dem engen Raum nur bei sehr sorgfältiger Behandlung so zur Darstellung bringen, daß die charakteristischen Merkmale des Stückes scharf zum Ausdruck gelangten, so war es für den Holzschneider noch weit umständlicher und beschwerlicher, die Umschriften in korrekter und leicht erkenntlicher Form herauszubekommen. Man erkennt sofort, wenn man die verschiedenen Abbildungen ein und desselben Geldstückes miteinander vergleicht, wie sehr gerade die Umschriften durch die räumliche Enge beeinträchtigt und undeutlich gemacht werden. Wenn dem Hans Zainer das Schönspergersche Blatt als Vorlage gedient hat, so hat er vielleicht geradezu die Unmöglichkeit eingesehen, nach diesen Darstellungen etwas Sachgemäßes in bezug auf die Umschriften zu gestalten. Jedenfalls hat er zu einem sehr radikalen Auskunftsmittel gegriffen: er hat die Umschriften auf allen zehn Darstellungen einfach weggelassen, und nur bei Nr. 1 und Nr. 5, wo die Beschreibung es erforderte, den einzelnen als Erkennungszeichen dienenden Buchstaben an der ihm annährend zukommenden Stelle angebracht. Das wäre an sich nur ein recht dürftiger Notbehelf, der kaum eine eingehendere Erwähnung verdiente, wenn er nicht den Fingerzeig abgegeben hätte für eine Neuerung in der Münzdarstellung, der wir in späteren Blättern wieder begegnen werden.

Ob das Ulmer Blatt auch zeitlich den Augsburger Blättern nähersteht, denen es sich textlich enger, als der anderen Gruppe anschließt, ist zu bezweifeln besonders im Hinblick auf seine reformatorischen Darstellungsversuche. Da ich aber überzeugt bin, daß die sämtlichen sieben Ausfertigungen der Münzwarnung von 1482 fast gleichzeitig entstanden



Hyr sind zcu merken die zceychen der fal
schen gulden in nedderlant gemacht. vnd sind etliche mūtzerzcu Got
tingen in Sachsen vnde in anderen stetten vorbrant. Vnde auff vier
thunnen von en ghemuntzet [illegible]

Item Die gulden auff der vier beren
slagk myt eynem zcwefachtigen. w. dasz
steet aben an deme mentzer rade sint falsch

Item Die gulden myt eynem apfel auff
eyner seyten/vnde sant iohannes auff der
anderen seyten/eyn schilt myt eynem low.
etliche sint falsch.

Item Die gulden myt eynem apfel auf
eyner seyten/vnde auff der anderen seytē
sant Peter myt eyner sternen an der brust
Solde stehen sanctus Johānes auff den
Hamborger slagk.

Item Die gulden myt eynem groszen
schilde auff eyner seyten/eyn bischof auff
der anderen seyten. Vnde aben an deme
houbt eyn. b. myt eynem tuttel/auff den
kolnischen slagk.

Item Die gulden myt eynem apfel auff
eyner seyten/vnde eyn creutz myt eynem
sterne auff der anderen seyten zcwischen
den fuessen Johannis/auff franckfurter
slagk. Sind etliche falsch.

Item Der vorghenantē gulden ist eyner nicht besser dan vinff wyf
pfenninge/vnde der rant vmbher ist gulden eyns halben halmesz dick
Dasz corpus ist gantz kupfferen myt golde vberzcaghen. Vnde dasz
kupffer ist szo hart ghemuntzet vnde ghesotten/das esz wol klinget.
darumb mag sy nemant erkēnen an dem klange/edder an dem striche.

Dytte haben angesehen die hochgebaren fursten vnde heren ausz
payeren/vnd sulche zceychen haben laszen anslan in der labelichē stat
zcu Munchen̄ an dasz rathausz vnde in anderen̄ erenn̄ stetten/zcu ey
ner warnunge des ghemeynen̄ volkysz. Anno dn̄i. M. cccc. lxxxij°

Abb. 2. Münzwarnung aus der Druckerei des Bartholomäus Gothan in Lübeck.
(Königliche Bibliothek, Berlin.)

sind, so habe ich es nicht hinter den beiden anderen Blättern erwähnen wollen, die untereinander nahe verwandt, gegenüber den bisher erwähnten eine wesentlich unterschiedene Gruppe bilden.

Zu den Cimelien der Hof- und Staatsbibliothek in München, die dem Besucher in den Ausstellungsräumen vorgeführt werden, gehört gleichfalls ein Abdruck unserer Münzwarnung. Der Unterschied gegenüber den bisher erwähnten, der auf den ersten Blick am meisten ins Auge fällt, besteht darin, daß das Blatt ein Datum trägt, und zwar steckt diese Zeitangabe in einem Schlußsatze, der erst in dieser Ausgabe der Bekanntmachung beigefügt worden ist. Diese lautet aber: „Item die geschrift ist angeschlagen zu münchen in der löblichen stadt an das rathaus den leuten zu einer gewarnung das sy sich davor hüten sollen Anno domini M.cccc.lxxxij jar." An und für sich würde diese Unterschrift noch nicht dafür beweisend sein können, daß dieser Plakatdruck (Abb. 1.) auch in München entstanden ist. Da er aber in den Typen gedruckt ist, die dem Prototypographen von München, dem *Hans Schauer,* zugehört haben, so kann man nicht füglich gegen den Münchener Ursprung Zweifel geltend machen, obwohl, wie oben dargelegt, für einen Münchener Drucker weniger als für diejenigen der intensiver am Handel beteiligten Städte ein Anlaß vorlag, das Blatt zu vervielfältigen.

Das Münchener Blatt nimmt in mehrfacher Beziehung eine eigenartige Stellung ein unter den bisher bekannten Abdrucken unserer Münzwarnung. Der Zusatz am Schlusse ist nicht die einzige Eigentümlichkeit, durch welche es sich von den anderen unterscheidet. Im allgemeinen behält es die bekannten Formen bei. Die Überschrift beginnt hier zwar ohne einen Initialbuchstaben — den auch der Ulmer Druck schon weggelassen hatte — mit einem „Item", ihr Inhalt stimmt aber im übrigen mit den anderen Blättern ebenso überein, wie die Anordnung des Textes zu den fünf Münzabbildungen. Auffallend ist daran nur, daß die Reihenfolge, in welcher die Falsifikate aufgeführt werden, von allen anderen Blättern abweicht.

In den anderen Abdrucken beginnt das Verzeichnis stets mit dem Gulden „auf der vier Herren (der vier rheinischen Kurfürsten) Schlag", dann folgt der Gulden mit einem Apfel im Revers und St. Johannes im Avers (Lüneburger Schlag), der „Hamburger Schlag", der „Kölnische Schlag" und endlich der „Frankfurter Schlag". Nur das Münchener Blatt hat eine andere Reihenfolge; es beginnt mit Nr. 2 der gewöhnlichen Liste, und läßt die anderen folgen in der Reihe: 2, 5, 3, 1, 4. Auch im Texte der Beschreibungen hat es seine abweichenden Auffassungen. Nr. 5 wird gemeiniglich beschrieben: „mit einem apffel auf einner seitten, und ein kreuz mit einem stern auf der andern seitten zwischen den füssen sanct Johannes". Die Beschreibung ist nicht ganz korrekt; nach den Abbildungen zeigt der Avers Johannes den Täufer mit dem Lamme, und einen Stern zwischen den Füßen. Nun sind allerdings die Abbildungen des Münchener Blattes ganz besonders flüchtig und inkorrekt; der Johannes ist überhaupt nur als Kniestück dargestellt, und hält das Lamm mit der Rechten, statt mit der Linken u. a. m.

Jedenfalls kann aber niemand die abgebildete Münze wiedererkennen in der Beschreibung des Münchener Blattes, in der es heißt: „mit einem apffel auf einer seitten und einer kron(!) mit einem stern auf der andern seitten zwischen den füssen(!) auf frankfurter schlag." Ebenso inkorrekt ist die Beschreibung von Nr. 4 (Nr. 5 des Münchener Blattes); sie lautet richtig: „die gulden mit einem grossen schilde auf einer seiten, ein bischof auff der andern seiten und oben an dem haupt ein b mit einem tittel auf den kolnischen Schlag". Daraus macht nun aber Schauer: „Item die guldein mit einem pischof mit einem grossen schilt und oben an dem haupt ein b mit einem tittel . . ." In diesem Falle hat er aber auch die Zeichnung seiner willkürlich gefaßten Beschreibung entsprechend abgeändert, so daß das Falsifikat mit Hilfe der Mittel, die er angibt, ganz sicher nicht erkannt werden konnte. In den übrigen drei Beschreibungen sind die Abweichungen weniger von Bedeutung, dagegen sind die Abbildungen durchgängig so flüchtig und ungenau, daß das ganze Blatt recht wenig dazu geeignet erscheint, seinen Zweck zu erfüllen.

Ich habe den Unzulänglichkeiten des Schauerschen Blattes etwas eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt, um meine Annahme zu unter-

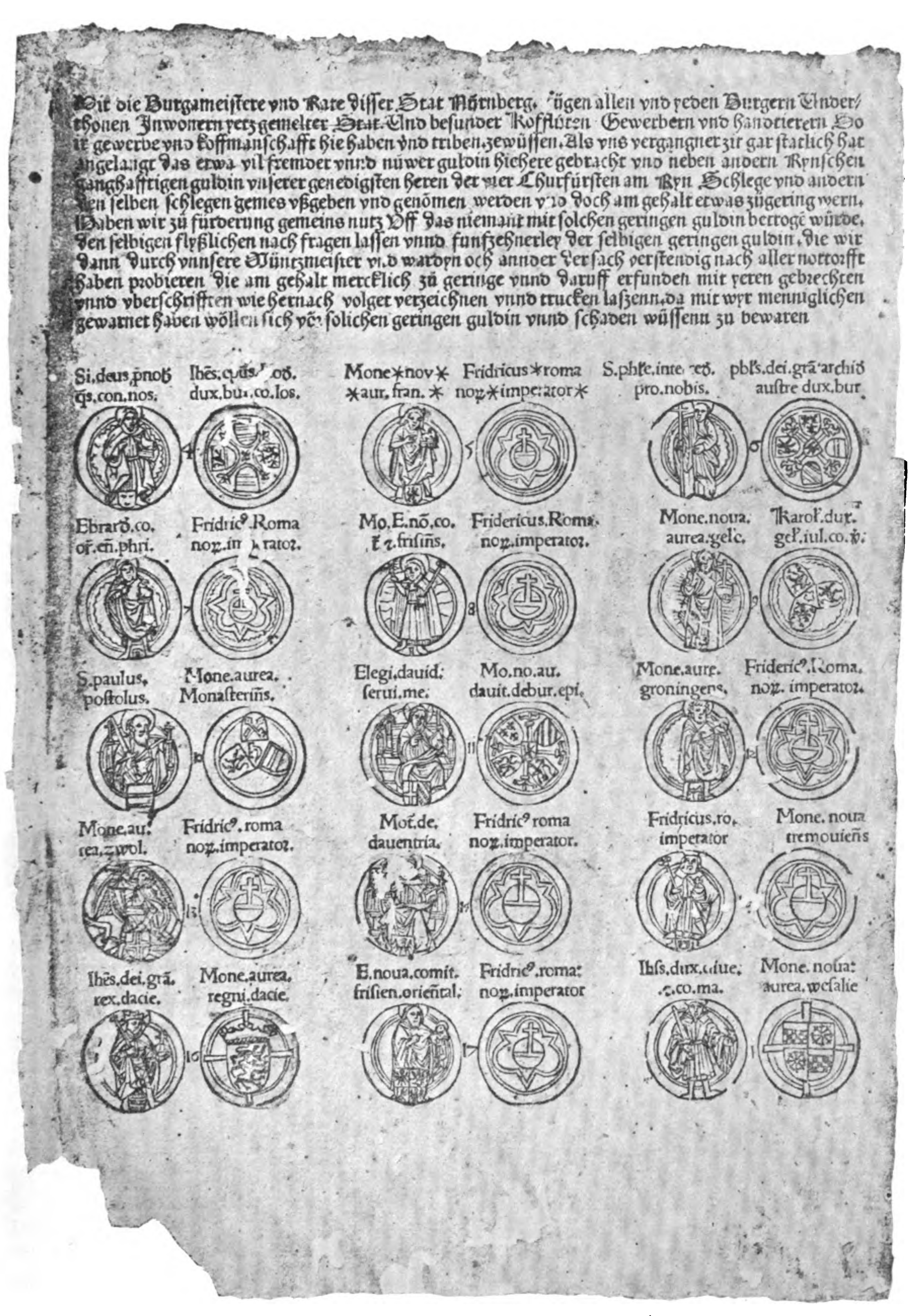
stützen, daß die Münzwarnung nicht wohl von München ausgegangen, daß Schauers Blatt nicht wohl die Vorlage für die anderen gewesen sein kann. Auf den ersten Blick fehlt es nicht an Momenten, die für eine solche Auffassung sprechen könnten. Das Blatt trägt, wie ein amtlicher Erlaß, eine Unterschrift mit einer bestimmten Jahrzahl, es beruft sich auf eine amtliche Notifikation am Rathause, und zwar am Rathause derselben Stadt, in welcher das Blatt nachweislich durch den Druck hergestellt worden ist. Diese Umstände geben anscheinend dem Blatte eine Art von amtlichem Charakter, der allen anderen Abdrucken äußerlich zu fehlen scheint.

Nun ist es aber vollkommen ausgeschlossen, daß, wenn das Münchener Blatt die erste amtliche Ausfertigung vorstellen, oder doch einer solchen am nächsten gestanden haben sollte, von der nämlichen Ausfertigung die anderen, sehr viel sorgfältigeren und richtigeren Abdrucke herrühren könnten. Merkwürdigerweise hat das Münchener Blatt, wie das Augsburger in der Zainertype, die Bezeichnung „fünf kölnisch beis(!) phfengnig". Wenn wir darauf irgend einen Schluß bauen wollten, so könnte es aber nur der sein, daß das Münchener Blatt ein Nachdruck gerade dieses Augsburger Blattes gewesen sein müsse, aber ein Abdruck, der mit solcher Flüchtigkeit und Sorglosigkeit hergestellt ist, daß er an manchen Stellen unmittelbar zu Sinnwidrigkeiten gekommen ist. Hat er doch auch in der Einleitung die Bemerkung über die durch Verbrennung bestraften (Falsch-)Münzer dahin entstellt, daß er schreibt: „und ettlich gemunss(!) zu göttingen in saxen und in andern stetten versprent und iiij tunen golds von in gemunst sin."

Was der Münchener Drucker besonders schlecht gemacht hatte, das hat der Typograph, der das letzte und wohl auch zeitlich jüngste der zu erwähnenden Blätter hergestellt hat, ganz besonders gut und verständig zu machen gesucht.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt einen Abdruck unserer Münzwarnung, der sich äußerst vorteilhaft von den übrigen Blättern unterscheidet (Abb. 2). Die Münzabbildungen sind unverkennbar nach dem Vorbilde der Augsburger sehr sorgsam und sauber in Holz geschnitten, so daß Bilder und Inschriften recht gut zu erkennen sind. Der Text entspricht in Form, Anordnung und Reihenfolge der Beschreibungen dem Augsburger Typus; der Drucker muß aber auch Kenntnis von der Auffassung des Ulmer Kollegen gehabt haben, denn er nimmt in der Beschreibung des Falsifikates Nr. 3 darauf Bezug, daß einige in dem St. Peter — der in der Abbildung durch den Schlüssel in nicht mißzuverstehender Weise charakterisiert ist — einen St. Johannes sehen wollen, in der bezeichnenden Weise: . . . „auf der anderen seyten sant Peter mit eyner sternen an der brust. *Solde stehen sanctus Johannes* auff den Hamborger slagk." Dem Drucker muß aber unbedingt auch das Münchener Blatt vorgelegen haben, denn er kann doch wohl nur von diesem den Schlußpassus hergenommen haben, den er in der folgenden Form wiedergibt: „Dytte haben angesehen die hochgebaren fursten vnde herren ausz payeren, und sulche zceychen haben lassen anslan in der labelichen stat zcu Munchen an dass rathauss vnde in anderen erenn stetten, zcu eyner warnunge des ghemeynen volkyss. Anno domini M. cccc. lxxxij." — Ob es mit dem Hinweis auf die Initiative der bayrischen Herzöge ganz seine Richtigkeit gehabt haben mag, könnte man bezweifeln. Ausgeschlossen ist es aber keineswegs, denn wir kennen gerade von den Herzögen von Bayern eine ganze Anzahl von Münzplakaten aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, in denen vor minderwertigen Goldstücken usw. gewarnt wird.

Der Dialekt der Schlußschrift genügt bereits, um uns darauf hinzuweisen, daß das Blatt in *Niedersachsen* entstanden sein muß. Dort hatte um diese Zeit gewiß keine andere Stadt ein größeres Interesse an dem Gegenstande, als die Metropole des hansischen Handels, Lübeck. Dort ist denn auch wirklich der Drucker des Blattes zu suchen. Die Typen — es ist das einzige Blatt dieser Gattung, zu dessen Herstellung zweierlei Schriften Verwendung gefunden haben, eine größere zur Hervorhebung der ersten Zeile und eine kleinere für den Rest des Textes — gehören dem *Bartholomäus Gothan* zu, der kurz vor dem Jahre 1482 seine Tätigkeit von Magdeburg, wo er uns zuerst begegnet, dorthin verlegt



Wir die Burgameistere vnd Rate disser Stat Nürnberg. [illegible]ügen allen vnd yeden Burgern Vnder/thonen Inwonern yetz gemelter Stat. Vnd besunder Kofflüten Gewerbern vnd handtierern So ir gewerbe vnd koffmanschafft hie haben vnd triben. zewüssen. Als vns vergangner zit gar statlich hat angelangt das etwa vil fremder vnnd nüwer guldin hiehere gebracht vnd neben andern Rynschen ganghafftigen guldin vnserer genedigsten heren der vier Churfürsten am Ryn Schlege vnd andern den selben schlegen gemes vßgeben vnd genömen werden vnd doch am gehalt etwas zügering wern. Haben wir zü fürderung gemeins nutz Vff das niemant mit solchen geringen guldin betrogē würde. den selbigen flyßlichen nach fragen lassen vnnd funfzehnerley der selbigen geringen guldin. die wir dann durch vnnsere Müntzmeister vnd wardyn och annder der sach verstendig nach aller nottorfft haben probieren die am gehalt mercklich zü geringe vnnd daruff erfunden mit yeren gebrechten vnnd vberschrifften wie hernach volget verzeichnen vnnd trucken laszenn. da mit wyr menniglichen gewarnet haben wöllen sich vor solichen geringen guldin vnnd schaden wüssenn zu bewaren

Si.deus.pnob qs.con.nos. — Ihēs.[illegible]ob. dux.bu[illegible].co.los.
Mone*nov* *aur.fran.* — Fridricus*roma noz*imperator*
S.phle.inte[illegible]cd. pro.nobis. — pbl's.dei.grā.archiō austre dux.bur.
Ebrard.co. of.eñ.phri. — Fridric9.Roma noz.im[illegible]ratoz.
Mo.E.nō.co. [illegible].frisiis. — Fridericus.Roma noz.imperatoz.
Mone.noua. aurea.gelc. — Karol.dux. gel.iul.co.[illegible]
S.paulus. postolus. — Mone.aurea. Monasteriis.
Elegi.dauid. serui.me. — Mo.no.au. dauit.debur.epi.
Mone.aure. groningens. — Frideric9.Roma. noz.imperatoz.
Mone.au. rea.zwol. — Fridric9.roma noz.imperatoz.
Mot.de. dauentria. — Fridric9 roma noz.imperator.
Fridricus.ro. imperator — Mone.noua tremouiens
Ihēs.dei.grā. rex.dacie. — Mone.aurea. regni.dacie.
E.noua.comit. frisien.oriental. — Fridric9.roma: noz.imperator
Ihēs.dux.[illegible]ue. [illegible].co.ma. — Mone.noua: aurea.wesalie

Abb. 3. Münzwarnung aus der Druckerei des Johann Prüß in Straßburg.
(Königliche Bibliothek, Berlin.)

hatte. Das Blatt ist recht eigentlich für den Abschluß der Untersuchung über die Münzwarnung von 1482 geeignet, denn in ihm vereinigen sich sachlich und typographisch alle die Elemente, die wir in den andern Blättern verstreut angetroffen haben. Wir werden nicht irregehen, wenn wir annehmen, daß der „gemeine Kaufmann“ zu nutz und frommen seiner Mitglieder für die Vervielfältigung der Warnung den Anstoß gegeben. Bei ihm aber waren offenbar durch die Zuschriften seiner oberdeutschen Agenten und Geschäftsfreunde alle die Plakatdrucke zusammengeströmt, die an verschiedenen Stellen in der Angelegenheit der falschen Gulden ausgegeben worden waren. Und so konnte er mit Bequemlichkeit den Augsburger Drucken einen verständlichen Text und gute Abbildungen, dem Ulmer Blatte die doppelte Deutung der Hamburger Münze, dem Münchener aber die Notiz über den Anschlag am Rathause entnehmen. Und der Drucker tat das Seine, dem Blatte ein gefälliges Aussehen zu geben, und er rettete auch die Jahreszahl des Vorganges mit auf die Nachwelt. —

Während dieser Aufsatz sich bereits unter der Presse befand, ist mir eine siebente Ausfertigung der Münzwarnung von 1482 bekannt geworden. In der Stadtbibliothek in Reutlingen hat K. Burger-Leipzig abermals einen neuen Druck dieser Art entdeckt und es mir freundlich überlassen, von seinem Funde öffentlich Nachricht zu geben. Das Blatt ist nach verschiedenen Richtungen hin höchst interessant, denn wenn es auch inhaltlich mit den vorerwähnten übereinstimmt, so stellt es doch für sich allein einen besonderen, von den übrigen abweichenden Typus dar. Leider war es mir nicht möglich, eine Photographie davon anfertigen zu lassen, die allerdings auch, da das Blatt stark beschädigt ist, nur einen unvollkommenen Eindruck seiner Eigenart wiedergegeben haben würde.

Die Textbehandlung ist, wie gewöhnlich, eine ziemlich flüchtige, in der der Drucker den Wortlaut der Vorlage in den Dialekt seiner Heimat umgemodelt hat. Dabei ist ihm das Unglück passiert, daß er den Ort des ursprünglichen Vorganges, Göttingen im „Niederland“, ganz unterschlagen hat, indem er, ganz sinnlos, dafür „gangen“ gesetzt hat. Die Reihenfolge, in welcher er die Falsifikate beschreibt, weicht auffallenderweise nicht nur von dem Augsburger Typus, sondern auch von dem Ulmer Blatte ab, allerdings in einer Weise, die dem letzteren näher steht, als dem ersteren; die Beschreibungen folgen einander in der Reihe: 2, 5, 1, 4, 3. Das Auffallendste an dem Blatte ist aber die Behandlung der Holzschnitte.

Alle anderen Blätter hatten die doppelten Münzbilder (Avers und Revers) zur Seite des Textes in einer Kolumne untereinander angeordnet, so daß Text und Bild nebeneinander standen. Das Reutlinger Blatt aber hebt die unmittelbare Verbindung von Wort und Bild ganz auf. Unter dem Texte, der die volle Breite der Seite einnimmt, stehen in Quinkunxial-Stellung nur fünf Abbildungen, die je nur eine Seite der aufgeführten Münzsorten zur Anschauung bringen. Daß die Abbildungen nebenbei ebenso flüchtig und unkorrekt sind als die des Ulmer Blattes, ist bei dieser Behandlung des Gegenstandes nicht überraschend. Auch von diesem Blatte gilt das von dem Ulmschen Gesagte: daß es seinen Zweck nur in ziemlich mangelhafter Weise erfüllt.

Interessant ist das Blatt aber doch nicht nur wegen der eigenartigen Anordnung der Abbildungen, sondern auch durch den Druck. Es ist allerdings ganz schmucklos nur in einer einzigen gotischen Type, ohne Initiale und Rubrikzeichen, gedruckt. Ich glaube darin mit Sicherheit die Type 3 des *Johann Otmar* in Reutlingen wieder zu erkennen; wir haben es also abermals mit einer oberdeutschen Ausfertigung, aber wiederum aus einer neuen Druckstätte zu tun. Der Satz ist auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengerückt, und das hat der Drucker sich in einer Weise zu nutze gemacht, die einen interessanten Einblick in sein Verfahren gestattet. Die geringe Ausdehnung hat es ihm ermöglicht, auf einem Folioblatte den Text zweimal zum Abdruck zu bringen. Aber während andere Drucker in solchen Fällen zumeist den Text zweimal gesetzt, also in einem Abzuge zwei Ausführungen abgedruckt haben, hat Otmar seinen Foliobogen entweder gebrochen oder zweimal so unter die Presse gebracht, daß er Seite 1 und 3 des gebrochenen Bogens bedruckt, Seite 2 und 4 aber frei läßt. Glücklicher Weise hat der Buchbinder, der das Papier in einem Buchdeckel verwendete, den ganzen Bogen gebraucht, so daß dieser

Tatbestand, trotz des defekten Zustandes des Blattes einwandfrei festgestellt werden konnte.

Es hat lange gedauert, ehe der Buchdruck für eine ähnliche Aufgabe wieder in Anspruch genommen worden ist. Wenigstens so viel wir wissen. Ausgeschlossen ist es ja nicht, daß irgendwo noch einmal die Fragmente eines Druckwerkes zum Vorschein kommen, die uns von einem neuen Münzmandate des XV. Jahrhunderts Kenntnis geben, denn bis vor wenigen Jahren hatten wir auch von den beiden Blättern keine Kunde, die uns eine weitere Tatsache dieser Art verraten. Allerdings tragen auch sie die Merkmale an sich, daß es sich dabei nicht um das vereinzelte Vorgehen einer beliebigen Ortsbehörde handelt, sondern daß es abermals der „gemeine Kaufmann“, und zwar zunächst wiederum dessen Organisation in Oberdeutschland war, welche zum Wohle der Gesamtheit auf die Gefahren aufmerksam machte, die der Geschäftswelt durch den Umlauf minderwertiger Goldmünzen drohten.

Dieses Mal waren es allerdings keine Falschmünzer, welche die Gutgläubigen durch völlig wertlose Falsifikate zu schädigen versucht hatten. Die Goldmünzen, auf welche sich die Plakatdrucke beziehen, sind an sich echt, und von wohlberechtigten Münzstätten ausgegangen. Ihr Fehler ist nur der, daß sie sich für Goldgulden ausgeben, ohne daß ihr Gewicht und ihr Feingehalt sie berechtigen, sich ebenbürtig den „Rheinischen Gulden“ und den anderen auf denselben Fuß geprägten Reichsmünzen an die Seite zu stellen. Dieser Umstand hat dann dem Rate von Nürnberg zum Anlaß gedient, um den folgenden Erlaß in die Öffentlichkeit ergehen zu lassen:

„Wir die Bürgermeister und Rat dieser Stadt Nürnberg fügen allen und jeden Bürgern, Untertanen, Einwohnern jetzt gemeldeter Stadt und besonders Kaufleuten, Gewerben und Hantieren, so ihr Gewerbe und Kaufmannschaft hier haben und treiben zu wissen: als uns vergangener Zeit gar stattlich hat angelangt, daß etwa viel fremder und neuer Gulden hierher gebracht und neben andern Rheinischen ganghafftigen Gulden unserer gnädigsten Herren der vier Kurfürsten am Rhein Schlägen und andern denselben Schlägen gemäß ausgegeben und genommen werden, und doch am Gehalt etwas zu gering wären. Haben wir zur Förderung gemeines Nutzens, auf daß niemand mit solchen geringen Gulden betrogen würde, denselben fleißig nachfragen lassen und fünfzehnerlei derselbigen geringen Gulden, die wir dann durch unsere Münzmeister und Wardein auch andere der Sache Verständige nach aller Notdurft haben probieren, die an Gehalt merklich zu gering und darauf erfunden mit ihren Geprägen und Überschriften wie hernach folgt verzeichnen und drucken lassen, damit wir männiglich gewarnt haben wollen sich vor solchen geringen Gulden und Schaden wissen zu bewahren.“

Wir haben es hier also mit aller Deutlichkeit mit einem offiziellen Erlasse einer hohen Obrigkeit zu tun. Daß „Bürgermeister und Rat der Stadt Nürnberg“ hier aller Wahrscheinlichkeit nach auf Antrag und im Interesse der Kaufmannschaft handelten, der die Ratsherren der Stadt in der Mehrzahl selbst zugehörten, ist einleuchtend. Der Vorgang dient gleichzeitig zur Erklärung und Beleuchtung dessen, was wir oben bei der Münzwarnung von 1482 gesehen haben.

Merkwürdigerweise hat sich auch von diesem Plakate bisher kein Nürnberger Druck auffinden lassen. Daß einer oder mehrere solche existiert haben, muß man mit Sicherheit annehmen; ohne eine solche Vorlage ist es fast undenkbar, daß zwei an fremden Orten hergestellte Nachdrucke dem Dokumente seinen Charakter als Nürnberger Ratserlaß sollten erhalten haben. Aber hier, wie im Falle der 1482 er Münzwarnung fehlen uns bis jetzt die Beweise für die Mitwirkung der Nürnberger Drucker.

Die beiden erhaltenen Abdrucke der Nürnberger Verordnung stammen aus Straßburg und aus Leipzig und sind je nur in einem Exemplare auf uns gelangt, das dem Buchbinder als Deckblatt in alten Einbänden gedient hatte. Der Straßburger Druck befindet sich im Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin, den Leipziger entdeckte ich im Einbanddeckel eines Inkunabel-Bandes der Kirchenbibliothek zu Penig in Sachsen.

Von den beiden ist der Straßburger Druck (Abb. 3) entschieden der sorgfältigere und bessere. Es ist nicht ganz leicht, auf Grund des spärlichen Typenmateriales, welches das

Wir die Burgermeister vnnd Rate disser stat Nurnberg Sugen allen vnnd yeden Burgern Unnderthonen Inwonern yetz gemelter Stat vnd besunder Kaufleuten gewerbern vnnd Handwerckern. So yr gewerb vnnd kauffmanschafft hie habē vñ treibē tzuwissen. Als vns yn vorgagner tzeit gar statlich hat angelanget das etwan vil frembder vnd newer gulden hyhere gebracht vnd neben anderen Reynischen ganghafftigen gulden vnserer Genedigstenn Herren der vier Kurfursten am Reyn schlege vnd ander den selben schlegen gleych ausgeben vnd genommē werdē vnnd doch am gehalt etwas tzugering wern. Habē wir tzu furderung gemeins nutz auff das nymant mit solchen geringen gulden betrogen wurde den selbigen fleisslichen nach fragen lassen vnd Funfftzehenerlei der selbigen geringen gulden. Die wir dan durch vnsere Müntzmeyster vnd wardyn auch ander der sach verstendig nach aller notdorfft haben probirē by am gehalt mercklich tzu geringe vnd darauff erfunden mit yren gebrechē vnd vberschrifftē wy hernach volget verzeichnen vnnd trucken lassen. Damit wir menichlichen gewarnet haben. Wöllen sich vor solchen geringen gulden vnd schaden wissen tzubewaren.

Si. de' p nobis qs contra nos — Jhēs cpūs leod dux. bul. co. los. 4 — Mone ✶ no. ✶ ✶ aur. fran. ✶ 5 — Frideric' ✶ roma nor ✶ imparator ✶ — S. phle interc. pro nobis 6 — phl's dei grā archid auster dux burgun.

Ebard. co. et cum phi. — Frideric' Roma norū imperator 7 — Mo. E. nō co. & et frisiās. 8 — Fridericus Roma norum imperator — Mone. noua aurea gel. 9 — Karol' dux gele. iul. co. z.

S. Paulus apostolus. 10 — Mone. aurea Monastrieñs — Elegi. dauid serui. me. 11 — Mo. no. aurea dauid debur. epi — Mone. aur. Groningen 12 — Frideric' Roma norū imperator

Mone. aurea zwol. 13 — Frideric' roma norū imperator — Mone. de. dauentria. 14 — Frideric' roma nor imperator — Fridericus roma norū imperator. 15 — Mone noua tremouieñ.

Johes dei grā rex Dacie. 16 — Mone. aurea regni Dacie — E. noua. comit. frisien. orientał 17 — Frideric' roma. norū imperator — Johes dux cliue. et co. ma. 18 — Mone. no. aurea wesalie

Abb. 4. Münzwarnung aus der Druckerei des Martin Landsberg in Leipzig.
(Kirchenbibliothek zu Penig in Sachsen.)

Blatt aufweist, den Hersteller zu ermitteln, zumal die Type des Textes einen Charakter aufweist, dem wir fast ohne Unterschied bei mehreren Straßburger Druckern begegnen. Wenn ich nicht den Johann Grüninger, sondern den *Johann Prüß* als Drucker des Blattes annehme, so geschieht dies hauptsächlich um deswillen, als die Antiquatype, in welcher die Legenden der Münzen wiedergegeben sind, ihrer Größe nach eher mit Type 14 des Johann Prüß als mit Type 22 des Johann Grüninger übereinzustimmen scheint. Die Holzschnitte, welche die Münzbilder veranschaulichen, sind recht sorgfältig hergestellt, so daß man mit Hilfe der Lupe die Embleme der verschiedenen Heiligen und die Bilder der mannigfaltigen Wappen fast ausnahmslos zu identifizieren imstande ist. Ob das Blatt deshalb älter ist als das Leipziger, läßt sich nicht ermitteln, um so weniger, als es durchaus nicht notwendig ist, daß die beiden erhaltenen Blätter zu einander im Verhältnis von Vorlage und Nachdruck stehen. Das an sich wahrscheinlichere scheint auch durch den Vergleich der beiden Blätter bestätigt zu werden, daß sie wohl auf ein gemeinsames Original zurückzuführen sind, von diesem aber auf verschiedenen Wegen abgeleitet worden sind.

Das Leipziger Blatt (Abb. 4) steht in bezug auf Typendruck und auf Holzschnitt dem Straßburger entschieden nach. Zu seiner Herstellung ist nur eine einzige gotische Type verwendet, die sich ohne Schwierigkeit als die viel verwendete Texttype des *Martin Landsberg* identifizieren läßt. Die Holzschnitte sind entschieden weniger sorgfältig behandelt, als in dem Straßburger Drucke, immerhin unterscheidet sich das Blatt in der Behandlung der darzustellenden Gegenstände noch recht vorteilhaft von dem Ulmer Blatte von 1482. Sind auch seine Figuren flüchtiger und derber geschnitten, als in dem Straßburger Paralleldrucke, so hat doch der Holzschneider so grobe Verstöße wie verkehrte Figuren oder verwechselte Attribute glücklich vermieden. Das war allerdings in seinem Falle auch ganz besonders notwendig, denn da dem Münzmandate des Nürnberger Rates ein beschreibender Text vollkommen fehlt, bilden die Abbildungen nächst den Legenden die einzige Handhabe zur Erkennung der verpönten Prägungen. Was aber die Behandlung der Legenden anlangt, so zeigt eine Vergleichung der beiden Blätter, daß die auf diese verwandte Sorgfalt nicht eben allzu groß gewesen ist. Fast niemals stimmen die Wortformen, aus denen die Legende sich zusammensetzt, in beiden Drucken überein. Vielmehr, wo der eine eine Abbreviatur verwendet, druckt der andere die Silbe aus, selbst wo der eine eine Majuskel hat, gibt der andere gelegentlich nur Minuskeln wieder; nur die Punkte und Sterne, welche zur Trennung der Worte dienen, werden so ziemlich übereinstimmend angewendet. Auch darin ist der Leipziger Druck weniger übersichtlich angeordnet als der Straßburger, daß, während dieser die einzelnen Darstellungen durch kleine, wenig auffällige Ziffern zwischen den beiden zusammengehörigen, und auch eng zusammengerückten Münzbildern bezeichnet, der Leipziger Druck die Zahlen so groß und derb gestaltet, daß die beiden Bilder einer Münze fast immer weiter voneinander abstehen als von den benachbarten Abbildungen. Beiden gemeinsam ist aber, daß sie die 15 Darstellungen mit den Ziffern 4—18, nicht 1—15, bezeichnen.

Leider sind wir bei dem Nürnberger Ratserlaß bis jetzt noch nicht in der glücklichen Lage, einen Abdruck aufgefunden zu haben, der das Datum zum Ausdruck bringt. Natürlich geben die 15 abgebildeten Prägungen einen terminus a quo. Es werden da eine ganze Reihe von fürstlichen Persönlichkeiten namhaft gemacht, deren Namen sich auf Prägungen von mangelhaftem Feingehalte vorfinden.

Häufig kehrt der Name Kaiser Friedrichs III. wieder, meist auf Prägungen niederländischer Städte; daneben erscheinen aber auch König Johann von Dänemark (1481—1513) Herzog Karl von Gheldern (1492—1538) Herzog Johann von Cleve (1481—1521) Johann, Bischof von Liège, (1484—1505) und wohl als jüngstes Mitglied der fürstlichen Versammlung Erzherzog Philipp von Österreich, Herzog von Burgund, Kaiser Friedrichs Enkelsohn, der als Philipp der Schöne König von Spanien wurde, und 1506 gestorben ist. Die Berechtigung, Münzen auf seinen Namen schlagen zu lassen, kann der Sohn Maximilians und der Maria von Burgund frühestens im Jahre 1495 erworben haben, wo Maximilian ihm die selbständige

Verwaltung des Burgundischen Erbteils seiner Mutter überließ. Obwohl also alle anderen Münzen eher auf ein früheres Datum hinzuweisen scheinen — sie werden ja vom Rate ausdrücklich als „neue“ Gulden bezeichnet — so könnten wir doch wohl nicht auf ein früheres Ausgangsdatum als das Jahr 1495 zukommen.

Auch ein terminus ad quem läßt sich ermitteln, zwar nicht aus dem Dokumente selbst, aber aus einem anderen urkundlichen Drucke, der mit demselben auf das nächste verwandt ist.

Wer unsere beiden Drucke näher betrachtet, der wird mit Verwunderung bemerken, daß unsere 15 Münzabbildungen nicht, wie man erwarten müßte, die Nummern 1—15 tragen, sondern, zwischen der Darstellung von Avers und Revers mitten inne, mit 4—18 bezeichnet sind. Wenn ihm nun dann ein gleichartiger Druck zuhanden kommt, der in der Tat achtzehn Münzabbildungen aufweist, so ist unbedingt der nächstliegende Schluß der, daß der Plakatdruck mit den 18 Münzabbildungen das Original, die Plakate mit 15 Bildern und den Nummern 4—18 aber flüchtige Nachdrucke desselben Dokumentes darstellen. Wenn man diesen Schluß als zwingend gelten lassen will, so würde die Campagne gegen die minderwertigen Gulden erst dem Jahre 1505 angehören.

Aus diesem Jahre nämlich besitzt die Hof- und Staatsbibliothek in München den Plakatdruck eines Erlasses des Rats zu Frankfurt a. M. (Abb. 5) der in ganz ähnlicher Weise wie die zuvor erwähnten Blätter vor der Annahme minderwertiger Goldgulden warnt, und deren 18 — allerdings ohne Zählung — nach Bild und Inschrift kenntlich macht. Der Wortlaut des Frankfurter Erlasses steht allerdings durchaus in keiner Beziehung zu dem Nürnberger. Obwohl sachlich demselben Zwecke dienend haben die beiden Bekanntmachungen doch jede für sich ihren besonderen, von dem anderen unbeeinflußten Text. Die Münzabbildungen dagegen weisen eine doppelte Verwandtschaft auf.

Die 18 Münzabbildungen enthalten nämlich alle die 15 Stücke, die auf den Münzwarnungen des Nürnberger Typus enthalten sind; die Reihenfolge weicht etwas ab, und die drei überzähligen Stücke sind an drei verschiedenen Stellen zwischen den 15 bekannten Prägungen eingeschoben. Aber Bild und Text — wir kennen ja von 1482 her die freie Behandlung, der die Wiedergabe selbst in solchen Stücken unterworfen war — stimmen so gut überein, daß an der Identität der gemeinten Prägungen ein Zweifel nicht aufkommen kann.

Leider gewähren die drei überzähligen Stücke keinen Anhalt dazu, das zeitliche Verhältnis der Blätter mit 15 und mit 18 Darstellungen zueinander zu ermitteln. Die drei Münzen, die der Frankfurter Ratserlaß mehr enthält, sind ein Goldgulden der Grafen von Meurs (moneta nova morsensis), der überhaupt keinen Münzherrn namhaft macht, ein zweites Stück des Erzherzogs Philipp von Österreich-Burgund, und endlich ein Gulden des Bischofs Konrad von Osnabrück, dessen Regierungszeit von 1482—1508 gedauert hat. Sonach sind wir ausschließlich auf innere Gründe des Textes angewiesen, um festzustellen, ob und in welcher Weise ein Abhängigkeitsverhältnis der verschiedenen Blätter zueinander bestanden haben mag.

Eine enge Verwandtschaft besteht in der Art und Weise, wie die Holzschneider die Münzabbildungen, und zwar insbesondere die Legenden behandelt haben. Wir haben an der Münzwarnung von 1482 gesehen, welche Schwierigkeiten dem Holzschneider bei den kleinen Abbildungen die Legenden der Münzen bereiteten, Schwierigkeiten, die den Hans Zainer in Ulm schließlich veranlaßt hatten, auf die Legenden, die doch kaum erkennbar wiederzugeben waren, ganz zu verzichten. Ganz so radikal sind seine Nachfolger nicht vorgegangen; aber das Auskunftsmittel, dessen sie sich bedienen, ist wohl unbedingt durch das Beispiel des Ulmer Druckes beeinflußt.

Die Münzmandate der jüngeren Gruppe lassen nämlich im Holzschnitt, wie Hans Zainer, durchgängig alle Legenden weg, und beschränken sich auf die Wiedergabe der Münzbilder. Sie ersetzen aber das dem Holzschnitt fehlende dadurch, daß sie die Legenden als eine Art von Text über die zugehörigen Münzabbildungen mit Typendruck hinsetzen. Sie umgehen damit die Schwierigkeit, auf dem beschränkten Raum des Holzschnittbildes lesbare Worte zur Darstellung zu bringen, und

Als wir der radt diser stat franckfurt in nachstuer gangē des heyligen reychs vnd vnser herbstmesz in offenbarem aufrieffen verkünden lassen haben. wie das allerhand nyderlenndische. vnd andere gulden müntzen in gutem schein. Und doch an gehallt vnd gewicht etwas mercklichs zu ring Und besonder vnserer genedigistē herren der Curfursten am Rein. Auch der werung diser statt Franckfurt gantz vngemeß erfunden. Und doch für werung außgeben werden. Und dabey gepotten Ob yemandts sollicher vngeber vnd geringer gulden wie vnd in welicher gestalt die an in kömen wären/hette. Die in vnseren gepieten nicht außzügeben/damit auch nit zehandlen/noch zu wechslen/kauffen oder zu verkauffen. bey verlust der selbigen gulden. welicher soliche vnsere gepot yberfiere/vnd wirdiger straffe/so im darūb vnableszlich gedeyben sol rc. So wir nun vernemen/das die gulden so werhafft sind. auffgeklaubt/zerprochen. vnd die geringen gulden anstat derselben geschlagen werden. Das dann dem kauffman. vnd gemainen nützen. auch allen lannden wo es nicht fürkömen wirt zu vnradt diener. Und vnns in des heyligen Reychs vnd vnserer stat vnd gepieten nicht zu leyden ist Haben wir achtzehenderlay gulden hye vnnden verzaichnet. Damit eyn yeglicher der müntz vnuerstendig betrogen wirdt. probieren lassen. Die auch vnserer aller genedigisten herren der Curfursten gulden müntzen am Reyn obgenannt/gantz vngleych an gewichten vnd gehallt/befunden/das allen stennden im Reych pillich mißzuallens pringt. Hierumb so haben wir ainen yeden von solichen gulden vngewarnet nicht lassen wöllen. In aller dermassen wir abermals ernnstlich gepietende. mit sollichen vnd dergleychen gulden. mit kauffen oder verkauffen. noch mit wechslen. noch sunst in keyn weyse in vnserer statt vnd gepietten zuhanndlen. bey verlust cegerierter gulden. Und ainem yeglichen yberfarer an seinem leybe/vnangesehē ainsyetlichen gelayte. Ob er das von vns/oder vnseren Burgermaistern erworben hette/zustraffen: Darnach wisse sich ain yeglicher der pillicheyt vnnd gefieglicheyt zu hallten. Anno. M. D. V.



Abb. 5. **Münzwarnung des Frankfurter Rats**
(Hof- und Staatsbibliothek München.)

geben die Legenden in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit. Daß trotzdem auf dieselben kein allzu großer Verlaß ist, ergibt sich daraus, daß die Wortformen fast regelmäßig in den verschiedenen Blättern, die doch dasselbe zum Ausdruck bringen wollen, verschieden wiedergegeben werden. Interessant aber ist es, daß diese Art der Münzbehandlung, die ja in den neueren numismatischen Katalogen fast durchgängig angewendet wird, ihr Vorbild bereits am Anfang des XVI. Jahrhunderts finden kann.

Der Text ergibt aber nun ohne weiteres, daß der Frankfurter Erlaß von 1505 vollkommen unabhängig von dem Nürnberger Ausschreiben der beiden Blätter mit 15 Münzabbildungen abgefaßt worden ist. Charakter und Zweck der beiden Verordnungen ist darnach ein ganz verschiedener. Der Nürnberger Erlaß gibt bekannt, daß das häufige Auftreten minderwertiger Gulden dem Rat Anlaß gegeben hat zu einer Prüfung der umlaufenden Sorten, bei der sich 15 Gepräge als minderwertig herausgestellt haben. Diese 15 minderwertigen Gulden läßt er zu Nutz und Frommen der Handelswelt nach Bild und Inschrift abdrucken, damit jedermann sich vor Schaden zu schützen wisse. Es handelt sich also lediglich um eine Schutzmaßregel, um das Publikum vor Nachteil zu bewahren; im übrigen mag jeder mit den gekennzeichneten Münzen verfahren, wie ihm beliebt.

Anders das Frankfurter Blatt. Hier nimmt der Rat Anlaß zum Einschreiten auf Grund ganz bestimmter Vorgänge, die sich auf der jüngstverflossenen Frankfurter Herbstmesse zugetragen haben. In dieser Herbstmesse hat der Rat bereits durch öffentlichen Ausruf den Umlauf der fraglichen 18 Guldensorten ausdrücklich verbieten lassen, und zwar deshalb, weil ihm zu Ohren gekommen ist, daß die betreffenden Münzherren zum Teil in bewußter Absichtlichkeit vollwertige Münzen haben „aufbrechen“ und einschmelzen lassen, um sie dann in minderwertiger Prägung aufs neue in Umlauf zu setzen. Aus diesem Grunde warnt der Rat nicht nur alle am Orte befindlichen Kaufherren und Händler, sich vor Schaden zu behüten, sondern er erläßt ein ausdrückliches Verbot dagegen, mit solchen Münzen Handel zu treiben oder Zahlung zu leisten, und droht, daß alle solche verpönte Gulden, die trotzdem im Umlauf angetroffen werden, unweigerlich sollen konfisziert werden, und ihre Verbreiter sollen leibliche Strafen, unangesehen jeglichen Geleites, zu gewärtigen haben.

Ein Vergleich der beiden Erlasse scheint mir unwiderleglich darzutun, daß der Frankfurter Erlaß ein späteres Stadium der Angelegenheit darstellt, als der Nürnberger. Da sämtliche 15 Münzsorten, vor denen der Nürnberger Rat warnt, auch in dem Frankfurter Erlaß verboten werden, so ist ein innerer Zusammenhang der Vorgänge, die dem ganzen Verfahren zugrunde liegen, allerdings ziemlich wahrscheinlich. Daß aber die Zählung 4—18 der Blätter des Nürnberger Typus abgeleitet sei von dieser 18 fachen Verpönung, ist kaum anzunehmen. Wenn zur Zeit des Nürnberger Erlasses ein zweiter Gulden des Erzherzog Philipp von Österreich-Burgund bereits im Umlauf gewesen und als minderwertig erkannt worden wäre, so ist kein Grund dafür einzusehen, warum der Nürnberger Rat ihn im Gegensatz zu demjenigen von Frankfurt oder zu irgend einer anderen beiden Erlassen gemeinsamen Quelle sollte ausdrücklich unbeanstandet gelassen haben. Ich glaube deshalb vielmehr, daß nicht der Frankfurter Erlaß mit seinen 18 Abbildungen der Anlaß gewesen ist zu der merkwürdigen Zählung (4—18) auf den Blättern des Nürnberger Typus, sondern daß diese vielmehr auf einem früheren Vorgange beruhen, in dessen späterem Verlaufe erst der Rat von Frankfurt zu seinem oben erwähnten Verbote gelangt ist.

Wie weit wir aber nun zeitlich die Drucke des Nürnberger Erlasses von demjenigen des Rates zu Frankfurt, der das Datum 1505 trägt, abrücken dürfen, ist eine besondere Frage. Als die betreffenden Blätter entdeckt wurden, sind sie beide auf Grund ihrer typographischen Eigentümlichkeiten als Wiegendrucke angesehen worden. Ein Vergleich der verkleinerten Abbildungen, welche diesem Aufsatze beigegeben sind, wird bei einem unbefangenen Beschauer wohl auch jedenfalls den Eindruck erwecken, daß der Frankfurter Erlaß von 1505 einem fortgeschritteneren Stadium der Druckerkunst angehört als die beiden anderen Blätter. An sich enthält er ja nichts, was nicht auch im XV. Jahrhundert schon in Erzeugnissen ähnlicher Art zu finden gewesen wäre; haben

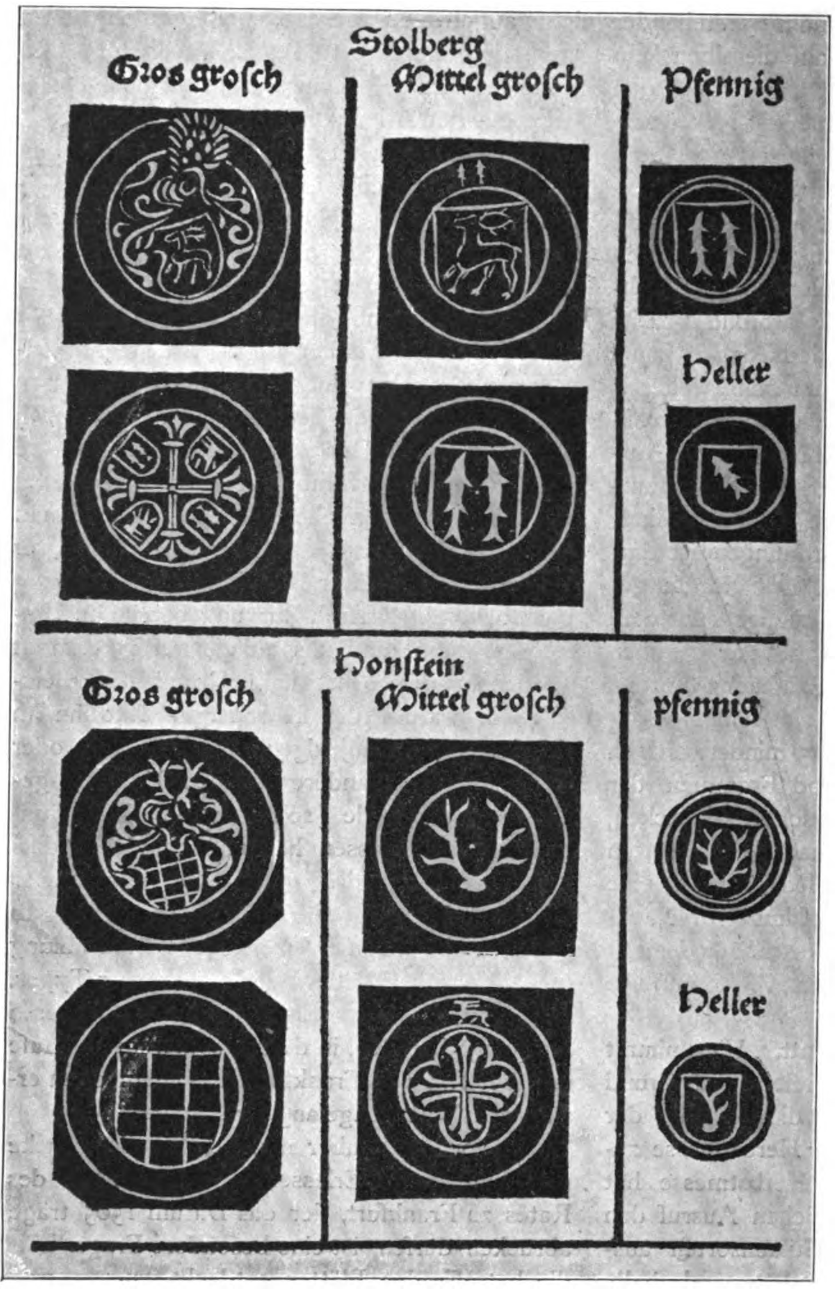


Abb. 6. Münzdarstellungen aus der sächsischen Münzordnung von 1500. (Druckerei des Melchior Lotter in Leipzig.)

wir doch Initialbuchstaben auf der Mehrzahl der Blätter von 1482, und auf dem Lübecker auch schon, wie hier, eine besondere Auszeichnungsschrift für den Textanfang vorgefunden. Höchstens nimmt der Erlaß von 1505 insofern eine besondere Stellung ein, daß er als erstes dieser Blätter mit drei Typen gedruckt ist: neben der Auszeichnungstype der Einleitung eine größere Type für den Text und eine kleinere für die Münzlegenden. Daß der Druck aber den anderen als Vorlage gedient und mit seinen 18 in der Hauptsache ganz abweichend angeordneten, übrigens keineswegs mit Ziffern versehenen Abbildungen den Anlaß dazu gegeben habe, daß die minder umfangreichen Münzverzeichnisse merkwürdigerweise mit den Ziffern 4—18 numerieren, wird durch den Augenschein keinesfalls wahrscheinlich gemacht.

Wenn ich nun auch überzeugt bin, daß den Blättern des Nürnberger Typus unbedingt die Priorität zuzuerkennen ist, so wage ich doch nicht mehr an der ursprünglichen Annahme festzuhalten, daß sie noch dem XV. Jahrhundert angehören müssen. Die Möglichkeit, daß wir es trotz der inneren Verwandtschaft mit dem Erlaß von 1505 doch mit Drucken zu tun haben können, die fünf bis sechs Jahre früher entstanden sind, will ich nicht bestreiten. Nachdem wir aber an dem Beispiel von 1482 gesehen haben, daß von München bis Lübeck der Warnungsruf gegen die Fälschungen siebenmal in demselben Jahre ergangen ist, spricht die Wahrscheinlichkeit wohl eher dafür, daß auch zwischen dem Warnungsrufe des Nürnberger Rates und dem um drei neue Stücke vermehrten Münzverbote der Stadt Frankfurt kein allzulanger Zwischenraum bestanden haben wird. Obwohl ich mit aufrichtigem Bedauern die interessanten Funde ihre Eigenschaft von Wiegendrucken verlieren sehe, so kann ich mich doch der Wucht der Gründe nicht verschließen, die dafür sprechen,

daß ihre Entstehung in die ersten Jahre des XVI. Jahrhunderts fällt, um so mehr, als ihre Hersteller beide die in den Drucken verwendeten Typen nachweislich noch im XVI. Jahrhundert besessen und in Gebrauch gehabt haben.

Die späteren Münzmandate des XVI. Jahrhunderts haben in der Behandlung des Gegenstandes keine erheblichen Neuerungen mehr gebracht. Sie zeigen im allgemeinen die Neigung, den Schwerpunkt mehr in das Dokument zu verlegen, den illustrativen Teil dagegen einzuschränken. Gelegentlich sind aber die Münzen auch wieder vollständig, d. h. mit den Legenden auf dem Münzbilde selbst und zwar manchmal in sehr ansprechender Weise wiedergegeben. Nur als Kuriosum möchte ich noch eines anderen Versuches der Münzdarstellung gedenken, der sich gleichfalls in einem noch knapp der Inkunabelzeit angehörigen Drucke findet.

Am Sonntag Kantate des Jahres 1500 erließ Herzog Georg von Sachsen im Namen und mit Vollmacht seines Vaters des Herzogs Albrecht und im Einvernehmen mit seinen Vettern dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzog Johann eine gemeine Münzordnung für die sächsischen Lande, die, wohl noch in demselben Jahre, in der Druckerei des Konrad Kachelofen und seines Schwiegersohnes, des Melchior Lotter in Leipzig, durch den Druck vervielfältigt worden ist. Die sächsischen Gepräge, deren ausschließliche Geltung durch dieselbe angeordnet wird, sind nicht bildlich wiedergegeben; dagegen ist dies geschehen mit einer Anzahl von Münzen benachbarter Fürsten und Städte, die den sächsischen Münzfuß gleichfalls angenommen haben, und die deshalb auch in den sächsischen Landen als Zahlungsmittel zugelassen werden.

Diese Münzdarstellungen (Abb. 6) tragen einen von den bisher besprochenen gänzlich abweichenden Charakter. Sie sind nämlich dargestellt nach Art der Siegelabdrucke, indem auf einem schwarzen Grunde der Rand und das Wappenbild der Münzen weiß wiedergegeben ist. Von den Legenden ist dabei vollkommen Abstand genommen worden, auch die Wappenbilder sind mehr typisch als individuell genau wiedergegeben. Ich wüßte nicht, daß diese Art der Abbildung vielfältige Nachahmung gefunden hätte. Als Versuch, die Münzen in einer abweichenden Technik zu veranschaulichen, erscheinen sie mir aber ausreichend interessant, um ihrer hier zu gedenken, um so mehr, als dem kleinen Drucke, dem sie entnommen sind, der Charakter eines Wiegendruckes wohl zweifellos zukommt.



Jungdeutsche Lebenswirren.

Ein Nachtrag

von

Dr. H. H. Houben in Leipzig.

Im Frühjahr vorigen Jahres machte ich unter diesem selben Titel ausführliche Mitteilungen über die literarischen Anfänge des jungdeutschen Schriftstellers *Theodor Mundt* und besonders über sein intimes freundschaftliches Verhältnis zu dem Ehepaare *Heinrich* und *Charlotte Stieglitz*. Die Grundlage meiner Schilderung war der größte Teil des Briefwechsels, der in den Jahren 1833 und 1834 bis zu dem erschütternden Tode Charlottens zwischen beiden Parteien stattfand. Mit dem, was von Briefen Charlottens an Mundt in dem „Denkmal"fragmentarisch wiedergegeben worden war, gruppierte sich dieses neue Material zu einer Sammlung, die sich wenigstens der wünschenswerten Vollständigkeit näherte. Sie ermöglichte einen Blick in zwei Menschenseelen, deren Denken und Empfinden mit seiner etwas überreizten Zartheit, seinem bewußten Experimentieren in persönlicher Psychologie, seiner fast ängstlichen Selbstbeobachtung und seiner Sucht zu geistiger und moralischer Selbst- und Neuerziehung etwas für das jungdeutsche Zeitalter ebenso Charakteristisches hat wie die Werther-

stimmung für das Deutschland ein halbes Jahrhundert zuvor, und sie ließ an einem damals von der ganzen intellektuellen Welt mitempfundenen „Fall" die lebendigen Zuckungen und Gegenwartfarben wieder hervortreten, die sich bis dahin der theoretischen Diskussion entziehen mußten. Gewann dabei die Literatur auch keine neuen Klassiker, so wurde doch die unter der literarischen Oberfläche pulsierende Menschengeschichte um eine beachtenswerte Erscheinung bereichert. Und alle Kultur und Wissenschaft kommt doch immer wieder auf das Problem des Menschen zurück.

Einige Monate nach Veröffentlichung meiner obigen Mitteilungen erhielt ich aus Amerika ein Päckchen alter Briefschaften. Die Absenderin war eine zweite Tochter Theodor Mundts, die als Mrs. *Theodora Tralles* in Buffalo lebt und durch ihre Schwester Frau *Thea Ebersberger* mit meinem Aufsatze bekannt geworden war. Sie sandte mir nun aus Mundts Nachlaß weitere Beiträge zu der von mir angestellten Untersuchung, und diese Ergänzungen sind von so persönlichem Wert wiederum für die beiden Hauptcharaktere der „Jungdeutschen Lebenswirren", daß sie eine zweite Mitteilung in Form eines Nachtrags erfordern. Durch acht neue Briefe Charlottens und Mundts wird das ganze von mir aufgerollte Bild um wesentliche Züge bereichert und es tritt eine Reihe brieflicher Dokumente zu Tage, die den von mir oben kurz skizzierten Gefühlserscheinungen der jungdeutschen Zeit ebenso plastischen wie reizvollen Ausdruck geben, ganz abgesehen von tatsächlichen Notizen, die für unsere Kenntnis der historischen Zusammenhänge von Bedeutung sind.

An erster Stelle steht da ein Brief Charlottens an Mundt vom 15. Januar 1834. Im zweiten Kapitel meines vorjährigen Aufsatzes „Hippels natürlicher Sohn" gab ich einen Brief Mundts vom 13. Januar an Heinrich Stieglitz wieder, der mit jenen Worten unterzeichnet ist, eine anklagende und zugleich herausfordernde Selbstverteidigung, die sich gegen den Vorwurf zurückhaltender Verschlossenheit im freundschaftlichen Umgange richtete. Sie war mehr an Charlotte denn an Heinrich Stieglitz gerichtet; in einer Laune des Mißverstehens waren von ihr kränkende Worte gefallen, und sie mußte denn auch die Hand zu neuem Frieden bieten. Daß dies geschah, zeigte Mundts Brief an sie vom 15. Januar; *wie* dies geschah, ersehen wir jetzt aus dem Brief Charlottens vom gleichen Datum, den ich damals als nicht mehr vorhanden bezeichnen mußte und der nun wieder aufgefunden ist.

Berlin, den 15ten Januar 1834.

Erst gestern Abend, als ich Sie vergebens erwartete, konnte Stieglitz es über's Herz bringen, mir ihre Zeilen einzuhändigen; er wußte nur all zu gut, wie Unrecht Sie mir thaten.

Ich glaube noch immer so schwer daran als an das Erstarrtsein eines eben noch frisch Geblühten; in der Erinnerung ist lauter Leben und vor den Augen der Tod.

Es ist mir, als wenn ich gestern zwanzig Jahre ernster und älter geworden. Man erzählt von Leuten, denen das Haar in einer Nacht gebleicht; wie manche Seele mag schon über Nacht ergraut seyn!

Gott! Gott! so kann man also unwissend, so kann man wissend kränken!

Doch nun an's Werk! ich muß Ihnen ja versichern, (fast möchte ich lachen, wenn ich nicht bitter weinen müßte — — so wenig soll ein Mensch vom andern wissen?) daß ich vom ersten Augenblick an, durch den Schleier durch Sie erkannt. (Sie sahen mich erst später, und jetzt bestätigt es sich) Ich verstand außer dem für Ihre Jahre auffallend tiefen Ernst Ihres Geistes durchaus ein edles Wollen in jeder Hinsicht in Ihnen; es war jener erste Blick, von dem wir am vergangenen Freitag sprachen; ich reichte Ihnen gleich im Geiste innig die Hand. Bald lernten wir Sie näher kennen, und niemals hat Ihre Verschlossenheit auch nur im Allerleisesten mich irre gemacht, ich ahnte und dachte gern die Zeit, wo wir in gegenseitigem Vertrauen erstarkt, uns mehr und mehr erschließen würden. Befremdend aber waren Sie mir auch in jener ersten mehr schweigsamen Zeit nie; ich wußte, hinter diesem Vorhang ist eine tiefe Perspective — Herrliches! Ich hatte es ruhig der Zeit überlassen, Sie zu lösen, aber ich hörte nicht gern aus anderm Munde, daß Sie verschlossen seyen — Sie wurden es auch schon immer weniger gegen uns — und so glaube ich, erwähnte ich dessen einmal auf dem Spaziergange halb scherzend. Und nun gar wie widrig war mir jedes Verkennen persönlicher Verschwiegenheit, woran ich nie gedacht! Denn ich halte heilig, was ein edler Mensch für gut hält zu verschweigen; ja ich weiß sogar, daß ich Sie aus innerster Ueberzeugung in dieser Hinsicht einmal vertheidigt und für alle dergleichen unmotivirte Anmuthungen, die Sie leider vielleicht erfahren, sollte ich nun büßen müssen? — Gerade weil ich Sie niemals verkannt, weil ich wähnte, Sie wußten, wie hoch ich Sie schätze (auf dieser Sicherheit breitem Rücken!) konnte ich muthwillig seyn. Wenn ich Ihnen auseinanderlegen könnte, mit wie vielen feinen Fädchen das Ignoriren des Hippelschen Aufsatzes zusammen hängt, Sie hätten mich nicht so gräßlich mißverstanden. Mit Ihnen selbst hätte ich den Aufsatz lesen müssen, um daß Sie gesehn, wie tief mich Einzelnes bewegt, ja gerührt hat; ich fühlte es wie aus eigener Seele nach,

von diesen scheuen Einzelheiten bezog ich gerade wieder Einiges auf Sie, noch ehe Sie jene Frage an mich gerichtet, und wahrhaftig im liebevollsten Sinne. Der Gesammtcharakter als solcher, hat mir allerdings nicht wohlgethan und nur wie der Scherz mit dem Ernste selbst wohl einmal spielt (oft bin ich auch mehr als ernst und lache darüber weg, um nicht ganz stille zu seyn und mir nachzugeben — also auch ein kleiner Hippel? — die wenigen Verschen im Almanach zeugen auch dafür) scherzte ich auch so harmlos wie nur immer möglich von Ignoriren des Aufsatzes wegen Aehnlichkeit. Wie oft fehlt mir auch noch gänzlich das entwickelnde Wort, wo ich innerlich doch so klar bin; unbeholfen reißt sich ein Wort los wie eine Schlacke, die nur das mit dem Inhalte gemein hat, daß sie eben damit zusammenhing.

Mundt! Mundt! so durften Sie mich doch nicht verkennen, so nicht wenn Sie mich je gekannt, so nicht den Glauben an mich verlieren! Was hatte Sie uns, unsern sonst so klaren Herzenskündiger, so getrübt? Waren es meine Zeilen am Morgen in gutmüthigster Heiterkeit hingeschrieben? Hatten Sie die Töne so bewegt? Ich sinne und sinne, aber die Götter mögen es wissen, durch welche Aeußerung ich jemals vielleicht Ihnen Gelegenheit gab, so meine ganze Natur zu verrücken. Doch ich finde nichts, sobald ich mir Sie mit Ihrem Auf den Grundgehen der Seele denke.

Das Mädchen glaubt, ich habe ein Todesnachricht erhalten — es war ja aber nur eine Wunde, ein wenig tief zwar, — Flügelverkürzung zugleich — aber ich denke, es wird wohl auch mit der Zeit wie manches Andere im Stillen verbluten und die Flügel werden wohl auch wieder wachsen und sich aufrichten. Ich will es als ein Duell ansehen; fühle ich mich doch nach dem Durchkämpfen wohlthätig ermattet und erleichtert zu gleich.

Mit unveränderlicher Freundschaft

Ihre

Charlotte Stieglitz.

Mundts sinnige Antwort vom selben Tage habe ich mitgeteilt; ich darf sie als bekannt voraussetzen. Sie schließt sich in ihren Motiven aufs engste an Charlottens Zeilen an.

Unter den neu gefundenen Briefen Theodor Mundts sind zunächst zwei kleine Billets wiederzugeben, hauptsächlich ihrer liebenswürdigen und zierlichen Form wegen; was den Inhalt anlangt, so schließen sie wiederum kleine Lücken, die durch ihr Fehlen klafften und richten daher auch hier und da eine Linie gerade, die in freier Konstruktion ursprünglich hingeworfen werden mußte. Der im „Denkmal" (S. 268) abgedruckte Brief von Charlotte überbrachte nicht einen Beitrag von ihr selbst oder ihrem Gatten zu Mundts geplanter Zeitschrift „Perspectiven", sondern das Konzept eines Briefes an den Kronprinzen, an dessen damals erhoffte Liberalität sich viele wandten, z. B. Heinrich Laube und auch Mundt selbst, die irgend ein Anliegen hatten; im Kreise des „Jungen Deutschlands" ist aber von einer Antwort nie etwas verlautet. In diesem Frühjahr 1834 machten sich die Symptome einer geistigen Störung bei Heinrich Stieglitz so besorgniserregend geltend, daß besonders auf Betreiben Charlottens jedes Mittel versucht wurde, ihren Gatten aus der ihn geistig niederdrückenden bibliothekarischen Tätigkeit zu befreien, und da das Ministerium Schwierigkeiten machte, weil die Stieglitzsche Häuslichkeit trotz der reichen Petersburger Verwandten das staatliche Gehalt nicht entbehren konnte, hatte auch die Eingabe an den Kronprinzen zweifellos keinen andern Inhalt, als in dieser Beziehung eine Vergünstigung zu erbitten. Bei Abfassung dieser Eingabe wurde nun die Stilkunst des Freundes Mundt in Anspruch genommen, und wenn wir im „Denkmal" sehen, daß Charlotte am 15. Mai auch das „zweite Blatt kritisch von ihm gelesen" wünscht, so verrät uns Mundts Antwort vom selben Tage, um was es sich handelte.

So habe ich denn, innigst verehrte Freundin, auch einmal den guten Rathgeber spielen müssen, eine Rolle, die mir so verhaßt ist. Aber wer kann Ihnen widerstehen! Ich glaube, Sie könnten Alles aus mir machen, was sie wollen, und so habe ich denn auch wirklich den mir wieder übersandten Brief, wie Sie sehen werden, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht corrigirt. Er schien mir im Ganzen bei weitem zweckmäßiger abgefaßt als der frühere, doch glaube ich, daß die beiden Sätze, die ich hineingeschrieben, theils um den Brief mehr auszurunden, theils um die Intentionen des Briefstellers noch mehr hervortreten zu lassen, noch ihre Dienste thun würden. Und so denn nun, mit Gott, für König und Vaterland (wie auf jedem Preussischen Thaler steht) an den Kronprinzen! Es kann doch gut sein!

Der Morgen verspricht einen herrlichen Tag, der schon für mich durch das zweimalige Sehen und Lesen Ihrer theuern Hand Schrift vorbedeutet ist. Bleiben Sie mir nur hold, dann bin ich immer glücklich, und glauben Sie ja nicht, daß ich, nachdem ich gestern und heut wie ein wahrer Pedant Briefe an hohe Personen kritisirt und corrigirt habe, überhaupt zum guten Rathgeber tauge. Dazu bin ich, wie zu so vielem Besseren in der äußeren geselligen Welt, verdorben. Ich bin froh, wenn ich täglich meine unruhigen Ideen und Zeitreflexionen, die mir bald über den Kopf zu wachsen drohen, zu Papiere bringen und dann ein und das andere Stündchen im sanften Gedankenzug an Char-

lotte St. denken kann. Weiter mache ich keine Ansprüche an das wunderlich schöne Leben.

Noch einmal, vergessen und verlassen Sie nie

Ihren

treuesten Verehrer

d. 15. Mai 1834. Theodor Mundt.

Ein zweites Brieflein Mundts führt uns schon in das vierte Kapitel meines vorjährigen Aufsatzes „Theodor Mundt als Kritiker". Ich schilderte dort die kritischen Nöte, in die Mundt geriet, als er für die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" die „Stimmen der Zeit", eine Gedichtsammlung von Stieglitz, zu rezensieren übernommen hatte; die angesehene Zeitschrift gebot von selbst ein ernstes Urteil nach bestem Wissen, die Freundschaft mit dem Hause Stieglitz aber auch eine peinliche Vorsicht, um die durch die häuslichen Verhältnisse schon so schwer bedrückten Gemüter nicht zu verletzen. Mundt ließ daher seine Kritik erst im Hause Stieglitz selbst eine freundschaftliche Zensur passieren, nicht ahnend, welchen Sturm er dadurch wieder heraufbeschwor. Am 28. Mai sandte er das Manuskript an Charlotte mit folgenden Zeilen:

Verehrte Frau!

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen schon wieder durch meine Correspondenz einiges Ennui bereiten, will mich aber der größten Trockenheit möglichst befleißigen.

Hier ist die Recension, die mir von einer verehrlichen Societät für wissenschaftliche Kritik für die von derselben herausgegebenen Jahrbücher aufgetragen worden. Da besagter Aufsatz, obwohl nach innerster und nur der Gerechtigkeit folgenden Ueberzeugung abgefaßt, doch noch keineswegs für abgeschlossen zu gelten braucht, so können Gegenbemerkungen gemacht, und sollen dieselben nach Gewissen berücksichtigt werden.

Doch ich muß schnell abbrechen! Denn indem ich an Sie schreibe, fangen doch, merke ich, die Lerchen und Nachtigallen wieder in mir an zu schagen!

Ich bin also, verehrte Frau, ohne Weiteres Ihrer Gestrengen respectvoll

Ergebener

28/5 34. Theod. M.

Seine Sendung kreuzte sich mit einem Briefe Charlottens, der im „Denkmal" (S. 269) zu finden ist, und auf diesen antwortet Mundt am folgenden Tage mit dem Briefe, den ich im dritten Kapitel meines Aufsatzes mitgeteilt habe und in dem er zum Schluß schüchtern fragt, was sie denn zu seiner Rezension sage. Wie ich des weitern ausführte, ließ Mundt diese Rezension seiner bekannten Freundschaft mit Stieglitz wegen anonym abdrucken, und daß es wirklich dieselbe Rezension von Mundt ist, die in den „Jahrbüchern" später erschien, dafür liefert der später mitzuteilende Brief Mundts vom 12. Juli nun auch den direkten Beweis, der bisher durch indirekte Schlüsse ersetzt werden mußte.

Alles, was ich im dritten Abschnitt meiner frühern Mitteilungen „Eine Novelle Theodor Mundts" über Charlottens Einwirkung auf das damals entstehende Büchlein des Freundes ausführte, findet nun seine Bestätigung in den hübschen Zeilen, mit denen sein Verfasser das fertige Werk am 20. Juni 1834 seiner Muse übersandte:

Kritische Freundin!

Ohne Verse (denn die an Ihrem Geburtstag vorgestern geschriebenen starben wieder an Vollblütigkeit), ohne Verse also (obwohl ich Ihnen soviel in Versen dazu zu sagen hätte, daß eine ganze Lyrik daraus bei mir hervorquellen müßte) kurz, ohne Verse tritt dies Buch vor Sie hin, ein Buch, zu dem Sie mir selbst die Leyer gestickt haben, Ihre gestickte Leyer wand sich Blatt für Blatt als Zeichen von schöner glücklicher Hand durch mein Manuscript hin; unter Ihrem Zeichen habe ich gedichtet, an Ihrem Zeichen schritten Geist und Gedanke süßbewegt fort. An Ihrem Zeichen schlang sich Ihr Bild allmählig in den Text, und an dies Zeichen knüpfe ich Trost und Hoffnungen, wenn ich Sie, scharfsehende Kritikerin, um Gnade für dies Buch anflehe. —

Den Hamann bringe ich Ihnen heut Abend mit; ich wollte ihn nicht mit in dies Paquet legen, theils um die literarischen Zeiten nicht zu sehr zu verwirren, theils um das junge Blut (mein Buch) nicht schamroth zu machen.

Viele Grüße an Stieglitz.

Ich bin, kritische theuerste Freundin! Ihr getreu

Ergebener

B. 20/6 34. (In Eil) Th. Mundt.

Unmittelbar daran knüpft sich offenbar ein undatiertes Billet Charlottens, aus dem wir entnehmen können, daß Mundt es vorzog, den Freunden die Kenntnis seiner „Modernen Lebenswirren" durch eigenes Vorlesen zu vermitteln. Daß es auch dabei zu Meinungsverschiedenheiten kam, ist zwischen diesen Zeilen deutlich zu lesen:

Theurer!

Schon gestern Abend sollte Sie eine Zeile des Dankes und unserer Rechtfertigung erreichen; aber



wir Beide hatten nach Arolsen und Leipzig hin zu schreiben und ein Packet zu besorgen, das heute mit Gelegenheit fortgehen soll, und sind beide noch immer im Troubel.

Wir rufen Ihnen also nur in aller Eile zu: Lassen Sie sich auch nicht ein Härchen grau werden um den vorgestrigen Abend!

Wir sind auf das lebendigste angeregt worden, haben viel von Ihnen und Ihrem Buche gesprochen und sind begieriger als je auf den Fortgang. Ja, wärs möglich, so wünschten wir noch vor Ihrer Abreise eine ähnliche kleine Vorlesung. Doch wie Sie wollen; wir werden uns nach Ihrer Abreise tief hineinlesen wieder und wieder, damit wir Sie garnicht entbehren; oder ist Ihnen das zu viel? Wer weiß ob Stieglitz nicht an Ihrem Buch gesund wird, er sagte gestern Abend noch, es beschäftige ihn so vielfach er fange wieder an ein wenig Licht im Oberstübchen zu spüren.

Wollen Sie uns Montag um 6 Uhr vielleicht abholen?

Ihre innigst getreue

Stieglitze.

Ende Juni 1834 ging Mundt auf Reisen, zunächst zur Bearbeitung des Knebelschen Nachlasses nach Jena, und wenn auch in diesem Sommer, wo Stieglitz und Frau ebenfalls längere Zeit im Bade Kissingen weilten, der Briefwechsel sich beschränkte, so stockte er doch nicht ganz, wie sich schon aus einer Äußerung Charlottens vom 12. August ergab, als sie ihm sein Tagebuch zurückschickte. Reisebriefe zu schreiben war nun eine jungdeutsche Spezialität und es müßte wundernehmen, wenn der Briefwechsel Mundts mit Charlotte ganz davon frei wäre. Tatsächlich findet sich denn auch unter diesen neu aufgefundenen Briefen ein solcher inhaltsreicher Reisebrief, der für Mundt selbst von größtem Interesse ist, den jungen Schriftsteller auf fröhlicher Fahrt von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt und auch durch mancherlei reizvolle Details zu fesseln geeignet ist.

Jena, 12. Juli 1834.

Endlich, Theuerste! kann ich Ihnen u. Ihrem Freunde einige Nachricht von meinem Reiseleben geben, dessen Station, wie Sie sehen, noch Jena ist. Viele Briefe u. Anreden wurden täglich u. stündlich in Gedanken an Sie verfaßt, u. zwar, geliebte Freundin, mit solcher grenzenlosen Lebhaftigkeit, daß ich meinen sollte, es müßte Ihnen zuweilen auf geheimen Seelenwegen etwas davon zugeflogen sein u. sich Ihnen bittend an's Herz gelegt haben. Ich glaube gern an Zauberei im Reich der menschlichen Sympathie, u. auch Sie, denke ich, werden mir nicht zürnen, wenn meine Phantasie Hexenmeisterin genug ist, mir jeden Augenblick Ihr unvergeßliches Gesicht, so ganz wie es lebt, vor die Augen zu bringen.

Wie geht es Ihnen Beiden nun in der Hauptstadt der deutschen Intelligenz? Was thut, was treibt, was u. wie schreibt der reisebeschreibende Heinrich Stieglitz? Was denkt, was sinnt, was liest, was singt, was dichtet inwendig die geheime Poetin Charlotte? Hat sie mich noch nicht vergessen? Hat sie mir noch nichts über das Buch der Widersprüche (vulgo „Lebenswirren") aufgeschrieben? Ist sie wohl, immer gesund u. kräftig in Ihrem schönen *Werdeleben?*

Doch ich frage, u. sollte vielleicht zuvörderst in meinem Namen antworten. Nun, ich kann Ihnen sagen, daß ich fast übermüthig gesund bin u. daß mir mein hiesiger Aufenthalt, in dem sich unerwartet die reichsten Beziehungen zusammengefunden haben, sehr wohl bekommt u. gefällt. Von manchen Einzelheiten reden Ihnen einige beiliegende Tagebuchblätter, die ich als noch unausgeführte u. unmotivirte Selbstbekenntnisse zu würdigen u. mir bis zu meiner Rückkehr aufzubewahren bitte. Ich brauche nicht erst zu wünschen, daß Sie kein fremdes Auge da hineinblicken lassen, da so viele Persönlichkeiten darin enthalten sind. Vor Ihnen kann u. mag ich jetzt nichts mehr verbergen, u. so nehmen Sie in diesen Blättern auf, wie mein verstecktester Mensch sich regt u. gebärdet.

In Jena sind so viele liebe, gute, gebildete Menschen, eine so reizende Natur u. ein so bequemes ungebundenes Hinleben, daß ich mich augenblicklich hier niederlassen würde, wenn mir Ihr Umgang, Charlotte, durch irgend etwas Anderes, durch irgend eine andre Gestalt ersetzt werden könnte. Aber je deutlicher u. bestimmter mir dies ist, je mehr bin ich entschlossen, so lange in Berlin zu leben, als Sie dort leben.

Für Sie Beide aber würde es in vieler Hinsicht ein günstiges u. Ihren uns bekannten Lebenswünschen angemessener Ort sein, wenn Sie hier wohnen könnten. Die Existenz ist hier so außerordentlich billig, daß Sie mit jährlichen 500 Thalern, wenn Ihnen diese fix sind, ein Haus zu machen u. sich noch Equipage zu halten im Stande sein würden. Stieglitz brauchte sich dann nicht mehr mit der Bibliothek zu plagen u. würde in der hiesigen Bergluft gesund u. stetig heiter werden. Sie würden auch in geselliger Hinsicht die angenehmsten Gestalten u. Verhältnisse finden und könnten leicht (für *40 Thaler jährlich*) eine Wohnung (von 4—5 Zimmern) finden, die in einem Garten liegt, u. die Aussicht nach den hohen Bergketten hinaus hat. An das städtische Leben macht man hier eben keine Ansprüche u. nimmt so ganz Jena für einen ländlichen Aufenthalt. Aber dennoch ist man nichts weniger als abgeschnitten, hat literarischen Verkehr jeder Art zur Hand, eine wohlbesetzte Bibliothek, u. kann schon durch die Nähe von Leipzig, Alles haben was man braucht. Die schönsten Reiseparthieen, in einem halben Tage ausführbar, liegen in der Nähe; auch giebt es hier keine geistreich-vornehmen Judenjünglinge, keine Bankiers-Salons, keine Berliner Beau-Monde u. viel anderes triviales, anmaßendes u. flaches Zeug nicht, mit dem wir uns dort herumquälen u. was mich wenigstens fast zum Einsiedler gemacht hatte. Mir wird durch so viele liebe u. schmeichelhafte Ansprachen zugeredet hier zu bleiben, daß ich mir diese Jenaische Proselytenmacherei nur

dadurch vom Halse wälzen kann, indem ich, was Sie wunderlich genug finden werden, eine ähnliche auf Sie adressire. Nehmen Sie es bloß als eine Motion der Freundschaft hin.

Für den trefflichen Brief, den mir Stieglitz noch vor meiner Abreise geschrieben, den herzlichsten Dank. Sein mir dargebotenes Du erwiedere ich aufrichtig u. freundschaftlichst, u. freue mich dieser vertraulichen Weise, in der sich unser Umgang künftig mit Lust ergehen wird. Nur wünsche ich dabei mit besonders starkem Gefühl, daß nun meinem dagegen abstechenden Gespräch mit *Charlotten* nicht ein *fremderes* Element, als sonst beigemischt oder angehaucht werden möchte.[1]

Nach einigen Zeilen von Ihrer lieben Hand, verehrteste Charlotte, schmachte ich ordentlich. Am Mittwoch (16. Juli) reise ich von hier ab, nach Teplitz. Ein Brief von Ihnen, wenn ich so glücklich bin, und wenn Sie *bald* schreiben, würde mich daher entweder in Prag oder in Wien treffen. Der größeren Sicherheit wegen würde ich jedoch bitten, ihn in diesem Fall nach Wien, und zwar *poste restante* (mit dieser Bezeichnung auf dem Couvert) zu senden, damit mein erstes freudiges Augenaufschlagen in der Kaiserstadt auf die Handschrift fällt, bei der ich jedesmal Herzklopfen bekomme. Schreiben Sie erst später an Ihren armen Freund, so thun Sie es doch („poste restante") nach München. Sie sehen, ich lasse mit mir handeln. In München können Sie mich ungefähr um die Mitte August denken. Im Anfang des September küsse ich Ihnen hoffentlich die Hand.

Gestern war ich in Weimar beim Kanzler v. Müller. Auch war Ihr unwürdiger Knecht so glücklich, die Bekanntschaft des jungen Erbgroßherzogs in Belvedere zu machen. Er unterhielt sich viel mit mir, und wenn ich bedenke, welch ein Fürstenhasser ich bin, so gefiel er mir dafür außerordentlich gut. Ferner wurde mir das Goethesche Haus gezeigt, und wenn ich bedenke, welch ein Goethe-Antipath ich dermalen bin, so gefiel mir dafür Alles in Goethes Zimmern außerordentlich gut.

Zwei Damen sind hier, deren Umgang Ihnen gewiß zusagen würde; zuerst Sidonie von Grün, von der ich eben einen Brief über meine Lebenswirren erhalte; und dann die Professorin Zimmern. Letztere scheint eine Magdalena zu sein, auch hängen mehrere Magdalenenbilder in ihrer Stube.

Nehmen Sie, geliebte Freundin, mit meinem Geschreibsel vorlieb, und grüßen Sie mir unsern Stieglitz! Heut las ich im hiesigen Museum die „Jahrbücher", und fand zu meinem Vergnügen meine Recens. über die „Stimmen der Zeit" abgedruckt. Die Recension gefiel mir diesmal selbst — ich muß so naiv sein, es zu gestehen. Daß ich mich nicht darunter genannt habe, geschah mit Absicht und zu Nutz und Frommen, weil im Publikum bekannt sein dürfte, daß wir befreundet sind. Und nun will ich mir auf den Mund schlagen, daß ich noch von einer Recension spreche, die ich selbst gefertigt habe.

Und nun Adieu, Theure, Herrliche! Sprechen Sie einige gute Wünsche über mich aus, damit ich wohlfahre, und hauchen Sie Sich einmal mit den Lippen über Ihre Hand und winken Sie damit her zu mir. Dies wirkt als Segen für

Ihren

Theodor Mundt.

Diese ausführliche Schilderung seiner Reise gibt uns Mundts Biographie in diesem Sommer, auf die wir bisher nur Schlüsse aus gelegentlichen Äußerungen und vor allem aus den stofflichen Gegenständen seiner „Madonna" machen konnten, und seine Skizze des Milieus in Jena läßt einen Blick tun in eine in ihren Ansprüchen so bescheidene Epoche, daß sie uns wie ein goldenes Zeitalter anmutet.

Eine weitere ähnliche Korrespondenz aber ist offenbar in diesen Reisemonaten nicht geführt worden. Eine Bemerkung Charlottens am 7. September („Denkmal" S. 273: „als hätten Sie mir bogenlange Briefe geschrieben, und ich habe doch noch keine Zeile") macht dies gewiß. Das von Mundt übersandte Tagebuch mußte einstweilen genügen, ein Brief aus Wien hatte wieder eine kleine Verstimmung zuwege gebracht, und er entschädigte die Freunde erst nach seiner Rückkehr nach Berlin Anfang September, wo er an Heinrich Stieglitz jenen „herrlichen Brief" schrieb, für den ihm Charlotte am 9. September („Denkmal" S. 278) so warm dankt. Auch diesen in der Tat bedeutenden Brief bin ich jetzt in der Lage mitzuteilen:

Berlin, d. 4. September 1834.

Noch in den bestäubten Reisekleidern, sowie ich eben von der Post kam, las ich, begierig nach Allem, was von den Stieglitzen kommt, die mir zurückgelassenen Briefe, theuerster Freund! Also Ihr nicht da? Wahrhaftig, um bloß mit Euch Beiden wieder zusammenzusein, hatte ich meine letzten Stationen beschleunigt, und wie gern hätte ich Euch in Kissingen aufgesucht, wenn Du mir eine Zeile davon nach München gemeldet. Ich würde dann so lange, wie Ihr, in Kissingen geblieben sein, und hätte mich eingerichtet, dort etwas zu arbeiten. Aber unsere geliebte Freundin meinte freilich, daß, nachdem ich in Wien ein ganz anderer Mensch geworden sein soll, an ein Zusammentreffen in einem fremden Lande zwischen uns gar nicht zu denken sei? Sage mir, theuerster Freund, was war der edeln herrlichen Charlotte nur in den Sinn gekommen? — doch davon weiter unten, wenn ich mich erst ein wenig darüber erholt haben werde. — —

Du hast starke Krisen erlebt in der letzten Zeit, die mich mit lebhafter Besorgniß für Dich erfüllt haben, aber auch zugleich mit neuen und vielversprechenden

[1] Bis hier Kopie von Miß Tralles.



Hoffnungen. Dein ganzes Wesen arbeitet an einer schöneren und kräftigeren Erneuerung seiner selbst, und kein Wunder, wenn in dem Kampfe zwischen den alten und neuen Göttern des Menschen Herzblut schmerzlich dahinströmt! Vieles in Deiner Natur, in Deiner Poesie, in Deinen Bedürfnissen und Bestrebungen, war bisher noch gehörig den alten Göttern der Zeit, und Du versahest den Dienst mit einer dunkelglühenden Begeisterung, die Dich halb glücklich, halb krank machte. In Deinem Verhältniß zum Orient hast Du gewissermaßen ein mythisch-heidnisches Zeitalter Deines ungestümen Poesiedranges durchgelebt. Diese schöne Morgenlandsandacht war wirklich nur der Morgen Deiner Poesie, Deines Lebens. Aber der Engel der Zukunft rührt auch Dein tapferes Herz mit den weltbewegenden Flügeln an, und ruft Dich auf, gottbegabter Stieglitz, mit ihm in der Sache der neuen Götter zu streiten! Dein unwillkürliches, in Dir selbst erfolgendes Abwenden vom Orient, das ich im letzten Frühjahr im Stillen an Dir zu beobachten glaubte, schien mir nur eine glückliche Sonnenwende Deines Dichtens und Denkens zu sein, und daß Du darauf an so kranken und zerfallenen Stimmungen littest, hielt ich nur für die Mauserungsleiden des ewig jungen Vogels Phönix in Dir! Ich glaube, ich habe mich nicht geirrt. Nachher schriebst Du noch ein *Dionysos-Fest*, und deutetest darin selbst schon den Zwiespalt alten und neuen Götterdienstes an, der Dir an Deinem eigenen Herzen bereits heimlich nagte. Nun wirst Du, hoffe ich, endlich für den *Occident* gewonnen sein mit Deiner strebsamen Muse. In Deinen „Stimmen der Zeit“ hast Du schon das Klavier aufgemacht, und Dir die Lichter zurechtgesetzt; und in einem historischen Drama aus der Deutschen Geschichte wirst Du an zu spielen fangen, daß es eine Lust sein wird, für mich, und Lottchen, und alle guten jungen Geister des neuen Deutschlands! —

Sei Dir die Brunnen-Nymphe von Kissingen hold! Ich lebelustiger Schriftsteller, der den größten Teil seiner ersparten Honorare auf Reisen durchgebracht hat, kann Dir zum Brunnengeschenk nichts als die folgenden Worte darbringen:

Selbstbewußtheit! — — *Selbstvergessenheit!!* — — *Selbstironisirung!!* Diese drei Worte mit ihrem ganzen Inhalt möchte ich Dir gern schenken für Dein künftiges Leben; nimm sie an und auf von mir, Du fortan mein occidentaler Denkgefährte! Das *Selbstbewußtsein* ist erst ein occidentales Lebenselement der Völker und Geister. Die frühere Natur-Unmittelbarkeit des Daseins wird von der muthigen Reflexion ergriffen, und in die tiefinwendigen Quellen des forschenden Gedankens hinabgestürzt. Hier trinkt sich das Dasein satt an der Weisheit seines eignen philosophischen Zusammenhanges, den es jetzt zuerst an sich schaut und erkennt, und dieser ihm klargewordene Zusammenhang ist die Kraft des Selbstbewußtseins, an der es nun wie ein Gott fortlebt. Forsche! Schaue! Erkenne! Fasse Dich in Deinem Zusammenhange, und dichte und lebe mit der Kraft des Selbstbewußtseins wie ein Gott!

Dann bescheere aber auch Dir, wie mir, ein gütiger Himmel, daß Du Dich ebenso gut wieder *vergessen* kannst, nachdem Du Dich gefaßt hast. In starken Geistern muß die *Selbstvergessenheit* eine Milchschwester des *Selbstbewußtseins* sein. Die Selbstvergessenheit ist erst die wahre *Genialität* des keck ausgreifenden und sich wiegenden Menschengeistes. Selbstvergessenheit nenne ich aber nichts Anderes als dies: Die mit Absicht und durch Bewußtsein gewonnene Bildung muß sich allmählig wieder zur *unmittelbaren Natur* in uns zurückentwickeln. Was mühsam Erworbenes gewesen, muß bald wieder nur wie unschuldiger Naturtrieb in uns aussehen; wo dunkle Geister gerungen haben, müssen nachher nur morgenfrische Lerchenstimmen aus uns heraus zu scherzen scheinen. So wiegt das Leben, die Arbeit mit sich selbst vergessend, sich seelig in Poesiegenuß ein. Ein solcher selbstvergessener Moment des Lebens wird einmal unser seeliger *Tod* sein!

Fühlst Du Dich nun, nachdem Du mir so krank gewesen, schon stark genug, so folge mir, mein Wackerer, auf die dritte Stufe meiner resoluten Lebensphilosophie hinauf! Ohne *Selbstironisirung* kann kein Geist *unserer* Art, wenn er es redlich mit sich meint, weiterexistiren. Wenn man sich philosophisch erkannt und genial wieder vergessen hat, fühlt sich der freigewordene Geist unendlich erhaben über allen den Bedingungen, unter denen er da ist. Die meisten Verhältnisse und Situationen, in denen wir durch die irdischen Umstände aufzutreten genöthigt sind, müssen uns, von unserm nun gewonnenen Standpunct aus, eigentlich völlg *lächerlich* erscheinen, aber da wir uns von unsern Verhältnissen nie ganz abtrennen können, weisen wir selbst stets einen guten Theil des Lächerlichen mit an uns auf. So überrascht uns die helle Ironie mitten in uns selbst; aber nicht zu unserer Vernichtung, sondern zur Erhebung und Behaglichmachung des Daseins. Dadurch veredeln wir es, daß wir das Lächerliche an uns selbst auffassen, und so gewissermaßen mit komischer Gutmütigkeit uns selbst hinschleppend ertragen. Diese komische Gutmütigkeit des Sichselbstironisirens und Sichselbstertragens ruht zugleich in innerer Seele auf einem schönen verborgenen Grunde der *Demuth*. Ich kann wirklich demüthig sein, Freund, ich bin es! Was ist denn an mir? Lebten nicht drei Personen auf dieser Erde, und ein Gott über ihr, wer weiß, ob ich mich selbst noch länger ertrüge! Und von diesem Gott über der Erde weiß ich auch nichts, als daß er ein Künstler ist! —

Daß zu den drei Personen auf dieser Erde *Charlotte Stieglitz* mitgehört, brauche ich Dir, ihrem begünstigtsten Freunde, nicht erst zu sagen. Warum sie mir, nach ihrem letzten Briefe, so sehr und diesmal so ernstlich und heftig, zürnt, kann ich Aermster mir nicht enträthseln. Ich weiß freilich kein Wort mehr von Dem, was ich Euch damals aus Wien (in einer tollen und zerstreuten Stimmung) geschrieben, indeß mag sich wohl einige Empfindlichkeit über eine Stelle in Lottchens Brief ungeschickt darin geltend gemacht haben. Man halte auch mir einmal eine *Stimmung* zu gut! Ohne Empfindlichkeit gibt es aber keine Freundschaft, ohne Reibung und Eifersucht keine Liebe! [Ein Satz gestrichen.] Ich aber staune, und betaste und bezupfe

mich selbst, ob ich nicht etwa träume. Zwar bin ich allerdings, wie Lottchen ferner sagt, ein „solcher Mensch, der zu Zeiten Himmelblau für Schwarz ansieht" (das muß ich zugeben, obwohl ich glaube, es passirt jedem Sterblichen so). [Eine Zeile gestrichen.] Nun, ich will still sein, und von etwas Anderm reden. Ich kann mit einer so lieben herrlichen Seele, wie sie ist, nicht lange rechten, und bin vielleicht auch jetzt wieder, wie Charlotte selbst, in den Fehler verfallen, die ganze Sache zu ernsthaft zu nehmen. Aber mit den Leuten, die Einem so sehr am Herzen liegen, nimmt man es oft gar erstaunlich ernsthaft. —

Dein Aufsatz im Freimüthigen hat mir außerordentlich gut gefallen, und ich danke Dir lebhaft dafür. Wäre nicht darin die Rede von mir, so würde ich sagen: Stieglitz, ich gratulire Dir zu diesem Aufsatz! Kritik macht gesund, verschaffe Dir öfter eine so gesunde kritische Motion! Dein ferneres Dichterleben (sei's in Jena oder in Buxtehude) muß auch abwechselnd dem Forschen, der Kritik gewidmet sein! [Ein Satz gestrichen.]

Ich bedauere es sehr, daß nicht gleich in dem ersten Heft meiner „Schriften in bunter Reihe" ein Aufsatz von Dir stehen soll. Denn den mir gütigst zurückgelassenen Aufsatz habe ich bis jetzt noch Bedenken getragen, in den Druck zu geben. Es würde für Dein literarisches Renommée nicht gut gethan haben. Diese Frage, ob das *klassische Alterthum* Basis unserer Bildung sein soll, muß jetzt, nach der letzten Umwälzung der Gesinnungen in Deutschland seit der Juli-Revolution, ganz anders beantwortet werden, als Du sie beantwortet hast; und ich glaube, in einem weniger akademischen Geiste.

Lebe wohl, Theurer! Jetzt muß ich an meine Freundin Charlotte schreiben und Du sollst sehn, ich werde so thun, als wäre sie mir noch gut!

Th. M.

Dieser zweifellos inhaltvollste Brief, den Mundt je an seinen Freund Stieglitz gerichtet hat, dürfte vor allem die Mitteilung dieses Nachtrages zu meinem frühern Aufsatze rechtfertigen, Mundt entwickelt sich darin immer mehr als einer von denen, die in ihrem ganzen Empfinden eine Art Barometer der jungdeutschen Zeit bilden. Die Ironie aus der Poesie, in die sie von der Romantik gesäet worden, ins Leben zu versetzen, ist ein Schritt der bei Beurteilung jener Zeit manches zu denken gibt, und überraschender Weise knüpft auch der letzte hier wiederzugebende Brief Mundts an ein Motto aus alter romantischer Zeit, aus Arnims und Brentanos „Trösteinsamkeit" an. Dieser letzte Brief ist unmittelbar vor Charlottens Tod an sie gerichtet, vierzehn Tage, bevor sie aus dem Leben freiwillig schied; er ist ein ehrlicher Weckruf zu neuem Leben, von einer Eindringlichkeit, als ob der Briefschreiber die Katastrophe ahnte, und psychologisch von gleichem Werte, wie der vorige:

Dank, theure Freundin, für Ihre gütigen Zeilen von heut Morgen! Warum Furcht vor mir, daß ich mißverstehen, mißdeuten, aus momentanen trüben Stimmungen Folgerungen ziehen könnte? Sie am allerwenigsten hätten meine Folgerungen zu *fürchten*. Was wäre denn Freundesumgang, wenn man sich nicht eben in allen Stimmungen gegen einander gehen lassen könnte und sollte! Uebrigens ist sogar Unglück der Freundschaft meist förderlicher, als das die Herzen zerstreuende Glück.

Ich für mein Theil habe mir nach und nach einen so abgehärteten Menschen angeschafft, daß ich weder nach Glück noch Unglück mehr sonderlich frage. *Es ist Alles Eines:* diese Maxime eines alten Philosophen, die schon mehrere tausend Jahre alt ist, enthält unendliche Weisheit. Darin möchte ich sagen, bin ich ein Pantheist in der Lebensansicht, daß ich kein auf dem Throne des Lebens herrschendes Glück will noch anzuerkennen vermag, ja es selbst mit aller meiner Kraft stürzen würde, sobald es da wäre. Ich will nichts als ruhige tägliche Hervorbringung, ich will nichts als *Bewegung*, und in dieser ist Eines Alles und Alles Eines. Für den Strebenden giebt es kein besonderes monarchisches Glück noch ein besonderes monarchisches Unglück: es ist entweder Alles Glück oder Alles Unglück. Es giebt im Leben nichts als *Arbeit*, nichts als *Bewegung*, und in der Schwingung unserer täglichen Bewegung ist das Schönste: *die Menschen, die wir lieben* mit in unseren Kreis geschlossen. Unsere Liebe ist in unserer Bewegung mit darin (cf. meine Madonna) denn was wäre Bewegung ohne Liebe und Liebe ohne Bewegung. Wir sind weder dazu geboren, glücklich zu sein, noch unglücklich. Sondern wir leben, um uns zu bewegen.

Nichts ist gefährlicher, geliebte Freundin, als das zu absichtliche Haschen nach dem Glücklichsein, und das tägliche Bedenken darüber, ob man denn auch wirklich glücklich sei oder nicht! Man denke garnicht daran und man wird glücklich sein. Ist man glücklich, so versteht es sich ja eigentlich von selbst, daß man es sein muß, denn muß ein Mensch nicht glücklich sein? Ist man unglücklich, so versteht es sich ja eigentlich von selbst, denn muß ein *Mensch* nicht unglücklich sein? Ich finde beiderlei Ding nicht auffällig, und lasse es an mir vorübergehen. Ueberhaupt, *man achte nicht zu sehr auf sich, man bringe sich nicht jede Kleinigkeit, die Einem aufstößt, zum Bewußtsein,* und es ist Alles gut. Das ist gerade so, wie mit meinen Zahnschmerzen. Wenn ich dem Schmerz, sobald er leise in der Wange zu prickeln anhebt, eigens nachgehe, ihn in ihm selbst aufspüre, mich mit dem Bewußtsein in ihn hineinversetze, ihn immer und immer verfolge, wird er so fürchterlich, daß es zum Tollwerden ist, und ich bin überzeugt, er hört nie auf, solange ich an ihn denke, denn er lebt in meinen Gedanken weiter. Gelingt es mir aber, meinen eigenen Schmerz gewissermaßen zu vernachlässigen, indem ich, während der

empörte Nerv zuckt, doch an einen ganz anderen Gegenstand dabei denke, ein Buch nehme und meine Gedanken in eine fremde Welt hineinzwinge, so hört er meistens entweder ganz auf oder verdämpft sich in die Ferne.

Es ist möglich, daß Sie von dieser ganzen Lebensweisheit nichts werden brauchen können! Ich gebe auch nicht viel darauf, weil ich jetzt auf keine Autoriät, auch nicht auf die Autorität einer Ansicht, mehr viel gebe. Jede Individualität muß sich jetzt selbst ausfechten; das ist das Höchste. Aber um Eines möchte ich Sie beschwören, bei allem, was Ihnen heilig ist: *Lassen Sie Sich und Alles ruhiger gehen; sorgen Sie nicht zu ängstlich für Tag und Stunde, für Heut und Morgen; geben Sie nicht zu viel darauf, wenn das Heute glücklich ist und das Morgen unglücklich*; *denken Sie nicht zu viel darüber nach, wie es mit Ihnen steht; nehmen Sie Alles so an, wie es ist, und empfinden Sie die Nothwendigkeit des Seienden als eine tröstliche Gränze jedes Tages; sehen Sie Alles als eine Arbeit an (Arbeit mit sich selbst und Arbeit mit den Andern) und wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, dann am Abend beim Schlafengehn in ihrem stillen Kämmerlein danken Sie Gott!!*

Mit einem Wort: *Kehren Sie Sich weder an Glück noch Unglück mehr, und Sie werden glücklich sein!* So möchte ich Sie gern glücklich haben, und wie schön werden Sie sein, in der Friedensglorie eines solchen *arbeitsamen* Lebens. Nur schenke Ihnen der Himmel eine aufrechtstehende Gesundheit!

Viele Grüße an Stieglitz! Ich freue mich, das seine neuliche Beunruhigung, wie ich mir gleich dachte, nur eine vorübergehende war. Mein Gott, was kommt denn darauf an, wenn man auch zuweilen ganz toll gestimmt ist? Man ficht es aus, und läßt es vorbeigehen, nachher kräht kein Hahn mehr danach in der Weltgeschichte! Und wie bedeutend sind ringsumher die *Zurüstungen* zu einer neuen Weltgeschichte! Welche unberechenbare Umwälzungen bereiten sich vor im Einzelmenschen und im ganzen Geschlecht! Wir leben in einer wichtigen Zeit! Und jeder Einzelne in einer solchen Zeit ist und wird auf seiner Stelle wichtig! Zwingen Sie Sich doch Beide dazu, zuweilen eine Zeitung zu lesen! Dürfen Sie das Alles ignoriren, was im Osten und Westen vorgeht? Hat es gar kein Interesse für Sie, was Ihr Bruder in England, Ihr Bruder in Frankreich, beide jetzt unsere einflußreichsten Zeitgenossen — leidet, strebt, hofft? Machen Sie die Thür auf und lassen Sie den gewaltigeren Luftstrom der Zeitbewegung durch die deutschen Dichterzimmer ein! Man muß doch wenigstens immer wissen, welche Luft um Einen in der ganzen Welt weht, damit, wenn vielleicht die neue Periode plötzlich da ist, man wenigstens an die Atmosphäre derselben gewöhnt ist und mit ihr athmen kann. Man müßte ja sonst ersticken, (wie heut schon Hunderttausende ersticken) wenn man plötzlich und auf einmal in eine Luftregion, *durch Zwang dann der Zeit,* versetzt würde, deren Athmungsprozeß Einem ganz fremd! Und in jungen Jahren!

Nun Glück *auf* mit uns Allen! Ich verspreche mir von uns Allen noch das Beste! Sind wir nicht die Leute dazu?

Ja, ohne auch dies zu gewissenhaft zu betreiben, blicken Sie doch nur hinein auch in die Zeitungsnachrichten, und zwingen sich Theilnahme daran ab. Nachher kommt der Zusammenhang hinein, und Sie gewinnen etwas dabei! Und wie manches schwüle Weh der nächsten Umgebung, wie manches *persönliche* Leid und Freud vergißt man, wenn man überhaupt den Blick auf das Weltganze gerichtet hält, und ein ruhiges, wohlwollendes Menschenauge auch in die Ferne und zu den Andern schweifen läßt.

Diese rasch hingeworfenen Zeilen kamen aus dem Herzen; sehen Sie nichts weiter darin, als die Sprache des Herzens! — — —

Daß Stieglitz mich bei Ranke erwartet, wundert mich, da wir nichts darüber verabredet; sonst würde ich, wie immer, Wort gehalten haben. Auch bin ich in diesen Tagen mit einigen sehr in Anspruch nehmenden Geschäften überhäuft gewesen.

Auf baldiges Wiedersehn! Ich darf Sie an einem der nächsten Abende wieder einmal zu einem Ausflug abholen?

In treuer Freundschaft

Ihr aufrichtiger

13. Dec. 34. Th. Mundt.
Abends.

Hier auch schon wieder eine *Recension* über mich!!

Charlottens Antwort ist im „Denkmal" (S. 284) abgedruckt; der beredte Zuruf des Freundes hat vielleicht das Ende um kurze Zeit hinausgeschoben; völlig aufhalten konnte er es nicht. Zur intimen Geschichte dieser letzten Wochen darf Mundts Brief aber als ein wichtiger Beitrag gelten.

Charlottens Tod zerriß auch die Freundschaftsbande der beiden Männer. Über das „Denkmal" kam es zum Bruch und die Wege der beiden gingen weit auseinander. Glückspfade haben sie beide nicht beschritten und das Bewußtsein jener gemeinsamen Vergangenheit mag zu manchen Stunden wie ein Alb auf ihnen gelegen haben. Auch dafür kann ich ein spätes Dokument anschließen. Es ist ein Brief von Stieglitz aus dem Jahre 1848. Nach vierzehn Jahren des Schweigens versuchte er wieder eine zaghafte Anknüpfung mit dem alten Freunde; er übersandte ihm sein eben erschienenes Buch „Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung", und der Text des Briefes besagt auch ohne Kommentar, was im Laufe der Ereignisse und Jahre aus dem einstmals so engen, schönen Bunde geworden war:

Venedig, 9. März 1848.

Es ist jetzt eine Reihe von Jahren her, da kam Dir, theurer Mundt, der glückliche Gedanke, mit einem

sichtbaren Zeichen des Andenkens mir zu nahen. Später schrieb ich Dir mit der Aufrichtigkeit eines zum Tode Bereiten einen längeren Brief. Seitdem habe ich auf direktem Wege nichts wieder von Dir gehört und gewöhnte mich durch die wechselnden Phasen meines Lebens Dein Bild wie das eines geliebten Abgeschiedenen festzuhalten. Aber das Leben hat sein unveräußerliches Recht, und nach einem Freunde, den wir noch unter den Erreichbaren wandelnd wissen, zieht es uns immer wieder mit dem Verlangen nach einem sichtbaren Zeichen des Daseyns. So bin ich denn auch überzeugt, daß Dir diese Zeilen nicht unwillkommen seyn werden. Es begleitet sie ein Büchlein, in welchem unlängst Erlebtes mit treuem Griffel aufgezeichnet ist. Ich müßte lügen, wenn ich Dir den Wunsch verhehlen wollte, daß es mich ungemein erfreuen würde, wenn diese „Erinnerungen" Dich zu einer öffentlichen Besprechung in Zu- und Abstimmung anregten. Du im Mittelpunkt der Litteratur Stehender würdest den geeigneten Ort dazu schon finden, und ich würde nur bedauern, wenn das von Dir Ausgesprochene mir nicht zu Gesicht käme. Uebrigens macht es die Aufhebung der Postschranken gegenwärtig leicht Jegliches ohne Weiteres hieher gelangen zu lassen. Gönne mir immerhin in einer guten Stunde einmal ein sichtbares Zeichen des Andenkens; von Dir selbst zu hören, wie es Dir in Deinem häuslichen und in dem weiteren Kreise Deines Daseyns geht, würde mir, dem Fernabstehenden, eine Erquickung seyn. Freilich, um uns ganz wieder als die Alten zu finden, bedürfte es eines persönlichen Beisammenseyns. Sobald ich meine „Venezia" werde vollendet haben (was freilich erst nach Darstellung des Lebensbildes des unvergeßlichen Reinhart geschehen kann — eine Freundschaftspflicht von nicht leichter Lösung! —), gedenke ich mich wieder der deutschen Heimath zuzuwenden, und dann sind wir einander leichter erreichbar. Möchten bis dahin die nazionalen Verhältnisse, gereift unter Gewitterstürmen, sich so gestaltet haben, daß wir uns eines groß und würdig dastehenden Gesammtvaterlandes erfreuen können! — Dieses ist und bleibt, nachdem das schönste Lebensglück mir untergegangen, der sehnlichste Wunsch meines Herzens, in dem sich alle anderen auflösen und begegnen; unwillkürlich strebt und leitet Alles, was ich denke und beginne, sich zu diesem Mittelpunkt. Auch in den „Erinnerungen" wird er Dir als durchdringendes punctum saliens begegnen. Du aber nimm meinen Handschlag entgegen aus der Fülle ewig unvergänglicher lebendiger Erinnerungen. — Deiner Gattin bringe meinen achtungsvollen Gruß.

Unwandelbar Dein

Stieglitz.

Der Schreiber dieses Briefes, Heinrich Stieglitz, kehrte aber nicht mehr in seine deutsche Heimat zurück; er starb am 24. August 1849 in Venedig an der Cholera. Seine Venezia („Venedigs Auf- und Niedergang. Lyrisches Epos in zwei Gesängen") fand sich vollendet in seinem Nachlaß, ist aber bisher nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Seinen gesamten Nachlaß erhielt sein Neffe L. Curtze, der die Briefe von Stieglitz an Charlotte in den Jahren ihrer Brautschaft herausgab (1859) und ebenso eine Selbstbiographie seines Onkels (1865). Die Frage, wohin diese hinterlassenen Papiere später gelangt sind, wo sie sich jetzt verbergen, erscheint um so berechtigter, als sich unter ihnen auch der Nachlaß des Maler Christian Reinhart, der am 8. Juni 1847 in Rom starb, gefunden haben muß. Wenigstens sagt Stieglitz in der Vorrede zu jenen „Erinnerungen an Rom", daß ihm Reinharts „reicher literarischer Nachlaß gewissermaßen testamentarisch" zugefallen sei. Das Lebensbild dieses Freundes, das Stieglitz zugleich in Aussicht stellte, wurde aber nicht vollendet; ein Fragment daraus boten schon die „Erinnerungen" in dem Kapitel „Reinhart und Pius". Dieses, — von einer politischen Flugschrift „Deutschland, Österreich, Italien" (Venedig im Mai 1848) abgesehen — letzte Werk von Heinrich Stieglitz ist eine bunte Sammlung prosaischer Reiseeindrücke, poetischer Huldigungen, persönlicher Erinnerungen, unter denen vielleicht die wenig bekannte von Georg Herwegh am meisten interessiert.



GOETHES FAUST GEDRUCKT IN DER DOVES PRESS VON T. J. COBDEN-SANDERSON UND EMERY WALKER

BESCHRIEBEN VON JEAN LOUBIER

Ich habe den Lesern der „Zeitschrift für Bücherfreunde" eine neue Ausgabe von Goethes Faust anzuzeigen, die ich nach meinem ästhetischen Empfinden als die schönste bezeichnen muß, die überhaupt je gedruckt worden ist. Indem ich dieses Urteil aus voller Überzeugung niederschreibe, beschleicht mich ein gewißes Gefühl der Beschämung. Denn diese schönste, künstlerisch bedeutendste aller Faust-Ausgaben in deutscher Sprache ist nicht in unserm Vaterlande, sondern in England gedruckt und erschienen. Wir können dieser neuen englischen Ausgabe des deutschen Faust keine einzige in Deutschland gedruckte und herausgegebene an die Seite stellen, die ihr künstlerisch ebenbürtig wäre, am allerwenigsten eine von den vielen sogenannten Prachtausgaben.

Der neue Faust der Doves Press ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie hoch im heutigen England Druckerkunst und künstlerisch empfindende Bücherliebhaberei, die ja immer in engster Wechselwirkung zu einander stehen, entwickelt sind. Denn das Buch ist in einer Privatpresse gedruckt und in der beschränkten Zahl von 325 Exemplaren zu hohem Preise auf Subskription herausgegeben worden. Cobden-Sanderson und Emery Walker, die Begründer und Leiter der Doves Press, haben auf die schönen und vornehmen Drucke ihrer Presse, die ich im 9. Jahrgang unserer Zeitschrift unter Beigabe einiger Nachbildungen auf Seite 201—214 eingehend besprochen habe, im November vorigen Jahres den deutschen Faust als die neueste ihrer Publikationen folgen lassen.

Vor nicht langer Zeit hörte ich im Kunstgewerbe-Verein in Berlin einen sehr bemerkenswerten Vortrag des Grafen Harry Keßler über das Thema „Ziele der Buchausstattung". Graf Keßler erläuterte da sehr anschaulich an modernen künstlerisch ausgestatteten Büchern aus seiner Privatbibliothek die Unterschiede zwischen dem *Prachtbuch* und dem *Gebrauchsbuch*. Selbstverständlich versteht Graf Keßler unter einem Prachtbuch etwas anderes als jene pompösen, teuern illustrierten Prachtausgaben, die sich bei uns in den 80er Jahren so breit machten und auch heute noch nicht ganz ausgestorben sind. William Morris' Kelmscott-Druck von „Reynard the Foxe" von Caxton oder seine Folio-Ausgabe von Chaucer: das sind Prachtbücher im Sinne des Grafen Keßler.

So wie, führte Graf Keßler aus, in der neuen Buchkunst William Morris mit seinen Kelmscott-Drucken den Typus eines künstlerischen Prachtbuches mit reichem Buchzierat und mit Bildschmuck von Künstlerhand geschaffen habe, so hätten Cobden-Sanderson und Emery Walker mit den schönen, schlichten Büchern ihrer Doves Press das neue Ideal eines modernen Gebrauchsbuches geschaffen, eines Gebrauchsbuches, das ebenfalls allen Anforderungen der Buchästhetik entspreche, aber ohne Verwendung von Schmuck und Bild, lediglich durch eine schöne *typographische* Ausstattung. Mit dem denkbar besten Material in erlesenem, künstlerischem Geschmack ein ästhetisch befriedigendes und dabei ganz schlichtes Gebrauchsbuch herzustellen, das ist das ausgesprochene Ziel, das sich Cobden-Sanderson mit seiner Doves-Druckerei gesetzt hat. Man kann das in seiner eigenen Abhandlung „The Ideal Book or Book Beautiful" nachlesen, die er als zweite Publikation seiner Presse herausgab, und die 1902 mit seinem Aufsatz „Industrial Ideals" unter dem zusammenfassenden Titel „Ecce Mundus" in der Chiswick Press neu gedruckt worden ist.

So will also auch der Faust der Doves Press betrachtet sein, nicht als ein schönes Prachtbuch zum Anschauen, sondern als ein schlichtes Gebrauchsbuch zum Lesen. Trotz allem, was mir gelegentlich dieser oder jener dagegen einwendet, — für mich besteht kein

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muss ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach aussen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhasst.

Zwei Seiten aus Goethes Faust gedruckt in der Doves Press

MEPHISTOPHELES

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

FAUST

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchras'tem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet!
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

MEPHISTOPHELES

Und doch hat jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

FAUST

Das Spioniren, scheint's, ist deine Lust.

MEPHISTOPHELES

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewusst.

FAUST

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süss bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!

von T. J. Cobden-Sanderson und Emery Walker 1906.

Zweifel, daß die schöne Form, in der eine große Dichtung geboten wird, für einen Menschen, der ästhetisch empfindet, den Genuß des Lesens in hohem Grade erhöht. Wenn der Satz von den goldenen Äpfeln, in silberner Schale dargeboten, auch für die Ausstattung unserer Bücher wieder mehr und mehr Geltung bekommt, so tun wir einen Schritt vorwärts in unserer künstlerischen Kultur.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das lebhafte und stetig steigende Interesse an der neuen Buchkunst, daß diese schönen, schlichten Gebrauchsbücher, die mit neuen schönen Typen und mit dem besten Material hergestellt und mit der denkbar größten Sorgfalt der Technik gedruckt wurden und daher durchaus nicht billig sind, gekauft werden, auch bei uns, und daß sie nicht in den Lagerräumen der Verleger oder Drucker liegen bleiben, so wie es anno 1880 einem der künstlerisch bedeutendsten deutschen Bücher, Max Klingers Amor und Psyche, erging, das Th. Stroefer in München mit großen materiellen Opfern herausgegeben hatte. Es ist sehr bezeichnend für die heutige Liebhaberei für schöne Bücher, daß auf dem Prospekt, mit dem die Doves Press im Oktober 1906 das Erscheinen ihres Faustdruckes für den November 1906 ankündigte, zu lesen ist: „The following publications are out of print“, und das betrifft die sämtlichen bis dahin erschienenen acht Bücher der Doves Press.

Die Faust-Ausgabe der Doves Press umfaßt nur den ersten Teil der Tragödie und ist ein Abdruck der großen Weimarer Ausgabe von 1887.

Es sind nur 300 Exemplare auf Papier zum Preise von 3 Guineas gedruckt und außerdem 25 Exemplare auf köstlichem, dünnem Pergament zum Subskriptionspreise von 12 Guineas. Sämtliche Exemplare wurden wieder in dem üblichen ganz schlichten, weichen Pergamenteinband aus der Doves Bindery von Cobden-Sanderson ausgegeben. Die glatten Deckel sind völlig ohne Verzierung und Aufdruck, nur der Rücken trägt in goldenen Antiqua-Buchstaben den Aufdruck „Faust“. Dieser Einband will, ebenso wie vordem die schlichten Pergament- und Pappeinbände der Kelmscott-Bücher von Morris, nichts anderes bedeuten als eine Broschur. Solche Broschur soll dem Besitzer so schöner Bücher nicht vorgreifen, sich einen künstlerisch bedeutenderen und wertvolleren Handeinband nach seinem eigenen Geschmack anfertigen zu lassen.

Für wertvolle Bücher ist das gewiß die richtige Auffassung vom Verlegereinband. Bei billigen Ausgaben von Werken der schönen Literatur muß der Einband, in dem der Verleger das Buch herausgibt, den Einband überhaupt vorstellen, bei kostbaren Ausgaben soll der Bücherliebhaber sich einen kostbaren Einband nach seinem eigenen Geschmack für sein Exemplar anfertigen lassen, — die Voraussetzung ist dabei freilich, daß er einen Buchbinder mit künstlerischem Geschmack zu finden weiß.

Die typographische Ausstattung des Faust ist ganz dieselbe wie bei den früheren Drucken der Doves Press. Die Begründer und Leiter der Doves Press haben bis jetzt noch immer den Typus der Druckausstattung beibehalten, den sie als Norm für ihre ersten Bücher aufgestellt hatten. Die kleinen Abweichungen in der Anordnung des Satzes und in der Verwendung von Schwarz- und Rotdruck, wodurch sich die Bücher unter einander unterscheiden, habe ich in meinem früheren Artikel über die Drucke der Doves Press eingehend beschrieben.

Auch der Faust erscheint im Quartformat und ist wieder in der von Emery Walker gezeichneten ebenmäßigen, fein ausgeglichenen, schlanken Antiqua gedruckt. Infolge des großen Grades der Schrift umfaßt das Buch 260 Quartseiten. Durch Rotdruck sind dieses Mal die Namen der auftretenden Personen, die szenischen Bemerkungen und die als Marginalien gesetzten Bezeichnungen der Szenen aus dem Schwarzdruck des Textes herausgehoben. Auf einzelnen Seiten, die viel Rotdruck aufweisen, wirkt das Durchschlagen des Drucks durch das leichte Papier für mein Gefühl etwas störend; die rote Farbe zieht sich mehr in das Papier ein als die schwarze. Die Namen der Personen sind durchgehends in Versalien gesetzt.

Durch große einfache kalligraphische Initialen in schwarzem Druck, ebenso wie wir sie aus Paradise Lost und aus dem Bibeldruck kennen, sind hier im Faust nur die vier Hauptabschnitte eingeleitet: die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel und der Beginn der Tragödie selbst. Außerdem ist der Zwischentitel, der vor dem Anfang der Tragödie eingeschaltet ist, in kalligraphischen Versalien

gedruckt. Darin besteht der ganze Schmuck des Buches.

Was ich im einzelnen bereits über die rein typographische Schönheit der Doves Press-Bücher gesagt habe, über die Schönheit der Type, des Satzes und des Druckes, sowie über die schönen Verhältnisse der Teile untereinander und zum Ganzen, — wodurch sich diese Drucke ganz besonders auszeichnen, — das trifft auch alles wieder im vollen Umfange auf das Faust-Buch zu.

Die Nachbildungen von zwei ganzen Seiten, die ich diesem Aufsatz zur Anschauung beifüge, können, wenn auch die Reproduktion ganz getreu und in der Originalgröße ausgeführt ist, doch keinen vollen Begriff von der Pracht des Originaldruckes geben. Zu ihrer vollen Wirkung gehört vor allem das ganz besonders schöne Papier, das eigens für die Drucke der Doves Press angefertigt wurde. Ferner kommt das feine Verhältnis vom Seitenbild zu den weißen Papierrändern erst bei dem Format der Papierbogen des Originals zu rechter Geltung. Außerdem sind im Originaldruck die Typen schärfer in das Papier eingeprägt, als es hier in der Nachbildung in Zinkätzung der Fall sein kann, und obendrein ist die satte, tiefe Schwärze und das kräftig leuchtende Rot der Druckfarben, die einen Teil der Schönheit des Druckes ausmachen, in einer Reproduktion nie ganz genau zu treffen. Kurzum, den vollen Eindruck der Gesamterscheinung des Buches und mithin den rechten Genuß kann nur der haben, der das Buch in Händen hält und die Blätter durch die Finger gehen läßt.

Von mir selbst kann ich es bezeugen, daß das Lesen in dieser Faust-Ausgabe mir einen durch die schöne Form erhöhten Genuß bereitet hat. Den Einwand, der mir gemacht worden ist, daß dieser Faust der Doves Press wohl ein schönes Buch zum Anschauen sei, aber nicht zum Lesen tauge, lasse ich keinesfalls gelten. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es vielen unserer Bücherfreunde geradezu an dem guten Willen fehlt, sich ein Buch gefallen zu lassen, das in der Ausstattung anders ist, als sie es bei den landläufigen Oktavausgaben mit kleiner dünner Type in kompressem Satz auf mäßig starkem Maschinen-Papier gewohnt sind. Sie weisen jedes in größerer und kräftigerer, vollerer Type mit splendiden Rändern vornehmer gedruckte Buch als zur Lektüre untauglich zurück, ohne auch nur den Versuch zu machen, darin zu lesen; lediglich das Ungewohnte schreckt sie ab.

Einen anderen Einwurf dagegen lasse ich gelten, nämlich wenn ein deutscher Bücherliebhaber den deutschen Faust nicht in einer Ausgabe mit Antiqua-Druck lesen mag, sondern seine deutschen Klassiker nur in „deutscher“ Schrift vor sich haben will. Das hat seine innere Berechtigung, und es ist diesem Einwurf nur entgegenzuhalten, daß der Faust der Doves Press in England, und also in erster Linie für englische Bücherfreunde gedruckt worden ist. Ich will auch gern eingestehen, daß ein in seiner ganzen typographischen Ausstattung gleich schöner Faust in *deutscher* Schrift gedruckt meinem Herzen näher stehen würde als dieser Antiqua-Faust der Doves Press. Aber es ist nun einmal so, wie ich eingangs sagte: wir haben dieser englischen Ausgabe unseres deutschen Faust keine deutsche Ausgabe mit deutscher Schrift gegenüberzustellen, die jener künstlerisch ebenbürtig wäre.

Nach der guten Gewohnheit der Doves Press sind in der Schlußschrift wieder die Namen der Setzer (compositors) und der Drucker (pressmen), die das Werk ausgeführt haben, genannt worden. In den Kreisen von Künstlern und Kunsthandwerkern in England, denen auch die Leiter der Doves Press angehören, ist es üblich, die Leistung des einzelnen Arbeiters dadurch anzuerkennen, daß man den Namen eines jeden, der an der Ausführung eines schönen Werkes dekorativer Kunst beteiligt war, angibt. Bei Männern wie Ruskin, Morris, Crane, Cobden-Sanderson äußern sich in solchen Dingen ihre sozialistischen Ideen, die die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen zum Ziele haben.

Es wäre wohl zu wünschen, daß Cobden-Sanderson und Emery Walker auch den zweiten Teil des Faust in derselben köstlichen Ausstattung drucken möchten. Die Besitzer des ersten Teils würden ihnen gewiß dafür dankbar sein.

Als Ergänzung zu meinem früheren Bericht über die Drucke der Doves Press möchte ich nun noch erwähnen, daß nach der großen Bibelausgabe als siebente Publikation der Doves Press im November 1905 Miltons Paradise regain'd erschienen ist. Darauf folgte im Juni

1906 als achte Veröffentlichung: Essays von Ralph Waldo Emerson.

Die Prosa von Emerson ist durchgehends in fortlaufendem Satz gedruckt, sodaß die Einheitlichkeit des geschlossenen Satzbildes durch keine Abbrechung und Einziehung gestört wird. Die Textabsätze sind nur in den Zeilen durch die sogenannten Doppelhaken oder Paragraphzeichen alter Form gekennzeichnet. Im Paradise regain'd sind in den Verssatz wieder mit gewähltem Geschmack ab und zu Zeilen in Rotdruck eingefügt. Besonders hübsch ist der Anfang des Gedichts durch eine Rotzeile und 13 schwarze Versalzeilen nachdrücklich aus dem Satzbild hervorgehoben; eine langgezogene rote I-Initiale am äußeren Rande der Kolumne faßt diese ganzen Anfangsverse dekorativ zu einer Einheit zusammen.

Gleichzeitig mit dem Faust wurde eine kleine ältere Abhandlung Cobden-Sandersons im Umfang von nur acht Seiten: London, A paper read by T. J. Cobden-Sanderson before the Art Workers Guild ausgegeben, „to be presented to subscribers to ‚Faust', being composed and printed by Richard Cobden-Sanderson, Apprentice to The Doves Press". Auch in diesem von Cobden-Sandersons Sohn Richard gesetzten und gedruckten Büchlein finden wir ununterbrochenen Satz in Schwarzdruck; nur die sieben Zeilen auf der letzten Seite sind als wirkungsvoller Abschluß des Textes ganz in Rot gedruckt.

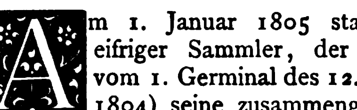
Als nächste Publikationen der Doves Press haben wir dem letzten Prospekt zufolge zu erwarten: Unto this Last, four essays by John Ruskin, Sartor Resartus von Thomas Carlyle, Areopagitica, a speech by John Milton und Apologia pro vita sua by John Henry Cardinal Newman.



Baron Hüpsch und sein Kabinett.

Von

Fr. J. Kleemeier in Leipzig.



Am 1. Januar 1805 starb in Köln ein eifriger Sammler, der laut Testament vom 1. Germinal des 12. Jahres (22. März 1804) seine zusammengehäuften Schätze dem Landgrafen Ludwig X. von Hessen-Darmstadt vermacht hatte und dadurch der Hofbibliothek und dem Museum in Darmstadt wesentlich zu der Bedeutung verholfen hat, die ihnen heute unter ähnlichen Anstalten zukommt. Die hundertste Wiederkehr des Todestages dieses Schenkgebers, des Barons Hüpsch, veranlaßte den Direktor der Großherzoglichen Hofbibliothek, Dr. *Adolf Schmidt* in Darmstadt, sich mit diesem merkwürdigen Sammler zu befassen und gelegentlich der Eröffnung des neuen Darmstädter Museums seinen Namen unserer Zeit wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die Forschungen Dr. Schmidts liegen nun in einem kürzlich erschienenen, sehr interessanten Werke vor: „*Baron Hüpsch und sein Kabinett*". Ein Beitrag zur Geschichte der Hofbibliothek und des Museums zu Darmstadt von Adolf Schmidt. Mit 3 Lichtdrucktafeln. Gr. 8°. (VIII, 295 S.) Darmstadt, im Selbstverlag des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. In Kommission der Verlagsbuchhandlung von A. Bergstraeßer 1906. Brosch. 7,50 M., geb. 10 M., dem mit Genehmigung des Verfassers die folgenden Ausführungen entnommen worden sind.

Johann Wilhelm Karl Adolph Freiherr von Hüpsch, Herr zu Lontzen, zu Krickelhausen und auf der Motte, hieß in Wirklichkeit weder Hüpsch, noch stand ihm ein Recht auf den Freiherrntitel zu. Er wurde am 31. August 1730 zu Vielsalm in der belgischen Provinz Luxemburg als Sohn des Schöffen und Gerichtsschreibers Gerard Honvlez und seiner Frau Anna Maria Kesler geboren und auf Jean Guillaume Fiacre Honvlez getauft. Die Honvlez waren wie die Kesler mit verschiedenen adeligen Familien im Luxemburgischen verschwägert, selbst aber, wie es scheint, nicht adelig. Erst später wurde einigen Mitgliedern der Familie Kesler der Adel verliehen. Die Großmutter mütterlicherseits von J. G. F. Honvlez war die aus einer adeligen Familie entstammende Maria Isabella d'Hüps oder de Hüps, der um 1600 das Gut Krickelhausen in der ehemaligen deutschen Reichsherrschaft Lontzen zugefallen war. Danach nannte sich die Hüpssche Familie de Hüps de Lontzen zu Krickelhausen. J. G. F. Honvlez hat also einfach den Namen seiner Großmutter angenommen und diesen wahrscheinlich der Aussprache gemäß Hüpsch geschrieben.



Über die Jugend von Hüpsch ist wenig bekannt. Sicher ist, daß er 1749 und 1750 Zögling des von Jesuiten geleiteten Gymnasium tricoronatum in Köln war und 1752 hier auch die Universität bezogen hat. Nach beendetem Studium soll Hüpsch einige Reisen gemacht haben und wohnte seit 1768 in dem auf der St. Johannsstraße gelegenen Lützeroder Hof, Schreibers Haus genannt, in Köln bis zu seinem Tode. Seit Ende der sechziger Jahre stand Eva Mechthild Happerz als Haushälterin in den Diensten von Hüpsch, eine kluge Person, die in vielen Beziehungen ein ebensolches Original wie ihr unverheiratet gebliebener Herr gewesen ist. Sie diente den vielen Besuchern der Sammlungen ihres Herrn als sachkundige freundliche Führerin und Erklärerin.

Hüpsch besaß eine umfassende Bildung, war infolge seiner Herkunft aus einem vielsprachigem Grenzlande mit der deutschen, französischen, vlämischen und holländischen Sprache von Jugend auf vertraut, kannte Latein gründlich und besaß auch Kenntnis des Griechischen, Hebräischen und Italienischen. Auf der Universität hat Hüpsch Natur- und Völkerrecht, Institutionen, Naturkunde und Medizin gehört. Während seines langen Lebens entwickelte er eine äußerst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit auf allen möglichen Gebieten nicht nur der Geisteswissenschaften, sondern auch der Naturwissenschaften. Die erste Schrift Hüpschs führt den Titel: „Philosophisch-Mathematische Schaubühne deren Erscheinungen der Natur und Kunst." I. Cölln 1757. Dann erschien eine: „Kluge und nützliche Staatskunst oder Politische Maximen", Düsseldorf 1760, nach Gracians Vorbild eine Anweisung, wie sich der Mensch im gesellschaftlichen Leben zu verhalten habe. Ein ziemlich unnützes Buch war die „Historia litteraria in Schemata & Tabulas synopticas redacta", Francofurti ad Moenum 1762. Zum Zwecke der Verdrängung der alten scholastischen Philosophie aus den Schulen und Klöstern schrieb Hüpsch: „Pseudosophie oder die falsche Weisheit der alten Schulweisen", Bonn 1762. Dieses Werk wurde in den „Frankfurtischen gelehrten Zeitungen" vom 12. März 1762 sehr absprechend beurteilt. Auch Fürst Johann Anton von Hohenlohe-Pfedelbach, dem es gewidmet war, schrieb darüber am 30. Dezember 1762 an Hüpsch, man könne zwar die Hoffnung schöpfen, seine bisher erprobte Geschicklichkeit werde der gelehrten Welt noch viele nützliche Dienste leisten, fährt dann aber fort: „Wenn ich aber in Betrachtung ziehe, daß sein obschon sehr mühsames Bestreben dem Publico weiter keinen Vorteil bringen mag, so wäre zu wünschen, daß er seine Talenta zu Erlernung und Ausübung nötigerer Wissenschaften verwenden und sich nicht mit lauter solchen abstracten Materien amusiren möchte."

Dieser wohlmeinende Rat scheint Hüpsch veranlaßt zu haben, sich nunmehr den Naturwissenschaften zuzuwenden und eine Menge von Schriften und Zeitschriftenaufsätzen auf diesem Gebiet zu verfassen, die hier übergangen werden müssen. Schmidt gibt ein Verzeichnis davon. Wiederholt finden sich in diesen Schriften Äußerungen von Hüpsch über den hohen Wert und Nutzen eines richtigen Studiums der Naturgeschichte und Naturwissenschaft, das in den Schulen an Stelle der „langwährigen zeitverderblichen logikalischen und metaphysischen abstracten Speculationen" zu treten hätte. Hauptsache sei eine richtige Beobachtung und Erforschung der Natur, denn „eine einzige Entdeckung und Beobachtung trägt viel mehr zur Aufklärung einer Wissenschaft bei als ganze Folianten von neuen Systemen und Beschreibungen schon bekannter Dinge." Um schon die Jugend an eine richtige Beobachtung zu gewöhnen, müsse jede Schule ein kleines Naturalienkabinett, sowie ein physikalisches Kabinett besitzen, das dem Unterricht zugrunde gelegt werden könne. Hüpsch vertrat diese Ansicht nicht nur in der Theorie, sondern suchte sie auch auf verschiedene Weise zu verwirklichen. Wiederholt wird in Briefen an ihn die Freundlichkeit anerkannt, mit der er ganzen Klassen der Schulen Kölns und der Umgegend seine Naturaliensammlungen gezeigt und erklärt hatte. Verschiedenen Schulen und Anstalten schenkte er Sammlungen von Naturalien zum Unterricht.

Die Verbesserung des Schulwesens lag Hüpsch sehr am Herzen, denn der öffentliche Unterricht ist ihm der wichtigste Zweig einer wohleingerichteten Staatsverfassung. Schon 1770 hatte er in der Niederrheinischen Zuschauerin „Vorschläge, die Lehrart unserer Schulen zu verbessern" veröffentlicht und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Ein getreuer Sohn der katholischen Kirche, schreckte er sogar vor dem Vorschlag nicht zurück, die übermäßig vermehrte Zahl der Klöster, deren Insassen anstatt wie früher die Gelehrsamkeit zu pflegen, in Unwissenheit dahinlebten, nur Reichtümer anzuhäufen suchten und durch ihr Bemühen, die Seelsorge in die Hand zu bekommen, den Pfarrern ins Gehege kämen, zu beschränken und mit den Einkünften der aufgehobenen Klöster Schulen und Akademien zu gründen oder bereits bestehende reicher auszustatten.

Dem Aberglauben trat Hüpsch entgegen, wo er konnte. Daß er in einer Zeit, in der zelotische Geistliche von den Kanzeln herab dem Volke Kometen und Nordlichter als Vorboten von Mißwachs, Viehsterben und Krieg und als Strafe für seine Sünden hinstellten, in eindringlichen Worten die Unwissenden über die natürlichen Ursachen dieser Erscheinungen, die dem menschlichen Geschlechte weder Böses prophezeiten, noch Krankheiten, teure Zeiten oder sonst üble Folgen nach sich zögen, zu belehren suchte, gereicht ihm jedenfalls zur Ehre. Dies ist auch der Fall mit einem amüsanten Briefwechsel, den Hüpsch in seinem letzten Lebensjahre mit einem gewissen Joseph

Puderbach in Aachen geführt hat, der durch einen dritten, Franz Bastian, von Hüpsch die Abschriften zweier bekannten Zauberbücher, der Clavicula Salomonis und des Petrus de Abano, um drei Kronentaler gekauft hatte und sich nun in einem Schreiben vom 9. Januar 1804 bitter beklagte, daß diese Bücher gänzlich unwirksam wären. Auf sein dringendes Verlangen nach Büchern, mit denen man die Geister wirklich bannen könne, setzt ihm Hüpsch in einem längeren Schreiben auseinander, wir lächerlich er sich dadurch mache, denn es gäbe nichts Tolleres als dergleichen kabbalistischen und alchymistischen Büchern wirklich Glauben beizumessen. Wenn er gewußt hätte, daß er und Herr Bastian an diesen Unsinn glaubten, hätte er ihm die Bücher unter keinen Umständen verkauft. Er bitte nun dringend, sie ihm gegen Rückerstattung der drei Kronentaler wieder zurückzusenden, damit sie nicht noch weiteres Unheil anrichteten.

Hüpsch war stets bestrebt, seinen Mitmenschen Ratschläge zu erteilen und tatkräftige Hilfe zu leisten. Wie um das Schulwesen, so bemühte er sich auch um Handel und Gewerbe, um Land- und Waldwirtschaft, um die Verbreitung nützlicher Kenntnisse durch Wochenblätter usw., ja er ließ sogar aus dem Ausland Nutztiere und Pflanzen kommen, die er unentgeltlich verteilte. Anläßlich einer Mäuseplage in der Kölner und Jülicher Gegend ließ er 1767 eine Schrift: „Oekonomische Vorschläge, die schädlichen Ackermäuse mit wenigem Aufwand und geringer Mühe . . . zu vertilgen" erscheinen. 1776 macht Hüpsch: „Patriotische Vorschläge, die Ausbreitung der jetzt herrschenden Landesverderblichen Hornviehseuche zu verhindern" und teilt zwei Jahre später ein „Heilungs- und Bewahrungsmittel wider die Hornviehseuche" mit, das er an arme Landleute umsonst gab. Über die Wirkung des Mittels sind viele Anerkennungsschreiben vorhanden. Gegen die Waldverwüstung durch übertriebene Abholzung der Forsten und ihre nachteiligen Folgen wandte sich Hüpsch mit starken Worten und forderte die Landesherren auf, gegen ihre unvernünftigen Untertanen einzuschreiten. 1777 gab Hüpsch eine Anleitung zur Vertilgung der Ameisen und andern Insekten, sowie zur raschen Löschung von Feuersbrünsten durch „Feuerlöschende Kugeln" heraus.

In dem Bestreben, der leidenden Menschheit zu helfen, stellte Hüpsch eifrig Nachforschungen und Versuche an, um Mittel zur Heilung von Krankheiten zu finden. Er will bei diesen Versuchen sein halbes Vermögen geopfert haben. Wenn er es auch für Vermessenheit und lächerlichen Dünkel erklärte, wenn große Charlatane sich rühmten, ein Universalmittel gegen alle Krankheiten gefunden zu haben, so glaubte er doch, gegen einzelne Krankheiten wie Fallsucht, Wassersucht, Wechselfieber, rote Ruhr, Krätze usw. Heilmittel entdeckt zu haben, deren Wirkung diejenige der von andern Ärzten angewandten Mittel übertreffen sollte. Es sind übrigens im Original zahlreiche Dankschreiben von Personen vorhanden, die durch seine Mittel von Krankheiten befreit sein wollten. Durch Anzeigen in in- und ausländischen Zeitschriften und durch Wiederverkäufer suchte Hüpsch seine Heilmittel abzusetzen; er gab sie auch an Unbemittelte umsonst ab, wenn diese ihm ein schriftliches Zeugnis ihres Pfarrers beibrachten. Auch hierfür liegen noch genug Beweise vor. 1789 veröffentlichte Hüpsch eine: „Neue Entdeckung eines wohlfeilen, wirksamen und sicheren Mittels, wie alle Verstorbene Menschen zu behandeln sind, um darunter die scheinbar Todten wieder zum Leben zu bringen" usw. Seiner Zeit um hundert Jahre voraus eilte Hüpsch mit dem Vorschlag, daß der Staat den Ärzten die Praxis nicht erlauben sollte, bevor sie nicht nach beendetem Universitätsstudium drei bis vier Jahre an einem großen Krankenhause ihre Kenntnisse vertieft und erweitert hätten.

Trotz dieser naturwissenschaftlichen, medizinischen und sonstigen vielfachen praktischen Betätigungen hatte Hüpsch immer noch Zeit zu Arbeiten auf dem Gebiete der Altertumskunde, namentlich der römischen, und der Gelehrtengeschichte. So konnte es also nicht fehlen, daß Baron Hüpsch in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen von einer ganzen Anzahl von gelehrten Gesellschaften und Akademien zum Mitglied ernannt wurde. Diese Ehrungen verdankt Hüpsch neben seinen wissenschaftlichen Leistungen wohl auch seinen Sammlungen, deren Besucher, sie zählen nach tausenden, seinen Namen in ganz Europa bekannt machten. Wenn man heute die von Hüpsch hinterlassenen Sammlungen in der Hofbibliothek und im Museum in Darmstadt bewundert, so fragt man sich erstaunt, wie es einem Privatmann mit bescheidenen Mitteln möglich war, solche Schätze zusammenzubringen. Diese Frage stellten auch schon zu Lebzeiten Hüpschs die Besucher des Kabinetts, denen die Haushälterin Happerz dann gewöhnlich geantwortet haben soll: „Dazu gehört sich ein guter Beutel und eine große Korrespondenz." Hüpsch lebte ohne festes Amt nur seinen Studien und Sammlungen und bezog eine Rente von seiner Familie, die von ziemlichem Wohlstand gewesen sein muß.

Nach der Sitte der Zeit widmete Hüpsch seine zahlreichen Werke Fürsten und hohen Herren und erlangte dadurch manches Geschenk für sein Kabinett, wie auch gelegentliche oder dauernde Einkünfte. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz setzte Hüpsch 1769 eine jährliche Pension von hundert Reichstalern aus, wofür er ein Exemplar aller seiner zu veröffentlichenden Schriften an die Regierungsbibliothek zu Düsseldorf abzugeben hatte. 1773 wurde Hüpsch vom Fürsten Karl von Nassau-Saarbrücken zum geheimen Legationsrat ernannt. Wiederholt vertrat Hüpsch geistliche Herrschaften als Abgesandter auf dem Kreistag in Köln, so 1793 das Reichsstift Kornelimünster und die Reichsabtei

Werden. Das Stift gewährte ihm außer einer Geldentschädigung zehn bis zwölf alte Pergamentmanuskripte, während die Abtei die als Belohnung erbetene Abgabe von Handschriften verweigerte. Als seine Gönner und Wohltäter nennt Hüpsch u. a. den Herzog Karl Eugen von Württemberg, den Fürstbischof Anton Ignaz von Fugger von Regensburg und andere geistliche und weltliche Fürsten. Weitere Einnahmen erlangte Hüpsch aus dem Verkauf seiner Heilmittel, sowie namentlich aus den Trinkgeldern, die seine Haushälterin Happerz von den Besuchern des Kabinetts erhielt. Diese Trinkgelder sollen nicht unbeträchtlich gewesen sein.

Die Hauptmittel zur Vermehrung seiner Einkünfte und Sammlungen zog Hüpsch jedoch aus dem Verkauf und Tausch von Mineralien, Petrefakten und andern Naturalien, von Handschriften, gedruckten Büchern und allen möglichen Gegenständen. Dazu diente ihm die von der Haushälterin erwähnte große Korrespondenz, die sich über ganz Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Italien, Schweden, Rußland und selbst nach außereuropäischen Ländern erstreckte und ihn mit einer Menge von hervorragenden Persönlichkeiten in Beziehung brachte. Aus diesem zum Teil erhaltenen Briefwechsel, sowie aus einer Anzahl ebenfalls noch erhaltener Notizbücher, Schreibkalender und anderen Aufzeichnungen ist zu ersehen, wie Hüpsch bei seinem Sammeln vorging. Hüpsch als Sammler mußte sehr daran gelegen sein, in unmittelbaren Verkehr mit andern Sammlern zu gelangen, um mit ihnen tauschen zu können oder auch nur, um von ihnen zu erfahren, wo gewisse Gegenstände zu erlangen wären. In seinen gedruckten Werken aus den sechziger Jahren schlägt Hüpsch allen Liebhabern und Sammlern einen Briefwechsel und Austausch vor, wandte sich aber bald brieflich unmittelbar an Liebhaber, deren Adressen er in großer Menge gesammelt hatte.

Er bediente sich dazu eines sogenannten Korrespondenzbriefes, zu dem sich der Entwurf in französischer, deutscher und holländischer Sprache in einem seiner Notizbücher (Hs. 2217 Hofbibliothek Darmstadt) findet. Später kamen noch englische und lateinische Fassungen dieses Briefes hinzu. Hüpsch schreibt darin, er sammle seit einiger Zeit Naturalien, Altertümer und dergleichen mehr und nehme sich daher die Freiheit anzufragen, ob der Angeredete nicht geneigt sei, mit ihm in Briefwechsel zu treten und die Naturalien seiner Gegend oder auch Altertümer jeder Art gegen Naturalien niederdeutscher Herkunft zu tauschen. Zum Beweise seiner Aufrichtigkeit erbiete sich Hüpsch seinerseits zuerst eine kleine Sammlung von Mineralien und Fossilien zu schicken. Sammle der Empfänger keine Naturalien, so bitte er, ihm die Korrespondenz eines andern Liebhabers seiner Stadt oder Gegend zu verschaffen. Dem Korrespondenzbrief legte Hüpsch ein „Mémoire“ bei, in dem genau angegeben war, was er liefern konnte und was er dagegen nahm; es war so ziemlich alles, was man überhaupt an Naturalien, Altertümern und Kunstgegenständen sammeln kann. Das Tauschgeschäft scheint so gut gegangen zu sein, daß Hüpsch den aus dem Ende der sechziger Jahre stammenden Korrespondenzbrief mit dem Mémoire erst durch einen Schreiber, den er immer in seinem Dienst hatte, auf Vorrat in den verschiedenen Sprachen schreiben ließ und dann in der französischen Fassung mit dem Datum des 1. August 1771 sogar drucken ließ, sodaß er nur noch Adresse und Unterschrift beizufügen brauchte. Neben Korrespondenzbrief und Mémoire versendete Hüpsch später noch ein Verzeichnis von allen möglichen Altertümern und Kuriositäten, sowie ein Schreiben, das römische Münzen und Altertümer betraf. Für Manuskripte und gedruckte Bücher benützte Hüpsch seit den achtziger Jahren noch zwei besondere Verzeichnisse in deutscher und französischer Sprache. Alle angebotenen Manuskripte (auch Fragmente und einzelne Blätter) sollten bar bezahlt oder gegen nützliche und brauchbare Bücher und andere Dinge umgetauscht werden. Wer Hüpsch auf ein Manuskript aufmerksam machte, sollte, wenn er es kaufte, ein Geschenk erhalten. Der Katalog der gewünschten gedruckten Bücher verzeichnete u. a. Blockbücher, ältere illustrierte Drucke und bemerkt am Schluß, daß alle bis 1485 in lateinischer, deutscher oder in einer andern Sprache gedruckten Bücher gekauft werden. Diesen Schriftstücken legte Hüpsch meistens eines seiner gedruckten Werke als Ausweis über seine Person bei. Wie Hüpsch später von dem Angebot einer ersten Tauschsendung abkam, so lehnten es auch manche seiner Korrespondenten ab, ihm zuerst eine Sendung zu machen, denn Enttäuschungen konnten dabei nicht ausbleiben.

Zahlreiche Schwierigkeiten und Kosten entstanden auch durch die Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Unzulänglichkeit des damaligen Verkehrs. Trotzdem hatte Hüpsch mit seinem Tauschgeschäft großen Erfolg, namentlich mit den Mineralien und Petrefakten, die er besonders am Niederrhein und in den benachbarten Gegenden planmäßig aufsuchen und sammeln ließ. Neben dem Tausch muß auch der Verkauf von Naturalien Hüpsch viel Geld eingebracht haben. So verkaufte er am 13. Mai 1772 an einen gewissen Mr. de Caire in Marseille eine aus 280 Stücken bestehende Mineraliensammlung für 280 holländische Gulden. Adam Friedrich, Bischof zu Bamberg und Würzburg, kaufte ihm am 17. Juni 1777 eine Sammlung von Mineralien und Halbmetallen für seine Universität Würzburg für 110 Reichstaler ab. Hüpsch handelte übrigens nicht nur mit Mineralien, sondern mit allen möglichen Sammlungsgegenständen, vor allem auch mit Handschriften und gedruckten Büchern. Auch der Versteigerungen bediente sich Hüpsch, um Geschäfte zu machen. So schickte er z. B. 1784 nach Holland Gemälde

zur Versteigerung. Alles Geld, das Hüpsch aus diesen verschiedenen Quellen zufloß, wurde mit seinen sonstigen Einnahmen sofort wieder zur Vermehrung seiner Sammlungen verwendet, wodurch Hüpsch trotz der größten persönlichen Bedürfnislosigkeit eigentlich stets in Geldverlegenheiten steckte. Er machte dann Anleihen, wo er sie erlangen konnte, oder seine Haushälterin mußte dann Silbersachen oder andere Gegenstände versetzen.

Außer durch Tausch und Kauf wurden die Sammlungen Hüpschs auch durch manche Schenkungen bereichert. Manche Besucher der Sammlungen dankten Hüpsch durch Zuweisung einzelner Stücke. Hüpsch verstand es überhaupt meisterhaft, manche Besitzer zur billigen oder unentgeltlichen Überlassung von Gegenständen zu veranlassen, indem er stets darauf hinwies, daß sein Kabinett und seine Arbeiten nur dem öffentlichen Nutzen dienten, Zuweisungen also nicht ihm persönlich, sondern vielmehr der Allgemeinheit zugute kämen. In dieser Hinsicht ist eine Anzeige interessant, die Hüpsch seinen synoptischen und systematischen Tabellen von 1797 angehängt hat. Er sagt darin, daß er einen großen Teil seiner (niemals erschienenen) Enzyklopädie der Liturgie der katholischen Kirche, der Literatur des Mittelalters, den bildenden Künsten der älteren und neueren Zeiten gewidmet und in dieser gemeinnützigen, weit ausgedehnten Absicht als Hilfsquellen alle Arten von römischen Altertümern, alten Kunstwerken, alten Manuskripten, liturgischen Altertümern gesammelt habe. Da sich nun vielleicht an einem oder andern Orte dergleichen historische und literarische Altertümer vorfinden, so habe Hüpsch die Besitzer derselben aufgefordert, ihm dieselben um einen vernünftigen Preis zu überlassen, wenn sie dieselben abgeben wollen. Sie werden dadurch das Verdienst haben, daß sie ohne Aufopferung etwas zur Erweiterung der Gelehrsamkeit, zur Geschichte der Religion und zum Ruhme unseres deutschen Vaterlandes beigetragen haben. Dann gibt Hüpsch ein Verzeichnis der Altertümer und Denkmäler, die ihm vorzüglich erwünscht sind.

Bei vielen Leuten, namentlich auch in Klöstern, scheint Hüpsch großen Erfolg damit gehabt zu haben. Für die unwissenden Mönche hatten die kostbaren alten Handschriften, die sie nicht mehr lesen konnten, und die liturgischen Geräte, deren Stil dem Geschmack der Zeit nicht mehr entsprach, keinen Wert mehr; sie gaben dieselben für geringes Geld oder im Tausch gegen wertlose Dinge hin. Daß dabei nicht immer alles offen und mit Wissen der Oberen geschehen ist, darf wohl aus der Entfernung oder Unkenntlichmachung der alten Eigentumsvermerke in Handschriften und Drucken geschlossen werden. Diese Vorsicht dürfte übrigens nicht immer von Hüpsch, sondern schon von denjenigen gebraucht worden sein, die das Klostereigentum zu ihrem eigenen Vorteil verwerteten. Um in den Besitz wertvoller Gegenstände zu kommen, wendete Hüpsch manchmal ein nicht ganz einwandfreies Verfahren an. Er entlieh z. B. aus Klöstern oft jahrelang alte Handschriften und schob deren Rückgabe, wenn sie endlich verlangt wurde, möglichst lang hinaus oder bot andere Sachen dafür an. Manchmal hatte er damit Erfolg, manchmal kam er auch an die unrechte Stelle.

Mit den Kölnern hatte Hüpsch manchen Strauß auszufechten. Der Mann, der doch entschieden vieles zum Ruhm der Stadt beitrug, durch dessen Sammlungen, die Fremde aus allen Ländern herbeizogen, weite Kreise großen Vorteil hatten, wurde von der Bevölkerung und Verwaltung Kölns mit Gleichgültigkeit, ja mit Feindseligkeit behandelt. Man verdächtigte ihn sogar, daß er mit den Franzosen der Stadt gegenüber ein zweideutiges Spiel treibe und veranlaßte ihn dadurch zu einer Verteidigung, die als „Ausführliche Erläuterung an das unpartheyische Stadtkölnische Publikum“ 1795 erschien. Diese Verleumdungen, sagt Hüpsch, seien der Dank für die vielen Wohltaten, die er seinen Mitbürgern erwiesen habe und für die tausende von Gulden, die er ausgegeben habe, um armen, hülflosen kranken Bürgern und Bürgerinnen Heilmittel zu liefern. Hätte er in einem andern Lande der armen leidenden Menschheit so häufige Wohltaten erwiesen, so wären seine gemeinnützigen Bestrebungen aufgemuntert, befördert, unterstützt und belohnt worden, in Köln werde er zur Schande des Christentums und der Menschheit nur heimlich verfolgt und verleumdet. Seit dem Einrücken der Franzosen habe er sich um keine öffentlichen Angelegenheiten bekümmert, nur einmal habe er sich mit Erfolg bemüht, die Gymnasien und Schulen von Einquartierung zu befreien. In seiner „Ausführlichen Erläuterung“ erklärte Hüpsch, daß er sich trotz aller Anfeindungen entschlossen habe, alle seine Sammlungen, die der Stadt Köln so viel Ehre machten und Gewinn brächten, da sie täglich von so vielen vornehmen reisenden Herrschaften, Gelehrten und Künstlern besucht würden, in eine ewige Stiftung zum gemeinen Besten der Stadt Köln und der niederdeutschen Provinzen zu bestimmen, wenn der Magistrat und die Bürgerschaft ihm ein anständiges großes Gebäude dazu hergäben. Daraufhin setzte sich der Magistrat mit Hüpsch in Verbindung, indem er ihn durch zwei Abgesandte am 20. November 1795 über seine Absicht befragen ließ. Die Abgesandten erstatteten an den Magistrat einen Bericht, der zu den Akten wanderte. Die Häupter der Stadt Köln scheinen sich bis zum Tode von Hüpsch nicht mehr um die Angelegenheit gekümmert zu haben. Das hat sich bitter gerächt. Hüpsch hegte, woran nicht zu zweifeln ist, den lebhaftesten Wunsch, die von ihm in langen Jahren mit vieler Mühe und Aufopferung gesammelten Schätze nach seinem Tode vor Zersplitterung zu bewahren und durch sein

Kabinett im Andenken der Nachwelt fortzuleben. Dieser in seinem ganzen Charakter begründete Wunsch wurde nicht nur von seiner Umgebung verschiedentlich bezeugt, sondern auch in seinem Testament mit bestimmten Worten ausgesprochen. Wenn das Testament nicht zugunsten der Stadt Köln ausfiel, so mag dies daran liegen, daß es Hüpsch als kränkend empfand, in Köln nicht nach Bedeutung und Verdienst behandelt zu werden, daß er besorgte, seine Sammlungen möchten in dieser Stadt nicht so geschätzt werden, wie er es wünschte, und daß er vielleicht auch fürchtete, seine Sammlungen wären bei den unsicheren politischen Verhältnissen dort überhaupt gefährdet.

Fast schien es, als sollte es Hüpsch nicht gelingen, seine Sammlungen als Ganzes der Nachwelt zu hinterlassen. Er war alt geworden, von seinen Einnahmequellen war eine nach der anderen versiegt. Seine fürstlichen Gönner starben nach und nach, durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor hatte er 1799 seine Pension verloren, seine Familie konnte ihm keine Rente mehr bezahlen, bei den kriegerischen Zeiten stockte auch sein Handel. Hüpsch geriet in Not und mußte nun kleinere Teile seiner Sammlungen oder einzelne wertvolle Stücke verkaufen, nachdem er verschiedene Anträge um käufliche Überlassung der ganzen Sammlung abgelehnt hatte. Seit 1802 war Hüpsch auch mit dem Landgrafen Ludwig X. von Darmstadt in Beziehungen getreten, die für das endgültige Schicksal seiner Sammlungen von Bedeutung werden sollten. In den Jahren 1802—1804, nachdem er den Landgrafen längst zu seinem Erben eingesetzt hatte, bot er ihm verschiedene kleine Teile seiner Sammlung zum Kauf an, die auch teilweise erworben wurden. Mit Verkauf und Kauf fuhr Hüpsch bis an sein Lebensende fort. Noch kurz vor seinem Tode kaufte er für seinen ganzen Geldvorrat einige kostbare Manuskripte, so daß nach seinem Ableben am 1. Januar 1805 nur drei Kronentaler bares Geld im Sterbehause vorhanden waren. Das Begräbnis Hüpschs fand am 3. Januar in größter Einfachheit statt. Einer der Testamentsvollstrecker trug vorläufig die Kosten der Beerdigung.

Am Darmstädter Hofe war man jedenfalls sehr überrascht, als in den ersten Tagen des Januar 1805 aus Köln ein Schreiben an den Landgrafen eintraf, in dem diesem das Ableben des berühmten Gelehrten Herrn von Hüpsch mitgeteilt wurde, der den Landgrafen laut seinem Testament vom 22. März 1804 zum Erben eingesetzt hatte. Als das Testament in Köln bekannt wurde, rief es große Bestürzung hervor. Soforf begannen auch die Bemühungen, den drohenden Verlust abzuwenden und die Sammlungen der Stadt Köln zu erhalten. Man möge bei Schmidt nachlesen, welche zahllosen Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis endlich am 7. August 1805 die in 341 Verschlägen, Kisten und Päcken untergebrachten Sammlungen Hüpschs auf einem Schiff die Fahrt nach Stockstadt antreten konnten, wo sie vom 14. August an allmählich nach Darmstadt gebracht wurden.



Bücherfreunde auf Reisen.

Einfälle und Betrachtungen.

Von

Dr. Erich Eckertz in Berlin.

Der Bücherfreund aus Liebhaberei nimmt für die Reise von seinen Büchern wie von den anderen Freunden daheim Abschied und tröstet sich beim Scheiden aus der schönen Umgebung mit dem Wiederfinden wie der anderen, so auch dieser Freunde. Der Bücherfreund von Beruf sollte Gelehrter genug sein, seine Bücher zu Hause zu lassen und in Civil zu reisen, wie der Offizier Soldat genug sein sollte, seine Uniform zu Hause zu lassen. Denn ewiges Bücherblättern ist auf Reisen oft nicht weniger unangenehm als ewiges Säbelgerassel.

Der wahre Bücherfreund könnte auf Reisen die Art seines Verkehrs mit Büchern auf den Verkehr mit der Natur anwenden: Einsame, schwer zu erreichende Plätzchen sind für ihn seltene Ausgaben, die wenige kennen oder nur er allein, und die er zu einer Bibliothek schöner, seltener Punkte in seiner Erinnerung ansammelt. Den Eigenarten des Papieres oder Pergamentes stehen dann die Bodeneigentümlichkeiten zur Seite, den Schönheiten des Druckes und der Illustration die Reize der Bergformation und der Beleuchtung. Solche Orte, sind sie hoch und frei gelegen, gewähren oft weiten Ausblick ins Land, wie das entlegene Buch Einblick in den Kulturzustand seiner Zeit gewährt. Das Ersteigen zu Fuß auf eigene Faust ist wie die selbständige Lektüre; aber die meisten nehmen sich einen Bergführer oder ein Kommentar.



Es wäre für den Bücherfreund auf Reisen eine dankbare Aufgabe, statt der Photographien und Ansichtskarten allenthalben erhabene Buchdenkmale in seiner Phantasie sich ansammeln zu lassen, die für den Ort bezeichend sind, so z. B. in der Mark Fontanes Romane, an der Nordsee Heines Bilder, in Italien Goethes Reise, in Zürich Meister Gottfrieds Novellen, auf dem Mont Salève und Vierwaldstättersee Wagners Musikdramen, im Oberengadin Nietzsches weitblickende Gedanken usw. Ein solcher Bücherfreund würde dann einen Reisebericht vom Vierwaldstättersee etwa folgendermaßen ins Bibliographische übersetzen: Von Luzern abfahrend hielt ich zuerst Frühstückseinkehr in Tribschen bei Wagner und Nietzsche, wo mir die Meistersinger ein Ständchen brachten und Nietzsche mir die Tragödie der Götterdämmerung aus dem Geiste der Musik erklärte. Nachmittags sprach ich bei den Eidgenossen auf dem Rütli vor, stieg dann höher und gab in Seelisberg bei Scheffel meine Visitenkarte ab, der mir ein Exemplar seiner Bergpsalmen in die Hand drückte. Gegen Abend begab ich mich durch die hohle Gasse nach Küssnacht, durchaus unbehelligt.

❧

Moderne Bücher und Gestalten, die seit Goethe mehr und mehr kosmopolitischen Charakter annehmen und an jedem Orte sich wohlfühlen, lassen sich überhaupt erst dann ganz begreifen, wenn man eben den Ort persönlich kennt, an dem sie spielen oder entstanden sind; man muß also gewissermaßen ihr Klima auf sich einwirken lassen. Besonders seit Heine und dem jungen Deutschland ist die Reise für das Verständnis des Buches geradezu erforderlich. Wer über Heine sprechen will, müßte eigentlich eine Legitimation vorweisen, daß er den Orient und alle Länder Europas kennt, daß er vor allem in Paris und am Rhein zu Hause ist. Und wer könnte Zarathustras Sprache verstehen, der nicht das Mittelmeer rauschen hörte und die Gletscher von Sils Maria strahlen sah! Es heißt also für den Bücherfreund, die Einwirkung der Natur auf den Gegenstand seiner Freundschaft beobachten, sei es nun, daß die Natur Modell steht wie bei Goethe, sei es, daß sie den Pinsel führt wie bei Wagner und Nietzsche.

❧

Die Besichtigungsreise des Schauplatzes, der „Lokaltermin", sollte nur bei solchen Büchern erlassen werden, bei denen der Verfasser solch intimer Bücherfreund war, daß er daheim blieb und den Schauplatz seines Werkes aus dem Buche studierte. Derartige Bücherfreunde in der höchsten Potenz sind z. B. Schiller, der wie der Historiker aus den Quellen die Ereignisse, so aus den Büchern die Natur sich konstruierte, z. B. den Vierwaldstättersee aus den „Naturgeschichten des Schweizerlandes" und ähnlichen Büchern, wobei er den Föhn vermutlich an einem Durchzuge in seiner Weimarer Stube studierte, wie das Klima Messinas an einem tüchtigen Einheizen; ferner Kant, der Niegereiste, der eine Weltgeographie dozierte. Schiller und Kant hätten gemeinschaftlich Karl Mays Reiseromane schreiben können.

❧

Der Bücherfreund mit Leib und Seele zeigt eine üble Verbissenheit wenn er auch auf Reisen, in schöner Natur seinem Geiste Gläser aufsetzt, die nur für den Druck geeignet sind: wenn er die Bücher wie eine Nabelschnur mit sich schleppt, mit dem Bücherstaube seinen Geist bewölkt und der Sonne das Durchdringen verwehrt, wenn er in seinen Büchern ewig blättert und die Natur im Karton läßt. Solche Bücherfreunde sollten daheim bleiben und, statt eine Pflichtreise zu machen, sich die Natur in Pflichtexemplaren von Bild- und Kartenalbums schicken lassen.

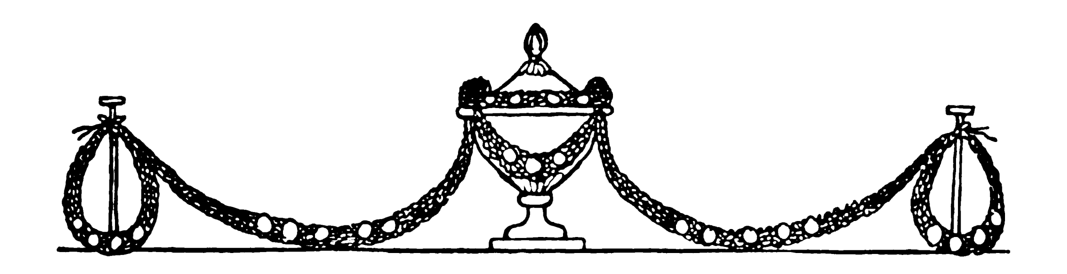
❧

Mancher, der zu Hause Bücher niemals anrührt und stolz an ihnen vorbeigeht wie jener Bücherfreund an der Natur, greift auf Reisen zuweilen zur Lektüre als dem Schutze gegen Langeweile, schlechte Stimmung und Landregen, und entschuldigt sich womöglich noch damit, aus Notwehr gehandelt zu haben. Solche Reisebücherfreunde bändeln mit den Büchern nur vorübergehend an, ohne in ein festes Verhältnis mit ihnen zu treten; sie sind ihnen weniger als befreundet und noch weniger als Freund. Da sie sich persönlich ungefähr 4—6 Wochen im Ferienbücherlesen üben, könnte man sie nach einigen Übungen zu Bücherfreunden der Reserve ernennen. Der Leutnant der Reserve und der Bücherfreund der Reserve haben das gemein, das sie wenig lesen und viel aufschneiden.

❧

Der aktive Bücherfreund sollte den Bädeker, die Vorschule zum Reisen, möglichst abstreifen, wenn er sich das Hotel mit dem Stern ausgesucht hat, und dann die Hochschule der Natur unter Lehrmeistern wie Shakespeare, Goethe Nietzsche beziehen. Auch diese Art findet er auf der Reise Natur und Buch aufs engste befreundet und verbrüdert; Tyrannen und Nichttyrannen sollten sich glücklich schätzen, in diesem Bunde der dritte sein zu dürfen.





Chronik.

Zur Retzsch-Bibliographie.

(Vergl. 1904, 12, 401 ff. und 1905, 9, 387).

Seit meiner letzten Publikation sind mehrere wichtige Nummern hinzugekommen. Die stoßweise Veröffentlichung muß ihre Entschuldigung in der Schwierigkeit finden, mit der das Finden dieser Dinge heutzutage verknüpft ist. Bei *Retzsch* kommt noch der erschwerende Umstand eines langen Lebens hinzu. Übrigens war es mir bis jetzt nur möglich, lediglich das zu katalogisieren, was durch den *Druck* vervielfältigt worden ist. Ein erstmaliges Verzeichnis der Originalgemälde, Originalzeichnungen usw. wird naturgemäß von den Sammlungen in *Dresden* seinen Ausgangspunkt nehmen müssen, wo *Retzsch* ja fast sein ganzes Leben zugebracht hat. Die Gelegenheit zu einem längeren Aufenthalt in Dresden, wo dann diese Arbeit in Angriff genommen werden soll, wird sich hoffentlich bald bieten.

Ich verzeichne nunmehr neu folgende Nummern:

362. *Friedrich Kind's Gedichte. Zweites Bändchen.* Zweite, verbesserte und vollständige Auflage. Leipzig 1817 (J. F. Hartknoch). *Titelkupfer:* Retzsch del., W. Jury sc.

363. *Goethe's Werke.* Vollst. Ausg. letzt. Hand. Stuttgart und Tübingen 1829 (Cotta). *26. Band. Titelkupfer:* „Friederike". M. Retzsch del., J. Wagner sc.

364. *Goethes nachgelassene Werke. Erster Band.* Ib. 1832. *Titelkupfer:* „Aus Faust. 2r. Theil. 3r. Act" (Euphorion-Scene.) M. Retzsch del., Fr. Xa. Eißner sc. in Wien.

365. *Dasselbe. Zweyter Band.* 1832. *Titelkupfer:* „Aus Götz von Berlichingen". M. Retzsch del., Leop. Beyer sc.

366. *Dasselbe· Dritter Band.* 1832. *Titelkupfer:* „Das Rochus Fest zu Bingen". M. Retzsch del., S. Langer sc.

367. *Dasselbe. Vierter Band.* 1832. *Titelkupfer:* „Künstler's Sinnen". Mor. Retzsch del., Dav. Weiß sc. Viennae.

368. *Dasselbe. Fünfter Band.* 1833. *Titelkupfer:* „Zum Aufsatz für junge Dichter". M. Retzsch del., Schwerdgeburth sc.

369. *Dasselbe. Sechster Band.* 1833. *Titelkupfer:* „Zu Rameaus Neffen". Moritz Retzsch del., Schwerdgeburth sc.

370. *Dasselbe. Siebenter Band.* 1833. *Titelkupfer:* „Gutmann und Gutweib". Retzsch del., L. Beyer sc.

371. *Dasselbe. Achter Band.* 1833. *Titelkupfer:* „Aus Goethe's Leben". M. Retzsch del., Schwerdgeburth sc.

372. *Dasselbe. Neunter Band.* 1833. *Titelkupfer:* „Aus Goethe's Leben". M. Retzsch del., Fr. Xa. Eißner sc. in Wien.

373. *Dasselbe. Zehnter Band.* 1833. *Titelkupfer:* Ohne Unterschrift (Sinnende Psyche vor aufgeschlagenen Folianten in einem Zimmer mit menschlichen Schädeln, dem Oberkiefer eines antediluvianischen Tieres, dem Skelett eines ebensolchen Vogels, einer Sphinx usw.). M. Retzsch del., Schwerdgeburth sc.

374. *Scene aus Göthe's* (sic!) *Faust.* Druck und Verlag von Eduard Pietzsch u. Komp. in Dresden, o. J. (ca. 1840): „Gretchen: Er liebt mich — liebt mich nicht." Nach M. Retzsch, gedruckt von G. Braunsdorf, lith. von F. A. Zimmermann. Quer-Folio.

375. *Dasselbe.* „Gretchen: Bester Mann! von Herzen lieb' ich dich!" Ebenso signiert, doch fehlt die Bezeichnung „gedruckt von G. Braunsdorf"; der Lithograph bezeichnet sich „Fr. Zimmermann". Quer-Folio.

Berlin. *Dr. Leopold Hirschberg.*

Kunst.

Der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München hat sich zu einer Veröffentlichung entschlossen, die beinahe über die Grenzen der Reproduktion hinausgeht. Die herrlichen Schätze der *Gemäldegalerie des Prado zu Madrid,* die im Original zu sehen nur wenigen vergönnt ist, führt uns der Verlag in 14 Lieferungen von je sechs Blatt in prächtigen Photogravüren vor. Starkes holländisches Büttenpapier in der Originalschöpfgröße von 62×79 cm dient den ca. 40 zu 55 cm großen Photogravüren als Untergrund. Bei der Größe und Ausführung der einzelnen Blätter erscheint der Subskriptionspreis von M. 50.— für die Lieferung nur angemessen.

Professor Dr. *Karl Voll,* der ausgezeichnete Münchener Kunsthistoriker, gibt dem Werke einen bogenweise mit den Lieferungen erscheinenden Text in Buchformat mit. Dieser Text ist in großen Typen sorgsam gedruckt und mit kleineren Wiedergaben der Bilder bedeutender Meister geschmückt.

Die erste uns vorliegende Lieferung beschäftigt sich ausschließlich mit dem größten spanischen Porträtisten aller Zeiten: mit Velasquez. Sie enthält das „Reiterbildnis des Prinzen Don Balthasar Carlos", die



„Familie des Königs" (Las Meninas), die „Trinkergesellschaft" (Los Borrachos), die „Schmiede des Vulkan" und zwei Bildnisse eines Zwerges und eines Hofnarren Philipp IV.

Die Genrebilder des Meisters sind im ganzen minder bekannt als die Porträts, die zum Teil — wie *jedes* wahrhaft erschöpfende Porträt — ein Stückchen Anekdote im besten Sinne bieten. Wenn der Hofzwerg als Kontrast neben den großen edlen Hund seines Herrn gestellt ist, wenn der Leibnarr ohne jedes lächerliche Abzeichen in der reichen Kleidung nur die Rüstung, die sich für ihn nicht schickt, neben sich auf der Erde liegen hat; wenn die königlichen Kinder ihre Lieblichkeit von einer grotesken Zwergin und einer ernsten Nonne flankiert sehen, so liegt darin eine ganze Geschichte. Man kann sogar „*die* Geschichte" sagen. Die Trinkergruppe und die Schmiede des Vulkans sind höchst merkwürdig durch die Einführung — wir würden sagen „moderner" Typen. Die entblößten Jünglingsgestalten sind von antiker Weichheit; die zuschauenden Männer ganz Realistik.

Natürlich werden auch die späteren Lieferungen noch viele Nachbildungen von Velasquez enthalten, dessen Werke dem „Prado" sein Gepräge edelster höfischer Kunstpflege aufdrücken. Neben ihm werden von Spaniern besonders Murillo und Goya vertreten sein; aber auch Tizian und Raphael, Dürer und Rubens, van Dyck und Rembrandt u. a. m. fehlen nicht in dem Prospekt, der die Inhaltsangabe enthält. Ein Prospektdoppelbogen gibt überdies — mit en flottant angehefteten verkleinerten Pigmentdrucken aus dem Werke ausgestattet — den Text der Einleitung des *Buches* wieder, in dem Professor Voll die Geschichte der Pradosammlung kurz rekapituliert. Die Sammlung als solche stammt erst aus dem XIX. Jahrhundert. Daß sie aber auf den Besitz der spanischen Königshäuser zurückgreifen konnte, machte sie von Beginn an zu einer der ersten und reichsten der Welt. Die spanischen Habsburger, besonders der vielgehaßte Philipp II. und auch sein schwacher Enkel Philipp IV., waren nicht nur bedeutende Mäcene, sie waren auch Kunstkenner von sicherem, in hoher Kultur befindlichem Geschmack. Die Allgemeinheit ist ihnen zu höchstem Dank verpflichtet. Zu Dank freilich auch Ferdinand VII., der sich zuerst entschloß, seine Schlösser zu plündern, um die erlesenen Kunstwerke in einem Museum der Öffentlichkeit zugängig zu machen.

Der Hanfstaenglsche Verlag will die umfangreiche Publikation binnen Jahresfrist zu Ende führen. Den Subskribenten wird auf Wunsch am Schlusse eine Mappe für die Kunstblätter, sowie eine Einbanddecke für den Textband zu angemessenem Preise geliefert. Die Einzellieferungen befinden sich in einem Umschlag von bräunlichem Kartonpapier. Ein kunsthistorisches Reproduktionswerk von ähnlichem Umfange ist unseres Wissens bisher überhaupt noch nie unternommen worden. —z.

Im Verlage von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) in Straßburg beginnt ein kostbares Werk zu erscheinen: eine neue Übersetzung von Vasaris „Vite di piu eccelenti pittori, scultori ed architetti italiani" unter dem Titel „*Giorgio Vasari. Die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Architekten, Bildhauer und Maler. Deutsch herausgegeben von A. Gottschewski und G. Gronau.*"

Vasaris Künstlerbiographien wurden zuerst 1550 gedruckt und erschienen 1568 in einer von dem Verfasser umgearbeiteten, mit den Bildnissen der vorzüglichsten Maler geschmückten neuen Auflage. Kommentierte Ausgaben wurden späterhin mannigfach veröffentlicht, zuletzt die ausgezeichnete neunbändige von G. Milanesi. Auch eine deutsche Übersetzung erschien in den dreißiger Jahren vor. Jahrh., deren Kommentare jedoch heute nicht mehr genügen. Die Heitzsche Ausgabe ist auf sechs starke Bände geplant, von denen uns z. Z. der dritte und sechste vorliegen. Der dritte Band, von A. Gottschewski übertragen und mit Anmerkungen versehen (VIII und 359 Seiten; M. 10,50 broch., M. 12 gebd.), enthält in der Reihenfolge Vasaris die Biographien der italienischen Bildhauer und Architekten des Quattrocento: der Florentiner und der wenigen übrigen. Die Übersetzung ist ausgezeichnet, der Anmerkungsapparat stützt sich auf die seit Milanesis Kommentaren umfangreich angewachsene neuere Forschung, die namentlich Cornelius von Fabriczy viel zu danken hat. Die Hinweise auf Bodes „Denkmäler der Renaissance-Skulptur Toskanas", auf den „Klassischen Skulpturen-Schutz" und Stegmann-Geymüllers „Architektur der Renaissance Toskanas" sind von großem Werte; ebenso die bibliographischen Notizen über inzwischen erschienene Einzelbiographien.

Band VI, von G. Gronau verdeutscht (VIII und 424 Seiten; derselbe Preis) umfaßt die Florentiner Maler der Hochrenaissance von Leonardo da Vinci bis zu Vasari, der in seiner Selbstbiographie die beste Quelle für sein Lebenswerk bietet. Im allgemeinen wurde bis auf geringfügige Ausnahmen auch in diesem Bande die Reihenfolge Vasaris berücksichtigt; die Anmerkungen enthalten genaue Literaturangaben und Hinweise auf die Tafelwerke des „Klassischen Bilderschatz" und „Museum". Auf die weiteren Bände kommen wir nach Erscheinen zurück; im Herbst nächsten Jahres soll das bedeutsame Werk vollendet vorliegen. —bl—

Von Professor Dr. *Franz Weinitz*, dem wir mancherlei kunsthistorische Monographien von Wert verdanken, liegt uns ein neues Werk vor; „*Das fürstliche Residenzschloß zu Arolsen. Geschichtliches, Bau und Kunstgeschichtliches*" (Leipzig, C. Grumbach), die erste eingehende Schilderung des berühmten Schlosses. Von dem alten Schlosse, das aus dem Kloster der Antoniter entstand, ist nichts übrig geblieben. Es fiel, als Fürst Friedrich Anton Ulrich zur Regierung kam, ein prachtliebender und baulustiger Herr, dem die Klosterbaracke nicht mehr behagte. Merkwürdig ist, daß der Baumeister des neuen Schlosses kein Mann von Fach war: Anton Heinrich Horst hatte vielmehr die Rechte und Mathematik studiert und trat dann als Rentmeister in Waldeckische Dienste. Daß er tatsächlich die Leitung des Schloßbaues geführt hat, steht fest; doch auch der

Bauherr mag tätigen Anteil daran genommen haben. Weinitz gibt uns einen umfassenden Abriß der Baugeschichte, die auch kulturgeschichtlich recht interessant ist. Finanzfragen veranlaßten Horst zum Rücktritt; ein Major Rothweil, der später auch den Titel „Baudirektor" erhielt, ersetzte ihn; ihm folgten abermals zwei Offiziere und erst 1790 ein Berufsbaumeister. Es liegt also die merkwürdige Tatsache vor, daß eins der schönsten Barockschlösser Deutschlands von Nichtfachleuten erbaut worden ist. Die Beschreibung des Schlosses erstreckt sich auch auf die Interieurs mit ihren Gemälden berühmter Meister und vielerlei Kunstschätzen. Ein Anhang von Oberlehrer Professor Flade beschäftigt sich mit der Geschichte der Stadt Arolsen. Zahlreiche recht gut reproduzierte Abbildungen nach Photographien sind beigefügt. Dem Werke, das nur in kleiner Auflage verausgabt wurde, ist eine sehr elegante Ausstattung zu teil geworden, so daß wir es den Bibliophilen aus Architektenkreisen besonders empfehlen möchten. —bl—

Von *Friedrich Seeßelbergs* nicht genug zu empfehlender Schrift *„Volk und Kunst"* hat der Verlag (Schuster & Bufleb in Berlin) jüngst auch eine Bibliophilenausgabe veranstaltet, die sehr geschmackvoll (und nicht teuer: M. 12) ist. Das Werk (in einer Größe von 15:20 cm) liegt in einem Pergamenteinbande, auf dessen Vorderdeckel das Buchsignet (Weltesche mit Schwerdt im Stamm) und der Titel in rot gedruckt ist; auch der Rücken trägt den Titel und das Verlegersignet in roter Farbe. Das Vorsatzpapier, von der Gattin des Verfassers entworfen, paßt sich dem Einband gut an. Die beiden gegenüberstehenden Titelblätter hat der Autor entworfen; sie zeigen den Nachthimmel mit Sternenmeer, Mond und Kometen; hier ist der Titel in rot und schwarz wiedergegeben. Auch der übrige Buchschmuck stammt von des Verfassers Hand: hübsch gezeichnete Leisten, Vignetten und kleine Einstreubilder, die sich der Harmonie des Seitenbildes wirkungsvoll einfügen. In hohem Maße lobenswert ist der Druck (Sittenfeld, Berlin): das Ganze eine buchtechnische Leistung, die vortrefflich gelungen ist.

—m.

Verschiedenes.

Schlußschrift in Inkunabeln. Dr. K. Löffler in Göttingen hat im 9. Jahrgang der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Heft 8, Seite 311/17, in einem Aufsatz über Sweinheim und Pannartz von einer rätselhaften Schlußschrift gesprochen, die in manchen Werken, die der Presse der beiden entstammen, vorkommt. Kürzlich bemerkte ich in einem Drucke, der sich gegenwärtig im Besitze von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München befindet, ebenfalls diese bisher nicht aufgeklärte Schlußschrift: God
• Al •

Der Titel lautet: Tractatus de sanguine Christi et de potentia Dei (Hain-Copinger 14976, Proctor 3389); Verfasser ist der Papst Sixtus IV. und diese Abhandlung steht im Zusammenhang mit einer bekannten Streitfrage über das Blut Christi, die im XV. Jahrhundert im Franziskanerorden mit Eifer erörtert wurde. (Näheres darüber siehe bei Pastor, Geschichte der Päpste.) Nach Proctor ist dieser Druck 1473 zu Rom aus der Presse des Johann Phil. de Lignamine hervorgegangen, und es darf wohl als vollständig ausgeschlossen betrachtet werden, Sweinheim und Pannartz als Drucker anzunehmen. Es scheint also diese Schlußschrift nicht vereinzelt dazustehen, aber doch nur auf italienischem Boden heimisch zu sein. Oder findet sie sich auch noch sonstwo?

Leipzig. *Jakob Menth.*

Ein höchst interessanter Neudruck ist das *„Beichtbüchlein des Magisters Johannes Wolff (Lupi)*, ersten Pfarrers an der St. Peterskirche zu Frankfurt a. M., 1453—1468". Neu herausgegeben, mit einer Einleitung, einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche und erklärenden Noten versehen von Pfarrer *F. W. Battenberg* (Gießen, Alfred Töpelmann, vorm. J. Ricker, 1907). Das Original, um 1468 geschrieben, wurde 1478 gedruckt, geriet aber gänzlich in Vergessenheit, bis es von Johannes Geffken 1855 neu aufgefunden und von Johannes Janssen vielfach als Kronzeugen für seine Tendenzen benutzt wurde. Vollständig abgedruckt erscheint das Beichtbüchlein indes hier zum ersten Male. Der Abdruck verlohnt sich umsomehr, als vom Original nur noch drei Exemplare erhalten sind und das Werk von ungemeiner Wichtigkeit für die Kirchenlehre des XV. Jahrhunderts ist: das Konfessionale eines mittelalterlichen Scholastikers, der bei aller Frömmigkeit sich doch auch eine gewisse geistige Freiheit zu wahren verstand. Die Entstehung des alten Wiegendrucks glaubt Battenberg dem Kogelherrn von Marienthal im Rheingau zuschreiben zu können, und in der Tat spricht viel dafür.

Beigegeben ist dem Neudruck eine farbige Abbildung des neu entdeckten Grabsteins Lupis und der Gebotetafel, sowie ein Faksimile einer Seite des Originaldrucks. —bl—

Eine Sammlung galanter Gedichte aus der deutschen Barockzeit hat *Franz Blei* unter dem stilgemäßen Titel *„Das Lustwäldchen"* herausgegeben. Schwüle Luft brütet über dem kleinen Gehölz. Kalte Sinnlichkeit, gesuchte Concetti, steife Eleganz beherrschen diese Kunst der müden Greise. Hinter vornehmen Allüren bergen sie kraftloses Verlangen und peitschen es mit den Stachelriemen raffinierter Reimkünste. Erst am Ende der Reihe steht ein Junger: Christian Günther, der den Sturm zu Leidenschaften wüten läßt.

Der Spaziergang durch Bleis Wäldchen ist kurzweilig genug; aber die Wege dürften sauberer geharkt sein. Der Wortlaut erscheint hie und da unzuverlässig; selbst die Namen der Dichter sind zum Teil ungenau angegeben. Christian Felix Weise hat seinen zweiten Vornamen zu Unrecht von dem ein Jahrhundert jüngeren Zeitgenossen Lessings empfangen; Lohenstein hieß, ehe er mit seinem Vater geadelt wurde, Casper und nicht Caspar; Hofmann von Hofmannswaldau

schrieb sich nicht mit ff. Aber wer wird so pedantisch von einer galanten Schönen Korrektheit zu fordern? Zumal wenn sie uns durch ein verführerisches Kostüm besticht, das ihre Reize in doppelter Anmut strahlen läßt. Der junge Verleger *Hans von Weber* in *München*, der sich durch seine seltsam tiefsinnige Kubin-Mappe so vorteilhaft einführte, hat auch an seinem zweiten Buche sicheres Gefühl für den Stil, den notwendigen formalen Ausdruck der Eigenart des Kunstwerks, gezeigt. Die Vorderseite des Umschlags schmückte Somoff mit einer Zeichnung in seiner feinen parodistischen Rokokomanier; der Druck von Oscar Brandstetter ist vortrefflich und steht besonders gut auf dem ächten Zanders-Bütten der 100 besseren Exemplare, deren schöner Halbpergamentband nach Entwürfen von Prof. Hofmann in Wien mit sehr lustigem Vorsatz geschmückt ist, das die Wiener Werkstätten, für jedes Exemplar verschieden, herstellten. Der Preis beträgt für die gewöhnliche Ausgabe 3 Mark, für die Luxusexemplare 10 Mark. G. W.

Von der großen *Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts* sind einige neue Bände erschienen. Band 18, redigiert von Professor Dr. *Theodor Matthias*, enthält die Fastnachtsspiele, die Prologe, Nachspiele und Theaterreden, die Maskenzüge, die beiden Revolutionsdramen, den „Triumph der Empfindsamkeit" und „Die Vögel". Dem „Neuesten von Plundersweilen" ist eine Abbildung des in Tiefurt befindlichen Aquarells von Melchior Kraus beigegeben. Der Herausgeber hat auch das Fragment „Das Mädchen von Oberkirch" mit aufgenommen, das erst 1875 in Band 18 der Weimarer Ausgabe von Gustav Roethe nach einer eigenhändigen Niederschrift Goethes im Goethe- und Schiller-Archiv veröffentlicht worden ist. Das Konzept bricht am Ende des fünften Bogens in einem unvollendeten Satze ab; es ist also wahrscheinlich, daß die Fortsetzung verloren gegangen ist. Für die Stellungnahme Goethes zur Revolution ist indes auch das Fragment ein sehr interessantes Zeugnis. Roethe und Schmidt setzen für die Entstehung die Mitte der neunziger Jahre an, Geiger glaubt an 1793, sichtlich zu früh.

Band 21, von Professor Dr. *Karl Heinemann* erläutert, umfaßt die Rezensionen für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, die kleineren Jugendschriften und die Dramen in ursprünglicher Gestalt: „Götz", „Erwin und Elmire", „Claudine", „Faust" (mit den Weimarischen Inszenierungsversuchen von 1812 in den Anmerkungen) und „Iphigenie auf Tauris". Band 23, redigiert von *Otto Harnack*, führt die Schriften über bildende Kunst weiter: die Selbstbiographie Philipp Hackerts mit den Goetheschen Nachträgen und die Kunstschriften von 1812—1824. Band 25, von Dr. *Georg Ellinger* bearbeitet, bringt zunächst die Aufsätze über das Theater, die aus Goethes amtlicher Tätigkeit hervorgegangen sind, dann die Rezensionen und die Essais in „Über Kunst und Altertum". —m.

Ein dänisches Prachtwerk über alte Bucheinbände. Zu Anfang vorigen Jahres hielt das dänische Kunstgewerbemuseum in Kopenhagen eine historische Ausstellung kunstvoller alter Einbände bis 1850 ab, die sich durch Beteiligung aller großen skandinavischen Bibliotheken und Museen, bedeutender Antiquare des Auslands (wie Hiersemann, Quaritch, Olschki) und mancher privaten Sammler zu internationaler Bedeutung erhob. Nachdem der ausführliche, vom Kunsthistoriker Emil Hannover verfaßte, beschreibende Katalog über die ca. 500 Nummern längst vergriffen ist, will das Museum demnächst in kleiner Auflage (ca. 500 Exemplare) ein Prachtwerk zur Erinnerung an die interessante Ausstellung herausgeben, das auf etwa zehn Bogen 4° gegen 150 große Abbildungen nebst Beschreibungen und geschichtlicher Einleitung Hannovers enthalten soll. Da dank der Unterstützung des Carlsbergfonds und der Bernh. Hertz-Stiftung die Hälfte der Auflage den Mitgliedern der skandinavischen Buchgewerbevereine und Buchbinderinnungen zu einem Vorzugspreis angeboten werden konnte, so wird die Zahl der Exemplare, die durch den Verlag von Lehmann & Stage zum Ladenpreis von ca. 10 M. in den Handel kommen, voraussichtlich gering sein. Der uns vorliegende Prospekt, zugleich Papier- und Formatprobe, zeigt auch Proben der Abbildungen jener damals zur Schau gebrachten kostbaren und schönen Einbände, unter denen Arbeiten der größten Meister und aller Stilarten vertreten waren. G. B.

Hübsch wie immer ist auch der 1907er *Berliner Kalender*, den der Verein für die Geschichte Berlins im Verlage von Martin Oldenbourg (Berlin) erscheinen läßt. Wieder hat *Georg Barlösius* die Illustration und Ausstattung übernommen; auf der Umschlagseite grüßt uns der letzte Droschkenkutscher „zweeter Jüte", in einer Hand die Peitsche, in der anderen die große Weiße, auf dem Doppeltitel finden wir das Brandenburger Tor und den Kalenderseiten gegenüber charakteristische Typen und Ansichten aus dem alten Berlin: so unter anderem Devrient und Hoffmann, aus der Weinstube von Lutter und Wegner tretend, die Wurstverkäuferinnen im Lustgarten, eine Kaffeeküche im Freien, die Juden vom Mühlendamm, Milchverkauf auf der Jungfernbrücke und verschiedenes andere. Auch der von Georg Voß redigierte Textteil ist reich illustriert und enthält Beiträge von diesem, von Béringuier, R. Borrmann, Paul Seidel und Friedrich Holtze — von letzterem einen höchst interessanten Aufsatz über Goethes Berufung nach Berlin; leider scheiterte der Versuch, den Weimarer Musenhof nach der Mark zu verpflanzen, gründlich. —m.

Für die Redaktion verantwortlich: Fedor von Zobeltitz in Berlin W. 15.
Alle Sendungen redaktioneller Natur an dessen Adresse erbeten.

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig für Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig auf Papier der Neuen Papier-Manufaktur in Straßburg i. E.

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

XI. Jahrgang 1906/1907

Band I.



Die kursiv gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

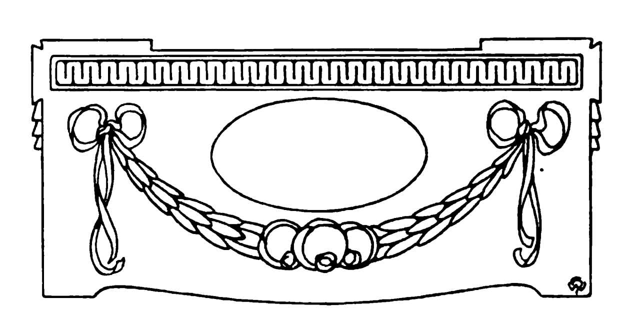
J.

K.

L.

Y.

Z.



Zeitschrift für Bücherfreunde

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. | April 1907. | Erstes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15,* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Seit Ausgabe unseres VII. Jahrbuches sind der Gesellschaft folgende neue Mitglieder beigetreten:

47 *Dr. Heinrich Mack,* Stadtarchivar, Braunschweig, Pawelstr. 2.
184 *Professor Dr. Fr. Klincksieck,* Halle a. S., Cecilienstr. 7.
290 *Dr. Calvör,* Verlagsbuchhändler, Göttingen.
352 *Dr. Hans Schulz,* Bibliothekar beim Reichsgericht, Leipzig, Christianstr. 3.
372 *Georg Ernst,* Verlagsbuchhändler (i. F. Wilhelm Ernst & Sohn), Berlin W. 66, Wilhelmstr. 90.
476 *Erich Simon* (Konzert-Direktion Hermann Wolff), Berlin W., Flottwellstr. 1.
611 *Dr. R. Tischner,* München, Sonnenstr. 2.
836 *Sigmund Simon,* Frankfurt a. M., Liebigstr. 9.
837 *Fritz Weddigen,* Kaufmann, Barmen, Augustastr. 28.
838 *Dr. jur. Rudolf Rosenthal,* Rechtsanwalt, Frankfurt a. M., Liebigstr. 26.
839 *Dr. med. Benno Baswitz,* Arzt, Frankfurt a. d. Oder.
840 *Dr. Carl Martin Collin,* Lund (Schweden).
841 *Oberlehrer Dr. Brass,* Cottbus, Weststr. 25.
842 *Baron A. von Loewenberg,* Rotterdam, Westplein 9.
843 *Dr. jur. Artur Landsberger,* Geschäftsführer der Verlagsanstalt Bard, Marquardt & Co., Berlin W. 9, Lennéstr. 3.
844 *Dr. Hermann Behn,* Hamburg 37, Oberstr. 131.
845 *Adolf Hammelmann,* Freiberg i. B., Talstr. 54.
846 *William Claass,* Buchhändler, Dessau, Kavalierstr. 26.
847 *August Marx,* Rechtsanwalt, Mannheim, Werderstr. 55.
848 *Dr. Rudolf Neumann,* Reichenberg, Böhmen.
849 *Dr. W. Ziesemer,* Berlin NW. 23, Lessingstr. 31.
850 *Fräulein Bennata Otten,* Lübeck, Cronsforder Allee 21.
851 *The Library of Brown University,* Providence, R. I., U. S. A.
852 *Dr. jur. Arthur Michel,* Charlottenburg, Niebuhrstr. 71.

Die Mitgliederzahl betrug demnach am 15. März 1907: 852.

Zugleich ersucht der Vorstand diejenigen Mitglieder, die mit dem Jahresbeitrag für 1907 (M. 8,05) im Rückstande sind, nach § 13 der Satzungen um gefällige portofreie Einsendung desselben an die persönliche Adresse des unterzeichneten Sekretärs.

I. A.:

WEIMAR, Grunstedterstr. 16. **Dr. Carl Schüddekopf.**

Rundschau der Presse.

Von Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

D'Ancona, P., Di alcuni codici miniati conservati nelle biblioteche tedesche e austriache (die von italienischen Künstlern herrühren).
L'Arte. 10. 1907. S. 25—32.

Boinet, A., L'évangéliaire de Morienval à la cathédrale de Noyon.
Congrès archéologique de France. Session 72. 1905. Paris 1906. S. 637—650, 1 Taf.

Bourdeaux, P., Notes sur quelques manuscrits grecs des bibliothèques de Rome I.
Mélanges d'archéol. et d'hist. 26. 1906. S. 351—364.

Gheyn, I., van den, Notes sur quelques manuscrits à miniatures de l'école flamande conservés dans les bibliothèques d'Espagne.
Annales de l'Académie Royale d'Archéologie de Belgique. 58. 1906/07. S. 305—330.

Grienberger, v., Neue Beiträge zur Runenlehre. (Zweite Folge.)
Zeitschrift f. deutsche Philologie. 39. 1907. S. 50—100.

Labande, L. H., Les miniaturistes avignonais et leurs oeuvres. (Premier article.)
Gazette des beaux-arts. Ann. 49., 3e Pér. T. 37. 1907. S. 213—240.

Strzygowski, I., Kleinarmenische Miniaturmalerei. Die Miniaturen des Tübinger Evangeliars Ma XIII, 1 vom J. 1113, bzw. 893 n. Chr.
Veröffentlichungen. K. Universitätsbibliothek zu Tübingen. 1. 1907. S. 17—43, Taf. VII—X.

Bibliophilie. Exlibris.

Bostwick, A. E., The love of books as a basis for librarianship.
Library Journal. 32. 1907. S. 51—55.

Cattle, F., A list of Chippendale book-plates not included in the Catalogue of the Franks Collection.
Journal of the Ex-Libris Society. 16. 1906. S. 147—149.

Fertiault, F., La poésie du livre.
Revue biblio-iconographique. 3. Sér. 14. 1907 S. 53—57.

Guggenberger, K., Ein unbekanntes Exlibris des Klosters St. Veit an der Rott (v. 1677).
Ex-Libris. 16. 1906. S. 191—193, 1 Taf.

Jehan, Baron. A. F. Sergent-Marceau, graveur (d'Ex-Libris).
Revue biblio-iconographique. 3e. Sér. 14. 1907 S. 25—30. 87—91.

Langenscheidt, C. G. F., Verzeichnis der Exlibris des Herrn Karl Emich Graf zu Leiningen und Westerburg und seiner Frau Gemahlin Magda, geb. Rogalla von Bieberstein.
Ex-Libris. 16. 1906. S. 166—180.

Nathanson, J., Ein Supralibros des Breslauer Rats v. J. 1585. *Ex-Libris.* 16. 1906. S. 188—191.

Quignon, H., Une plaque de reliure en os de la collection Troussures. (12. Siècle.)
Congrès archéologique de France. Session 72. (1905.) Paris 1906. S. 651—660, 1 Taf.

Sorbelli, A., Di Giacomo Biancani-Tazzi e dei suoi manoscritti. *L'Archiginnasio.* 1. 1906. Nr. 5. 6.

Stoehr, A., Superexlibris der Bischöfe von Würzburg.
Ex-Libris. 16. 1906. S. 180—188, 2 Taf.

Weidemann, M., Exlibris-Kunst in Schleswig-Holstein.
Schleswig-holst. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 584—586.

Wiggishoff, J. C., Les Ex-libris modernes. Causerie faite à la 32e réunion de la Société Le Vieux Papier (23. octobre 1906).
Bulletin de la Société Le Vieux Papier. 1907, Janvier

Bibliothekswesen.

Altmann, W., „Deutsche Musiksammlung bei der Königl. Bibliothek (zu Berlin, weitere Ausgestaltung).
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 125—126.

Anderson, P. J., The University library, Aberdeen.
Library Association Record. 9. 1907. S. 81—83.

A(vetta), A., Cenni di storia topografica della R. Biblioteca Universitaria (di Padova).
Il Veneto. (Padua). 20. 1907, Nr. 37 u. 39 (Febr. 6. 8).

Det Kongelige Bibliotheks gamle og ny hjem. Udgivet ved bibliotheks Flytning MCMVI af forening for boghandvaerk.
Bogvennen for 1904—1906. 54 S., 8 Taf.

Caloen, V. M. van, Une page de l'histoire de Tournai. Comment fut fondée la bibliothèque de la ville.
Revue tournaisienne. 1906. S. 194—195.

Zur Eröffnung der Volksbücherei und Lesehalle in Görlitz. Beschreibung und Geschichte der Volksbücherei und Lesehalle.
Neuer Görlitzer Anzeiger. 1907. Nr. 50.

Fortschritte des volkstümlichen Bibliothekswesens i. J. 1906.
Allgemeine Zeitung. 1907, Beil. Nr. 42. S. 331—332.

Hayes, J. R., Sixteenth-century rules. (Betr. Sir Humphrey Gilberts Entwurf für die Bücherei der geplanten Elisabethanischen Akademie.)
Library Journal. 32. 1907. S. 74—75.

Heckmann, F. B., Libraries in the United States army and navy.
Library Journal. 32. 1907. S. 68—69.

Hortzschansky, A., Die Cimelien der königlichen Bibliothek in Berlin I. II.
Berliner akademische Wochenschrift. 1. 1906/7. S. 132—134. 137—138.

Huffel, A. J. van, Die Bücherhallenfrage in den Niederlanden und Einiges über Fabrikbibliotheken.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. S. 37—40.

Jacobs, E., Neue Forschungen über antike Bibliotheksgebäude (Ephesos und Timgad).
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 118—123.

Kaestner, P., Eine Sammlung niederdeutscher Literatur (errichtet an der Universitätsbibliothek zu Greifswald).
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst und Literatur. 1. 1906/7. S. 327—329.

Kentenich, G. und E. Jacobs. Zum Schicksal der Bibliothek der Benediktinerabtei St. Maximin bei Trier.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 108—112.

Kumsch, E., Die Königliche Kunstgewerbebibliothek zu Dresden.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 97—108.

Lausberg, C., Die Vereinigung von Sparkasse und Volksbibliothek.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. Nr. 1—4.

Mitjana, R., En bibliografisk visit i Uppsala universitetsbiblioteks musikavdelning. (Från det spanska manuskriptet översatt av Isak Collijn) II.
Allmänna svenska boktryckarefören. meddelanden. 12. 1907. S. 7—12.

Sorbelli, A., Catalogo dei mss. di provenienza Biancani-Tazzi posseduti dalla Biblioteca Comunale (di Bologna).
L'Archiginnasio. 1. 1906. S. 273—280.

Warschauer, A., Die Handschriftensammlung auf Schloß Rogalin.
Historische Monatsblätter f. d. Provinz Posen. 7. 1906. S. 126—130.

Weis, A., Die Bibliothek des Zisterzienser-Stiftes Reun in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichte. 35 = N. F. 3. 1906. S. 247—287.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bammes, R., Die Logotypen, ihre Entstehung, Entwicklung und gegenwärtiger Stand.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 46—51.

Biermann, G., Alois Kolb.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 1—5, 1 Taf.

Collijn, I., En autograf av Paul Grijs (Erster Drucker zu Uppsala, von 1510—1519).
Allmänna svenska boktryckarefören. meddelanden. 12. 1907. S. 15.

Eiser, I., Ein merkwürdiges Denkmal der Typographie. Fachhistorische Skizze. (Silbentypen, erfunden von Franz Ignatz Joseph Hoffmann 1785.)
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 62—63.

Hasselquist, A., Johann Sensenschmidt.
Allmänna svenska boktryckarefören. meddelanden. 12. 1907. S. 13—15, 1 Taf.

Hermelinck, H., Das Buchgewerbe und die Religion (Kirche). Vortrag, gehalten am 8. Februar 1907 im Deutschen Buchgewerbehaus zu Leipzig. (Auszug von Ernst Kiesling.)
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 1777—78.

Klemm, P., Druckpapier-Beurteilung.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 53—56.

Loubier, J., Graphische Kunst und Reproduktion. Nach Vorträgen von Prof. Dr. Jean Loubier im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin berichtet von Georg Lehnert.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 57—62.

Neumann-Strela, K., Balhorn.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 9, v. 3. März. S. 71—72.

Schwenke, P., Donatstudien III. (1. Karlsruher Bruchstücke eines 27 zeiligen Donats in der Kalendertype. 2. Zum Pfisterschen (?) 28 zeiligen Donat. 3. Ein Donat in der Salicetotype in Lund.)
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 112—116.

Verheyden, P., Een Band van Adrianus van Hoolwick (Buchbinder des XVI. Jahrhunderts).
Tijdschrift v. boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 39—41.

Buchhandel.

Düsel, Fr., Friedrich Westermann.
National-Zeitung. 1907. Nr. 83 v. 19. Februar.

Elster, A., Die Bücher-Überproduktion und ihre Bekämpfung.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 2507—2508, aus: Frankfurter Zeitung. 1907. Nr. 55 v. 24. Febr.

Zur Geschichte der Bücherpreise in England.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 2452—55, aus: The Cornhill Magazine.

Hood, F., „Mit allen Rechten". (Formel in Verlagsverträgen.)
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 2544—46.

Die Novelle zum österreichischen Urheberrechtsgesetz. Beratung im Abgeordnetenhause. Auszug a. d. stenographischen Protokoll des Abgeordnetenhauses.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 1925—29.

Pech, T., Entwurf eines Gesetzes über das Autorrecht in Rußland.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 2641—42.

Röthlisberger, E., Gesamtüberblick über die Vorgänge auf urheberrechtlichem Gebiete in d. J. 1904, 1905 und 1906.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. Nr. 33, 34, 37, 38.

Vom „Times Book Club" in London.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 1884—87, aus Truth Nr. 1569 v. 23. Jan.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Guyon, L., Un journaliste de 1848. Philippe Faure.
La Révolution de 1848. T. 3. 1906. Nr. 17, 18.

Jacob, A., Zur Geschichte der Zensur im alten Zürich.
Zürcher Taschenbuch. 1907. S. 229—242.

Kähler, O., Zeitschriftenliteratur aus Schleswig-Holsteins Vergangenheit.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 114—120.

Novati, F., Un almanaco milanese del Seicento ignoto ai bibliografi „Il Pescatore Fedele".
Il Libro e la Stampa. N. S. 1. 1907. S. 8—11.

La Presse en Maine-et-Loire il y a cent ans.
L'Anjou historique. 7. 1906/7. S. 548—552.

Bibliographie.

Bertarelli, A., I gridi di piazza ed i mestieri ambulanti italiani dal secolo XVI al XX. Appunti di bibliografia iconografica. (Con sei riprod.)
Il Libro e la Stampa. N. S. 1. 1907. S. 12—26.

Espinas, G., Une bibliographie de l'Histoire économique de la France au moyen-âge.
Le Moyen-Age. 19 = 2. Sér. 10. 1906. S. 304—339.

Dela Montagne, V. A., Schoolboeken te Antwerpen in de 17[e] eeuw.
Tijdschrift v. boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 1—35.

(Rundschau der Presse.)

Kampffmeyer, G., Eine alte Liste arabischer Werke zur Geschichte Spaniens und Nordwestafrikas.
Mitteilungen d. Seminars f. orientalische Sprachen. 9. 1906. Abt. 2. S. 74—110.

Kleerkooper, M. M., Nederlandsche geschriften te Kopenhagen gedruckt.
Tijdschrift v. boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 36—38.

Löffler, Kl., Zur Bibliographie der münsterischen Wiedertäufer.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 116—118.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Abeling, Th., Das Nibelungenlied und seine Literatur. Eine Bibliographie und vier Abhandlungen. (Die Handschriften des Nibelungenliedes und ihre Geschichte. Die historischen Grundlagen des Nibelungenliedes. Gestalt und Umfang des Liedes. Zur Ästhetik des Liedes.)
Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie. H. 7. 1907. VI, 257 S.

Bethe, E., Die griechische Tragödie und die Musik.
Neue Jahrbücher f. d. Klass. Altertum. Jahrg. 10. 1907. Bd. 19. S. 81—95.

Boer, R. C., Heldensage en mythologie.
De Gids. 71. 1907. S. 64—103.

The Genealogy of the Scots novel.
Library World. 9. 1906/7. S. 237—241.

Graf, M., Probleme des dramatischen Schaffens.
Österreichische Rundschau. 10. 1907. S. 326—337.

Hauser, O., Die moderne deutsche Ballade.
Die Nation. 24. 1906/7. S. 345—346.

Jentsch, C., Katholische Belletristik und Publizistik.
Die Grenzboten. 66. 1907. Bd. 1. S. 403—414. 514—524. 630—637.

Kohler, J., Recht und Dichtung.
Deutsche Literaturzeitung. 28. 1907. S. 453—458.

Kupffer, E. v., Klima und Dichtung. Ein Beitrag zur Psychophysik.
Grenzfragen d. Literatur u. Medizin. Heft 4. 1907. 68 S.

Schmersahl, E., Der Roman in der Türkei.
Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel. 1907. S. 2058—59.

Schütze, M., Repetition of a word as a means of suspense in the German drama under the influence of romanticism.
Modern Philology. 4. 1906/7. S. 507—558.

v. Strauß und Torney, L., Nordische Literatur und deutsches Geistesleben.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 371—380. 408—414.

Van Vorst, I., Un siècle de poésie américaine.
Revue des deux Mondes. 5. Pér. T. 38. 1907. S. 176—200.

Einzelne Schriftsteller.

Boccaccio: Toynbee, P., Boccaccios commentary on the ‚Divina Commedia'.
Modern language review. 2. 1907. S. 97—120.

Dante: Luiso, F. P., Le „Chiose di Dante" e Benvenuto da Imola.
Giornale dantesco. 14. 1906. S. 252—261.

Dickens: Wyzewa, T. de, Un nouveau livre anglais sur Charles Dickens. (G. K. Chesterton, Charles Dickens.)
Revue des Deux Mondes. 5. Pér. T. 38. 1907. S. 937-946.

Goethe: Küchler, K., Goethe und Rembrandt.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 210—213.

—: Petsch, R., Die Walpurgisnacht in Goethes Faust.
Neue Jahrbücher f. d. Klass. Altertum. Jahrg. 10. 1907. Bd. 19. S. 143—179.

Gogol: Melnik, J., Gogol.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 121 v. 13. März, Hauptblatt.

Goldoni: Landau, M., Carlo Goldoni. Zu seinem 200. Geburtstage.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. 8, v. 24. Febr. S. 59—62.

—: Lazzari, A., Il padre di Goldoni.
Rivista d' Italia. 10. 1907. S. 257—272.

—: Levi, C., Il Goldoni personaggio di teatro.
Rivista d' Italia. 10. 1907. S. 200—221.

—: Marasse, M., Carlo Goldoni. Ein Gedenkblatt zum 200. Geburtstage des Dichters.
Tägliche Rundschau. 1907. Nr. 46 v. 23. Februar. S. 183.

—: Rivalta, E., Carlo Coldoni.
Nuova Antologia. Anno 42. 1907. Febb. 16. S. 619—630.

—: Susan, C. V., Carlo Goldoni. (Zur Zweihundertfeier seiner Geburt.)
Österreichische Rundschau. 10. 1907. S. 288—294.

Grabbe: Ebstein, E., Chr. D. Grabbes Krankheit. Eine medizinisch-literarische Studie.
Grenzfragen d. Literatur u. Medizin. Heft 3. 1906. 50 S.

Groth: Wolff, E., Allerlei von Klaus Groth.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 465—471.

Hebbel: Stodte, H., Hebbel und Bulthaupt.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 593—599.

Heinrich von Freiberg: Schiffmann, K., Heinrich von Freiberg.
Deutsche Arbeit. 6. 1906/7. S. 313—319.

Ibsen: Gran, G., Henrik Ibsen.
Die Zukunft. Jg. 15. 1906/7. Nr. 20. S. 253—258.

—: Mayrhofer, J., Ibsen als Romantiker.
Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. 139. 1907. S. 161—179. 241—264.

Jordan: Wolkan, R., Aus Wilhelm Jordans Jugendtagen. *Deutsche Arbeit.* 6. 1906/7. S. 280—284.

Karschin: Pick, A., Ein Brief der „Deutschen Sapho".
Historische Monatsblätter f. d. Provinz Posen. 7. 1906. S. 17—25.

Keller: Hesse, H., Gedanken bei der Lektüre des grünen Heinrich. *März.* 1. 1907. S. 455—459.

Longfellow: Benzmann, H., Henry Wadworth Longfellow und seine Stellung in der amerikanischen Literatur. (Zum 100. Geburtstag des Dichters am 27. Februar 1907.)
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 49. S. 385—389.

Nietzsche: Förster-Nietzsche, E., Verlorene Handschriften.
Die Zukunft. Jg. 15. 1906/7. Nr. 23. S. 354—364.

Petrarca: Livi, G., Piero di Dante et il Petrarca allo studio di Bologna.
Rivista d. biblioteche. 18. 1907. S. 6—12.

—: Proto, E., Del Petrarca e di alcuni suoi amici.
Giornale dantesco. 14. 1906. S. 243—252.

Pocci: Holland, H., Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler. Geboren 7. März 1807, gestorben 7. Mai 1876.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beilage. S. 433—436.

—: Schloß, K., Franz Pocci, mit zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen Poccis.
März. 1. 1907. S. 398-406.

Reinick: Freybe, Robert Reinick. Ein deutsches Dichterleben.
Konservative Monatsschrift. 64. 1906/7. S. 579—589.

Reuter: Fritz Reuter und Klaus Groth im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. v. K. K.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 168—172.

Ronsard: (Van Bever, Ad.), La jeunesse de Ronsard.
Revue biblio-iconographique. 3e Sér. 14. 1907. S. 1—9.

Schiller: Koegler, H., Wie Schiller geadelt wurde.
Hamburger Nachrichten. 1907. Lit. Beil. Nr. 3.

Schmidt: Petzet, E., Maximilian Schmidt.
Blätter f. Volksbiblioth. u. Lesehallen. 8. 1907. S. 44—47.

Shakespeare: Bellermann, L., Gedanken über Hermann Conrads Revision der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. S. 74—76. 82—85. 93—95.

Shakespeare: Castelain, M., Shakespeare et Ben Jonson. *Revue Germanique.* 3. 1907. S. 21—65.

—: Corbin, J., Shakespeare against his editors.
North American Review. Vol. 184. 1907. S. 396-406.

—: Hodell, Ch. W., Shakespeare's Clownery.
Poet Lore. Vol. 17. Nr. 4. 1906. S. 113—118.

—: Miller, A., The sixth Quarto of Hamlet in a new light. *Modern Philology.* 4. 1906/7. S. 501—505.

—: Munger, Th. J., Shakespeare of Warwickshire.
Atlantic Monthly. 1907, Februar. S. 172—183.

Shaw: Groth, E., Bernard Shaw als Dramatiker.
Grenzboten. 1907. I. S. 556—565.

Stahr: Kohut, A., Briefe Adolf Stahrs an Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim.
Nord und Süd. Bd. 120. 1907. S. 406—416.

Stifter: Pollak, V., Adalbert Stifter und Goethe. Eine Studie zu Stifters Entwicklungsgang.
Deutsche Arbeit. 6. 1906/7. S. 220—235.

Storm: Rohweder, J., Aus der Jugendzeit Theodor Storms.
Schleswig-holstein. Zeitschrift f. Kunst u. Literatur. 1. 1906/7. S. 530—538.

—: Vulliod, A., Les sources de l'émotion dans l'oeuvre de Theodor Storm.
Revue Germanique. 3. 1907. S. 66—85.

Tasso: Maggioni, E., Torquato Tasso e i suoi poemi minori.
Commentari dell' Ateneo di Brescia. 1906. S. 77—83.

Voltaire: Fournier, A., Voltaire und sein Arzt.
Österreichische Rundschau. 10. 1907. S. 247—260.

Wimpheling: Voss, E., Nachricht von J. Wimphelings Deutschland.
Modern Philology. 4. 1906/7. S. 569—576.

Von den Auktionen.

Eine kostbare Kupferstichsammlung versteigert die Firma *C. G. Boerner in Leipzig* am 7. und 8. Mai. Der soeben erschienene Katalog enthält die Sammlung B. Brupbacher aus Zürich und wertvollen anderen Besitz und ist mit mehreren Illustrationstafeln ausgestattet. Es sind ganz hervorragende Blätter der größten Meister des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts, die in diesen Sammlungen enthalten sind. Die berühmten Stecher der Zeit, *Martin Schongauer, Dürer, die Kleinmeister, Cranach, Rembrandt* und die anderen großen Niederländer sind gut vertreten; *Albrecht Dürer* durch eine Kollektion von Kupferstichen, wie sie so schön und vollständig heute kaum noch ausgeboten werden dürfte. Alle großen Hauptblätter und Holzschnittfolgen sind vorhanden und dazu eine ganze Reihe von Seltenheiten und erlesen schönen Drucken anderer Blätter des Meisters.

Ein weiteres Hauptgewicht der Sammlung liegt in den Porträts des XVI. Jahrhunderts und in einer Anzahl kostbarer Inkunabeln des Kupferstichs, dabei frühitalienische Niellen, wie sie seit Jahren nicht auf den Markt gekommen sind. Eine besondere Abteilung bildet eine Sammlung Holzschnittbordüren, die alle die schönen Blätter eines Holbein, Urs Graf usw. enthält.

Der Katalog wird gegen Berechnung von 50 Pfennig von der Firma C. G. Boerner versandt.

„Bibliothek Knaake, Abteilung III" Förderer und Gegner der Reformation. In der am 21.—23. Februar dieses Jahres stattgehabten Versteigerung, die sehr gut besucht war, trat als hauptsächlichstes Moment zutage, daß der Höhepunkt für Lutherdrucke überwunden zu sein scheint, sodaß der Privatsammler mit kleinen Mitteln wieder in der Lage sein dürfte, sich erfolgreich an diesen öffentlichen Verkäufen zu beteiligen. Ein Vergleich der dankenswerterweise von der Firma Oswald Weigel in Leipzig herausgegebenen

Preislisten ist gerade bei Lutherdrucken von großem Interesse. Ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, muß im allgemeinen gesagt werden, daß der Preisrückschlag sich auf mehr als 50—60 Prozent beziffert. Gerade die letzten Antiquariatskataloge haben gezeigt, wie hoch die führenden Antiquare „Luther" einschätzen. Um so bedeutsamer erscheint es, wenn in der dritten Knaake-versteigerung sich die Preise kaum über das Drittel der Erlöse der ersten Versteigerung erhoben, und diese wieder weit unter der Hälfte der Ansatzpreise in Antiquariatskatalogen sind. Indessen ist nichts irriger, als vorübergehende Erscheinungen wie Bücherauktionen als Maßstab für die Konjunktur (um sich kaufmännisch auszudrücken) aufzufassen, vielmehr muß immer wieder darauf hingewiesen werden, wie unendlich vorteilhaft es für den Bücherliebhaber ist, sich an den Versteigerungen zu beteiligen, oder, wenn Zeit und Umstände ihm dies nicht erlauben, befreundete Buchhändler mit den Aufträgen zu versehen.

Schon bei früherer Gelegenheit ist betont worden, daß die wissenschaftliche Literatur Überraschungen nicht in dem Maße bietet, als es Seltenheiten-Versteigerungen tun. Überaus gut waren die Preise für Huß, Schwenckfeld, Servet und Zwingli. Daß sich die deutschen Antiquare die seltene Servet-Ausgabe „De trinitatis erroribvs libri septem" (Hagenoae 1531), Nr. 969, entgehen ließen, darf billig wundernehmen; der Erwerb erfolgte anscheinend in amerikanischem Auftrage. Dagegen fiel der Nachdruck der Originalausgabe (Nr. 970) ab, der sich sonst mit M. 150.— und höher verkauft. Allgemein überrascht haben die hohen Preise für „Schwenckfeldiana". Daß amerikanische Aufträge das Anschwellen dieser Preise auch hier hervorgerufen haben, unterliegt keinem Zweifel.

Die „Orationes legatorum", deren sorgfältige Katalogisation besonders auffiel, wurden bei M. 205.— zugeschlagen und sind, soviel wir hören, in Privathand übergegangen. Man darf den Käufer zu dem billigen Preise beglückwünschen, da sich in dem wertvollen Sammelbande ungewöhnlich seltene Stücke befanden.

Die *vierte Knaake-Auktion* wird, wie aus den Anzeigen der Firma Oswald Weigel hervorgeht, „Historische Theologie, besonders Geschichte der Reformation" enthalten. Es wird uns mitgeteilt, daß beabsichtigt ist, in diesem Kataloge die *Manuskripte* des Knaake-Nachlasses auf den Markt zu bringen. Manuskripte aus der Reformationszeit stehen im allgemeinen hoch im Preise, wie die letzte Boerner-Auktion bereits bei den Autographen aus dieser Zeit gezeigt hat. In der Knaakesammlung sind einige Stücke von hervorragendem Werte, auf die wir hinweisen werden, sobald uns der Katalog vorliegen wird.

Bei der Drucklegung dieses Berichtes gehen uns die Aushängebogen des Auktionskataloges N. F. VIII der Firma Oswald Weigel zu. In dieser, Ende April stattfindenden Versteigerung wird eine umfangreiche Sammlung wissenschaftlicher Werke unter den Hammer gebracht, welche *die romanischen Völker* in Geschichte, Kultur, Sitte, Sprachen und Literaturen betreffen. Namentlich in der Abteilung „Bibliographie" finden sich zahlreiche Nachschlagewerke, die dem Sammler als notwendiges Informationsmaterial willkommen sein werden. Eine Sammlung rätoromanischer Werke ist seit langem nicht versteigert worden, so daß Liebhaber dieser Literatur manches wertvolle Buch finden werden, dessen sie seit Jahren in den Antiquariatskatalogen nicht ansichtig geworden sind.

Eine besonders wertvolle Nummer befindet sich in der Abteilung „Italien und die Italiener", und zwar eine Sammlung von Aktenstücken des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, die auf die Stadt Bologna speziell Bezug haben. Die in vier Foliobänden enthaltenen Einblattdrucke bergen nahezu alles, was von offiziellem Interesse ist, als Polizei- und Steuerverordnungen, Verwaltungsvorschriften, Münzwesen usw. Die Fülle des kulturhistorischen Materials läßt sich auch nicht andeutungsweise geben, vielmehr mögen Interessenten die überaus klare, eingehende Beschreibung in dem Auktionskataloge selbst nachlesen. Der Katalog sagt in der Rekapitulation: Die Bedeutung dieser Sammlung für die Wissenschaft ist so vielseitig wie die Sammlung selbst. In erster Linie bieten die vier Bände eine schier unerschöpfliche Quelle für die Verfassungs-, Verwaltungs- und Justizgeschichte Bolognas vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert, eine Quelle, aus der von deutschen Gelehrten noch kaum ernstlich geschöpft ist. In zweiter Linie bietet die Sammlung sehr wertvollen Stoff für die Diplomatik der gedachten Jahrhunderte, die ebenfalls zusammenhängend noch nicht dargestellt ist, im besonderen sind die vier Bände eine Fundgrube für eine Darstellung der Geschichte des italienischen Notariates und der päpstlichen Kanzleipraxis, die wohl ohne wesentliche Änderung auf Bologna übertragen ist.

Wir werden über die Versteigerung seinerzeit berichten. —g.

Die *Auktion Gaul* bei Gilhofer & Ranschburg in Wien Ende März hat glänzende Resultate erzielt. Bei der Bedeutung der Versteigerung wird die Firma Preislisten erscheinen lassen; wir können uns also mit auszugsweisen Angaben begnügen. Die Blätter mit *Militärkostümen* wurden recht hoch bezahlt: die seltene „Abbildung des Kgl. Wirtembergschen Militärs" (Stuttgart 1812) mit 640 Kr., „L'Armée française en 18 feuilles" (Prag, ca. 1809) mit 1000 Kr., „Das österreichische Heer" mit den Lithographien vor Gerasch mit 150 Kr.; Engelbrechts „Panduren und Kroaten" 580 Kr., ein vollständiges Exemplar von Schmutzers Österreichischer Kavallerie (1766) 800 Kr., desselben Infanterie 420 Kr., Hauslabs Österreichische Armee 800 Kr., die 1837 erschienene „Rüstung der K. K. österreichischen Armee" 1110 Kr. Aus der Abteilung *„Kriegsbücher"* brachte der Fronsperg von 1564 50 Kr., Kilians „Jacta sit alea" (Augsburg 1609) 210 Kr., das „Speculum militare" (Haag 1680) 132 Kr.; Faber du Faur „Feuilles extraits" (Stuttgart 1831) 430 Kr., Happelius „Fortuna Britannica" (Hamburg 1689) 122 Kr., die Wiener Proklamationen von 1809 420 Kr., eine Sammlung von 1500 Schriftstücken der österreichischen Heeresleitung aus der Zeit von 1805—14 1020 Kr. — *Zivilkostüme:* „Danske Klaederdragter" (Kopenhagen 1805) 1250 Kr., „Le Mode

d'Augsbourg" 1739 126 Kr., „The Costume of the Clans" (Edinburgh 1892) 104 Kr., „Les Peuples de la Russie" (Paris 1812/13) 218 Kr., „Jahrmarkt in Siebenbürgen", 6 Lithographien nach Neuhauser von Lanzedelli (Wien 1819) 800 Kr. — *Modewerke:* „Gallery of Fashion" (London 1794—1800) 1410 Kr., „Journal des dames et de modes" 1817, 23—26 270 Kr., „Journal des Luxus und der Moden", 2.—4., 6.—8. Jahrgang, 300 Kr., „Moden-Gallerie" (Berlin 1795) 240 Kr., „Taschenbuch für Grabennymphen auf 1787" 820 Kr., das seltene Blatt „Le Friseur sur la Graben" 920 Kr. — *Theaterkostüme:* „Wiener Ballett", 56 Aquarelle 1781, 2010 Kr., „Galerie dramatique", 5 vol., 330 Kr., Theaterfigurinen 581 Bl. Aquarelle 400 Kr. — *Theaterstücke:* J. Friedel, Der Fremde (1786) 37 Kr., J. K. Huber, Missara und Sirsampson (1763; Bearbeitung von Lessings Miß Sara Sampson mit dem Hanswurst) 106 Kr.; Kollektion von 20 „Dancing-books" (London 1706—16) 550 Kr., Lambranzi, „Theatralische Tantz-Schul" (Nürnberg 1716) 710 Kr. — *Kostümkunde:* „Caricatures, portraits et estampes révolutionnaires" 1790—93 1440 Kr., Duflos, „Receuil d'estampes" 1779—80 990 Kr., Schwind, „Bilder für Raucher und Trinker" 1833 ff. 252 Kr. — *Historisches:* Hauer, „Breslische Schützen Kleinoth" 1613 522 Kr., „Coronation of King George IV. (London 1839) 220 Kr., Wirrich, „Beschreibung der Fürstl. Hochzeyt von Wilhelm Pfaltzgraf beim Rheyn . . ." 1568 530 Kr., Le Sacre de Napoléon 2. décembre 1804, 15 pl. 320 Kr., „Illumination le 28. Octobre 1770 à St. Pétersbourg, lors du passage de S. A. R. le Prince Henri de Prusse", 12 pl. 410 Kr.; „Erinnerungsblätter an die Krönung des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn 1830", 48 Bl. 1200 Kr. — *Turnierbücher, Ritterkostüme, Orden:* Amman, „Stand und Orden" 1585 78 Kr.; Koebel, „Wapen dess Heil. Reichs" 1579 210 Kr.; Rüxner, „Vrsprung vnd herkommen des Thurniers" 1532 160 Kr.; Meyer, „Beschreibung der Adelichen Kunst des Fechtens" 1570 342 Kr. — *Topographische Werke:* „Ansichten des Kgl. Lustschlosses Aranjuez" 1773 720 Kr.; Prinzessin Schwarzenberg, „16 Vues des terres en Bohème" 1804 230 Kr.; „Mahlerische Ansichten aus Carlsbad" 1825 260 Kr.; „Souvenirs de St. Petersbourg" 1825, 280 Kr.; „Ansichten des Gräfl. Schlosses Schönborn" 1720 810 Kr.; Kleiner-Pfeffel, „Abbildung aller Kirchen, Klöster . . . und andern schönen Gebäuden in Wien" 1737 360 Kr. — *Einblattdrucke:* Löschenkohl, „Werthers Freunde" ca. 1780 134 Kr.; „Die neue Prater-Lust" 420 Kr.; Pils, „Einnahme der Taborbrücke 1805" 220 Kr.; „Das oesterreichische Lager vor Leipzig" 590 Kr.; Kriehuber, „Krönungszug der Königin Karolina Augusta in Preßburg 1825" 200 Kr. Viel begehrt waren auch die 1848er Bilder, die Wiener Volkstypen und Straßenszenen und die Gaulschen Originalaquarelle. —m.

Bei *Ernst Carlebach in Heidelberg* findet am 13 Mai eine Versteigerung statt, bei der u. a. der handschriftliche und bibliothekarische Nachlaß der pfälzischen Dichter Robert Keuchenius und Karl Gottfr. Nadler, ferner Aquarelle badischer Fürsten aus dem XVI. Jahrhundert, Autographen (Opitz), seltene Bücher (die „Räuber" in erster Ausgabe), Bilder und Werke zur Geschichte der Pfalz, Einblattdrucke, Kupferstiche Mannheimer Meister des XVIII. Jahrhunderts, Münzen, Originalverordnungen und Porträts, meist Bestände eines alten Schloßarchivs, unter den Hammer kommen werden. —m.

Kleine Mitteilungen.

In Wien ist am 9. März unser langjähriger Mitarbeiter Herr *Arthur L. Jellinek* nach kurzem Leiden sanft verschieden. Er ist nur 31 Jahre alt geworden; dennoch kam ihm der Tod als Erlöser, da seine Erkrankung als unheilbar erkannt worden war. Auf dem Gebiete der Bibliographie hat Jellinek bedeutsames geleistet; als Mensch war er ein durch und durch lauterer Charakter und eine Natur von gewinnender Herzlichkeit. —tz.

Ein paar als *Prämien für fleißige Schüler* zur Verwendung gelangte holländische Bücher aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert hat *Dr. J. Collijn* in der Königlichen Bibliothek zu Stockholm aufgefunden. Beides sind lateinische Schriften, nämlich Nicolaus Cragius' „De republica Lacedaemoniorum libri IV", Leiden 1670, und Henricus Kippingius' „Antiquitates Romanae", Leiden 1713, in Pergament gebunden; ein Exlibris ist in Gold auf die Deckel gedruckt und beiden Werken vor dem Titelblatt ein lateinisches Prämiendiplom eingeheftet, ausgestellt von dem Schuldirektor. Ersteres wurde danach dem „unschuldvollen und zur größten Hoffnung berechtigenden Theodorus Christoffers" verliehen, als er Herbst 1697 aus der Quarta in die Tertia versetzt wurde; darunter stehen die Namen von 3 „Scholarchen" (auch ein Joh. Gerhard ab *Egmond* a Nyenburch, also wohl ein Nachkomme jenes Freiheitshelden, des Grafen Egmont, dessen Stammschloß in der Nähe von Alkmaar lag), ferner das Wappen der Stadt Alkmaar mit Inschrift, dann „C. v. Trier" (Name des Stadtbuchdruckers) und handschriftlich der Name des Rektors oder „Gymnasiarchen".

Das Diplom des andern Buches zeigt, daß es bei der Versetzung „a. d. XVII. Kal. Maji 1740" einem Knaben Joh. Carolus van Ketel als „industriae praemium" von den Lehrern des Gymnasiums zu Amsterdam, dessen Wappen es trägt, zuerkannt ist beim Verlassen der Quinta. Auch hier ist der Text, bis auf Namen, Klasse und Datum, gedruckt. Die Superexlibris bestehen in denselben Städtewappen mit einigen Abänderungen, das eine mit der Bandinschrift „Praemium diligentiae", das andere noch mit allegorischen Figuren nebst Wappenstempeln in den Ecken und auf dem Rücken des Einbands. Später hat Collijn in der Universitätsbibliothek von Upsala noch zwei ähnliche Werke entdeckt: eine Properzausgabe (Utrecht 1780) mit demselben Amsterdamer Wappen auf dem Deckel, aber ohne Diplom; und einen schönen Terenz (Amsterdam und Leiden 1686), der wieder vom Gymnasium zu Alkmaar verliehen ist, eigentümlich genug gerade

(Kleine Mitteilungen.)

demselben Christoffers, diesmal bei seinem Aufrücken in die Sekunda 1699.

Die interessanten Diplome sind von ihrem Entdecker in „Allm. Svenska Boktryckareföreningens Meddelanden" 1906, Heft 11, beschrieben und abgebildet und auf einer Tafel auch die Wappen der Buchdecken sauber in Golddruck reproduziert.

G. B.

Seiner glänzenden Tell-Ikonographie hat Dr. *Franz Heinemann* in Luzern nunmehr auch eine *Tell-Bibliographie* folgen lassen (Bern, K. J. Wyß; M. 4). Sie behandelt zunächst die Tellsage vor und außer Schiller: die mythologischen Deutungen der Sage, den internationalen Tell, den kantonalen Tell, den Urner Tell. Der zweite Teil ist Schillers Drama gewidmet: Inspiration, Quellen, Entstehungsgeschichte, Ausführung, Druckausgaben. An Vorarbeiten hat es nicht gefehlt, aber sie sind fragmentarisch geblieben. Heinemanns Zusammenstellung dürfte ziemlich lückenlos sein; sie ist für den Bibliographen gar nicht zu entbehren. Einen Aufsatz Heinemanns über Schillers Tell in der Musikgeschichte des XIX. Jahrhunderts bringen wir im neuen Jahrgang dieser Blätter.

Recht interessant ist auch das kleine Buch, das Dr. *Alfred Schmieden* über die *Bühneneinrichtung des Tell im Königlichen National-Theater zu Berlin* veröffentlicht hat (Berlin, E. Fleischel & Co.; M. 2). Schmieden ist es geglückt, Schillers kleinen Brief vom 12. März 1804 an Iffland im Archiv des Berliner Hoftheaters aufzufinden, nach dem viele andere vorher ververgeblich gestöbert haben. Wichtiger noch ist die Tatsache, daß Schmieden in dem Dirigierbuch No. 221 das Schillersche Originalmanuskript des Tell gefunden haben will, das die ursprünglichsten Lesarten aufweist und vielfach von dem Aschaffenburger und Hamburger Manuskript abweicht. Nicht minder wertvoll sind die Entgegnungen Schillers auf Ifflands Vorschläge, die der Theatersekretär Pauly ihm nach Weimar brachte; ob sie in der Tat von Schillers Hand stammen oder nur diktiert sind, bedarf wohl noch der Nachprüfung.

—bl—

Max Liebermann hat in *Rudolf Klein* einen neuen ausgezeichneten Biographen und verständnisvollen Würdiger seiner Kunst gefunden (Band 55 und 56 der Sammlung illustrierter Monographien „Die Kunst". Bard, Marquardt & Co., Berlin; M. 3). Interessant ist, daß Klein auch die literarische Produktion des großen Malers streift, vor allem seine programmatischen Kampfreden, die die Form über den Inhalt stellen — und erfreulich, daß Klein bei aller, auch das Einzelne berücksichtigenden Anerkennung des Meisters nicht in kritiklose Verzückung gerät. Wie allen Bändchen der „Kunst"-Serie, so ist auch dem vorliegenden Doppelbande ein reicher Bilderschmuck (5 Heliogravüren und 30 Vollbilder in Ton- und Strichätzung) beigefügt. — Aus der im gleichen Verlage erscheinenden Serie „Die Kultur" ging uns der 10. Band zu: *Kant und Goethe* von *Georg Simmel,* eine geistreiche Glossierung der beiden Weltanschauungen, die dem gleichen Problem des Dualismus gegenüberstehen (mit 13 Abbildungen; M. 1,50).

—m.

Eine allerliebste Sammlung verschollener und wenig bekannter deutscher Liebes- und Scherzgedichte veröffentlicht der Teutonia-Verlag in Leipzig unter dem Titel *„Galante Musen-Kinder",* herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von *Max Müller-Melchior.* Der Ausdruck „galant" darf nicht mißverstanden werden; er ist nicht im kraß erotischen Sinne gemeint, sondern bezeichnet vielmehr den weltmännischen Zug in der Dichtung des XVII. Jahrhunderts, die sich um diese Zeit, gefördert durch die zahlreichen sogenannten Sprachgesellschaften, von der pedantischen Gelehrsamkeit zu befreien suchte. Zu den Autoren gehören Fleming, Opitz, Schwieger, Anna Ovena Hoyers, Gryphius, Hofmannswaldau, Hagedorn, Gellert, Uz, Kästner, Weiße, Ewald, Götz, Eulogius Schneider, Haug, Duttenhofer, auch Bürger und Goethe; die Sammlung geht also über das XVII. Jahrhundert hinaus. Die Ausstattung ist hübsch, der Einband Halbpergament.

—m.

Die Biographie eines modernen Buchhändlers bietet uns *Oskar von Hase* in seinem „Gedenkbuche eines Freundes": *Emil Strauß, ein deutscher Buchhändler am Rhein* (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Strauß ist als Verleger der Werke seines Oheims David Friedrich Strauß, die 1875 bei Hirzel frei wurden, sowie der Haeckelschen „Welträtsel" am bekanntesten geworden. Doch auch als Mensch verdiente der früh Heimgegangene die Würdigung, die Hase ihm zuteil werden läßt; er war ein ganzer Mann, ein lauterer Charakter und auch in seinem Berufe ein „moderner Mensch" im besten Sinne. Die Buchhändlerwelt wird an der flott und mit warmem Empfinden geschriebenen Biographie ein besonderes Interesse nehmen.

—m.

Wer in den achtziger Jahren einmal in Ilmenau war, wird auch den Oberamtsrichter Schwanitz kennen gelernt haben, den prächtigen Menschen mit dem goldenen Gemüt und dem köstlichen Humor, der zu Scheffels ältesten Freunden gehörte. *Scheffels Briefe an Schwanitz* (nebst Briefen der Mutter Scheffels) sind nun gesammelt worden und liegen, mit Fußnoten und kleinen Erläuterungen von Dr. Josef Ettlinger versehen, in einem hübschen Bande vor uns (Leipzig, Georg Merseburger; brosch. M. 4, geb. M. 5). Der briefliche Verkehr zwischen den beiden, die sich auf Heidelbergs Universität kennen lernten, umfaßt eine lange Spanne Zeit, über vierzig Jahre. In diesen Briefen gibt Scheffel das scheu Zurückhaltende, das sonst charakteristisch für ihn war, völlig auf; wir erfahren aus ihnen über sein Leben und Schaffen, Sinnen und Denken, Lieben und Leiden soviel des Neuen wie noch aus keiner der bisher erschienenen Scheffel-Publikationen. Nur das am schwersten Lastende in seinem Leben: die Tragik seiner Ehe, wird lediglich leicht gestreift. Ettlingers diskrete Glossen sind meist bibliographischer oder biographischer Natur. Allen Freunden der Muse Scheffels sei das Buch bestens empfohlen.

—m.

Als Band IX ihrer „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" bietet die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart „*Schwind*. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen", herausgegeben von *Otto Weigmann* (M. 15; Luxusausgabe in 100 numerierten Exemplaren M. 60). Die Gedächtnisausstellungen zur Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Schwinds haben eine reiche Fülle von weniger bekannten Werken des Meisters zutage gefördert. Es ist das große Verdienst Dr. Weigmanns, das Material — solange sich der Besitzstand überhaupt noch überblicken ließ — in dieser umfangreichen Publikation gesammelt zu haben und der Öffentlichkeit zu übergeben. Im allgemeinen ist die chronologische Folge beibehalten worden, die nur zuweilen durch Rücksichten auf die Drucktechnik durchbrochen worden ist. Der vortrefflichen biographisch-kritischen Einleitung folgen auf fast 600 Seiten Reproduktionen der Schwindschen Werke, darunter viel hier zum ersten Male Veröffentlichtes aus der Jugendzeit und lange verloren Geglaubtes. Das Ganze gibt einen Überblick über Schwinds Entwicklung, in der nun keine Phase mehr fehlt, und ist in der Tat ein „Orbis pictus der deutschen Märchenwelt", ein Haus- und Volksbuch, dem wir weiteste Verbreitung wünschen, zumal die Wiedergabe der Bilder glänzend ist. —m.

Von *Meyers Großem Konversationslexikon* (Bibliographisches Institut, Leipzig) liegen uns drei weitere Bände der neuesten (sechsten) Auflage vor. Band 13 enthält den Schluß von L und den größeren Teil von M. Über die ausgezeichnete Redaktion des Lexikons ist kaum noch etwas zu sagen; die Ergänzungen sind bis auf das Vorjahr zurückgeführt worden. Glänzend ist wieder die bildliche Ausstattung; die Dreifarbendrucke (namentlich die Tafeln der Medusen, der Meeresfauna und Mineralien) sind graphische Musterleistungen. Der Buchstabe M bringt es mit sich, daß der Verlag auch einmal pro domo sprechen muß: unter „Meyer" werden Gründer und Besitzer des Bibliographischen Instituts (Joseph, Hermann Julius, Hans und Hermann Meyer) behandelt. Band 14 umfaßt die Worte „Mittewald" bis „Ohnegeld". Zu der Bezeichnung „Modern" sei eine kleine Richtigstellung erlaubt. Der Artikel sagt, Hermann Bahr habe zuerst das Wort „Die Moderne" geprägt (in seiner „Kritik der Moderne" 1880); der glückliche Erfinder ist aber tatsächlich der Literarhistoriker Professor Eugen Wolff. Von besonderem Interesse in diesem Bande sind die Mondbilder, die Tafeln zu den Aufsätzen Motorwagen, Münzen, Museumsbauten, Muskeln des Menschen, Naturforscher und Nebel und die Farbendrucke zu den Artikeln Moose, Nearktische und Neotropische Fauna. Bibliographisch interessieren hier am meisten die knappen und doch erschöpfenden Angaben über die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen des Nibelungenlieds, ferner die Aufsätze über Noten und Notenschrift. Band 15 reicht von „Öhmichen" bis „Plakatschriften". Das Plakatwesen behandelt ein ganz kurzer Artikel, der indes die gesamte Literatur über Plakate aufzählt. Es muß dankend anerkannt werden, daß sich das Konversations-

(Kleine Mitteilungen — Inserate.)

lexikon gerade in bezug auf die Literaturhinweise eminent verbessert und vervollständigt hat und daß es dadurch die bibliographische Arbeit wesentlich erleichtert. —

Zu gleicher Zeit ging uns der erste Band von *Meyers Kleinem Konversationslexikon* zu. Auch von diesem erscheint nunmehr bereits die siebente Auflage: 6 Halblederbände zu je M. 12 mit zusammen mehr als 130000 Artikeln auf über 6000 Seiten Text mit gegen 520 Illustrationen und 100 Beilagen. Dieser „Kleine Meyer" entspricht den Anforderungen jener weiten Kreise, die nicht immer Zeit und Lust haben, einer flüchtigen Auskunft oder kurzen Belehrung willen einen längern Artikel durchzulesen und zudem nicht in der Lage sind, die immerhin bedeutenden Mittel für das bändereiche große Werk aufzuwenden. Ein Blick in die siebente Auflage zeigt, daß die bisherigen Erfolge nur den Ansporn zu weiterm Ausbau bildeten. Die Vermehrung der Kleinen Ausgabe von 3 auf 6 Bände wird mit Freuden begrüßt werden. Druck, Papier und Einband sind auch hier vortrefflich. —m.

In der „Berl. Akad. Wochenschr." ergänzt Bibliothekar *Dr. A. Hortzschanski* seinen Bericht über *die handschriftlichen Schätze der königlichen Bibliothek in Berlin* durch einige dankenswerte Mitteilungen über die *wertvollsten Drucke* der preußischen Landesbibliothek (vergl. „Zeitschrift für Bücherfreunde" Jahrgang X, Heft 12 Beiblatt). Noch aus dem alten Besitz der Hohenzollernschen Kurfürstenhäuser stammt ein Prachtexemplar der 42zeiligen Gutenbergbibel in zwei Bänden. Ein Exemplar des 1457 von Fust und Schöffer in Mainz gedruckten Psalteriums schenkte Friedrich Wilhelm IV. am Tage der vierhundertjährigen Vollendung des Druckes, 11. August 1857, der Bibliothek. Von dem Zweitdruck des Psalteriums aus dem Jahre 1459 kam 1906 ein Exemplar auf den Markt. Da keine deutsche Bibliothek beide Drucke dieses ebenso schönen wie für die Geschichte des Buchdrucks wichtigen Erzeugnisses deutschen Kunstgewerbes besaß, so war es von größtem Werte, wenn irgend möglich, den Schatz für Deutschland zu erhalten. Den geforderten Betrag aus eigenen Mitteln aufzubringen, war die königliche Bibliothek nicht imstande. Der erste Direktor der Bibliothek, Geh. Reg.-Rat Schwenke, richtete deshalb einen öffentlichen Aufruf an alle opferwilligen und opferfähigen Kreise, zu dem genannten Zweck nach Kräften beizusteuern. Es kamen auf diese Weise 46000 Mark zusammen, und da die Regierung daraufhin ihrerseits 40000 Mark zur Verfügung stellte, war es möglich, auch das Psalterium von 1459 für die Bibliothek zu erwerben. Von weiteren Seltenheiten besitzt die Bibliothek u. a. noch Fust und Schöffers Bibel von 1462, eine Reihe von Blockbüchern, z. B. eine Biblia pauperum, die Historia S. Joannis Evangelistae, das prachtvolle Exemplar des Teuerdanks, Nürnberg 1517, endlich ein Exemplar der ersten Shakespeare-Folioausgabe von von 1623 (ebenfalls ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV.). Etwas früher (1620) wurde ein im Besitz der Bibliothek befindliches Common Prayer Book gedruckt, das König

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 1 — April 1907.)

Karl I. von England vor der Hinrichtung seinem Geistlichen, Bischof Juxon, schenkte, aus dessen Besitz es an die Bibliothek kam. Aus späterer Zeit stammen zwei Bibelausgaben, die ebenfalls große Seltenheiten geworden sind; die eine ist die von 1661—63 von John Eliot in Cambridge gedruckte Übersetzung der Bibel in den Natik-Dialekt, die zweite eine von der Filiale Christoph Sauers in Frankfurt a. M. 1743 in Germantown gedruckte deutsche Bibel: die erste in Amerika gedruckte. An dem auf der königlichen Bibliothek befindlichen Exemplar hat sich das alte habent sua fata libelli in seltener Weise bewährt. Die Filiale der Firma Sauer in Germantown sandte die ersten zwölf Abzüge dieses Bibeldruckes an das Mutterhaus in Frankfurt a. M.; das englische Schiff, das sie trug, wurde aber im Kanal von einem französischen Kaper genommen, die Bibel nebst der gesamten sonstigen Fracht nach Prisenrecht versteigert. Bei der Versteigerung erwarb sie das Stammhaus und ließ in jedes der 12 Exemplare ein Spruchband einkleben, das von diesem Geschicke der Bücher Kunde gibt. Zu den wertvollsten Besitztümern der Kgl. Bibliothek zählt endlich noch die Sammlung der Aldinen, die zum größten Teil aus der 1847 erworbenen Sammlung des Grafen Méjan stammt; sie sind besonders aufgestellt und bilden mehr als neun Zehntel aller überhaupt bekannten Aldinendrucke. Auch an sonstigen bedeutenden und zum Teil in ihrer Art einzigen Spezialsammlungen ist kein Mangel. So besitzt die königliche Bibliothek z. B. eine Kollektion von älteren italienischen Stadtrechten, die größer ist als die des Britischen Museums und erheblich größer als die der Nationalbibliothek Vittorio Emanuele in Rom; auch die Berliner Sammlung von Drucken der Reformationszeit ist nirgends erreicht, geschweige übertroffen. Den Schätzen der königlichen Bibliothek auf dem Gebiete des älteren Schrifttums fehlen zurzeit die Räume, um solchen Besitz würdig aufzustellen und weiteren Kreisen zugänglich zu machen; diesem Mangel wird der im Entstehen begriffene schöne Neubau abhelfen.

Von dem *Katalog der Berliner Stadtbibliothek* ging uns der dritte Band zu: *Erdkunde;* 6000 Bände, zum Teil Schenkungen (Künne, Schweinfurth, Virchow, Jagow). Die von Dr. Arend Buchholtz geführte Redaktion des Katalogs ist wieder mustergültig. In der Systematik folgt er im allgemeinen dem Katalog der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der von Dr. Otto Baschin herausgegebenen Bibliotheca Geographica. Besonders sorgfältig wurden Titel- und Sachregister bearbeitet. —m.

Aus den bibliophilen Gesellschaften. Der *Leipziger Bibliophilen-Abend* veranstaltete am 12. März im Parterresaal des Sachsenhofs eine Versammlung, bei der Herr Direktor Dr. *E. Willrich* über die erste graphische Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes im Buchgewerbehaus sprach. Ein Vortrag des Herrn *G. Merseburger* über Leipziger Ausrufer-Bilder und Verwandtes schloß sich an. Das Jahresessen findet am 13. April statt. — Auf dem *Berliner Bibliophilen-Abend* am

11. März im Restaurant Haußmann hielt Herr *Martin Breslauer* einen Vortrag über das deutsche Lied im XVI. und XVII. Jahrhundert unter Vorlage von über 140 zum Teil höchst kostbarer und seltener Liederdrucke in Originalausgaben. Ferner sprach Herr *Otto Haas* über Faksimiles von Autographen und deren mißbräuchliche Benutzung. —m.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nachste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M. No. 541. *Neue deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart und Übersetzungen.*

Jos. Jolowicz in Posen. No. 163. *Iconographie polonaise.*

Th. Ackermann in München. No. 559. *Goethe, Lessing, Schiller, Shakespeare, Faust.*

C. G. Boerner in Leipzig. *Katalog einer Sammlung Goethescher Erstdrucke.*

Moritz Edelmann in Nürnberg. No. 39. *Philosophie, Pädagogik, Varia.*

v. Zahn & Jaensch in Dresden. No. 192. *Theater.* — No. 191. *Musik.*

K. Th. Völcker in Frankfurt a. M. No. 266. *Historische Theologie.*

A. H. Huber in Salzburg. No. 35. *Aus verschiedenen Wissenschaften.*

W. Junk in Berlin W. 15. Bull. No. 3. *Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Palaeontologie, Geologie.*

Ant. Creutzer in Aachen. No. 97. *Almanache, Widmungsexemplare, Goethe, Heine, Lessing, Schiller.*

Adolf Weigel in Leipzig. No. 87. *Neuere deutsche Literatur von Gottsched bis auf die Gegenwart. III. S.—Z.* (No. 3776—4000 Schiller.)

Koebnersche Buchhandlung in Breslau I. No. 265. *Philosophie, Pädagogik, klassische Philologie.*

J. Halle in München. *Originalausgaben der deutschen Literatur.*

Ausland.

J. Gamber in Paris. No. 38. *Histoire litteraire de la France.*

Maggs Bros. in London W. C. No. 226. *Rare editions, early Printing, Standart Works, Fine Bindings etc.*

Martinus Nijhoff in Haag. Verlagskatalog 1853—1906. (1466 Nummern mit Register.)

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Ad. Geering in Basel. Anz. No. 194. *Belletristik, Helvetica, Kunst, Varia.*

N. Kymmel, Riga (Rußland)

Buchhandlung u. Antiquariat

Gegründet im Jahre 1763.

Katalog 65.

Deutsche Literatur u. Übersetzungen

von der Reformationszeit bis zur Gegenwart.

Dieser Katalog verzeichnet 1767 Nummern, darunter etwa 500 seltene, teilweise kaum jemals wieder vorkommende erste Drucke der klassischen Periode, der Romantiker und des jungen Deutschland.

Katalog 66.

PHILOSOPHIE.

1124 Nummern, worunter viele vergriffene und teilweise sehr seltene Werke.

Katalog 67.

THEOLOGIE.

3260 Nummern. Dieser Katalog verzeichnet eine sehr große Anzahl theologischer Schriften, die nie in den Katalogen der deutschen Antiquare gefunden werden. Die Literatur der baltischen Provinzen ist sehr reichhaltig vertreten und eine besondere Abteilung der Russisch-orthodoxen Kirche eingeräumt.

Obige Kataloge stehen unberechnet zu Diensten.

CARL BECK, Buchhandlung, LEIPZIG,

Antiquariat — Sortiment — Verlag :: Inselstr. 18

Spezialität: HELVETICA

(Alle Erscheinungen, welche in irgend einer Beziehung zur Schweiz oder den Alpen stehen)

Kataloge gratis und franko — **Größere Aufträge portofrei**

Bisher erschienen folgende Bulletins meiner Neuerwerbungen:

Nr. 3. **Theologie** (Nr. 754—2375).
Nr. 4. **Militaria — Geschichte** (Nr. 2376—3795).

In Vorbereitung:

Nr. 5. **Der Kanton Basel, nebst alten Basler Drucken.** (Über 2000 Nummern.)
Nr. 6. **Helvetica mit Ausschluß des Kantons Basel.**
Nr. 7. **Kulturgeschichte.**

Sammelmappe zu meinen Bulletins gratis.

Antiquitäten

aller Art

in reicher Auswahl, beste Referenzen.

J. STADLER

Jestetten (Baden)

Amtliche Nachrichten

für das General-Gouvernement Elsaß

Nouvelles officielles

pour le Gouvernement-Général de l'Alsace

erschienen 1870 gleich nach der Okkupation, und zwar: **Nr. 1, datiert 1. 9. 1870, sowie 2 u. 3, sämtl. Text links deutsch | rechts französ.**; Nr. 4 bis 6 nur der amtliche Teil deutsch und franz.; von Nr. 7 ab alles deutsch, bis auf einige Annoncen; Nr. 1 bis 11 in Groß-Quart, von Nr. 12 ab Format ähnlich wie Cöln-Zeitung, mit dem Titel:

Straßburger Zeitung

Amtliche Nachrichten.

Die Nachfrage nach diesem Blatt, von dem heute wohl kaum noch ein Exemplar vorhanden sein dürfte, war bereits damals sehr rege, vor allem nach Nr. 1; der Verlag schrieb daraufhin in Nr. 5, 24. 9. 1870:

Es laufen täglich Bestellungen, besonders seitens Bibliotheken auf hauptsächlich Nr. 1 unseres Blattes ein, die wir leider nicht in der Lage sind, auszuführen. Wir haben schon daran gedacht, die Nummer noch einmal herauszugeben; allein, da sich unsere Kopie notwendigerweise vom Original in etwas unterscheiden würde, sei es auch nur durch die dem Bibliophilen wichtigen Druckfehler, so würde durch eine zweite Auflage dem Sammler von Originalen kein eigentlicher Ersatz geboten.

Wir lassen also den Gegenstand auf sich beruhen, usw.

Sämtliche Nummern sind von mir persönlich gesammelt, gelegentlich einer Abkommandierung als Rekonvaleszent, also Originale; ebenso gesammelt sämtl. Verordnungen, Bekanntmachungeu usw., teils deutsch, teils französisch. Ferner eine Proklamation Napoléons, deutsch für die deutschredenden Grenzbewohner (Groß-Affichenformat), sowie eine Anzahl konfiszierter belg. Zeitungen, teils deutsch, teils französisch. —

In alten Papieren vorgefunden, noch 2 Pendants-Fourier- resp. Requisit-Zettel, auf Büttenpapier gedruckt, kl. Quartformat, 27. 2. 1808 und 31. 8. 1808, wegen Stellung von Wagen von Merse-bourg nach Halle und Naumbourg.

Interessenten resp. Sammler bitte direkt sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Dresden-Plauen, Hohestr. 90 I. **Fritz Fischer.**

Antiquitäten.

Wilhelm Greift

Oldenburg i. Gr.

Photographien franko gegen franko!

Lager von gut renovierten antiken eichenen Möbeln.

Schränke, Anrichten, Truhen usw.

Ferner alte Vasen, Teller, Zinn- und Messingsachen.

Werke der Holzplastik in Schleswig-Holstein bis zum Jahre 1530

Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Plastik von

Prof. Dr. Adalb. Matthaei

46 Foliotafeln in Lichtdruck mit Text

Preis 60 Mark

Infolge seines hohen kulturhistorischen Wertes wird das Werk weite Kreise der Gebildeten lebhaft interessieren. Für Museen, Bibliotheken, und Historiker ist die grundlegende, umfassende Sammlung unentbehrlich.

—— *Prospekt kostenlos.* ——

Seemann & Co. in Leipzig

B. Behr's Verlag

Wir bitten ausführliche Prospekte zu verlangen über die jedem Bücherliebhaber unentbehrlichen Publikationen:

Hebbel, Sämtliche Werke, ed. Werner. 24 Bände.

Grabbe, ed. Grisebach. 4 Bände.

W. v. Humboldt, ed. Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 18 Bände.

Deutsche Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 138 Nummern.

Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft, begr. Jellinek, ed. Fröhlich.

Bibliographisches Repertorium.

etc. etc.

BERLIN W. 35



Alle Gebiete des Wissens

zu pflegen ist dem Einzelnen heute nicht mehr möglich, aber an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen, sollte jeder versuchen. Wege dazu zeigt:

≡ B. G. Teubners ≡ Allgemeiner Katalog

eine reich illustrierte, durch ausführliche Inhaltsangaben, Proben, Besprechungen eingehend über jedes einzelne Werk unterrichtende Übersicht aller derjenigen Veröffentlichungen des Verlages, die von allgemeinem Interesse für die weiteren Kreise der Gebildeten sind. Der Katalog liegt in folgenden Abteilungen vor, die jedem Interessenten auf Wunsch umsonst und postfrei übersandt werden:

1. *Allgemeines (Sammelwerke, Zeitschriften, Bildungswesen).*
2. *Klassisches Altertum (Literatur, Sprache, Mythologie, Religion, Kunst, Geschichte, Recht und Wirtschaft).*
3. *Religion. Philosophie.*
4. *Geschichte. Kulturgeschichte. Kunst.*
5. *Deutsche Sprache und Literatur.*
6. *Neuere fremde Literaturen und Sprachen.*
7. *Länder- und Völkerkunde.*
8. *Volkswirtschaft. Handel u. Gewerbe. Fortbildungsschulwesen.*
9. *Pädagogik.*
10. *Mathematik. Technik. Naturwissenschaften.*

Vollständige Ausgabe.

Leipzig 1. B. G. Teubner.

Wer sich für alle Vorgänge auf dem Gebiete des **Buch-, Kunst- und Antiquariatshandels** interessiert, abonniere auf die

Allgemeine Buchhändlerzeitung

die neben belehrenden und unterhaltenden Artikeln in jeder Wochennummer ein vollständiges Verzeichnis der **Neuerscheinungen des Buch-, Kunst- und Lehrmittelhandels, der verbotenen und beschlagnahmten Bücher, der Antiquariats- und Auktionskataloge etc.** bringt. Preis pro Quartal direkt per Kreuzb. M. 2.05, Ausland M. 2.40 no.

Emil Thomas in Leipzig, Querstraße 4/6
Verlag der Allgemeinen Buchhändlerzeitung.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Zeitschrift für Bücherfreunde
Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. Mai 1907. Zweites Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15,* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Barone, N., Angelo Fumagalli e la cultura paleografica e diplomatica dei suoi tempi in Italia.
Atti della Accademia Pontaniana. (Napoli) 36. = 2. Ser. 11. 1906. S. 1—23.

Van den Gheyn, I., L'Art et le Livre.
Bibliofilia. 8. 1906/7. S. 385—391.

Gräsel, A., Die Smithsonian Institution in Washington.
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1907. S. 3442—47. 3487—92.

Levison, W., Aus englischen Bibliotheken (Handschriften). 1.
Neues Archiv d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde. 32. 1907. S. 376—456, 1 Taf.

(Livre d'heures de Notre-Dame dites de Hennessy.)
Le Musée des enlumineurs. Fasc. 6. 1907. 16 Taf. m. Text. 2°.

Müller, E., Vom Lesen.
Eckart. 1. 1906/7. S. 369—378.

Bibliophilie. Exlibris.

G. M., Un Autografo di Luca Signorelli (v. 1523).
Bibliofilia. 8. 1906/7. S. 383—385.

Fleischmann, F., Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg †.
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 65—70.

Gerster, L., Abraham Bosset, Pfarrer von Neuenstadt (und sein Ex-Libris von 1663).
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 70—72.

Gerster, L., Nochmals Aloys Kolb. (Ex-Libris-Künstler.) *Buchkunst* (Zürich). 4. 1906/7. S. 86—90.

Gerster, L., Martin Kortmann. (Ex-Libris-Künstler.)
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 73—75.

Gerster, L., Drei neue polychrome Stahlätzungen (von Ex-Libris).
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 90—91. 3 Taf.

Gerster, L., Albert Wagen und seine Blätter. (Ex-Libris.)
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 77—80. 2 Taf.

H(asselquist), A., Nägra Kvinnliga bokvänner.
Allmänna svenska boktryckareföreningens meddelanden. 12. 1907. S. 42—46 (mit 5 Abb.).

Kohlmann, I., Typographische Ex-Libris.
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 80—86.

Nolhac, P. de, Le catalogue de la première bibliothèque de Pétrarque à Vaucluse.
Revue des bibliothèques. 16. 1906. S. 341—344.

Schmidt, P. F., Künstlerischer Buchschmuck. Ausstellung der Gebr. Klingspor-Offenbach im Frankfurter Kunstgewerbemuseum.
Buchkunst (Zürich). 4. 1906/7. S. 91—93.

Schulz-Euler, C. Fr., Wert und Bewertung von Ex-Libris. *Buchkunst* (Zürich). 4. 1906/7. S. 75—77.

Sherborn, C. D., Note on a collection of book-plates by Richard Mountaine and William Haskoll (both of Winchester) and on some book-plates attrib. to William Henshaw.
Journal of the Ex-Libris Society. 17. 1907. S. 9—12.

Zobeltitz, F. v., Vom Autographensammeln.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 21. 1906/7. H. 8. S. 170—174.

(Rundschau der Presse.)

Bibliothekswesen.

Bazin, R., In der Volksbibliothek. Studie nach dem Französischen des René Bazin von Walther Eggert-Windegg. *Bücherwelt.* 4. 1906/7. S. 145—147.

Chabot, I. B., Inventaire sommaire des manuscrits coptes de la Bibliothèque nationale. *Revue des bibliothèques.* 16. 1906. S. 350—367.

Colson, O., La nouvelle bibliothèque publique de Liège. *Wallonia.* 15. 1907. S. 51—64.

Deville, É., Les manuscrits de l'ancienne bibliothèque de l'abbaye de Bonport. (Erworben durch Colbert, heute in der Bibliothèque nationale zu Paris.) (A suivre.) *Revue des bibliothèques.* 16. 1906. S. 319—340. 5 Taf.

Gill, A. K., The indicator considered as a modern library appliance. *Library World.* 9. 1906/7. S. 313—317.

Glauning, O., Deutsches Bibliothekswesen der Gegenwart. *Allgemeine Zeitung.* 1907. Beil. Nr. 70. S. 554—557.

Aus einer alten Leihbibliothek. (Wolffsche Lesebibliothek in Halle a. S. 1808/9.) *Vossische Zeitung.* 1907. Nr. 147. v. 28. März.

List of works in the New York Public Library relating to Virginia. P. 1. 2. *Bulletin of the New York Public Library.* 11. 1907. S. 64—83. 99—125.

Lühder, R., Die Handschriften der Bibliothek des geistlichen Ministeriums zu Greifswald in Fortsetzung von Dr. Th. Pyls „Rubenow-Bibliothek" 1865. *Pommersche Jahrbücher.* 7. 1906. S. 263—336.

Schulz, E., Über Wanderbibliotheken. *Eckart.* 1. 1906/7. Nr. 2—5.

S(chwenke), P., Der Neubau der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen. *Zentralblatt für Bibliothekswesen.* 24. 1907. S. 164—168.

Singer, H., Buchbinder und Volksbibliothek. *Bücherwelt.* 4. 1906/7. S. 106—108.

Stübel, B., Deutsche Bibliothekare. *Illustrierte Zeitung.* 128. 1907. S. 472—475 mit 20 Abbild.

Le Vol de la Bibliothèque des Beaux-Arts. *Revue biblio-iconographique.* 3e Sér. 14. 1907. S. 146—147.

Wessel, Nochmals: Was uns eine sozialdemokratische Volksbibliothek lehrt. *Bücherwelt.* 4. 1906/7. S. 123—125.

Buchdruck und -Gewerbe.

Brown, F. Ch., Architectural motives in printing. *The Printing Art.* 8. 1906/7. S. 229—235.

Caxton owned by Americans. *Bibliofilia.* 8. 1906/7. S. 411—412. Aus: The New York Sun.

Dana, J. C., The democracy of art (of printing). *The Printing Art.* 8. 1906/7. S. 377—383.

Gibson, St., Abstracts from the wills and testamentary documents of binders, printers, and stationers of Oxford, from 1493 to 1638. *(Publications of the Bibliographical Society.)* 1907. XXIII, 61 S.

Haebler, K., Ein Psalterium aus der Offizin des Peter Schöffer. *Zentralblatt für Bibliothekswesen.* 24. 1907. S. 155—163.

Maire, A., Harmonie relative entre la forme du livre, sa typographie et le sujet dont il traite. *Revue biblio-iconographique.* 3e Sér. 14. 1907. S. 105—110.

Pubblicazioni di carattere bibliografico e intorno alla storia dell' arte tipografica. *Bibliofilia.* 8. 1906/7. S. 416—426.

Schneider, F., Karl Ernst Hickethier † 2. März 1907 und der Monumentaldruck zu Mainz. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* 1907. S. 2871—72.

Schottenloher, K., Johann Schöner und seine Hausdruckerei (Reformationszeit). *Zentralblatt für Bibliothekswesen.* 24. 1907. S. 145—155.

Buchhandel.

Book Catalogues for three hundred years. Term Catalogues. (Unterzeichn.: E. M.) *Publishers' Circular.* 86. 1907. S. 293—294.

A Florentine Bookseller. (Pietro Franceschini.) *Publishers' Circular.* 1907. Nr. 2126 v. 30. März. S. 349—350.

Fuld, Übertragung der Rechte des Verlegers. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* 1907. S. 3085.

Die Firma Friedrich Hofmeister in Leipzig. Zur Hundertjahrfeier ihres Bestehens, 19. März 1907. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* 1907. S. 2961—65.

Kohn, M., Schriftsteller und Verleger. I. II. *Die Gegenwart.* Jahrg. 36. Bd. 71. 1907. S. 103—184. 200—201.

Kohut, A., Wilhelm Braumüller. *Die Gegenwart.* Jahrg. 36. Bd. 71. 1907. S. 166—168.

Korn, Dr. Heinrich von Korn †, Breslau. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* 1907. S. 3256—58.

Picard, E., Contribution à l'histoire de l'évolution du droit d'auteur. *Le Droit d'Auteur.* 20. 1907. S. 30—32.

Siegismund, K., Eine Verkaufsordnung für den deutschen Buchhandel. *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.* 1907. S. 2787—89.

Die Verkaufsbestimmungen im Buchhandel. *Zentralblatt für Bibliothekswesen.* 24. 1907. S. 174—175.

Wormann, E. T., Alien members of the book-trade during the Tudor period. *(Publications of the Bibliographical Society.)* 1906. VIII, 73 S.

Zander, W., Die J. Ricker'sche Buchhandlung, Gießen 1832—1907.
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1907. S. 3044—45.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Bouvat, L., La Presse musulmane.
Revue du monde musulman. 1. 1906. S. 122—129.

Duniway, C. A., The development of freedom of the press in Massachusets.
Harvard historical studies. 12. 1906. 202 S.

Kohler, J., Haftung einer Literaturzeitung. (Für die Besprechung von Rezensionsexemplaren.)
Archiv f. bürgerliches Recht. 30. 1907. S. 133—135.

Whibley, Ch., The Yellow Press.
Blackwoods Magazine. 1907. April. S. 531—538.

Bibliographie.

Biber, A., Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1904.
Pommersche Jahrbücher. 7. 1906. S. 340—366.

Bibliographie (de Corbeil).
Bulletin de la société historique et archéol. de Corbeil, d'Etampes et du Hurepoix. 12. 1906. S. 146—153.

Erichsen, B., Bibliografi (der nordischen Literatur) for 1905.
Arkiv för nordisk filologi. 23 = N. F. 19. 1906/7. S. 288—318.

Manitius, M., Analekten zur Schulgeschichte des Mittelalters. I. Zur Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Schulautoren (aus mittelalterlichen Bibliothekskatalogen).
Mitteilungen d. Gesellschaft f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. 16. 1906. S. 35—49. 232—277.

Rindfleisch, W., Altpreußische Bibliographie für das Jahr 1904 nebst Nachträgen zu den früheren Jahren.
Altpreußische Monatsschrift. 43. 1906. Heft 3 u. 4, 44. 1907. Heft 1.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Cohn, I., Die Anschaulichkeit der dichterischen Sprache.
Zeitschrift f. Ästhetik. 2. 1907. S. 182—201.

Dixon, J. M., A survey of Scottish literature in the nineteenth century (with some reference to the eighteenth.
University of California. Library Bulletin. 15. 1906. 53 S.

Bartels, A., Geschlechtsleben und Dichtung.
Eckart. 1. 1906/7. S. 183—201.

Fürst, R., Die deutsche Legendendichtung.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 915—923.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Dichtkunst und Konvention.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 843—849.

Heinze, R., Die gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. Bd. 19. 1907. S. 161—175.

Zur neuhochdeutschen Legendendichtung. (Gez. Dr. H.)
Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. Bd. 139. 1907. S. 386—394.

Meisels, S., Jungjüdische Lyrik.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 849—855.

Meyer, R. M., Vom Alt-Berliner Roman.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 13, 14 v. 31. März und 7. April. S. 100—104. 107—110.

Poeck, W., Gegenwart und Zukunft der plattdeutschen Literatur.
Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. 1. 1906/7. S. 268—278.

Schullerus, P., Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet. (Schluß.)
Archiv f. siebenbürgische Landeskunde. N. F. 33. 1906. S. 469—692.

Speck, W., Psychologie der Volksdichtung.
Die Zukunft. Jahrg. 15. 1907. Nr. 25. S. 443—449.

Spiro, H., Dichter-Biographien.
Konservative Monatsschrift. Jahrg. 64. Bd. 4. 1907. April. S. 653—667.

Stein-Hannover, B., Christus in der neueren Dichtung. T. I.
Bücherwelt. 4. 1906/7. S. 116—120. 136—140.

Storck, K., Das Bürgertum in der Kunst. Zum 200. Geburtstage Henry Fieldings.
Der Türmer. 9. 1907. April. S. 100—109.

Wirth, A., Die Frau in der deutschen Dichtung.
Der Deutsche. Bd. 5. 1906/7. S. 777—781.

Einzelne Schriftsteller.

Aeschylus: Jordan, H., Aischylos' Choephoren in ihrem dramatischen Aufbau.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. Bd. 19. 1907. S. 176—186.

Ariosto: Kißner, A., Zum Jubiläum eines Dichtwerks. (Orlando Furioso.)
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 75 v. 31. März. S. 593—594.

Bartels: Arminius, W., Adolf Bartels.
Eckart. 1. 1906/7. S. 201—211.

Börne: Geiger, L., Börnes Pensionierung. Mit ungedruckten Aktenstücken.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. April. S. 492—499.

Brunetière: Constant, G., Ferdinand Brunetière.
Contemporary Review. 1907. April. S. 510—515.

—: Thévenin, H., Les œuvres de M. Brunetière.
Études Franciscaines. 17. 1907. S. 260—282.

Calé: Schaukal, R., Tragisches Epigonentum. (Zu Walter Calés „Nachgelassenen Schriften".
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 75 v. 31. März. S. 594—596.

Carducci: Bulle, O., Giosuè Carducci.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. S. 321—326.

—: Haendler, O., Giosuè Carducci. Geb. 27. Juli 1835 zu Valdicastello, gest. 16. Febr. 1906 zu Bologna.
Der Türmer. 9. 1907. April. S. 109—113.

Dante: Borinski, K., Dante und Michelangelos „Jüngstes Gericht".
Zeitschrift f. Ästhetik. 2. 1907. S. 202—216.

—: Gorra, E., Quando Dante scrisse la Divina Commedia.
Rendiconti d. r. Istituto Lombardo di scienze e lettere. Ser. 2. Vol. 39. 1906. S. 827—852.

Dumas: (Glenel, Ch.), Trois manuscrits d'Alexandre Dumas père. (A suivre.)
Revue biblio-iconographique. 3e Sér. 14. 1907. S. 111—115.

Eichendorff: Korrodi, Ed., Neue Eichendorff-Literatur.
Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. 139. 1907. S. 535—544.

Fielding: Lobban, J. H., Henry Fielding.
Blackwoods Magazine. 1907. April. S. 550—565.

—: Minchin, H. C., Henry Fielding and His Writings.
Fortnightly Review. 1907. April. S. 620—634.

Frenssen: Sturmfels, K., Die Frauen in „Hilligenlei".
Türmer-Jahrbuch. 1907. S. 12—37.

Geibel: Thomas, R., Emanuel Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur. Bd. 19. 1907. S. 187—223.

Goethe: Blum, L., Der dritte Teil des „Faust". Aus den Gesprächen Goethes mit Eckermann. (Aus den erfundenen Nouvelles Conversations de Goethe avec Eckermann 1897—1900 übersetzt von Olga Sigall.)
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 13 v. 1. April.

—: Börnstein, R., Goethes Meteorologie.
Deutsche Revue. Jahrg. 32. 1907. April. S. 106—119.

—: Friedländer, E., Goethes deutsche Gesinnung.
Eckart. 1. 1906/7. S. 278—288.

—: Graevenitz, v., Goethes Zueignungen. Ein Gedenkblatt zum 75. Todestag.
Tägliche Rundschau. 1907. Beil. Nr. 67 u. 68 v. 20. u. 21. März.

Grillparzer: Hock, St., Ein ungedruckter Brief Grillparzers.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 14 v. 7. April. S. 112.

Hauptmann: Servaes, F., Das Werk Gerhart Hauptmanns.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 771—781.

Hebbel: Henzen, W., Hebbels Judith und Schillers Jungfrau.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 28. 1907. 37 S.

Hugo: Rolland, H., L'enfant dans les œuvres de Victor Hugo.
Mémoires de la société dunkerquoise. 44. 1906. S. 209—257.

Ibsen: Archer, W., Ibsen's Craftmanship.
Fortnightly Review. 80. 1906. S. 101—113.

Jensen: Arminius, W., Wilhelm Jensen, geb. 15. Februar 1837.
Eckart. 1. 1906/7. S. 253—267.

Keller: Rosenfeld, W., Gottfried Keller.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 27. 1907. 38 S.

Kleist: Graef, H., Heinrich von Kleist.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 24. 1906. 28 S.

—: Hoffmann, P., Das Kleisthaus in Frankfurt a. Oder.
Nationalzeitung. 1907. Nr. 157 v. 5. April.

Kümmel: Vögele-Schöntal, A., Der schwäbische Volksschriftsteller Konrad Kümmel.
Bücherwelt. 4. 1906/7. S. 111—116.

Lagerlöf: Havemann, J., Selma Lagerlöf.
Eckart. 1. 1906/7. S. 352—368.

Liliencron: Merwin, B., Detlev von Liliencron.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 23. 1906. 140 S.

Maeterlinck: Oppeln-Bronikowski, Fr. v., Neues von Maeterlinck.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 71 v. 25. März. S. 563—566.

Nieritz: Linde, E., Gustav Nieritz als Volkserzähler.
Eckart. 1. 1906/7. S. 288—293.

Nietzsche: Key, E., Nietzsche und Goethe.
Die neue Rundschau. 1907. April. S. 385—404.

Norris: Jensen, J. V., Frank Norris: The Octopus!
März. 1. 1906/7. Heft 7. (1. April-H.) S. 67—73.

Paul: Kienzl, H., Adolf Paul.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 650—658.

Petrarca: Lo Parco, F., Dei Maestri canonisti attributi al Petrarca.
Revue des bibliothèques. 16. 1906. S. 301—318.

Raabe: Hoffmann, H., Wilhelm Raabe.
Die Dichtung. Bd. 44. 1906. 77 S.

v. d. Recke: Kayser, R., Elisa von der Recke.
Preußische Jahrbücher. Bd. 128. 1907. S. 52—66.

Reicke: Spiero, H., Georg Reicke.
Das literarische Echo. 9. 1906/7. Sp. 781—788.

Ronsard: Van Bever, Ad., La jeunesse de Ronsard. (Suite.)
Revue biblio-iconographique. 3e Sér. 14. 1907. S. 116—121.

Rostand: Oppeln-Bronikowski, F. v., Edmond Rostand.
Westermanns Monatshefte. Jahrg. 51. 1906/7. Bd. 102. S. 13—22.

Schaukal: Bienenstein, K., Richard Schaukal. Ein literarisches Porträt. I. II.
Die Gegenwart. Jahrg. 36. Bd. 71. 1907. S. 152—153. 168—169.

Schiller: Aus Peter Hilles nachgelassenem Schiller-Festspiel.
Die Gegenwart. Jahrg. 36. Bd. 71. 1907. S. 215—217.

Shakespeare: Eidam, Chr., Über Kordelias Antwor- (King Lear I, 1, 97—100) sowie über die Neut bearbeitung des Schlegel-Tieck.
Die neueren Sprachen. 14. 1906/7. S. 599—609.

Stavenhagen: Bartels, A., Fritz Stavenhagen.
Eckart. 1. 1906/7. S. 211—216.

Stifter: Gottschall, R. v., Adalbert Stifter.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 25. 1907. 68 S.

v. Strauß und Torney: Schmitz-Bonn, G., Lulu von Strauß und Torney.
Bücherwelt. 4. 1906/7. S. 92—100.

Swinburne: Landauer, G., Algernon Charles Swinburne.
Der Zeitgeist. Beiblatt zum Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 13. v. 1. April.

Thoreau: Hofmiller, J., Thoreau.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. S. 11—17. 178—187.

Tieck: Graf, H., Johann Ludwig Tieck.
Beiträge zur Literaturgeschichte. H. 26. 1907. 32 S.

Viebig: Görg, P., Die Objektivität und Realistik in Klara Viebigs Eifelwerken.
Bücherwelt. 4. 1906/7. S. 120—123. 140—145.

Voltaire: Sakmann, P., Charakterbilder aus Voltaires Weltgeschichte.
Die neueren Sprachen. 14. 1906/7. S. 577—598.

Wilde: Wülker, Oskar Wilde.
Tägliche Rundschau. 1907. Nr. 161 v. 7. April, vierte Beilage, aus: Wülker, Geschichte der englischen Literatur, 2. Auflage.

Zahn: Eloesser, A., Ernst Zahn.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 161 v. 7. April.

Kleine Mitteilungen.

Ein prächtig ausgestattetes Kalendarium für das Jahr 1907 versenden die graphischen Kunstanstalten von *Meisenbach Riffarth & Co., in Berlin-Schöneberg* als Festgabe zur Jahreswende an ihre Kunden und Geschäftsfreunde. Ein reich in Blau, Rot und Gold gepreßter gotisierender Schmuckrand umschließt auf der Vorderseite des Deckels, oben mit dem Künstlerwappen, in den unteren Ecken mit dem Wahrzeichen von Berlin und Schöneberg geziert, die älteste Stadtansicht der ehemals kurfürstlichen Residenz. In das Kalendarium eingestreut bietet die Firma in einer Reihe von Einzelblättern meisterhafte Proben aller Zweige ihrer Reproduktionstechnik, an erster Stelle der Autotypie und des Lichtdrucks. Während die Wiedergaben von Skulpturen nach Meunier und Sinding sich besonders durch Klarheit, durch feinste Verteilung von Licht und Schatten in den Flächen auszeichnen, bestechen die Landschaften durch die treue Wiedergabe der Valeurs und durch die Lockerung der Atmosphäre. Die Doppelautotypie und vor allem die Anordnung einer und mehrerer Tonplatten erzielt hier künstlerische Wirkungen von intimstem Reiz. Massig sich aufbauende Maschinen und feinste Spitzengewebe für Reklamezwecke der Industrie werden mit gleicher Vollendung wiedergegeben in ihrer Gesamterscheinung wie in treuester Nachbildung der Einzelheiten. Besonders augenfällig sind die Fortschritte in der Vierfarbenätzung, wie sie sich in den zarten Fleischtönen einer nackten, bacchantischen Jünglingsgestalt von Franz Stassen, einer rotbräunlichen Skizze von Max Liebermann, einem koloristisch überaus feinen Familieninterieur von Vermeer van Delft und einer tieffarbigen, von der Abendglut durchstrahlten Waldlichtung von Döpler d. J. darstellen. Kommt es hier vorwiegend darauf an, die Nuancen des Kolorits und der Pinselführung herauszubringen, so sind Lithographie und Steindruck mit ihrer reicheren Farbenskala besonders auf Fernwirkung angewiesen. Die beiden Affischen-Verkleinerungen sind vollgültige Beweise für die Leistungsfähigkeit der Firma auf dem Gebiete des Plakatdrucks. Das Kalendarium der Firma Meisenbach Riffarth & Co. ist ein Ehrenzeugnis der Graphik in Deutschland, die sich dem alltäglichen Bedürfnis des Tages wie den Aufgaben der großen Kunst in gleicher Weise gewachsen zeigt.

Eine Spezialbibliothek der Tagesliteratur und Publizistik neuester Zeit befindet sich auf dem Schloß Laudenbach am Spessart, die dessen Besitzer, der am 15. März 1907 verstorbene urwüchsige Fideikommißherr Friedr. Karl Reichsfreiherr von *Fechenbach*-Laudenbach, ein auch originell volkswirtschaftlicher antisozialistischer Schriftsteller (geboren 7. November 1836 im nahen Aschaffenburg), angesammelt und stufenmäßig angebaut hat. Es ist zu hoffen, daß dieses, laut Zeitungsnachrichten („Münchner Neueste Nachrichten" 1907, No. 135, Seite 3) „sehr umfangreiche, wertvolle Archiv über alle Erscheinungen der Tagesliteratur" nun nicht länger der Öffentlichkeit und deren Benutzung vorenthalten wird. Fl.

Zur *„Literatur der Todtengespräche"* (X. Jahrgang, Seite 392) schreibt uns Professor Dr. *R. F. Arnold* in Wien, daß sein Hörer *Leopold Krieger* mittlerweile einen zweiten, anscheinend letzten Teil (1790) des Gesprächs zwischen Telemach und Robinson aufgefunden habe, so daß also Kippenbergs und Arnolds Vermutungen bestätigt erscheinen.

Heft 4 der „Beiträge zur Volkskunde. Im Auftrage des Vereins für Sächsische Volkskunde herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk" enthält zwei *Ältere Liedersammlungen,* bearbeitet von *Arthur Kopp:* das Sächsische Bergliederbüchlein von 1700/10 und der Frau Margarethe von Holleben Liederhandschrift 1740—1792 (Leipzig, G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung). Die beiden Sammlungen passen nur anscheinend nicht zueinander; tatsächlich macht der Gegensatz der volkstümlichen Poesie des Bergliederbuchs und der galantschäferlichen im Buche der Frau von Holleben die Nebeneinanderstellung überaus ergiebig und fruchtbar. Das Bergliederbüchlein, Unikum der Leipziger Universitäts-Bibliothek, trägt kein Druckjahr auf dem Titel; aber man wird der Beweisführung Kopps zustimmen müssen, daß es bald nach 1700 gedruckt worden ist, vielleicht in Leipzig oder Dresden. Neben bergmännischen und auffallend viel studentischen Liedern enthält es vereinzelte Jäger- und Soldatenlieder, auch einige auf die Türkenbelagerung Wiens bezügliche historische Lieder. Uhland, Erk, Böhme, Döring, Köhler u. a. haben das Bergliederbüchlein stark benützt; die un-

bekannteren Lieder druckt Kopp in seinen bibliographisch und literargeschichtlich höchst interessanten Nachweisen gänzlich ab. Das Stammbuch der Frau von Holleben existiert nur noch in einer Abschrift; der Vermerk auf dem Vorsatz: „Sammlung verschiedener Melodischer Lieder, die von den Händen hoher Gönner und Gönnerinnen auch Freunde und Freundinnen in dieses Buch eingetragen worden..." zeigt klar den Zweck des Albums an. Außer einigen fragwürdigen Gedichten eigener Muse finden sich volkstümliche Lieder und solche von Neumeister, Menantes, Sperontes, Günther, Hagedorn, Gellert; nichts Hervorragendes — und doch ist die Sammlung sehr interessant, weil sie einen gewissen Gradmesser für den Geschmack und das geistige Leben der Kreise bilden, innerhalb deren sie entstanden sind: des Schwarzburg-Rudolstädtischen Adels in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, in dem bei aller Nähe Weimars wenig von klassischem Geiste zu spüren war. Dabei war Frau von Holleben selbst mit dem Adel in Weimar verwandt, verschwägert und befreundet: den Beulwitz, Normann, Staff, Wurmb, Vitzthum, Stein, Zaschnitz. —bl—

Eine neue Bücherserie zu dem überaus billigen Preise von 1,80 M. für den starken kartonierten Oktavband beginnt bei Wilhelm Langewiesche-Brandt in Düsseldorf und Leipzig unter dem Gesamttitel *„Die Bücher der Rose"* zu erscheinen. Den Buchschmuck, bestehend in einem sehr hübschen Signet, Titelrahmen und kleinen Culs-de-lampes, alle, dem Namen entsprechend, ausnahmslos aus Rosen geformt, lieferte *Käthe Waentig.* Der Deckel aus braunem Carton mit hellerem Signetaufdruck ist nochmals in einen Schutzumschlag gehüllt, der die Titelschildchen in roten und schwarzen Typen, ebenfalls von Rosen gerahmt, trägt. Dem Umschlag ist auf dem umgeklappten Rand eine Art Ankündigung vorgeklebt; eine andere steht dem Innentitel gegenüber. Diese reklameartig gehaltenen Inschriften stehen mit der Vornehmheit des Unternehmens nicht im Einklang und sind auch überflüssig.

Bisher liegen uns zwei Bände vor. Der erste nennt sich *„Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, gesammelt von Will Vesper."* Er bietet einen recht gut gewählten Überblick von Kürenberg über Goethe, Heine, Mörike, Dehmel, Liliencron bis zu Fontane. Der alte Fontane würde gesagt haben: „Das ist ein weites Feld!" Band zwei bringt unter dem Motto des Goetheschen Petschafts *„Alles um Liebe" Briefe von Goethe* aus der ersten Hälfte seines Lebens, biographisch verbunden und erläutert von *Ernst Hartung.* Natürlich handelt es sich, trotz des lockenden Titels nicht nur um Liebesbriefe, sondern charakteristische Briefe an Cornelie, an Knebel, an Krafft und hundert andere sind darunter. Mancher, der die Ausgabe für die vollständigen Briefsammlungen scheut, wird bei dem niedrigen Betrage sich gern mit dieser Auswahl bekannt machen, die uns den Vollmenschen Goethe nur noch näher bringen kann. —m.

Bei R. Piper & Co. in München wird als Subskriptionsdruck eine Serie von 36 Blättern *japanischer Holzschnitte erotischen Genres von Moronobu, Harunobu und Utamaro* angekündigt. Von Moronobu (1675—1715) sollen 10 Blätter, von Harunobu (Hauptwirken 1760 bis 1770) ebenfalls 10 Blätter geboten werden, von Utamaro wird das berühmte „Kopfkissenbuch" von 1788 reproduziert, dem Edmond de Goncourt enthusiastische Worte widmete. Format des Werks (in künstlerischer Mappe) 25:35 cm; Auflage 300 Exemplare à 60 M., davon 25 als Luxusausgabe mit aufgezogenen Originalphotographien (Silberkopien) à 125 M. —m.

Als Band VI das *„Hortus Deliciarum"* erscheint bei Julius Bard in Berlin W. 15: *„Briefe und Dialoge des Abbé Galiani"*, übersetzt und herausgegeben von *Alex. Frhrn. von Gleichen-Rußwurm* (kart. M. 6, in Leder gebunden M. 7.50, Luxusausgabe M. 15).

Der *Leipziger Bibliophilen-Abend* hat seinen Mitgliedern eine ganz reizende Festgabe bei seinem letzten Stiftungsfeste gewidmet: *Otto Ludwigs „Geschichte von den drei Wünschen"*, zum ersten Male getreu nach der Handschrift wiedergegeben, auf Grund einer Vergleichung, die Dr. Carl Schüddekopf im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv vorgenommen hat. Aber das literarische Interesse macht das Buch nicht allein wertvoll, auch seine Ausstattung ist wundervoll — geradezu wundervoll. 38 Exemplare sind auf Japan-Pergament abgezogen und in Schweinsleder gebunden, die Nummern 39—99 auf Van Gelder Bütten gedruckt und in Leinen gebunden (den Leineneinband hätte man origineller gestalten können). Typographisch ist das Buch von erlesener Schönheit. Den Titel und den diesem gegenüberstehenden Druckvermerk schmücken kräftige Ornamente nach Entwürfen von *Georg Belwe,* der auch Satz und Druck geleitet hat. Die Typen sind eine Art Schwabacher, sehr fein im Duktus und gut lesbar und stehen tiefschwarz mit breiter Umrandung auf dem Papier. Jede Seite ziert links eine geschnäbelte Goldlinie, über die die Anfänge der Absätze mit den ersten beiden Buchstaben heraustreten. Vereinzelte schön entworfene, aber schlicht gehaltene Initialen in Rot und Gold sind eingestreut, die Kapitelüberschriften fügen sich in Rotdruck ein. Das Buch, um dessen Zustandekommen sich Professor Georg Witkowski verdient gemacht hat, ist eine wahre Augenweide und stellt der Druckfirma (der Königl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig und ihrem Leiter Professor Max Seliger) ein glänzendes Zeugnis aus. —bl—

Bei Otto Harrassowitz in Leipzig ist kürzlich der erste Band eines Jahrbuchs erschienen, das wir mit großer Freude und Genugtuung begrüßen: *Jahrbuch der Bücherpreise. Alphabetische Zusammenstellung der wichtigsten auf den europäischen Auktionen* (mit Ausschluß der englischen) *verkauften Bücher mit den*

erzielten Preisen, bearbeitet von *C. Beck.* England und Amerika besitzen bereits derartige Nachschlagewerke, in Frankreich erschien ein ähnliches Handbuch mehrere Jahre und wird jetzt wieder vorbereitet; in Deutschland ist es bisher schmerzlich vermißt worden. Trotzdem glauben wir dem Bearbeiter, daß viele Antiquare sich nicht entschließen konnten, ihm ihre Preislisten zu überlassen; das lächerliche Mißtrauen konnte sich dem Bewußtsein nicht fügen, daß die Lieferung der notwendigen Unterlagen doch auch im Interesse der auktionierenden Firmen liegt.

Die äußere Anlage des handlichen Buches (8°, X und 237 Seiten) ist sehr praktisch, die Abkürzungen sind ohne weiteres verständlich, so daß man der Erläuterungstafel kaum bedarf. Im allgemeinen sind nur die Bücher berücksichtigt worden, die einen Mindesterlös von 10 M. erzielten, doch wurden auch hier Ausnahmen gemacht, ebenso wie aus Zweckmäßigkeitsgründen zuweilen von dem Grundsatze abgewichen wurde, die Erscheinungen von 1850 ab fortzulassen (vielleicht wäre auch eine Berücksichtigung der modernen Luxusdrucke praktisch). Eine größtmögliche Genauigkeit in den Angaben war natürlich die Hauptsache; so finden wir denn vielfach die wichtigen Bemerkungen „Unbeschnitten", „Original-Umschlag", „Original-Einband" usw. in entsprechenden Abkürzungen. 32 Auktionen sind angezogen worden, davon 13 deutsche und österreichische, 15 französische, 4 holländische; 3901 Nummern wurden verzeichnet.

Abgesehen von dem praktischen Nutzen des Buches ist es auch höchst amüsant, dem Steigen und Fallen der Preise bei einzelnen besonderen Lieblingen der Bibliophilen nachzuforschen. Noch interessanter werden ja freilich die Zusammenstellungen sein, wenn erst mehrere Jahrgänge erschienen sind und man ein umfassendes Vergleichsfeld vor sich hat. Hoffentlich haben Verleger und Herausgeber die Freude, mit dem Erfolge zufrieden zu sein, so daß damit auch das Unternehmen sichergestellt ist. Jedenfalls sei das „Jahrbuch der Bücherpreise" (in flexiblem Einband 8 M) allen unsern bibliophilen Freunden auf das wärmste empfohlen. —bl—

Von einem neuen Kataloge der Firma *C. G. Boerner in Leipzig* gingen uns die ersten Aushängebogen zu. Die deutsche Literatur der klassischen, romantischen und nachklassischen Periode ist glänzend vertreten. Erwähnt seien nur: Arnim, Schaubühne 1813, Wunderhorn 1806/08; Brentano, Gockel 1838, Godwi 1801/02, Mosel-Eisgangs-Lied 1830; Sophie Mereau, Blüthenalter der Empfindung 1794; Gerstenberg, Ugolino 1768; Görres, Histor.-politische Blätter, Band 1—96; Goethe, Clavigo 1787, Faust 1808, Götter Helden und Wieland, Götz erste und zweite Ausgabe, Taschenbuch 1798, Werther in den ersten Drucken, Löschenkohls Werther, Wagners Prometheus, Puppenspiel; Grillparzer und Hebbel fast vollzählig in Erstdrucken; ebenso Heine, Hoffmann, Kleist, Klinger; viele Erstausgaben von Lessing, Mörike, alle Erstdrucke Nietzsches; Schiller, Abfall mit Widmung an Goeschen, Erstdruck der

(Kataloge — Inserate.)

Räuber in schönem Exemplar; Wagner, Apolls Abschied, Der Schubkarren, Reue nach der That in zwei verschiedenen Drucken usw.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Max Perl in Berlin W. No. 76. *Berlin und die Mark Brandenburg in Geschichte, Literatur und Kunst.* (Zeitungen, Zeitschriften, Kalender, Gelegenheitsdrucke, Prozesse.)

Ernst Carlebach in Heidelberg. No. 291. *Süddeutschland, Österreich und die Schweiz.* (Bibliothek Geheimrat v. Weech)

Franz Malota in Wien IV. Anz. VII, 2. *Aus verschiedenen Wissenschaften.*

P. Brandt in Steglitz-Berlin. No. 1. *Neuere Belletristik, Militaria, Verschiedenes.*

Gustav Budinsky in Graz. No. 41. *Aus allen Fächern.*

Jos. Jolowicz in Posen. No. 164. *Katholische Theologie. Theologie in polnischer Sprache.*

Lipsius & Tischer in Kiel. No. 87. *Theologie einschließlich Semitica.* — Bücherfreund No. 11: *Varia.*

W. Junk in Berlin W. 15. *Desiderata No. 30.*

Richard Härtel in Dresden-A. No. 38. *Porträts, Autographen, Stammbücher.*

Friedrich Meyers Buchhandlung in Leipzig. No. 78. *Weimars Musenhof.* (Anna Amalia, Carl August, Goethe, Herder, Schiller, Wieland.)

Oswald Weigel in Leipzig. No. 8. *Romanica.* (Bibliotheken G. J. Göschen, Ralph Copeland u. a.)

List & Francke in Leipzig. No. 392. *Biographien, Memoiren, Briefwechsel.*

Ferdinand Schöningh in Osnabrück. No. 80. *Literar. Seltenheiten aus früheren Jahrhunderten.*

E. v. Masars in Bremen. No. 21. *Aus allen Wissensgebieten.*

Josef Baer & Co. in Frankfurt a. M. No. 542. *Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt Ludwig XIV.*

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 336. *Mittel- und Süd-Amerika, West-Indien, Philippinen, Spanien und Portugal.* — No. 335. *Amerikanische Linguistik.*

Paul Alicke in Dresden-A. No. 67. *Illustrierte Bücher.*

Ausland.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Ad. Geering. Anz. No. 194. *Deutsche Belletristik und Literatur.*

W. Dolch in London W. No. 8. *Alte und seltene Bücher.* (Luther, Elzevire.)

Martinus Nijhoff im Haag. No. 335. *Americana.* — No. 336. *Niederlande.*

Leo S. Olschki in Florenz. Bull. No. 58. *Alte Drucke und Seltenheiten.*

C.-A. Mincieux in Paris XV. No. 12. *Alte Drucke.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 2 — Mai 1907.)

Aus den Jugendjahren eines Romantikers (Karl von Miltitz). Von O. E. Schmidt. Mit 7 Abbildungen. — William Morris. Sein Leben und Wirken. II. Von Otto von Schleinitz. Mit 18 Abbildungen. — Die Jahresernte deutscher Buchkunst. Von W. Niemeyer. — Anthoine de la Sale und seine Hundert Neuen Novellen. Von Alfred Semerau. — Die neueste Sammlung von Manuskripten des Mittelalters. Von Ad. Askani. Mit 2 Einschaltblättern. — Chronik: Macdonalds „In a nook with a book" (W. Jordan). — Hohenzollern-Jahrbuch (—bl—) — Gleicher Satz in den gedruckten Ablaßbriefen (Jak. Menth). — Der Autor der „Nachtwachen von Bonaventura".

Verlag und Sortiment
Editeur et Libraire-Commissionnaire
Publisher and Export Agent

H. WELTER,
PARIS
4 Rue Bernard-Palissy, 4

Wissenschaftliches Antiquariat
Librairie Universitaire ancienne et moderne
Dealer in Secondhand Books

La Librairie ancienne H. Welter possède le plus important stock de Livres d'occasion actuellement existant en France. Son catalogue général, paru de 1900 à 1906, forme 9 volumes in-8 à 2 colonnes, d'ensemble près de 4000 pages. Il annonce près de 100000 ouvrages, soit plus de 300000 volumes, systématiquement classés en 30 divisions principales. Prix des 9 volumes 40 frs. (8 Doll., 32 Mk., 32 sh.). Ce prix sera remboursé sur toute commande d'ouvrages d'occasion annoncés par elle, lorsque la facture arrivera à 300 frs. au moins. Or, faire un choix de cette importance est tout ce qu'il y a de plus facile, attendu que les ouvrages en magasin ont une valeur de plusieurs millions de francs.

ΚΡΥΠΤΑΔΙΑ.

Recueil de documents pour servir à l'étude des traditions populaires. Tome I à IX. In-12, toile rouge. Heilbronn, 1883—1889. Paris, 1897—1905. Très rare . . . . 350 fr.

Sommaire:

— Tome I. In-12, toile . . . . . . Net 50 fr.
Contient: Contes secrets traduits du russe. — Norwegische Märchen und Schwänke. — Trois contes picards. — Devinettes et formulettes bretonnes.

— Tome II. In-12, toile . . . . . Net 50 fr.
Folklore de la Haute-Bretagne. — Contes picards. — Schwedische Schwänke und Aberglauben aus Norland — Literatura popular erotica de Andalucia. — Some erotic folk-lore from Scotland. — Dictons et formulaires de la Basse-Bretagne. — An Erotic Englishdictionary — Trois contes alsaciens. — Le poskocnika des Serbes. — Glossaire cryptologique du breton. — Welsh Ædœology.

— Tome III. In-12, toile . . . . . Net 50 fr.
Contient: Le gai chansonnier français. — Welsh-Folk-Rhymes. — Spigolature Siciliane. — Volksüberlieferungen aus Österreich. — Contes poitevins. — Contes de la Haute-Bretagne. — Blason érotique de la France. — Vasconicæ linguæ erotici glossarii tentamen. — Amulettes antiques. — Bibliogr. des dictionnaires érotiques. — Piosenski polski. — Contes divers et Varia.

— Tome IV. In-12, toile . . . . . Net 50 fr.
Folklore polski. — Contes polonais. — Vierzeilen aus den österr. Alpen. — Novelli populari umbre. — Novelli populari toscane. — La tentation du Confesseur. — The Welshman's lament. — L'étron parlant. — Contes flamands de la Belgique. — Les testicules dans le langage familier flamand. — Contes du département d'Ille et Vilaine. — A schoolboy rhyme. — Varia.

— Tome V. In-12, toile . . . . . Net 30 fr.
Contient: Folklore de l'Ukraine (usages, contes et légendes, chansons lyriques et nuptiales, blason popul., proverbes, devinettes, jurons). Folklore de la Grande Russie. (Contes, chansons, proverbes et dictons.) — Folklore polski. Folklore polonais. — Folklore slave de la vallée de Resia. — Folklore de la France (Hautes et Basses-Pyrénées, Haute-Garonne, Ariège, Gers, Tarn-et-Garonne, Charente, Corrèze, Vienne, Deux-Sèvres, Vendée, Lyon, Côte-d'Or, Jura, Doubs, Vosges, Pas-de-Calais, Seine-Inférieure, Loiret, Seine-et-Oise, Ille-et-Vilaine). — Paroles facétieuses mises sur des airs de chasse.

— Tome VI. In-12, toile . . . . . Net 30 fr.
Glossaire cryptologique du breton. — Detti a mezza bocca raccolti nella provincia d'Alessandria. — Note allegre. — Mélanges de Bulgarie. — Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. I. — Varia.

— Tome VII. In-12, toile . . . . . Net 30 fr.
Contes flamands de Belgique. — Mélanges polonais et russes. — Varia: 1. Un usage de guerre; 2. Hellenica; 3. Italicum e latrina. — Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. II. Lieder: erste Fortsetzung. — Contes de la Croatie et du Monténégro. — Chistes y desverguenzas del Rio de la Plata.

— Tome VIII. In-12, toile . . . . Net 30 fr.
Chez les Wallons de Belgique. — Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. III. Lieder (Schluß). — Glossaire cryptologique du breton, 3e supplément. — Folklore de l'Ukraine. Usages, contes. — Epigraphie latrinale.

Recueil de docum. etc. Tome IX. In-12, toile Net 30 fr.
Anthologie Satyrique du XVe siècle, publiée par M. Schwob. — Sodom, by the Earl of Rochester. Zum ersten Male herausgegeben nach einer Handschrift in der Stadtbibliothek zu Hamburg, von Dr. L. S. A. M. von Römer.

— Tome X. In-12, toile . . . . . Net 30 fr.
127 Contes secrets picards. 1ère partie. — Gaelic Erotica.

— Tome XI. In-12, toile . . . . . Net 30 fr.
Contes secrets picards. 2e partie. (160 contes.)

Tirages à part ou Extraits détachés des onze volumes de **Kryptadia:**

Chez les Wallons de Belgique . . . . . . 15.— fr.
Contes flamands de Belgique . . . . . . 6.— „
Contes de la Croatie et du Monténégro . . 3.— „
Folklore de la Haute-Bretagne . . . . . 10.— „
Folklore polonais . . . . 4.50 „
Glossaire cryptologique du breton. 3e série 2.50 „
(Les séries I et II se trouvent dans Kryptadia, vol. II et VI.)
Krauß. Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven.
Zweite Abteilung . . . . . . 20.— „
Dritte Abteilung . . . . . . 15.— „
(Die erste Abteilung ist nur noch in Kryptadia, vol. VI, Preis 30 fr, zu haben.)
Mélanges polonais et russes . . . . . . 3.— „
Folklore de l'Ukraine. 2 vol. . . . . . 27.— „
Spécimens de folklore de divers pays (environ 60 pages extraites de différents volumes) 3.— „
Rochester's Sodom. Herausgegeben von L. S. A. M. von Römer . . . . 10.— „
Le Parnasse satyrique du XVe siècle. Anthologie de pièces libres restées inédites jusqu'ici, publ. par M. Marcel Schwob . , 25.— „
Contes secrets de Picardie. 1re série (127 contes) . . . . 25.— „
Contes secrets picards. 2e série (160 contes) 25.— „
Gaelic Erotica . . . . 10.— „

En vente à la même Librairie:

La Sarabande

ou Choix d'anecdotes, bons mots, chansons, gauloiseries, épigrammes, épitaphes, réflexions et pièces en vers des Français depuis le XVe siècle, jusqu'à nos jours.

Par Léon VALLÉE et un Bibliophile ami.
2 vol. in-8 de XV-461 et 537 pp. 1903.
Prix: 12 fr.

H. Welter (Deutscher), Buchhändler seit 1870, Antiquar und Verleger seit 1885, in Paris seit 1879 und etabliert als Bücher-Exportateur seit 1882, liefert schnell und preiswert alle Erzeugnisse des französischen Büchermarktes.

Größtes Antiquariat Frankreichs.

Lager von über 300000 Bänden. Generalkatalog in 9 Bänden. gr. 8°. Von zusammen 4000 Seiten, **40 Fr., netto.** Kommissionär in Leipzig.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Zeitschrift für Bücherfreunde
Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. Juni 1907. Drittes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15,* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Ciaccio, L., Appunti intorno alla miniatura Bolognese del secolo XIV. Pseudo Nicolò e Nicolò di Giacomo. (M. 10 Abb.) *L'Arte.* 10. 1907. S. 105—115.

Delisle, L., Le cas de M. Thomas. (Betrifft die Missalehandschrift von Barbechat, heute in der Nationalbibliothek zu Paris.) *Le Figaro.* 1907. Nr. vom 20. März.

Gelli, I., Il museo del libro. *Giornale della libreria.* 20. 1907. S. 134 aus: Rivista di Roma.

Labande, L. H., Les miniaturistes avignonais et leurs oeuvres. (Article deuxième et dernier.) *Gazette d. beaux-arts.* Ann. 49. Pér. 3. T. 37. 1907. S. 289—305.

Mahler, R., Die ägyptischen Hieroglyphen. *Der Zeitgeist.* Beibl. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 16 v. 22. April.

Riemann, H., Breviarium Benedictinum Completum IX.—X. Saeculi. (Mit 2 Faks.) *Bibliofilia.* 8. 1906/7. S. 441—446.

Vaillat, L., Deux grands miniaturistes autrichiens. Füger et Daffinger. *Revue Belgique.* 1907. März. S. 236—253.

Bibliophilie. Exlibris.

Braungart, R., Alois Kolbs neuere Ex-Libris. *Ex-Libris, Buchkunst u. angewandte Graphik.* 17. 1907. S. 14—17. 2 Taf.

Duff, E. G., The library of Richard Smith (1590—1675). *Library.* 2. Ser. 8. 1907. S. 113—133.

Loewenfeld, K., Briefe, die wir gern erreichen. (Autographen.) *Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel.* 1907. S. 4159—4161 aus: Leo Liepmannssohn, Antiquariatskatalog Nr. 163.

Mandl, K., Albrecht Markgraf von Brandenburg-Ansbach. (Ex-Libris.) *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 3—5. 1 Taf.

Piñeyro, E., José Maria Heredia. *Annales de la Faculté d. Lettres de Bordeaux.* Bulletin hispanique. 9. 1907. S. 186—209.

Schulz-Euler, C. F., Ex-Libris von Félicien Rops. *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 32—34. 1 Taf.

Stiebel, H. E., Die Donatoren-Ex-Libris des Erzbischofs Daniel Brendel von Homburg. (XVI. Jahrhundert.) *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 5—7. 1 Taf.

Zur Westen, W. von, Allerlei Ex-Libris. *Mitteilungen d. Ex-Libris-Vereins zu Berlin.* 1. 1907. S. 1—15. 1 Taf.

Zur Westen, W. von, Max Bucherer und Otto Ubbelohde. *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 41—44.

Zur Westen, W. von, Das Ex-Libris Erasmus Strenbergers. (XVI. Jahrhundert.) *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 11—13. 1 Taf.

Zur Westen, W. von, Hat Félicien Rops Ex-Libris gezeichnet? *Ex-Libris.* 1. 1907. S. 34—38.

Zur Westen, W. von, Otto Hupp. (Ex-Libris und Buchkünstler.) *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 17—32. 3 Taf.

Zur Westen, W. von, Jacob Spiegel aus Schlettstadt und seine Ex-Libris. (XVI. Jahrhundert.) *Ex-Libris.* 17. 1907. S. 8—11. 3 Taf.

Bibliothekswesen.

Albrecht, G., Über die praktische Einrichtung von kleinen Volksbibliotheken.
Eckart. 1. 1906/7. S. 439—447.

Aulard, A., La Bibliothèque nationale (zu Paris).
La Révolution française. 26. 1907. S. 366—369, aus: Le Siècle, Nr. vom 15. März 1907.

Bertoni, G., Catalogo dei codici spagnuoli della Biblioteca Estense in Modena.
Romanische Forschungen. 20. 1907. S. 321—392.

Berghoeffer, Ch. W., Bibliothekenführer.
Frankfurter Zeitung. 1907. Nr. 103 v. 14. April.

Bötticher, A., Neumärkische Leichenpredigten in der Bibliothek der Marienkirche in Frankfurt a. O.
Schriften d. Vereins f. d. Geschichte d. Neumark. 19. 1906. S. 1—77.

Bowerman, G. F., Some Libraries in the Farthest Northwest (British Columbia, Alaska).
Public Libraries. 12. 1907. S. 120—122.

Fick, R., Einige Bemerkungen über Bibliographien, Bibliothekskataloge und das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin.
Berliner akademische Wochenschrift. 1. 1906/7. S. 153—156.

Franke, O., Volksbibliotheken in jedes Dorf.
Protestantenblatt. 1907. Sp. 296—300.

Fritz, G., Frauen im Bibliotheksdienst. Referat in der Vereinigung Berliner Bibliothekare erstattet.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 217—229.

Gautier, J., La situation des Bibliothécaires d'Universités (in Frankreich).
Bulletin de l'Association d. bibliothécaires français. 1. 1907. S. 47—52.

Gulyás, P., Catalogue descriptif des Aldines de la bibliothèque Széchényi du Musée Nat. Hongrois. (Partie 1.)
Magyar Könyvszemle. 15. 1907. S. 17—33.

Hanauer, J., Erfahrungen und Vorschläge für Musikalien-Bibliotheken.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. S. 76—79.

Hartel, W. von, I. II.
Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien. 58. 1907. S. 193—216.

Hartham, D., Lovely woman in the library.
Libr. World. 9. 1907. S. 360—363.

Libri, Un nouveau. (M. Thomas und der Diebstahl in der Bibliothek der École des beaux-arts.)
Bulletin du bibliophile. 1907. S. 149—150.

McLean, N., Books given to the Library of Christ's College, Cambridge, by the Lady Margaret (Mutter Heinrichs VII. von England).
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 218—223.

Marcel, H., Rapport au ministre de l'instruction publique, des beaux-arts et des cultes (sur la Bibliothèque nationale en 1906).
Journal Officiel de la Rép. Française. 39. 1907. Nr. 40 v. 10 Févr. S. 1120—1122.

Martell, P., Die Königliche Bibliothek zu Berlin.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 153—156.

Milkau, F., Der Vermehrungsfonds unserer Bibliotheken.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 4533—4537, aus: Die Kultur d. Gegenwart. T. 1. Abt. 1. 1906. S. 539—590.

Mortet, Ch., Unité et diversité (der französischen Bibliothekare).
Bulletin de l'Association d. bibliothécaires français. 1. 1907. S. 41—46.

Nicaud, A propos des Bibliothécaires Universitaires (in Frankreich).
Bulletin de l'Association d. bibliothécaires français. 1. 1907. S. 53—56.

Omont, H., Nouvelles acquisitions du département des manuscrits. Pendant les années 1905 et 1906. (Paris, Nationalbibliothek.) Paris: E. Leroux 1907. 80 S. *Bibliothèque de l'École des chartes.* 68. 1907.

Segner, F., Dietrich Kerler †.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 208—217.

Buchdruck und -Gewerbe.

Bertram, F., The Institutions of Physiology by J. Fred. Blumenbach. Eine Erinnerung an Friedrich Koenig und Andreas Friedrich Bauer, die Erfinder der Schnellpresse.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 144—148.

Carnap, W. von, Die Ausstellung Wilhelm von Debschitz im Deutschen Buchgewerbemuseum.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 81—87. 2 Taf.

Caullet, G., La Deffense de monseigneur le duc et madame la duchesse d'Austriche et de Bourgongne. Description de cet incunable, précédée d'un aperçu critique sur la carrière et l'oeuvre de Jean Brito.
Bulletin du Cercle hist. et archéol. de Courtrai. 4. 1906/7. 26 S. mit Taff.

Glotz, W., Die Entstehung von Landkarten und deren Reproduktion.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 135—143. 6 Taf.

Goldschmidt, R. u. Otlet, P., Sur une forme nouvelle du livre. Le livre microphotographique.
Bulletin de l'Institut Int. de Bibliogr. 12. 1907. S. 61—69.

Loubier, J., Graphische Kunst und Reproduktion. Nach Vorträgen im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin berichtet von Georg Lehnert.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 101—108.

Oursel, C., Notes sur le libraire et imprimeur dijonnais Pierre I Grangier, à propos d'une édition inconnue du Computus novus de Pierre Turrel. Aus:
Mémoires de la Société éduenne. N. S. 34. 1906. 23 S.

La Réforme de l'orthographe et les industries du livre.
Bibliographie de la France. 1907. Chronique. S. 73—85.

Sachs, H., Bedeutet der Aufschwung Berlins in der Plakatkunst den gleichzeitigen Rückgang Münchens auf diesem Gebiete? Vortrag, gehalten in dem Verein der Plakatfreunde, Berlin.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 87—98.

Schur, E., Die angewandte Graphik der Gegenwart.
Ex-Libris. 17. 1907. S. 39—41. 2 Taf.

Springer, H., Die musikalischen Blockdrucke des XV. und XVI. Jahrhunderts.
Internationale Musikgesellschaft. Basler Kongreß 1906. Kongreßbericht Sektion II. S. 37—46.

Szönyi, L., Les filigranes de nos chartes en papier du XIV. siècle. (Première partie.)
Magyar Könyvszemle. 15. 1907. S. 1—16.

Verheyden, P., Aanteekeningen betr. mechelsche drukkers en boekhandelaars in de 16e en de 17e eeuw.
Bulletin du Cercle archéol., littér. et artist. de Malines. 16. 1906. 45 S.

Wuttke, R., Das Buchgewerbe und der Staat. Vortrag, gehalten am 15. Februar 1907 im Deutschen Buchgewerbehause zu Leipzig.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 3653—58.

Zedler, G., Das Helmaspergersche Notariatsinstrument und die 42zeilige Bibel.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 193—207.

Buchhandel.

Biberfeld, Mißbrauch mit dem Autornamen (mit Nachtrag von Willibald Challier).
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 3729—30. 3846—47.

Book Wars, The old and the new.
Publishers' Circular. 86. 1907. S. 437—438.

Conrad, B., Das Net-Book-System in England.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 3929—31.

Crüwell, G. A., Zur Geschichte des evangelischen Bücherschmuggels.
Mitteilungen d. österreich. Vereins f. Bibliothekswesen. 10. 1906. S. 157—160.

Fuld, Die Novelle zum österreichischen Urheberrechtsgesetz.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 4104—06.

Gillberti-Cosenza, G., Il commercio librario tedesco e il Börsenverein di Lipsia. (Con 14 illustrazioni.)
Nuova Antologia. Vol. 128 Ser. 5. 1907. S. 625—637.

Koppel, A., Organisation, Lage und Zukunft des deutschen Buchhandels. Zugleich ein Beitrag zur Kartellfrage. II. Die rechts- und volkswirtschaftlichen Probleme.
Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft. 31, 2. 1907. S. 263—307.

Matthews, Br., The truth about Elizabethan Playwrights.
North American Review. Vol. 184. 1907. S. 604—615.

De la Réintroduction du principe de la réciprocité dans la législation autrichienne sur le droit d'auteur.
Droit d'Auteur. 20. 1907. S. 45—49.

Richter, P. E., Fondscatalogus van Martinus Nijhoff, boekhandelaer en uitgever, 1853—1906.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 4013—14.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Ehrenreich, H., Die freie Presse in Sachsen-Weimar von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen.
Hallesche Abhandlungen z. neueren Geschichte. H. 45. 1907. 87 S.

Le Journalisme à la mer; les gazettes de bord et le reportage sans fil.
Bulletin de la ligue maritime belge. 1906. S. 335—337.

Plomer, H. R., Bishop Bancroft and a catholic press (um 1600). *Library.* 2. Ser. 8. 1907. S. 164—176.

Persignac, Cte Am. de., Les Gaîtés de la Censure en Turquie.
La Revue. IV. Sér. Ann. 18. Vol. 67. 1907. S. 384—393. 521—537.

Thomas, G., Deutschamerikanische Preßverhältnisse und die Nachdruckfrage.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 195 u. 197 v. 27. u. 28. April.

Writers and official censors under Elizabeth and James I. *Library.* 2. Ser. 8. 1907. S. 134—163.

Wulffen, Das Zeugniszwangsverfahren gegen die Presse.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 3844—46. Aus: Deutsche Juristenzeitung. 1907. Nr. 7.

Bibliographie.

Fritz, G., Der amerikanische Musterkatalog und die deutsche Literatur.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. S. 73—76.

Mitis, O. Freiherr v., Hof- und Staatshandbücher.
Mitteilungen d. österreich. Vereins f. Bibliothekswesen. 10. 1906. S. 151—155.

L'Organisation systématique de la documentation et le développement de l'Institut International de Bibliographie.
Bulletin de l'Institut Int. de. Bibliogr. 12. 1907. S. 3—60. 4 Bl. Abbild.

Pollard, A. W., The objects and methods of bibliographical collations and descriptions.
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 193—217.

Richter, P. E., Alphabetisches Verzeichnis der im English Catalogue von 1835—1905 (einschl.) aufgeführten Gesellschaften und Vereine, welche Schriften veröffentlicht haben.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 3574—77. 3614—17. 3697—99. 3730—34.

Schwartz, R., Verzeichnis der in allen Kulturländern im Jahre 1906 erschienenen Bücher und Schriften über Musik.
Jahrbuch d. Musikbibliothek Peters. 13. f. 1906. Leipz. 1907. S. 99—147.

Springer, H., Über den Stand der musikalischen Bibliographie.
Internationale Musikgesellschaft. Basler Kongreß 1906. Kongreßbericht Sektion I. S. 1—6.

Tobolka, Z. V., Österreichische Bibliographie.
Mitteilungen d. österreich. Vereins f. Bibliothekswesen. 10. 1906. S. 155—157.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Brandl, A., Die deutsche Literatur in der Neuen Welt.
Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik. 1907. S. 119—125.

Fuchs, K., Geschichte der deutschen Literatur von Eduard Engel.
Historisch-politische Blätter f. d. kathol. Deutschland. 139. 1907. S. 627—631.

Jensen, A., Der Lenorenstoff in der westslavischen Kunstdichtung.
Czechische Revue. 1. 1907. S. 580—596.

Lisio, G., Arte e poesia.
Rivista d'Italia. 10. 1907. Marzo. S. 353—369.

Pàstine, L., Su l'origine della lirica italiana.
Rivista d'Italia. 10. 1907. Marzo. S. 370—419.

Poppenberg, F., „Tausend und eine Nacht".
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 185 v. 21. April, Hauptblatt.

Schevill, R., On the influence of Spanish literature upon English in the Early 17th Century.
Romanische Forschungen. 20. 1907. S. 604—634.

Sendling, H., Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Ein Blatt siebenhundertjähriger Erinnerung.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 21. 1906/7. Mai. S. 264—271.

Stronski, S., Notes sur quelques troubadours et protecteurs des troubadours célèbres par Élias de Barjols.
Revue d. langues romanes. 5. Sér. 10. 1907. S. 5—44.

Stumfall, B., Das Märchen von Amor und Psyche in seinem Fortleben in der französischen, italienschen und spanischen Literatur bis zum 18. Jahrhundert.
Münchener Beiträge z. romanischen u. engl. Philologie. H. 39. 1907. 205 S.

Warschauer, A., Zur deutschen Handwerkerpoesie in der Provinz Posen.
Histor. Monatsblätter f. d. Provinz Posen. 8. 1907. S. 49—62.

Einzelne Schriftsteller.

d'Annunzio: Del Vecchio, G., Le donne nei drammi di Gabriele d'Annunzio.
Rivista d'Italia. 10. 1907. Marzo. S. 492—518.

—: Dornis, J., Gabriele d'Annunzio romancier.
Revue des deux Mondes. Ann. 77. Pér. 5. T. 38. 1907. S. 838—861.

Carducci: Chiarini, G., Gli ultimi anni di Giosue Carducci.
Nuova Antologia. Anno 12. 1907. Aprile 1 S. 385—393.

—: Some Letters of Giosue Carducci.
Fortnightly Review. 1907. May. S. 798—806.

—: Spannocchi, Gh., Giosuè Carducci.
März. 1. 1907. H. 8. S. 156—164.

Casanova: Poritzky, J. E., Jakob Casanova.
Der Zeitgeist. Beibl. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 16 v. 22. April.

Cervantes: Wurzbach, W. v., Cervantes-Studien.
Romanische Forschungen. 20. 1907. S. 495—537.

Dante: Gorra, E., Quando Dante scrisse la „Divina Commedia". Nota terza.
R. Istituto Lombardo. Memorie. Ser. 2. Vol. 40. 1907. S. 202—238.

—: Péladan, Le Canzioniere de Dante.
Nouvelle Revue. N. S. 45. 1907. April. S. 365—374.

Dehmel: Schaukal, R., Richard Dehmels Lyrik.
Österreichische Rundschau. 11. 1907. S. 86—103.

Dumas: Glinel, Ch., Trois manuscrits d'Alexandre Dumas père. (Fin.)
Revue biblio-iconographique. 3e Sér. 14. 1907. S. 163—167.

Emerson: Gleichen-Rußwurm, A. v., Charakter und Persönlichkeit. (Ein Denkblatt zu Emersons fünfundzwanzigsten Todestag.)
National-Zeitung. 1907. Nr. 197 v. 28. April, Hauptblatt.

—: Gleichen-Rußwurm, A. v., Im Lichte der Persönlichkeit. Zur Erinnerung an Emersons 25. Todestag (27. April 1907).
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 16 v. 21. April. S. 123—124.

Goethe: Brown, P. H., The character of Goethe.
Quarterly Review. 1907. April. S. 481—503.

—: Castle, E., Tassoprobleme. Ein Goethe-Mosaik.
Zeitschrift f. d. österreich. Gymnasien. 58. 1907. S. 97—123.

—: Menke-Glückert, E., Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit.
Beiträge z. Kultur- u. Universalgeschichte. H. 1. 1907. 146 S.

—: Mis, L., Le „Goethe- und Schiller-Archiv" de Weimar. *Revue germanique.* 3. 1907. S. 292—309.

—: Münz, B., Ein politischer Vorschlag Goethes.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 80. S. 35—37.

—: Reiter, S., Friedrich August Wolfs Briefe an Goethe. (Nebst zwei Briefen Mine Wolfs an Christiane von Goethe.)
Aus: *Goethe-Jahrbuch.* 27. 1906. 96 S.

Grimm: Steig, R., Zu Grimms Märchen.
Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen. Bd. 118, N. S. Bd. 18. 1907. S. 17—37.

Hauptmann: Kienzl, H., Gerhart Hauptmanns versunkenes Lustspiel.
Eckart. 1. 1906/7. S. 435—439.

Hebbel: Kutscher, A., Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Seine Kritik und ihre Bedeutung.
Hebbel-Forschungen. 1. 1907. 229 S.

—: Werner, R. M., Zwei unbekannte Selbstbiographien Hebbels.
Österreichische Rundschau. 11. 1907. S. 13—24.

Heine: Pitollet, C., Notes sur H. Heine et Th. Körner.
Revue germanique. 3. 1907. S. 218—232.

Ibsen: Pineau, L., Ibsen d'après sa correspondance.
Revue germanique. 3. 1907. S. 265—291.

—: Seibt, G., Moderne Propheten. 3. Henrik Ibsen.
Konservative Monatsschrift. 1907. Mai. S. 721—724.

Kleist: Hoffmann, P., Noch einmal Samuel Heinrich Catel, der Jugendlehrer Heinrichs von Kleist.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 181 v. 19. April.

Kretzer: Urban, R., Max Kretzer.
Deutsche Kultur. 3. 1907. April. S. 47—52. 1 Portr.

Kröger: Kröger, T., Wie ich unter die Schriftsteller gekommen bin. *Eckart*. 1. 1906/7. S. 424—435.

Leisewitz: Poppenberg, F., Silhouetten aus dem achtzehnten Jahrhundert.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 17. S. 133—136.

Liliencron: Hünich, F. A., Börries von Münchhausen gegen Detlev von Liliencron.
Die schöne Literatur. Beil. z. Literar. Zentralblatt f. Deutschland. 1907. Sp. 129—133.

Maeterlinck: Brisson, A., Ein Frühstück mit Maeterlinck.
Der Zeitgeist. Beibl. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 16 v. 22. April.

—: Ségur, N., Maurice Maeterlinck.
La Revue. 4. Sér. Vol. 68. 1907. S. 41—54.

Mörike: O. B., Ein Haushaltungsbuch Eduard Mörikes.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 85 v. 18. April. S. 73—75.

Musset: Eloesser, A., Mussets Ruhm. Zu seinem Todestage (2. Mai).
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 17. S. 132—133.

—: Séché, L., Die Pate von Alfred de Musset. Mit unveröffentlichten Briefen von Alfred de Musset.
Der Zeitgeist. Beibl. zum Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 17 v. 29. April.

Nietzsche: Lichtenberger, H., Nietzsches Einfluß auf die französische Literatur.
Bühne u. Welt. 9. 1907. S. 56—61. 97—100.

Raabe: Schott, S., Neues über Raabe.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 87. S. 93—94.

Reuter: Brandes, E., Fritz Reuter als Politiker und Patriot.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. S. 137—140.

Ronsard: van Bever, Ad., La jeunesse de Ronsard. (Fin.)
Revue biblio-iconographique. 3. Sér. 14. 1907. S. 168—174.

Rousseau: Rod, Éd., Nouveaux aperçus sur Jean-Jacques Rousseau.
Revue d. deux Mondes. 1907. 5e Pér. T. 39. S. 129—163.

—: Ségur, N., Jean-Jacques.
La Revue. Vol. 67. 1907. S. 308—316.

Schiller: v. Ende, A., Schiller und die Amerikaner.
Das literarische Echo. 9. 1907. Sp. 1067—73.

—: Langguth, A., Schiller in der Parodie.
Der Zeitgeist. Beibl. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 18 v. 6. Mai.

—: Rubinstein, S., Schillers Todesgesänge. (Zum 9. Mai.) *Vossische Zeitung*. 1907. Nr. 213 v. 8. Mai.

—: Widmann, W., Merkwürdige „Räuber"-Zettel.
Wiesbadener Tageblatt. Nr. 215 v. 9. Mai.

Shakespeare: Castelain, M., Shakespeare et Ben Jonson. (Suite et fin.)
Revue germanique. 3. 1907. S. 133—180.

—: Fulda, L., Die Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar. (Ludwig Fuldas Shakespearerede.)
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 190 v. 24. April zweite Beilage.

Stavenhagen: Kroepelin, H., Fritz Stavenhagens Dramen.
Tägliche Rundschau. 1907. Unterhaltungsbeil. Nr. 107. 108. S. 427—428. 430—432.

Stern: Liesegang, E., Adolf Stern zum Gedächtnis.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. S. 79—83.

Stirner: Messer, M., Max Stirner.
Die Literatur. 24. 1907. 71 S.

Storm: Vulliod, A., Les sources de l'émotion dans l'œuvre de Theodor Storm. (Suite et fin.)
Revue germanique. 3. 1907. S. 181—217.

Swinburne: Galletti, A., Carlo Algernon Swinburne. Nel suo settantesimo compleanno. (Con due ritratti.)
Nuova Antologia. Anno 12. 1907. Aprile 1. S. 419—440.

Uhland: Bibliografia delle opere di L. Uhland nelle versioni italiane dal 1830 al 1900.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. Nr. 1.

—: Krauß, R., Uhland als Dramatiker. (M. 5 Abb.)
Bühne u. Welt. 9. 1907. S. 101—108.

Veltheim: Weber, L., Ein Verschollener: Hans, Graf von Veltheim, der Dramatiker.
Der Kunstwart. 20. 1907. H. 14. S. 60—70.

Von den Auktionen.

Am 30. April, sowie am 1. und 2. Mai fand bei *Oswald Weigel in Leipzig* die Versteigerung einer Sammlung von Werken und Schriften zur Geschichte, Kultur und Sitte, Sprachen und Literaturen *der romanischen Völker* statt. Die zahlreichen interessanten Werke gingen zu verhältnismäßig kleinen Preisen ab, zumal der Versteigerung das Privatpublikum fehlte und die anwesenden Antiquare zum größeren Teile wohl nur auf Spekulation kauften.

Eine Enttäuschung brachte vor allem die Nummer 671, unter der eine „Sammlung von Aktenstücken des XVI.—XVIII. Jahrhunderts" angezeigt war. Diese Kollektion, die eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials enthält, fand keinen Liebhaber, und von den anwesenden Antiquaren hatte keiner Neigung, die voraussichtlich sehr arbeitsreiche Einzel-Aufnahme der zahlreichen Stücke zu unternehmen.

Amerika hatte sich trotz sonstiger Neigung, in dieser Richtung zu kaufen, ziemlich zurückhaltend gezeigt; ein größerer Auftrag war zu spät eingegangen.

Für den Privatsammler mag es ja oftmals schwierig sein, Zeit für persönliche Anwesenheit bei Auktionen zu finden, doch empfiehlt es sich in hohem Grade, jede Gelegenheit aufzusuchen, um so prächtiges Material, wie es unsere Versteigerungen in letzter Zeit gebracht haben, billig zu erwerben. Erfreulicherweise bricht bei den Bibliotheks-Vorständen sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn, daß Bücher-Auktionen nicht nur eine Quelle der Belehrung, sondern auch eine Quelle günstiger Erwerbungen bieten. Der Privatsammler braucht indessen die Konkurrenz der öffentlichen Institute kaum zu fürchten, da die Mehrzahl derselben leider in ihren Anschaffungen auf so kleine Preise angewiesen ist, daß es ein leichtes ist, erfolgreich mit ihnen zu konkurrieren.

Vom 19. bis 21. Juni wird, nach einer Mitteilung der Firma Oswald Weigel, wiederum eine Versteigerung stattfinden, in der diesmal die „Kunstblätter aus dem Besitze des Klassiker-Verlegers Georg Joachim Göschen" unter den Hammer kommen, so eine Sammlung von 424 Chodowiecki-Kupfern, Illustrationen auf Einzelblättern und in Werken von Ludwig Richter u. a. m. Dazu tritt eine reiche Sammlung deutscher Literatur mit vielerlei Erstdrucken, Originalausgaben und Seltenheiten. —g.

Nicht nur nach dem allgemeinen Stand des Büchermarktes zu urteilen, sondern auch in Berücksichtigung der in *London* zurzeit vorliegenden außerordentlich günstigen Umstände verspricht die kommende Auktionssaison eine glänzende zu werden. Die bisher erzielten Resultate sind geeignet, diese Erwartung nach jeder Richtung hin zu stützen. In einer Versteigerung bei Sotheby am 16. März brachten Manuskripte von Robert Burns geradezu enorme Preise, so u. a. „Scots Wha Hae" 7000 M. (Brown). Im ganzen erzielten fünf Nummern, Handschriften des erwähnten Dichters enthaltend, 22800 M. Quaritch bezahlte für ein mit 16 vollseitigen, im Stile Geoffroy Torys dekoriertes Manuskript der französischen Schule aus dem XVI. Jahrhundert 23400 M. Dies Werk bildete ein Hochzeitsgeschenk für Claude de France, Tochter von Anna de Bretagne und Louis XII. mit François Comte d'Angoulème (François I.). Eine englische, mit 16 Miniaturen versehene schöne Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erwarb Mr. Quaritch für 19000 M. Derselbe kaufte gleichfalls die erste Ausgabe des „Paradise Lost" (2500 M.) und das Originalmanuskript von Bret Hartes „Barker's Luck" für 2240 M. und endlich ein Exemplar des fünften Bandes von Molières Werken, Glasgow 1751, mit einer Inschrift der Lady Hamilton, der Geliebten Nelsons, für 620 M. Dies Buch wurde vor etwa Jahresfrist in einem Trödlerladen in Mile End-road für 20 Pfennige erstanden. M. Belin aus Paris zahlte für drei Manuskripte aus dem XV. Jahrhundert 28600 M. Im ganzen betrug der Erlös in runder Summe 234000 M., aller Wahrscheinlichkeit nach die höchste bisher bei Sotheby in einem Tage erreichte Einnahme.

Aus der am 22. März bei derselben Firma stattgefundenen Auktion der Bibliothek von Mr. Gray hebe ich den von W. Brown aus Edinburg gezahlten hohen Preis von 1440 Mark für eine vierte Shakespeare Folioausgabe hervor. Als Buchhändler werden in diesem Exemplar Joseph Knight und Francis Saunders benannt, während sonst meistens Brewster, Chiswell und Bentley als Verkäufer des Druckes figurieren.

Am 22. und 23. März versteigerte Sotheby die berühmte Bibliothek von Mr. W. C. van Antwerp, eine der wenigen Büchereien, die, einmal nach Amerika verloren, den Weg über das Wasser wieder zurückfanden. Der Begründer der Sammlung hatte sich in den Kopf gesetzt, die ersten Ausgaben der Meisterwerke der englischen Literatur und die ältesten Drucke zusammenzubringen und führte dies ohne Rücksicht auf Kosten innerhalb Jahresfrist durch. Trotz der hierdurch angelegten außerordentlichen Preise erzielte die Bibliothek in der Versteigerung einen erheblichen Gewinn, denn die 243 Nummern betragende Sammlung erreichte für jedes einzelne Buch den Durchschnittspreis von 1300 M., im ganzen also in runden Zahlen 327050 M. Quaritch bewilligte für ein fast intaktes Exemplar der ersten Shakespeare-Folioausgabe 72000 M., während der bisherige Rekordpreis nur 34400 M. betrug. Die zweite Folioausgabe kam auf 4200 M., die dritte erzielte den Rekordpreis von 13000 M., für die vierte wurden 1500 M. angelegt. Isaak Waltons „Compleat Angler", 1658 veröffentlicht und damals zu 1 sh. 6 d. als Ladenpreis notiert, wurde von Quaritch mit 25800 M. honoriert. „Vitas Patrum", von Caxton übersetzt und 1495 von Wynkyn de Worde gedruckt, 2800 M. (Quaritch). Die vollständige Serie der Waverley-Romane, meistens in Originaleinbänden und unbeschnitten, brachte 6000 M. (Tregaskis). Sir Philip Sidneys „The Countess of Pembroke's Arcadia", 1590 gedruckt, 6300 M. (Quaritch); Caxton, „Cicero on Old Age and Friendship", 1481, 12000 M. (Quaritch); Defoes „Robinson Crusoe", 1719, 3200 M.

(Quaritch); Goldsmiths „The deserted Village", 1770, wurde von B. F. Stevens für 1000 M. erstanden. „An Elegy written in a Country Church yard", 1751, erste Ausgabe, kam auf 4100 M. (Quaritch).

Am 20. April beendete Sotheby die dreitägige Auktion eines ausgewählten Teils der hervorragenden Bücher- und Manuskripten-Sammlung von Sir Henry St. John Mildmay. 580 Nummern brachten einen Erlös von rund 150000 M., eine Summe, zu denen acht Shakespearewerke allein über 40000 M. beitrugen. Shakespeares „Sonnets", gedruckt von G. Eld für T. T. und „verkauft von John Wright, wohnhaft in Christ Churchgate", 1609, kam auf 16000 M. (Quaritch). Einen Monat nach Herausgabe des Druckes wurde das Buch so gering geschätzt, daß nur 5 Pence für dasselbe bezahlt wurden. Außer obigen Exemplaren sind nur noch vier andere der nämlichen Ausgabe bekannt: im British Museum, in der Bodleian-Bibliothek, in der „Huth-Sammlung" und endlich das nach Amerika für 20000 M. gelangte sogenannte „George Daniel"-Exemplar. Ein defektes Exemplar der ersten Folio-Ausgabe Shakespeares erstand gleichfalls Quaritch und zwar für den Preis von 13600 M. Eine zweite Folio-Ausgabe von 1632 mit dem ungewöhnlichen Eindruck „Printed by Tho Cotes for Richard Meighen" brachte 4600 M. (Ryley). „Thordynary of Crysten Men", 1506, ein Blatt fehlt, mit alten Holzschnitten, die zweite Ausgabe der Übersetzung aus Wynkyn de Wordes Offizin, 560 Mark (Gottschalk-Berlin). Ein aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts stammender Band, enthaltend George Peels „The Love of King David and Fair Bethsabe", 36 Blätter stark, kam auf 3020 M. (Quaritch). „Roman de la Rose", französisches illuminiertes Manuskript auf 329 Oktavblättern mit 84 gut hergestellten Miniaturen und Initialen, erwarb Quaritch für 2400 M. „Vitas Patrum", gedruckt von Wynkyn de Worde, 1495, nicht ganz intakt, 1200 M. (Gottschalk-Berlin), und Jacob de Voraigne „Legenda Aurea", Caxton-Druck, 1493, unvollkommen, nur 386 Blätter enthaltend, 3000 M., (Quaritch). Als intaktes Exemplar dieses Werkes ist nur das in der Rylands-Bibliothek bekannt.

O. v. S.

Kleine Mitteilungen.

Am zweiten Pfingstfeiertage verstarb an den Folgen eines Schlaganfalls ein treuer Mitarbeiter dieser Hefte, ein kenntnisreicher und begeisterter Bibliophile: *Gotthilf Weißstein.* Die „Zeitschrift für Bücherfreunde" pflegt keine Nachrufe zu bringen; in diesem Falle werden wir aber doch noch Gelegenheit finden, des toten Freundes zu gedenken, dessen köstliche Bibliothek vorläufig zusammenbleiben und fachmännisch katalogisiert werden soll. —m.

Beethovens Originalmanuskript der Sonate opus 96, von Leipzig aus zu 42000 M. angeboten, ist jetzt von Leo S. Olschki in Florenz zu dem geforderten Preise angekauft worden. Wie man uns schreibt, hat der seitherige Besitzer sein möglichstes getan, das wichtige Manuskript Deutschland zu erhalten, aber leider blieben seine Bemühungen erfolglos, da die in Frage kommenden deutschen Bibliotheks- und Museums-Leitungen sich nicht zu einem sofortigen Ankauf entschließen konnten. Wenn nun auch das wertvolle Originalmanuskript nicht in Deutschland verbleibt, so ist es bei Commendatore Olschki doch in deutschen Händen, der aus diesem Grunde als geborener Deutscher und rasch entschlossener Käufer gegen einen überseeischen Kaufliebhaber den Vorzug erhalten hat. Das Manuskript umfaßt 23 Blatt Hochfolio und ist ganz von Beethovens eigener Hand geschrieben. Wie erinnerlich, galt es bis vor kurzem als verschollen. Ein enthusiastischer Bericht des Jahres 1812 sagt, daß die Violinsonate opus 96 „die übrigen Werke Beethovens dieser Art zurückläßt und sie fast alle an Popularität, Witz und Laune übertrifft". Daß der Meister selbst etwas von dem Werke hielt, das beweist auch wohl der Umstand, daß er entgegen seiner sonstigen Gewohnheit seinen Namen Ludwig van Beethoven eigenhändig auf das Manuskript setzte. Wie wir durch die italienische Presse erfahren, hat Herr Olschki in einer eigens veranstalteten Soirée die Sonate von Künstlern nach dem Original spielen lassen und einen wahren Sturm der Begeisterung hervorgerufen, so daß die Zeitungen einmütig den Wunsch ausdrücken, daß das wertvolle Stück Italien erhalten bleiben möge. —a

---

Einen neuen Band (für 1905—06) seines schon zwölf Jahre bestehenden *„Boktryckerikalender"* hat der angesehene schwedische Buchdrucker *Wald. Zachrisson* in Gotenburg aus seiner Druckerei und Reproduktionsanstalt in eigenem Verlag herausgegeben. Aus dem reichen Inhalt seien hervorgehoben: Frhrn. Per Hiertas Aufsatz über die ersten Jahrzehnte des Buchdrucks außerhalb Deutschlands und des Nordens mit 35 meist ganzseitigen, teilweise buntfarbig illuminierten Faksimiles von Wiegendrucken der Schweiz, Frankreichs, Hollands, Spaniens usw.; H. Lagerströms Artikel über den Stockholmer, an französischen Vorbildern geschulten Kunstbuchbinder Gustaf Hedberg (mit 17 Einband-Illustrationen), der Abriß eines jungen Japaners über die Entwicklung des japanischen Farbenholzschnitts, mit ganz vorzüglichen Nachbildungen von älteren solchen in *mattem* Dreifarbendruck, endlich die „Gedanken über Buchausstattung" des Herausgebers selber, der an der Hand von 20 Illustrationen, meist Proben aus den amtlichen deutschen Katalogen zu den letzten Weltausstellungen, über deutsche Buchkunst und besonders die zahlreichen neudeutschen Schriftschnitte durchweg harte Urteile fällt. Seit Jahren war Zachrisson selbst bemüht, für Schweden eine neue Type zu schaffen; das Ergebnis, seine aus dem Zusammenwirken mit der Hamburger Schriftgießerei Genzsch & Heyse hervorgegangene „Nordische Antiqua" (eine Umbildung von

Chr. Plantins Schrift) ist hier beim Satz dieses Buches zum erstenmal verwendet. Gegenüber den in Schweden gebräuchlichen kraftlosen Mediävaltypen besitzt sie mehrere Vorzüge; namentlich bewirkt sie ein kräftigeres, tief schwarzes Seitenbild, das sich darum mit besserem Erfolg mit Zierat ausstatten läßt. Auch der hier verwendete Buchschmuck ist neu und original: die Motive, aus Linien, Punkten, Kreisen, Rechtecken zusammengestellt und von Fräulein J. Christofferson mit viel Phantasie und Farbensinn entworfen, in starken, bunten, drei oder mehr Farben, gehen auf die alte schwedische Bauernkunst, besonders der Wandteppiche und Decken, zurück. Es sind, wie Zachrisson in Briefen an seinen Freund H. Lagerström, den Herausgeber von „Nordisk Boktryckarekonst", wo sie veröffentlicht sind, betont, geschlossene *Flächen*muster, wie sie in den Pergamenthandschriften vor und zu Gutenbergs Zeit vorkommen, und nur solche brauche die Buchkunst, keine Reliefmuster. Wo, wie z. B. Seite 140—141, solch ein Kopfstück und Initial einem farbigen Bild, das entsprechende Farben aufweist, gegenübersteht, da ist ihre Wirkung harmonisch und schön, und für sich betrachtet haben sie etwas Festliches, Frohes und Keckes, wie es zum schwedischen Nationalcharakter stimmt. Ob sie aber wie hier in einem Buche gewöhnlichen Formats, ohne Stilisierung, breit und schwer, und ohne daß ihre Farbenbuntheit etwa durch Einfassungslinien oder Randleisten der betreffenden Seite, die in einer ihrer Buntfarben gedruckt wären, vermittelt ist, am rechten Platze sind? Auch ihren Urheber befriedigen sie wohl noch nicht: Zachrisson ist zurzeit dabei, ihre Wirkung teils in nur einfarbigem, teils in Schwarzdruck zu erproben.

Nicht nur der ausübende Graphiker, für den es mannigfache Anregung bietet und durch sein Adreßbuch der Buch- und Steindruckereien der nordischen Länder und die umfangreiche Annoncenabteilung praktischen Wert hat, sondern auch der Bücherfreund wird dies künstlerisch ausgestattete Jahrbuch mit Freuden begrüßen. Es kostet, in gelbbraune Leinwand gebunden (mit Titelaufdruck in Rot und Schwarz, darunter ein kraftvolles Ornament) nur 5 Kr. B.

Nach längerer Pause hat der dänische Buchgewerbeverein wieder einen Band seiner gediegenen Zeitschrift *„Bogvennen"* (für 1904—06) herausgegeben. Der allergrößte Teil seines Inhalts ist der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen gewidmet anläßlich ihrer Übersiedelung in einen prachtvollen Neubau. In Wort und Bild schildern Oberbibliothekar H. O. Lange, Prof. Cam. Nyrop und andere ihre Jahrhunderte lange Geschichte, die des alten und neuen Gebäudes und das tägliche Leben unter Personal und Besuchern, wobei des verstorbenen Oberbibliothekars Dr. Chr. Bruun wegen seiner Verdienste um die Ordnung und bibliographische Aufnahme der dänischen Abteilung besonders gedacht ist. Unter den Grundrissen, zahlreichen Außen- und Innenansichten und Porträts werden namentlich interessieren: die Bildnisse ihrer Bibliothekare, von Peter Schumacher an (1663), dem später als Graf Griffenfeld so mächtigen Staatsmann, der auch von hier aus in die Gefangenschaft geführt wurde, oder ein Bild wie das von den Gewölben im Erdgeschoß aus Christians IV. Zeit, in welche einst seine Galeeren aus dem benachbarten Hafen hineinsegeln konnten und da in gewaltigen Ringen aufgehängt wurden, während sie jetzt in den Bibliotheksneubau einbezogen als Zeitungsmagazin für die Pflichtexemplare der gesamten dänischen Presse dienen; und dann die Aufnahmen vom Umzug, der mittels einer interimistischen Luftbrücke aus Holz erfolgte, die in Höhe des dritten Stocks die 1000 Meter voneinander entfernten Gebäude verband. Auf ihr wurde in elektrisch getriebenen Wagen von besonderer Konstruktion die ganze Büchermasse befördert. — Angefügt sind die Berichte über die Tätigkeit des Vereins in den drei letzten Jahren, von dauerndem Wert durch Abdruck der Besprechungen der wechselnden kleinen Ausstellungen neuer skandinavischer und ausländischer Werke, die er zu seinen Sitzungen anzuordnen pflegt, und der Gedenkrede seines Vorsitzenden F. Hendriksen, auf den aus Kopenhagen gebürtigen alten Vorkämpfer der Typographie, C. B. Lorck, der als des deutschen Buchgewerbevereins hochgeschätztes Ehrenmitglied 1905 in Leipzig starb; ferner die Jahresberichte seiner Fachschule mit Proben von Schülerarbeiten sowohl der Setzer- wie Drucker- und Buchbinderklasse.

Ausstattung und Druck des stattlichen Quartbandes und die Ausführung der Bilder sind, wie es einem buchgewerblichen Verein gebührt, untadelig. (Preis für Nichtmitglieder 8 Kr.) B.

Aus dem Verlage von Georg Müller in München liegt uns eine Reihe höchst bemerkenswerter Subskriptionsdrucke vor. Zunächst die von *Alfred Semerau* besorgte Übersetzung von *Anthoine de la Sales „Hundert Neuen Novellen"*, über die der Herausgeber selbst sich in Heft 2 unserer Zeitschrift eingehend ausgesprochen hat. Die Übertragung in das Deutsche hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, ist Dr. Semerau indes ausgezeichnet gelungen. Die Novellen sind in zwei stattlichen Bänden vereinigt und höchst reizvoll in Pergament gebunden, das auf dem Vorderdeckel inmitten eines ornamentierten Medaillons die Anfangsbuchstaben des Verfassernamens, auf dem Rücken in einem graziös komponierten phantastischen Säulenbau den Titel in Golddruck trägt. Besonderen Schmuck verleihen dem Werke die zehn Bildertafeln von *Franz von Bayros.* Bayros ist der Zeichner der galanten Welt; sein Stift setzt die Erzählungen de la Sales in figürliche Darstellungen um, aus denen uns der Odem der Zeit in seiner naiven Frivolität und mit seinem seltsamen Gemisch von derber Weltlust und anmutiger Grazie in voller Stärke entgegenweht. Es sind ganz köstliche Bilderchen, jedes einzelne zierlich umrahmt, künstlerisch ausgeführt und auf Japanpapier vollendet reproduziert. (M. 28.)

Die Vorliebe Nietzsches für den witzigen Briefschreiber des ancien régime, den Abbé Galiani, und die bewundernden Worte, die die Goncourts dem merkwürdigen Manne gezollt, haben das Interesse für den

genialen Weltgeistlichen neu geweckt. Auszüge aus seinen Schriften sind verschiedenfach gebracht worden; Georg Müllers Verlag legt uns indessen zum erstenmal eine vollständige deutsche Ausgabe der *Briefe des Abbé Galiani* auf den Tisch. *Heinrich Conrads* Übersetzung verdient volles Lob, und die von *Wilhelm Weigand* besorgte biographische Einleitung und Glossierung des Textes zeichnet sich durch intime Kenntnis der Zeitverhältnisse unter Ludwig XV. aus. Dem inneren Werte des Werkes entspricht die äußere Ausstattung. Die beiden Bände sind in rotes Halbfranz mit schlicht vornehmem Goldschmuck gebunden und tragen ein dem Charakter der Zeit entsprechendes Vorsatz (M. 25). Außerdem wurden 35 Exemplare auf van Geldern abgezogen und in Ganzpergament gebunden (M. 75). Beigegeben sind die Porträts Galianis, Diderots und Grimms, sowie die der Damen d'Epinay, Necker und l'Espinasse.

Von den angekündigten *Novellen Sacchettis* erschien bisher der erste Band (M. 12, in Halbpergament) in trefflicher Übersetzung von *Hanns Floerke*. Sacchettis Novellen bieten ein ungemein frisches und anschauliches Bild jener florentinischen Epoche, in der inmitten vollster politischer Anarchie die geistige Blüte ihren Höhepunkt erreichte. Daß ihre Entstehung durch Boccaccios Dekameron angeregt wurde, gesteht er selbst, im übrigen liegt ihr Hauptwert in ihrem kulturgeschichtlichen Reiz und in dem, was man heute mit „aktuell" bezeichnen würde: sie sind in der Tat ein „Spiegel der Zeit". Die Gesamtausgabe ist auf drei Bände berechnet, der letzte soll die Bibliographie enthalten.

Einen Vergessenen hat *Albert Wesselski* in seiner Übersetzung der Proverbii in facetie des *Antonio Cornazano* zu neuem Leben verholfen (M. 8 in Halbpergament). Cornazano, der etwa von 1430—1500 gelebt hat, konnte die Herausgabe seiner *Sprichwort-Novellen* nicht selbst mehr leiten. Sie erschienen erst 1503 in Mailand, vermehrt 1518, 1523 und später, zusammen in elf italienischen und zwei lateinischen Editionen, heute durchweg außerordentlich selten. 1812 veranstaltete Renouard einen Neudruck, 1884 Alcide Bonneau einen zweiten, in dem er den Novellen mit Recht nachrühmt, sie hätten „la grace de ceux de Boccace ou de la Reine de Navarre et le piquant de facéties de Pogge". Nun liegen sie zum erstenmal auch deutsch vor, und man muß zugestehen, daß der Übersetzer diesen fröhlichen Scherzen, die allerdings nicht zur Backfischliteratur zu rechnen sind, die volle Frische des Originals erhalten hat.

Auf die neue *Casanova-Ausgabe* des Müllerschen Verlags wird noch zurückzukommen sein. —bl—

Das von *Margarete Böhme* herausgegebene *„Tagebuch einer Verlorenen"* ist in der hundertsten Auflage bei F. Fontane & Co. in Berlin in einer Luxusausgabe erschienen, die durch ihre Ausstattung Beachtung verdient. Es wurden tausend Exemplare auf echtem Bütten gedruckt. Die originelle Umschlagzeichnung stammt von Adolf Münzer in München, der Zweifarben-

(Kleine Mitteilungen — Inserate.)

druck von Büxenstein & Co. in Berlin. Die sehr hübschen Kopfleisten, die jede Seite schmücken, wurden von J. R. Nicolai in Frankfurt a. M. gezeichnet. Bibliographisch interessant ist die Notiz auf dem Vorblatt, die über die Verbreitung des Buches Kenntnis gibt; autorisierte Übersetzungen erschienen in Dänemark, Schweden, Rußland, Finnland, Böhmen, Ungarn, Polen, Italien, Frankreich, England, Spanien, nicht autorisierte in Holland und Polen. Das merkwürdige Werk hat sich also tatsächlich die Welt erobert. —m.

Eine kritische Gesamtausgabe der *Werke, Briefe und Tagebücher von Josef von Eichendorff*, veranstaltet von Professor Dr. *Wilhem Kosch* im Verein mit den Professoren Dr. *Phil. A. Becker* in Wien und Dr. *August Sauer* in Prag, soll im Verlag J. Habbel in Regensburg erscheinen. Der genannte Verlag richtet zu diesem Zwecke an alle Bibliotheken, Archive, Vereine und Privatpersonen, die sich im Besitze von Handschriften Eichendorffs oder von seltenen Einzeldrucken seiner Werke und Briefe befinden, die Bitte, ihm diese Materialien in geeigneter Weise zur Benützung zu überlassen. —m.

Eine „internationale Buchausstellung" zu Paris soll von Ende Juli bis 20. Oktober dieses Jahres stattfinden. Die belgische „Revue des bibliothèques" liefert darüber ziemlich ausführlichen Bericht, aus dem dann ein Auszug in das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" übergegangen ist. Diese „Buchausstellung" wird unmittelbar nach dem Schlusse der diesjährigen Kunstausstellung in den Salons des *Grand Palais* in den Champs Elysées abgehalten werden und folgende Zweige umfassen: Buchhandel, Papierindustrie, Zeitungswesen, Plakatkunst. Die erste Sektion soll u. a. einen geschichtlichen Überblick über die bisherigen Ausstellungen geben. Einen interessanten historischen Rückblick stellt die Sektion der Papierindustrie in Aussicht. Ganz besondere Anziehungskraft verspricht jedoch die Abteilung des Zeitungswesens auszuüben, indem da die lebende Presse mit der Praxis in Aktion zu treten ankündigt. Es werden nämlich viele Pariser Zeitungen einen Teil ihrer Tagesauflage innerhalb des Ausstellungsgebäudes selbst drucken, so daß es jedem Laien möglich ist, die materielle Herstellung eines Zeitungsblatts von Anfang bis zum Ende zu verfolgen und einen Einblick in den komplizierten Mechanismus einer modernsten Schnellpresse zu gewinnen. Fl.

Unmittelbar vor Redaktionsschluß ging uns *der zweite Teil des Katalogs Nr. 500 von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M.* zu, auf den wir heute nur in Kürze aufmerksam machen können. Er enthält in 1458 Nummern Drucke des XVI. Jahrhunderts mit Illustrationen deutscher Künstler, darunter zahlreiche Seltenheiten, auch manches bisher Unbekannte. Der stattliche Katalog in Großoktav ist reich mit Abbildungen geschmückt, und zwar ist man hierbei von dem Gesichtspunkte ausgegangen, möglichst bisher unpublizierte und kulturgeschichtlich interessante Bilder wiederzugeben. —m.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

R. Levi in Stuttgart. No. 169. *Deutsche Literatur, Musik, Philosophie, Geschichte, Genealogie usw.*

Franz Malota in Wien IV. Anz. No. 3. *Seltene Werke aus allen Wissenschaften.*

C. G. Boerner in Leipzig. No. 7. *Deutsche Literatur seit Gottsched* in zahlreichen Erstdrucken (2960 Nummern).

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 337. *Nordamerika.* Vereinigte Staaten, Canada, Polarländer. Geschichte, Geographie, Reisen, Kultur. XVII. Jahrhundert bis Gegenwart.

Josef Baer & Co. in Frankfurt a. M. Bücherfreund V, 2. *Seltenheiten.* Mit Essai: Ein Indulgenzbrief Sixtus IV. — Kat. No. 545. *Bibliotheca asiatica.* I. Allgemeine Abteilungen.

F. E. Lederer in Berlin-C. No. 1. *Erstausgaben, Liebhaberdrucke, Kunst, illustrierte Werke.*

Ludwig Rosenthal in München. No. 122. *Alte Medizin* (bis 1799). (3010 Nummern.) — No. 121. *Musik.* Kirchengesang, weltliche Musik, alte seltene Musikwerke, Manuskripte, Autographen (1782 Nummern).

Franz Deuticke in Wien I. Anz. No. 62. *Aus allen Gebieten.*

Wilh. Jacobsohn & Co. in Breslau V. No. 220. *Belletristik, Kunst, Geschichte, Geographie, Schlesien, neuere Sprachen, Varia.*

Emil Hirsch in München. No. 48. *Deutsche Literatur seit Gottsched.* Erstausgaben, Übersetzungen, Autographen (1063 Nummern).

Rudolf Haupt in Leipzig. No. 14. *Inkunabelkunde.* Zeitschriften, Sammelwerke, Typographie des XV. Jahrhunderts, Bibliographie, Reproduktionen.

Süddeutsches Antiquariat in München. No. 94. *Deutsche Literatur des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.* I. A.—J. und Zeitschriften. Erstdrucke, Seltenheiten.

Woldemar Kunis in Dohna/Sa. No. 2. *Aquarelle und Handzeichnungen alter und neuer Meister.*

Ernst Frensdorff in Berlin-SW. Anz. No. 22. *Literatur, Berolinensien, Kuriosa, Sittengeschichte, Kunst, Theater usw.* — No. 23. *Kulturgeschichte. Deutsche Literatur.*

Leo Liepmannssohn in Berlin-SW. 11. No. 164. *Deutsche Literatur von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart;* Literaturdenkmäler und Porträts. II. Teil: I—P mit Anhang: *Musikalische Kompositionen deutscher Dichtungen.* — No. 165. *Musiker-Biographien.*

List & Francke in Leipzig. No. 393. *Theologie.*

Gustav Fock in Leipzig. No. 309. *Deutsche Literatur von Klopstock bis zu Goethes Tode.* Erst- und Frühausgaben.

Ottmar Schönhuth in München. No. 7. *Literatur und Kunst.* Kultur, Sitte, Bavarica, Erotica, Geographie usw.

Max Jaeckel in Potsdam. No. 21. *Deutsche Literatur; Varia.*

B. Seligsberg in Bayreuth. No. 276. *Rheinprovinz, Westfalen, Hessen, Baden, Elsaß, Schweiz.* Ansichten, Kostüme, Porträts, Bücher. — No. 277. *Deutsche Literatur und Übersetzungen.* — No. 278. *Americana.*

Adolf Weigel in Leipzig. *Wertvolle Werke aus der Kultur- und Sittengeschichte* No. 3.

Paul Alicke in Dresden-A. No. 68. *Erstausgaben und Anderes.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 3 — Juni 1907.)


H. FIKENTSCHER
Gross-Buchbinderei
Gegründet 1868
Anfertigung moderner Bucheinbände
Einbanddecken, Mappen,
grösste Auflagen in kürzester Zeit.
Verkauf geb. Sächs. Landes-Gesangbücher.
Neueste maschinelle Einrichtung
speziell auch für Massenauflagen
von Zeitschriften, Katalogen etc.
LEIPZIG



Die Bücherliebhaberei

in ihrer Entwicklung
bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens
von **Otto Mühlbrecht.**

Zweite verbesserte und mit 213 Textabbildungen, sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage.

Ein stattlicher, feiner Halbfranzband Preis 12 Mark.
(*Numerierte Liebhaber-Ausgabe* — 1—100 — *in stilvollem Ganzleder-Einband* 20 *M.*)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Einbände jeder Art für den Buchhandel, sowie für Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt

Gegründet im Jahre 1844

Die Bek-Gran-Schrift

Die Bek-Gran, nach Entwürfen des Herrn Professor Hermann Bek-Gran, Nürnberg, in unserem Hause in fünfzehn Graden geschnitten, ist eine Schrift von großem malerischen Reiz und dekorativer Wirkung, dabei von leichter Lesbarkeit und ohne jede unnötige Schnörkelei. Sie macht sowohl im geschlossenen Satz, wie auch als Akzidenzschrift, trotz der schlichten, einfachen Zeichnung den Eindruck besonderer Eigenart. Die Bek-Gran ist aber nicht allein eine schöne Schrift, sondern auch eine ebenso praktische Erwerbung, da sie sich infolge ihrer starken Haarstriche nur wenig abnützt

Schriftgießerei D. Stempel, A.-G.

Linotypematrizen-Fabrik **Frankfurt am Main** :: Messinglinien-Fabrik ::

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Mit Extrabeilagen von Alfred Janssen in Hamburg und Martin Oldenburg in Berlin SW.

Zeitschrift für Bücherfreunde
Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. Juli 1907. Viertes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15,* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Bertoni, G., Le manuscrit provençal D et son histoire. (Troubadour-Handschrift der Bibliothek Este in Modena.) *Annales du Midi.* 19. 1907. S. 238—243.

Biedermann, F. v., Kurrent-Schriften. 1. Die historischen Grundlagen.
Deutsch. Buch- u. Steindrucker. 13. 1906/7. S. 649—657. 738—746, m. 44 Abbild.

Couderc, C., Exposition de portraits peints et dessinés à la Bibliothèque Nationale. (Premier article.) Les manuscrits. I.
Gazette d. beaux-arts. 3. Pér. T. 37. 1907. S. 379—387.

Von einer berühmten Fälschung. (Die Königinhofer Handschrift.)
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 249 v. 31. Mai.

Hohlwein, N., Les papyrus grecs d'Égypte.
Bibliographe Moderne. 10. 1906. S. 281—321.

(Ibscher, H.), Ueber die Konservierung von Papyrustexten. *Vossische Zeitung.* 1907. Nr. 265 v. 9. Juni.

Lutz, J., Eine verschollene Handschrift der sogenannten Biblia pauperum (in der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel).
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 249—255.

Bibliophilie. Exlibris.

Bonnerot, J., Bibliophile et Brocanteur. (Libri Carrucci.)
Nouvelle Revue. N. S. 46. 1907. S. 236—253.

Book-plates of Aug. F. Ammann.
Journal of the Ex-Libris Society. 17. 1907. S. 15—16, 4 Taf.

Giraud, V., La bibliothèque de Ferdinand Brunetière.
Revue d. bibliothèques et archives de Belgique. 5. 1907. S. 150—154, aus: Le Figaro 1907. Nr. v. 9. März.

Sabbadini, R., I libri del gran siniscalco Nicola Acciaioli. (14. Jahrh.)
Il Libro e la Stanpa. (N. S.) 1. 1907. S. 33—40.

Witte, K., Gefälschte Briefe.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 223 v. 15. Mai.

Witte, K., Bücherdiebe.
Hannoverscher Courier. 1907. Sonntagsblatt Nr. 848 v. 17. März.

Witte, K., Zur Geschichte der Bibliomanie. I. II.
Neue Preußische Zeitung (Kreuzzeitung). 1907. Nr. 237 v. 24. Mai, Nr. 239 v. 25. Mai.

Bibliothekswesen.

Albrecht, G., Frauen im Bibliotheksdienst.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 227 v. 17. Mai.

Arnauldet, P., Inventaire de la Librairie du Château de Blois en 1518. (Suite.)
Bibliographe Moderne. 10. 1906. S. 339—366. (Anfang: 8. 1904. S. 121; 9. 1905. S. 373.)

Artonne, A., Les bibliothèques au Japon.
Revue d. bibliothèques. 17. 1907. S. 1—8.

Bibliophilus, Bibliothekenführer.
Korrespondenzblatt d. Akadem. Schutzvereins. 1. 1907. S. 75—77.

(Rundschau der Presse.)

B(oysen), K., Prellers Odysseebilder in der Universitätsbibliothek (zu Leipzig).
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 274—275.

Crandall, F. A., The library of public documents in the office of the superintendent of documents (in Washington).
Library Journal. 32. 1907. S. 203—206.

Defrecheux, Ch., Les bibliothèques populaires à Liége.
Revue d. bibliothèques et archives de Belgique. 5. 1907. S. 95—100.

Dehérain, H., Catalogue des manuscrits du fonds Cuvier (travaux et correspondance scientifiques) conservés à la Bibliothèque de l'Institut de France.
Revue d. bibliothèques. 17. 1907. (Append.) S. 1—32.

Dorez, L., Publications du Musée Britannique.
Revue d. bibliothèques. 17. 1907. S. 59—73.

Van den Gheyn, J., L'association des archivistes et bibliothécaires belges.
Revue d. bibliothèques et archives de Belgique. 5. 1907. S. 75—85.

Gurd, N., Present problems of libraries in Canada.
Public Libraries. 12. 1907. S. 176—180.

Hirsch, P., Wie verschaffe ich mir Bücher von auswärtigen Bibliotheken? (Hauptsächlich den preußischen Leihverkehr betreffend.)
Berliner Akademische Wochenschrift. 1. 1906/7. S. 211—213.

La Borderie, A. de, La Bibliothèque du chapitre de Tréguier au XV[e] siècle.
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 33—40.

List of works in the New York Public Library relating to folk songs, folk music, ballads etc.
Bulletin of the New York Public Library. 11. 1907. S. 187—226.

S(chwenke), P., Die Bibliothekarversammlung in Bamberg. Bericht über den äußeren Verlauf.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 288—290.

Thron, J., Die Nationalbibliothek in Paris.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5305—5308.

Trautmann, H., Über Infektion von Büchern und Schriftwerken und ein aussichtsvolles Verfahren zu ihrer Desinfektion. (Aus dem staatlichen hygienischen Institute zu Hamburg, Dir. Prof. Dr. Dunbar.)
Zeitschrift f. Tuberkulose. Bd. 10. 1907. S. 497—507.

Wymann, E., Die Bibliothek der Kaplanei Beroldingen zu Altdorf 1573.
Zeitschrift f. Schweizer. Kirchengeschichte. 1. 1907. S. 56—59.

Buchdruck und -Gewerbe.

Börger, H., Die I. Graphische Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes im Deutschen Buchgewerbemuseum zu Leipzig.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 173—180, 2 Taf.

Chauvin, V., Notes pour l'histoire de l'imprimerie à Constantinople.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 255—262.

Collijn, J., Deux feuillets français inconnus du XV[e] siècle, appartenant à la Bibliothèque de l'Université royale d'Upsala.
Bibliographe Moderne. 10. 1906. S. 332—338.

F(asola), C., Dei Caratteri gotici e latini usati nelle pubblicazioni tedesche e dell'uso delle maiuscole nei sostantivi.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 55—63.

Goffin, Th., Recherches sur les origines de l'imprimerie à Lierre. (1763, à suivre.)
Revue d. bibliothèques et archives de Belgique. 5. 1907. S. 10—21. 117—137.

La Borderie, A. de, L'imprimerie à Dinan au XVI[e] siècle.
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 56—79.

La Borderie, A. de, L'imprimerie à Morlaix au XVI[e] siècle.
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 41—55.

La Borderie, A. de, L'imprimerie à Tréguier au XVI[e] siècle et à la fin du XV[e].
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 16—32.

La Borderie, A. de, L'imprimerie à Vannes au XVI[e] siècle.
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 80—117.

La Borderie, A. de, Imprimeurs et imprimeries de Bretagne en 1758.
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 118—144.

La Borderie, A. de, Livre breton introuvable. Les troys mirouers du monde (1530).
Archives du bibliophile breton. 4. 1907. S. 145—162.

Lacombe, P., Les livres d'heures imprimés au XV[e] et au XVI[e] siècle.
Bulletin du bibliophile. 1907. S. 213—234.

More about old printers: The Bowyers (v. E. M.) XVII.—XVIII. Jahrhundert.
Publishers' Circular. 86. 1907. S. 625—626.

Novati, Fr., Donne tipografe nel Cinquecento. (In Italien.)
Il Libro e la Stampa. (N. S.) 1. 1907. S. 41—49.

Schottenloher, K., Die Buchdruckertätigkeit Georg Erlingers in Bamberg von 1522 bis 1541. (1543.) Ein Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit.
Sammlung bibliothekswiss. Arbeiten. 21. 1907. 220 S.

The Woodfall Family. Some famous printers (18.—19. Jahrh.)
Publishers' Circular. 86. 1907. S. 601—602.

Buchhandel.

Barlow, H., The net book system.
Libr. World. 9. 1907. S. 397—402.

Codifications de la législation des États-Unis sur le "copyright". Rapports des commissions du Sénat et de la Chambre.
Droit d'Auteur. 20. 1907. S. 60—63.

Essai de classification des conventions et arrangements conclus entre les divers pays pour la protection de la propriété intellectuelle.
Droit d'Auteur. 20. 1907. S. 57—60.

Maston, E., The battles of the booksellers: a glance backwards.
The Bookman. 1906, Dec. (Christmas-No.)

Mendelssohn-Bartholdy, A., Der englische Bücherkrieg.
Korrespondenzblatt d. Akadem. Schutzvereins. 1. 1907. S. 48—51.

Ein buchhändlerischer Reformator und sein Schicksal (Emil Strauß).
Korrespondenzblatt d. Akadem. Schutzvereins. 1. 1907. S. 45—48. 69—74.

Röthlisberger, E., Der neue deutsch-französische Literarvertrag und die Dauer des Übersetzungsrechts.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5357—5358.

Übereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich, betr. den Schutz an Werken der Literatur und Kunst und an Photographien.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 4936—4940, aus: Drucksachen des Reichstags, 12. Legislaturperiode, 1. Session 1907, Nr. 392.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Boldt, Zur Geschichte des Eberswalder Zeitungswesens.
Mitteilungen d. Vereins f. Heimatkunde zu Eberswalde. 1. 1906. S. 107—111.

Bibliographie.

Beck, H., Die internationale Bibliographie und ihre Zukunft.
Kritische Blätter f. d. gesamten Sozialwissenschaften. 1907. Heft 4.

Calvi, E., Rassegna delle principali pubblicazioni su Roma nel millennio, 800—1800, edite negli anni 1901—1905.
Miscellanea di storia e cultura ecclesiastica. 5. 1907. Nr. 2. 3.

Cherrier, H., Bibliographie Chinoise.
Société d. amis d. livres Annuaire. 28. 1907. S. 57—72.

Fey, A., Verzeichnis neuer hessischer Literatur. (Erscheinungen d. J. 1905/6.)
Zeitschrift d. Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde. 40 = N. F. 30. 1907. S. 382—402.

Meyer, R., „Vollständigkeit". Eine methodologische Skizze. *Euphorion.* 14. 1907. S. 1—17.

Peddie, R. A., Metallurgical bibliography 1901—06. P. 1. 2.
Library World. 9. 1907. S. 363—369. 411—415.

Pohle, J. u. Hartmann, E., Bibliographie der philosophischen Erscheinungen d. J. 1906.
Philosophisches Jahrbuch. 20. 1907. S. 227—282.

Schäfer, K. L., Bibliographie d. psycho-physiologischen Literatur d. J. 1905.
Zeitschrift f. Psychologie. 44. 1906/7. S. 337—475.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Ausfeld, F., Die deutsche Anakreontische Dichtung des XVIII. Jahrhunderts. Ihre Beziehungen zur französischen und zur antiken Lyrik.
Quellen u. Forschungen zur Sprach- u. Culturgeschichte der germanischen Völker. Heft 101. 1907. 165 S.

Bonus, A., Altgermanische Prosa.
Der Kunstwart. 20. 1907. S. 177—189.

Corbin, J., The dawn of the American drama.
Atlantic Monthly. 1907. May. S. 632—644.

Danneil, H., Pfarrergestalten in neueren Dichterwerken. *Grenzboten.* 66. 1907. Bd. 2. S. 354—367.

Geiger, L., Deutsch-dänische Literaturbeziehungen.
National-Zeitung. 1907. Nr. 237 v. 24. Mai.

Holz, G., Der Sagenkreis der Nibelunge.
Wissenschaft u. Bildung. 6 (vielmehr 9) 1907. 128 S.

Levertin, O., Aphorismen über historische Dichtung.
Nord und Süd. 121. 1907. S. 391—403.

Richards, A. E., Studies in English Faust Literature. 1. The English Wagner Book of 1594.
Literarhistorische Forschungen. H. 35. 1907. 176 S.

Schenkl, H., Jahrbücher der attischen Bühne.
Die Wissenschaften. Beil. der National-Zeitung. 1907. Nr. 261 v. 7. Juni.

Vaucaire, M., Salomé à travers l'Art et la Littérature.
Nouvelle Revue. N. S. 46. 1907. S. 145—151.

Widmann, G., Griseldis in der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Behandlung eines mittelalterlichen Stoffs in der neuesten Zeit. III. Dramatische Bearbeitungen.
Euphorion. 14. 1907. S. 101—134.

Einzelne Schriftsteller.

Aeschylus: Nestle, W., Die Weltanschauung des Aischylos.
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 19. 1907. S. 225—246.

Anzengruber: Strobl, K. H., Ludwig Anzengruber.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 21. 1906/7. Juni, S. 445—451.

Ariost: F(asola), C., L'Ariosto tradotto da un secentista tedesco.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 71—85.

Auerbach: Hock, St., Berthold Auerbach und Leopold Kompert.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 21 v. 26. Mai. S. 161—164.

Baudelaire: Pellissier, G., Baudelaire.
La Revue. Sér. 4. Ann. 18. Vol. 68. 1907. S. 196—204.

Carducci: F(asola), C., La letteratura tedesca nelle opere di G. Carducci.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 86—100.

—: d'Ovidio, F., Per G. J. Ascoli e G. Carducci.
Rivista d'Italia. 1907. Maggio. S. 709—722.

Dante: Counson, A., Dante en France.
Romanische Forschungen. 21. 1907. S. 1—275.

—: Proto, E., La lonza Dantesca.
Giornale Dantesco. 15. 1907. S. 1—15.

—: Quarta, N., Per una nuova interpretazione della canzone „Chiare, fresche e dolci acque".
Giornale Dantesco. 15. 1907. S. 15—24.

Dekker: Rath, W., Multatuli über seinen Lebenslauf.
Tägliche Rundschau. 1907. Unterhaltungsbeil. Nr. 110. 111, v. 13. u. 14. Mai.

Eliot: Richter, H., George Eliot. Fünf Aufsätze.
Wissenschaftliche Frauenarbeiten. 1. 1906/7. Heft 4/5.

Goethe: A. K., Vom Goethetag in Weimar.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 242 v. 27. Mai.

—: Luther, B., Das Problem in Goethes „Stella".
Euphorion. 14. 1907. S. 47—66.

—: Minor, J., Der neue Faust. (Burgtheater, Mittwoch, den 15. Mai: Der Tragödie zweiter Teil in fünf Akten.)
Österreichische Rundschau. 11. 1907. S. 369—374.

—: Rose, F., Carlyles Goethe-Porträt.
Der Zeitgeist. Beibl. z. Berliner Tageblatt 1907. Nr. 21 v. 27. Mai.

—: Sulger-Gebing, E., Goethe und Dante. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte.
Forschungen zur neuern Literaturgeschichte. 32. 1907. 121 S.

Grillparzer: Krauske, M., Grillparzer als Epigrammatiker.
Wissenschaftliche Frauenarbeiten. 1. 1906/7. Heft 1.

Hardy: Prilipp, B., Thomas Hardys Napoleonsdrama.
Grenzboten. 66. 1907. No. 16. S. 130—136.

Hebbel: Scholz, W. von, Hebbels Dramaturgie, Drama und Bühne betreffende Schriften, Aufsätze; Bemerkungen Hebbels, gesammelt und ausgewählt.
Deutsche Dramaturgie. 1. 1907. 385 S.

Humboldt: Anemüller, E., Wilhelm von Humboldt und Karoline Louise, Fürstin in Schwarzburg-Rudolstadt. Mit bisher ungedruckten Briefen Humboldts.
Tägliche Rundschau. 1907. Unterhaltungsbeil. Nr. 126 v. 1. Juni, Nr. 127 v. 3. Juni.

Kerner: Vischer, F. Th., Justinus Kerner.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. S. 641—670.

Körner: Fasola, C., Mameli e Körner. Proposta di un studio comparativo dei due poeti e bibliografia delle opere tradotte del Körner.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. Aprile.

Kotzebue u. Merckel: Eckertz, E., Die Verfasser zweier antiromantischer Satiren aus dem Jahre 1803, der „Ästhetischen Prügelei" und der „Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters".
Euphorion. 14. 1907. S. 67—83.

Lessing: Kettner, G., Lessing und Shakespeare.
Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum. 19. 1907. S. 267—292.

—: Mohr, F., Lessing als Philosoph.
Grenzboten. 66. 1907. Bd. 2. S. 349—354.

Meredith: Esdaile, A. J. K., Bibliography of the writings in prose and verse of George Meredith.
Literary Year-Book. 1907. 69 S.

Mommsen: Wilamowitz-Moellendorff, U. v., Theodor Mommsen (m. Bildnis).
Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik. 1. 1907. Sp. 263—270, 1 Portr.

Nietzsche: Erdmann, Vom Monopol auf Nietzsche.
Kunstwart. 20. 1907. S. 295—299.

—: Förster-Nietzsche, E., Nietzsches Werke und Briefe. *Die Zukunft.* 15. 1907. Nr. 36. S. 355—362.

—: Halévy, D., L'Enfance et la Jeunesse de Nietzsche. I. II.
Revue de Paris. Ann. 14. 1907. Nr. 9. 10. S. 105—120. 372—394.

Plato: Apelt, O., Über Platons Humor.
Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum. 19. 1907. S. 247—266.

Rabelais: Thuasne, L., Rabelais et Villon.
Revue d. bibliothèques. 17. 1907. S. 9—58.

Rückert: Reuter, F., Aus Friedrich Rückerts Leben. Nach Akten. Mit poetischen Beigaben.
Jahresbericht d. Histor. Vereins f. Mittelfranken. 54. 1907. S. 1—91.

Runeberg: Söderhjelm, W., Joh. Lud. Runeberg. Hans lif och hans diktning. 2.
Skrifter utg. af Svenska Litteratursällskapet i Finland. 77. 1906.

Schenkendorf: Czygan, P., Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten. (Schluß.)
Euphorion. 14. 1907. S. 84—101.

Schiller: Asmus, R., Schiller und Julian.
Zeitschrift f. vergleich. Litteraturgeschichte. N. F. 17. 1907. S. 71—114.

—: Deile, G., Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude". Mit einer Einleitung „Über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller".
Bibliothek litterarischer u. culturhistorischer Seltenheiten. 6. 1907. 125 S.

—: Dörrfuß, A., Die Schillerfeier 1905. Ihre Stellung in den geistigen Bewegungen der deutschen Gegenwart.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 1—82.

—: Gleichen-Rußwurm, A. v., Ein Brief aus dem Greifensteiner Schillermuseum.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 83—92.

—: Güntter, O., Briefe von Schiller. Briefe an Schiller. Briefe aus dem Schillerkreise.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 234—244. 245—382. 383—404.

—: Güntter, O., Die ersten Darsteller der „Räuber".
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 405—418 (m. 15 Silhouetten).

—: Güntter, O., Schillers Rede: Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 205—233.

Schiller: Kilian, E., Schillers Massenszenen auf der Bühne.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 93—112.

—: Krauß, R., Zur Darstellung der Titelrolle in der „Jungfrau von Orleans".
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 113—125.

—: Leitzmann, A., Die Briefe Schillers an Karoline v. Dacheröden.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 179—188.

—: Minor, J., Zu den Briefen des Koadjutors Karl Theodor Anton Maria von Dalberg an Schiller und Lotte.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 189—204.

—: Proelß, Schiller in Hohenheim.
Veröffentlichungen d. schwäb. Schillervereins. 2. 1907. S. 126—178, 1 Faks.

Schlegel: Faguet, E., Frédéric Schlegel.
La Revue. Vol. 68. 1907. S. 350—355.

Schoenaich-Carolath: Friedrich, P., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.
Westermanns Monatshefte. 51. 1906/7. Juni. S. 378—385.

Shakespeare: Schücking, L. L., Shakespeares Melancholie.
Preußische Jahrbücher. 128. 1907. S. 383—403.

—: Wolff, M. J., Shakespeares Lustspiele.
Tägliche Rundschau. 1907. Nr. 219 v. 12. Mai, 5. Beilage. Aus: Wolff, Shakespeare Bd. 1.

Vergil: Pfättich, J. M., Der prophetische Charakter der 4. Ekloge Vergils bis Dante.
Histor.-polit. Blätter f. d. katholische Deutschland. 139. 1907. S. 637—646. 734—751.

Vigny: Claude-Lafontaine, R., Essai de bibliographie des éditions originales des poésies d'Alfred de Vigny.
Société d. amis d. livres. Annuaire. 28. 1907. S. 41—56.

Whitmann: Lessing, O. E., Zur deutschen Whitman-Literatur.
Österreichische Rundschau. 11. 1907. S. 361—368.

Wieland: Kozlowski, F. v., Zum Verhältnis zwischen Friedr. Heinr. Jacobi, Nicolai und Wieland mit einem Briefe Jacobis an Gleim a. d. J. 1773.
Euphorion. 14. 1907. S. 38—47.

—: Seuffert, B., Mitteilungen aus Wielands Jünglingsalter. 2. Verhältnis zu schwäbischen Dichtern.
Euphorion. 14. 1907. S. 23—37.

Wolfram von Eschenbach: Pfaff, F., Freiburger Bruchstück von Wolfram von Eschenbachs Willehalm.
Alemannia. N. F. 7. 1906/7. S. 280—288.

Von den Auktionen.

Eine der denkwürdigsten der bei Sotheby in London abgehaltenen Auktionen fand Anfang Juni statt, und zwar erreichte diese mit der Summe von 279711 M. das höchste, bisher für gedruckte Bücher an einem Tage erzielte Resultat. Die Signatur der Versteigerung lieferte das Angebot von seltenen *Shakespeare-Ausgaben* und altenglischen dramatischen Werken aus den Jahren 1555 bis 1658. Es waren nicht weniger als zwanzig Quartausgaben, darunter allerdings einige zweifelhafte Exemplare von Schauspielen Shakespeares vorhanden. Die erste Folio-Ausgabe, intakt, erwarb Quaritch für 48000 M. Ebenso wie diese befanden sich alle übrigen zur Versteigerung gelangten Drucke seither in dem Besitz von Mr. H. S. Buckley in London. Namentlich bemerkenswert war der Rekordpreis für die dritte Folio-Ausgabe (die seltenste von allen, da die meisten bei dem großen Londoner Brande untergingen), für die Leighton 31000 M. zahlte. Diese Ausgabe, datiert „London, printed for P. C. 1664", enthält am Ende die sieben zweifelhaften Stücke Shakespeares, befindet sich im Originaleinband, besitzt außerdem die Eigentümlichkeit, daß das Titelporträt etwas schräg steht. Im Jahre 1902 wurde für eine ähnliche Ausgabe nur 15000 M. bewilligt. Die zweite Folio-Ausgabe erreichte 2800 M. (Gooch), und die vierte kam auf 1600 M. (Harland).

Ein anderer Rekordpreis ist festzustellen für die Quartausgabe von „First Part of the Contention betwixt the two famous Houses of Yorke and Lancaster", das die Grundlage bildet für „Henry VI.", Teil II. Dies Exemplar, zur Zeit der Heber-Auktion als das einzig vorhandene betrachtet, kam damals auf 1228 M., während es jetzt von Mr. Jackson mit 38000 M. honoriert wurde. Ursprünglich gelangte dieser Druck wie die sämtlichen übrigen Quartausgaben für 50 Pfennige zum Verkauf. Die nächste Überraschung bot der bewilligte Preis von 24200 M. für „The Lamentable and True Tragedie of Mr. Arden of Feversham in Kent who was most wyckedlye murdered by the meanes of his disloyall and wanton Wyfe, who for the love she bare to one Musby hired two desperat ruffins Blackwill and Shakbay to kill him." Obgleich heute wohl so leicht niemand mehr an die Echtheit des Stückes glaubt, so gilt es doch als eine so interessante Seltenheit (nur ein einziges Exemplar ist noch bekannt), daß der Preis von den Händlern als ein gerechtfertigter angesehen wird (Jackson). Für den „Merchant of Venice" von 1600 bezahlte Quaritch 10200 M.; Quaritch erwarb ferner „König Lear", von 1608 datiert, für 5000 M. Fast alle anderen Quartausgaben erreichten gleichfalls vierstellige Ziffern.

Auch die 48 Pre-Shakespeariana-Quartdrucke wurden zu außergewöhnlich hohen Preisen verkauft, so brachte unter andern: „An Excellent and Pleasant Comedie termed after name of the Vice, Common Conditions" 5100 M. (Quaritch). Dies ungefähr 1576 veröffentlichte Werk ist zurzeit nur noch in einem andern Exemplar und zwar in der Bibliothek des Herzogs von Devonshire als vorhanden bekannt. Ein anderes seltenes Stück: „The Commodye of Pacient and

Meeke Grissill", verfaßt von John Phillip und von Thomas Colwell publiziert zwischen 1562 und 1571, erstand Quaritch für 5000 M. Weiter erscheinen erwähnenswert „A New Enterlude called Thersytes" 2600 M. (Daly); „A Warning for Fair Women", 1599 datiert, 2100 M. (Sabin); „Welth and Helth", von einem unbekannten Verfasser, 2100 M. (Quaritch). Letzterer erwarb auch die nachstehenden Dramen: John Heywoods „The Playe called the Foure P's", 3020 M.; „A Pleasant Conceyted Comedie of George à Greene, the Pinner of Wakefield", datiert 1599, für 2180 M.; Ulysian Fulwells „Like Will to Like quoth the Devil to the Collier, 2020 M. „Every Woman in Her Humour", 1609, eine Komödie im Stil von Ben Jonsons „Every Man in his Humour", brachte 2060 M.; John Bales „Enterlade Manyfesting the Chefe Promyses of God unto Man", 4400 M. Dies ist eins der frühesten und wichtigsten unter den sogenannten Moralstücken; umgekehrt darf als das bedeutendste zeitgenössische satirische Werk Bales „A Newe Comedy or Enterlude concernyng thre lawes of Nature, Moises, and Christe" gelten, 2020 M., und schließlich „Appius and Virginia", 1575 datiert, 1440 M. Mr. Sabin erstand die erste Ausgabe von „The Glasse of Government" von George Glascoigne für 1940 M. Andere Objekte von Belang wurden wie folgt versteigert: das Originalmanuskript von Walter Scotts „History of Scotland", 10200 M. (Quaritch); der erste Band ganz in der Hand des Verfassers niedergeschrieben, die beiden andern dagegen von Laidlaw, dem Sekretär des Dichters. Ein defektes Exemplar von Caxtons „Golden Legend" honorierte Mr. Charles Davis mit 9600 M., und Mr. Reid gab 3640 M. für Lord Byrons, von ihm selbst korrigiertes Exemplar von „Hours of Idle ness". Die Herstellung des illustrierten Katalogs verdient hohes Lob. *O. v. S.*

Oswald Weigels Auktion N. F. 9. (19.—21. Juni.) Die lebhaft besuchte Versteigerung einer Anzahl Kunstblätter, Kunstbücher und Werke der deutschen Literatur nahm einen allseitig befriedigenden Verlauf, da manche interessante Nummer zu kleinem Preise an Sammler überging, während die Hauptnummern für die Auftraggeber der Versteigerung die erhofften Ergebnisse zeitigten. An bemerkenswerten Preisen ist zu erwähnen: Nr. 47, Morasch, C. G., Prospekt der Loschwitzer Weinbergsfluren. Koloriertes Kupfer. Großfol. 387:498, M. 21; Nr. 51, 47 schön kolorierte Kupfer von Richter, M. 125; Nr. 348, Muther, Geschichte der Malerei, M. 125; Nr. 452, Der Karfunkel, M. 59; Nr. 458, Musen-Almanach 1797, M. 57; Nr. 459, Musen-Almanach 1798, M. 48; Nr. 520, Brentano, Godwi, M. 135; Nr. 521, Brentano, Ponce de Leon, M. 56; Nr. 522, Brentano, Der Goldfaden, M. 16; Nr. 530, Bürger, Über Anweisung zur deutschen Sprache usw., M. 23; Nr. 531, Bürger, Gedichte, M. 18; Nr. 575, Paul Flemings Teutsche Poemata, M. 21; Nr. 627, Gleim, Preußische Kriegslieder, M. 33; Nr. 640, Goethe, Die Wahlverwandtschaften, M. 41; Nr. 649, Goethe, Faust, M. 55; Nr. 683, Grimm, Deutsche Sagen, M. 31; Nr. 716, Kuh, Hebbel, M. 13; Nr. 727, Heinse, Sämtliche Schriften, M. 19; Nr. 746, Hippel, Lebensläufe, M. 55; Nr. 750, Hoffmann, Seltsame Leiden eines Theater-Direktors, M. 10,50; Nr. 751, Hoffmann, Prinzessin Brambilla, M. 20; Nr. 894, Lessing, Fabeln, M. 24; Nr. 921, Liebes-Gedichte, M. 14; Nr. 964, Moritz, Anton Reiser, M. 21; Nr. 967, Müllenhoff, Sagen, Märchen, Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, M. 23; Nr. 975, Neumark, Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum, M. 15,50; N. 1149, Stifter, Der Nachsommer, M. 13; Nr. 1301, Hohberg, Lust- und Artzeney-Garten, M. 15.

Während der vorgenannten Versteigerungstage erschien *Auktionskatalog N. F. 10.* Die Firma Oswald Weigel in Leipzig bringt damit eine *Sammlung von Werken verschiedener Wissenschaften aus verschiedenem Besitze* auf den Markt, in der sich eine Anzahl interessanter und gesuchter Bücher befindet. Die reiche Inhaltsangabe zeigt, daß sich für Sammler aller Gattungen etwas darin findet, so daß es sich lohnen dürfte, den Katalog einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen. Bei der Fülle des Gebotenen kann natürlich nur au. einiges wenige aufmerksam gemacht werden. Bemerkenswert sind: Nr. 81, Kirchenordnungen, Schwedische Frühdrucke von Laurentzson; Nr. 385, Megiser, Delitiae ordinum equestrium; Nr. 442, Sander, Chorographia sacra Brabantiae; Nr. 533—579, Bibliotheks- und Universitätswesen, Studentica; Nr. 614—629, Frauen, Liebe, Ehe usw.; Nr. 1037, Rymur af Jallman og Hermann; hervorragende Beteiligung wird auch die Abteilung „Geheimwissenschaften" hervorrufen, die zahlreiche Seltenheiten enthält. —g.

Kleine Mitteilungen.

Im Verlage von Martin Oldenbourg in Berlin beginnt zu erscheinen: *„Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes".* Herausgegeben in Verbindung mit Wilh. Behncke, Moritz Dreger, Otto von Falke, Josef Folnesics, Otto Kümmel, Erich Pernice und Georg Swarzenski von *Georg Lehnert.* In diesem Falle kann man tatsächlich das vielgebrauchte Wort von der „Ausfüllung einer Lücke" anwenden; an einer Spezialgeschichte des Kunstgewerbes fehlte es bisher. Der Plan ist folgender: Das Kunstgewerbe, von seinen ersten Anfängen bis zum Ausgange des klassischen Altertums, schildert Professor Dr. Erich Pernice in Greifswald. Ihm schließt sich Dr. Georg Swarzenski, Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt a. Main, mit einer Darstellung des Kunstgewerbes in der frühchristlichen und byzantinischen Zeit an. Professor Dr. Otto von Falke, Direktor des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln a. Rhein, bespricht die Entwicklung des Kunstgewerbes während des Mittelalters. Zwischen Mittelalter und Neuzeit findet eine zusammenhängende Schilderung des asiatischen Kunstgewerbes in seiner ganz eigenartigen, vom Abendlande sehr wenig berührten Entwicklung Platz, bearbeitet von Dr. Otto Kümmel, Direktorialassistenten des Königlichen Mu-

seums für Völkerkunde in Berlin. Direktor Dr. Georg Swarzenski eröffnet die Neuzeit mit der italienischen Renaissance; ihm folgt Dr. Wilhelm Behncke, der langjährige Direktorialassistent des Königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin, mit der Renaissance in Mittel- und Nordeuropa. Privatdozent Dr. Moritz Dreger, Kustos am k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, kennzeichnet den Weg, den das Kunstgewerbe im Barock und Rokoko genommen hat, Regierungsrat Joseph Folnesics, Kustos an demselben Institut, führt die Darstellung weiter bis zum Ausklingen der Biedermeierzeit. Der Herausgeber, Dr. Georg Lehnert, Geschäftsführer des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe zu Berlin, schließt das Ganze, das er mit einer Übersicht über das Kunstgewerbe eingeleitet hat, mit einer Würdigung dessen, was die angewandte Kunst seit 1850 geleistet hat.

Die erste Abteilung (je M. 4,25) liegt uns vor und beweist, daß mit dem glänzend geschriebenen Text auch eine vornehme Ausstattung Hand in Hand geht. Gerade ein solches Werk kann der bildlichen Beigaben nicht entbehren. So ist denn die Zahl der Illustrationen eine verhältnismäßig große; einen nicht zu unterschätzenden Vorzug des Buchs bilden die kolorierten Beilagen, die in ihrer ausgezeichneten Ausführung den Reiz der Farbe in voller Naturtreue festhalten. Das ganze Werk soll in der Hauptsache natürlich den Kunstgewerbetreibenden dienen, wird aber auch jedem Gebildeten eine willkommene Lektüre sein.

Das im gleichen Verlage erscheinende Reproduktionswerk: *Menzels „Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung“* schreitet inzwischen rüstig fort. Lieferung 2 und 3 sind letzthin verausgabt worden und zeigen die Technik des Farbendrucks wieder auf erstaunlicher Höhe. Einzelne Tafeln sind so wundervoll ausgeführt, daß sie sich in der Tat auch in den diffizilsten Tonnüancen nicht vom Original unterscheiden. Wir können Herrn Oldenbourg für diese Gabe nur aufrichtig dankbar sein. —bl—

Ein Meisterwerk der Literaturgeschichte: *Rudolf Hayms „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“*, das lange Zeit hindurch so total vergriffen war, daß es auf dem Antiquariatsmarkt hohe Preise erzielte, ist endlich neu aufgelegt worden (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Gr. 8°. XII u. 950 Seiten. M. 16 brosch.). Bei der Berühmtheit des Buchs — und es trägt seinen Ruhm zu Recht — scheint es mir überflüssig, noch des näheren auf seinen Inhalt einzugehen. Das Vorwort zur zweiten Auflage ist W. S. unterzeichnet. Die Buchstaben sind Wilhelm Schrader zu lesen: der greise Geheimrat Schrader in Halle, eine der intimsten Freunde des verstorbenen Haym, hat sich der lohnenden Mühe unterzogen, das Werk in pietätvoller Weise zu überarbeiten, wobei ihm mancherlei hinterlassene Notizen des Verfassers zu Hilfe kamen. So haben wir denn Hayms standard work in alter Form, nur mit Ergänzungen versehen, die sich meist auf Anmerkungen beschränken, und zu einem Preise vor uns, der die Anschaffung auch denen ermöglicht, die keine „Seltenheits“-Werte zu zahlen vermögen. Und dafür müssen wir dem Verlag dank wissen. —bl—

Die vierzigbändige *Cottasche Jubiläumsausgabe von Goethes Werken* liegt nun fast vollständig vor. Wir haben im Laufe des Erscheinens nur die einzelnen Bände berücksichtigen können und uns dabei meist auf ein kurzes Urteil über die textkritische Redaktion beschränkt. Nun wir das Werk als Ganzes vor uns haben, möchten wir aber doch noch einmal betonen, daß diese Jubiläumsausgabe, obwohl auf gründlichster Gelehrtenarbeit beruhend, ihrer Einrichtung nach als *Volksausgabe* im besten und edelsten Sinne gedacht ist. Es ist das große Verdienst Eduard von der Hellens, des Herausgebers, daß er seine Mitarbeiter bewegen konnte, ihren kritischen Apparat nicht über die Grenzlinien des Notwendigen auszudehnen, und auch die Varianten und Lesarten auszuschalten, die doch nur für den Forscher von Interesse sind. Naturgemäß muß bei einer Volksausgabe auch der Preis niedrig sein. Hier ist er erstaunlich billig bemessen: der broschierte Band auf M. 1,20, der in Leinen gebundene auf M. 2, der Halbfranzband auf M. 3. Dabei muß man die Ausstattung in Rücksicht ziehen, die an Eleganz der äußerlich schönsten Goethe-Ausgabe, der von 1850/51, ähnelt. Im Frühjahr 1807 kamen bei Cotta die ersten Bände der ersten Gesamtausgaben von Goethes Werken heraus; diese letzte aber ist in der Tat „ein Denkmal des hundertjährigen Bundes“, der die Namen Goethe und Cotta vereint. △

Wir erwähnten bereits den *Jubiläumskatalog No. 500, zweiter Teil, der Firma Jos. Baer & Co., Frankfurt a. M.*, der nur Drucke des XVI. Jahrhunderts mit Illustrationen deutscher Künstler notiert. Redaktionell ist der 378 Seiten starke Katalog eine Meisterleistung. Sachlich umfaßt er folgende Gebiete: Alchemie und Chemie, Amerika, Architektur, Astronomie, Bergbau, Böhmen, Breviere, Einbände, Einblattdrucke, Exlibris, Frankreich, Jagd, Japan, Judaica, Kalender, Kräuterwerke, Liedersammlungen, Mathematik, Mechanik, Medizin, Militärwesen, Missalia, Musik, Magie, Niederlande, Optik, Ornamentik, Physiognomik, Psalterien, Rechenbücher, Rußland, Sport, Schiffsbau, Turcica, Ungarn, Volksbücher, Wappen- und Emblemenbücher. An Künstlern sind hauptsächlich vertreten: Altdorfer, Amman, Asper, Aspruck, Baldung Grien, Beck, Burgkmair, Beham, Brosamer, die de Brys, Clofligl, Cranach, Distelmayer, Dürer, Flötner, Frank, Gerung, Graf, Hermann, die Holbeins, Hopfer, Mair, Maurer, Nerlich, Ostendorfer, Resch, Schäufelin, Solis, Springinklee, Stimmer, Vogtherr, Wächtelin, Weiditz, Woensam. — Ein dritter Teil des Jubiläumskataloges soll im Herbst erscheinen. —m.

Die im Leipziger Insel-Verlag erscheinende Ausgabe der *Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten* ist bis auf den dritten Band vorgeschritten. Der Herausgeber, Herr F. P. Greve, hat sich über die Edition im Heft 1 laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift selbst geäußert; wir möchten an dieser Stelle aber nochmals

auf die Ausstattung der Ausgabe aufmerksam machen. Die in grünes flexibles Leder gebundenen Bände sind reizend; zu dem Grün paßt der reich vergoldete Rücken mit seinem üppigen Ornamentenwerk ausgezeichnet. Der Vorsatz ist weinrot mit einem goldenen Muster in orientalischem Geschmack. Der von Markus Behmer entworfene Doppeltitel besteht aus einem flotten Ornament und einer reiz- und phantasievollen Vignette, in die links die Jahreszahl, rechts die Bandangabe eingefügt sind; Leiste und Vignette sind in grün, der Titeltext ist in schwarz gedruckt. Auch der Textdruck in sauberer und klarer Antiqua ist (von Breitkopf & Härtel, Leipzig) mustergültig ausgeführt. —m.

Das *Kaiser Friedrich-Museum in Magdeburg* hat in zwei hübschen Oktavbänden seine ersten Führer verausgabt. Dr. Theodor Volbehr beschreibt im ersten Bande die Räume mit ihren Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten, Alfred Hagelstange im zweiten die Bücherei. Bei beiden Bänden fällt — abgesehen von der praktischen Gliederung ihres Inhalts — die geschmackvolle äußere Ausgestaltung auf, die man sonst bei derlei Katalogen nicht gewöhnt ist: der gute Druck in der Sorbonnetype der Firma A. Wohlfeld-Magdeburg, die Geschlossenheit des Satzbildes, das Arrangement der Bilder. Daß es möglich wurde, die Führer zu dem Preise von 50 Pfennigen verkaufen zu können, ist der Opferfreudigkeit des Druckers und der des mitwirkenden Photographen zu danken. —m.

Eine interessante *Ausstellung von deutschen Reproduktionen* findet diesen Sommer in der Lenox-Abteilung der *New York Public Library* statt. Eine Reihe von Sälen soll eine Schau von Radierungen, Lithographien und anderen Druckverfahren beherbergen, und zwar handelt es sich beinahe ausschließlich um Originalarbeiten. Nicht nur *deutsche Kunst*, sondern auch *deutsche Technik* soll gezeigt werden. Die Liste der Künstler, die in der Ausstellung vertreten sind, ist lang; wir nennen nur die Namen Graf, Greiner, Hirzel, Kallmorgen, Klinger, Köpping, Kollwitz, Leistikow, Myrbach, Orlik, Overbeck, Paczka, Pietschmann, Schmutzer, Thoma, Ubbelohde, Vogeler. Der Karlsruher Künstlerbund beteiligt sich durch eine Sonderausstellung. —w.

Die Hamburg-Amerika-Linie, die am 27. Mai d. Js. auf ihr 60jähriges Bestehen zurückblickte, hat aus diesem Anlaß ein von *Kurt Himer* verfaßtes Werk über ihre Entwickelung erscheinen lassen, das *Emil Orlik* künstlerisch ausgestattet hat. Der Druck auf Büttenpapier, unter Orliks Leitung bei Otto v. Holten in Berlin besorgt, ist wundervoll; man hat als Farbe kein Schwarz, sondern ein dunkles Braun gewählt, das weniger scharf ins Auge sticht und sich dennoch gut liest. Auch in der sonstigen Ausstattung des Buchs hat sich Professor Orlik wieder als fein empfindender Buchkünstler gezeigt. Mich stört nur das Gold auf den Titelseiten, das zu

stark blendet und nicht recht zu dem Frühlingsgrün der Umrandung paßt. Alles übrige ist famos.

—m.

Von *Lewis F. Days* Buche *„Alte und neue Alphabete"*, das wir s. Z. hier bei Erscheinen angezeigt haben, wurde (bei Karl W. Hiersemann in Leipzig) die zweite verbesserte Auflage ausgegeben (M. 5 gbd.); ein Beweis dafür, daß das vortreffliche Handbuch mit seinen zahlreichen Folgen künstlerisch ausgeführter Alphabete seinen praktischen Zwecken in bester Weise dient. Die zweite Auflage ist durch eine Reihe neuer Alphabete vermehrt worden; andere wurden durch bessere Beispiele ersetzt. —m.

Der von Dr. *A. Buchholz* redigierte *Katalog der Berliner Stadtbibliothek* ist nun auf fünf starke Großquartbände angewachsen. Band 4 und 5 umfassen die III. Abteilung: Literaturgeschichte und Dichtung. Zu ihr gehört auch des verstorbenen Albert Cohn kostbare Werther-Sammlung, die dieser der Stadtbibliothek vermacht hat: eine schöne Kollektion von Seltenheiten, zu der noch aus eigenem Ankauf eine höchst intressante Sammlung von Bildnissen zur Wertherliteratur gekommen ist. —m.

Ein paar sehr hübsche neue Einzelausgaben von *Goethes und Schillers Gedichten* in Auswahl hat das Bibliographische Institut in Leipzig veranstaltet: handliche, sauber gebundene Bände mit geschmackvollem Vorsatz und den Porträts der Dichter. Die Einleitung und die Erläuterungen zum Goetheband übernahm Professor Karl Heinemann, die für den Schillerband Professor Ludwig Bellermann. Beide Ausgaben eignen sich auch trefflich zu Geschenken für die Jugend.

—m.

Ganz reizend ist die Reproduktion eines charakteristischenTeils des *HaushaltungsbuchesEduard Mörikes*, das *Walther Eggert-Windegg* bei Strecker & Schröder in Stuttgart herausgegeben hat (M. 4). Dieses eigentümliche Haushaltungsbuch ist eine sehr interessante Quelle für die Lebensführung des Dichters und liefert nicht nur eine große Zahl neuer biographischer Daten, sondern auch eine Fülle von rein menschlichen Zügen. Clara Mörike und Margarete von Speeth wie auch der Dichter selbst haben das Haushaltungsbüchlein nämlich zu ihrem Vertrauten gemacht; in ihm haben sie zwischen den Wirtschaftszahlen auch ihre gemütlichen Einnahmen und Herzensausgaben mit dem unmittelbarsten Ausdruck gebucht. Eduard aber hat das trockene Wirtschaftsbuch zu einem Bilderbuche köstlicher Art ausgestaltet: fast dreißig Seiten hat er mit niedlichen Zeichnungen bedeckt und mit impulsiven Randbemerkungen versehen, in denen des Dichters Leben und Art sich spiegeln. △

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Otto Gerhardt in Berlin-W. 50. Neuerwerbungen: *Verschiedenes.*

Jos. Grünfeld in Wien I. No. 3. *Deutsche Literatur, Varia.*

Viktor Eytelhuber in Wien VIII. Anz. No. 28. *Kupferstiche, Porträts, Ansichten, Verschiedenes.*

Halm & Goldmann in Wien I. No. 193. *Sittengeschichte, Kuriosa, Inkunabeln, Holzschnittwerke, Jesuitica, Rossica.*

Gilhofer & Ranschburg in Wien I. Anz. No. 78/79. *Deutsche Literatur, Seltenheiten.*

Friedrich Cohen in Bonn. Rhein. Antiquarius No. 2: *Neuerwerbungen.*

J. Scheible in Stuttgart. No. 364. *Holzschnitt- und Kupferwerke, ältere englische und französische Illustrationswerke, Essex House Hand Press, Jagd und Sport, Buchkunst, Okkultismus.*

Karl Keil in Erfurt. No. 6. *Aus verschiedenen Gebieten.*

Otto Harrassowitz in Leipzig. No. 304. *Deutsche Literatur von Luther bis zur Gegenwart.*

Nürnberger Buch- und Kunstantiquariat (M. Edelmann) in Nürnberg. No. 41. *Varia, Kuriosa, Holzschnittwerke.* — No. 40. *Deutsche Literatur:* Almanache, Erstausgaben.

E. Geibel in Hannover. Anz. No. 2. *Biographien, Tagebücher, Briefwechsel.*

Karl W. Hiersemann in Leipzig. No. 338. *Kultur- und Sittengeschichte, Folklore.*

Max Götz in München. No. 45a. *Deutsche Sprache und Literatur.*

W. Junk in Berlin-W. 15. Bull. No. 4. *Naturwissenschaften.* — No. 32. *Desiderata.*

Bangel & Schmitt in Heidelberg. Bücherfreund Mai—Juni: *Geschichte und Kulturgeschichte, Ansichten und Städtebilder.*

Alois Hilmar Huber in Salzburg. No. 36. *Katholische Theologie.* Abt. II: Exegetische, praktische und systematische Theologie.

Ernst Frensdorff in Berlin-SW. 11. No. 36. *Goetheana.* Werke, Einzelausgaben, Faust, Bücher mit Beiträgen, Briefwechsel, Porträts.

List & Francke in Leipzig. No. 394. *Autographen:* Staatsmänner, Künstler, Sammlungen.

Süddeutsches Antiquariat in München. No. 96. *Städte- und Ortsgeschichte.* Werke zur Geschichte Europas.

Max Perl in Berlin-W. No. 77. *Theater und Musik.*

Simmel & Co. in Leipzig. No. 219. *Mongolische, malayische, australische und polynesische Länder und Völker.*

Ausland.

Martinus Nijhoff im Haag. No. 337. *Manuscrits et livres précieux et rares.*

Leo S. Olschki in Florenz. No. 64. *Livres anciens, rares et curieux: Incunables* (avec 28 Facsimilés).

T. de Marinis & Co. in Florenz. No. 6. *Incunables et livres à figures.* Documents inédits pour l'histoire de l'Imprimerie à Naples au XV. siècle.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung in Basel. No. 316. *Bibliotheca historico-geographica.* II. Europäische Staaten.

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 4 — Juli 1907.)

Die Anfänge der Mainzer Gelehrten Lesegesellschaft und ihr verwandter deutscher Anstalten. Von Heinr. Heidenheimer. — William Morris. Sein Leben und Wirken. IV. Mit 12 Abbildungen. Von O. v. Schleinitz. — Beiträge zur Grabbe-Forschung. II. „Aschenbrödel". Entstehung und Quellen. Von Arnulf Perger. — Die ältesten Lieder des steiermärkischen Archivs. Von Jac. Kelemina. — Chronik: Die Festschrift der Wiener Geographischen Gesellschaft. Von A. Schlossar. — Über vier wenig bekannte Kupfer im 1808er Faust. Von L. Hirschberg. — Das Massacre von Glencoe. Von L. T. — Ein neuer illustrierter Don Quixote. Von M. Maas.

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Zeitschrift für Bücherfreunde — Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. August 1907. **Fünftes Heft.**

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/8 Seite	8 Mark.	1/2 Seite	30 Mark.
1/4 Seite	15 Mark.	1/1 Seite	60 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petitzeile **50** Pf. — Beilage-Gebühr 40 Mark. Inserationsschluß am 25. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15*, Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing*, Abteilung für Inserate, *Leipzig*, Hospitalstr. 27.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Die Versendung der diesjährigen Publikationen wird im Oktober erfolgen; die erste derselben, Band IV des *Deutschen Anonymen-Lexikons*, die Buchstaben S—Z umfassend, liegt ausgedruckt vor (2 Bl. und 446 Seiten Großoktav). Damit ist das Werk in dem zunächst beabsichtigten Umfange abgeschlossen. Wie aber bereits im Vorwort angekündigt wurde, sollen noch in je einem Bande das Supplement, die Anonyma von 1850—1900 enthaltend, und die über Erwarten zahlreichen Nachträge zu Band I—IV folgen. Der Vorstand der Gesellschaft hofft dadurch der umfassenden Publikation einen wesentlich erhöhten Wert für Wissenschaft, Bibliophilie und Buchhandel zu verleihen.

Die zweite für das Geschäftsjahr 1907 in Aussicht genommene Publikation, ein Faksimile-Druck der ersten Ausgabe des *Finkenritter* (Straßburg, c. 1560), muß, da das einzige bekannte Exemplar der Editio princeps wegen bevorstehender Besitzveränderung zur Zeit nicht benutzbar ist, auf ein späteres Jahr verschoben werden. Als Ersatz dafür bieten wir unseren Mitgliedern für das Jahr 1907 zwei kleinere Publikationen: *Der Papierreisende, ein Gespräch von David Friedrich Strauß* (1856), und *Miß Jenny Harrower, eine Novelle von Eduard Mörike* (1834), beide in Neudrucken nach der ursprünglichen Gestalt, mit kurzem Nachwort des Herausgebers, in origineller Ausstattung.

Als neue Mitglieder sind seit dem 15. März dieses Jahres (vergl. das Aprilheft des Beiblattes) der Gesellschaft beigetreten:

34 *A. Alsleben*, Staatsanwaltschaftsrat, Halle a. S., Kronprinzenstr. 35 II.
52 *Carl Fr. Schulz-Euler*, Verlagsbuchhändler, Frankfurt a. M., Roßmarkt 1.
63 *Franz Seeliger*, Buchhändler, Berlin W., Kurfürstenstr. 70.
92 *Dr. Georg Schaaffs*, Dozent an der University of Liverpool, Liverpool, Huskisson Str. 35.
112 *Ernst Schulte-Strathaus*, Antiquar, München, Leopoldstraße 79 III.
120 *Albert Bode*, Moskau, Ipatjewsky Pereulok, Haus Titow.
123 *Dr. med. Fritz Lemberger*, praktischer Arzt, München, Karlstr. 55.
208 *Robert Marx*, Kammergerichtsreferendar, Nürnberg, Fürtherstr. 48 II.
281 *Ferdinand Schöningh*, Buchhändler, Osnabrück.
365 *Heinrich Jaffe*, Buchhändler, München, Briennerstr. 54.
457 *Friedrich Berthold Sutter*, cand. phil., Redakteur, Eschersheim bei Frankfurt a. M., Ober Höllbergstr. 12.
466 *Carl Sager*, Arzt, Kirchen a. d. Sieg.
853 *Franz Gais*, Inhaber von Dr. H. Lüneburgs Sortiment und Antiquariat, München, Karlstr. 4.
854 *A. Dultz*, München, Karlstr. 4.
855 *Ludwig Ey jr.*, Buchhändler, Hannover, Georgstr. 47.
856 *Willy Schindler*, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 50, Pragerstr. 22.
857 *Oskar von Transéhe-Roseneck*, Verlagsbuchhändler (i. F. Schuster & Bufleb), Berlin W. 30.
858 *Fürstliche Landesbibliothek*, Detmold.
859 *Dr. Willy Tidin*, Rechtsanwalt, Charlottenburg, Bismarckstr. 14 I.

Die Mitgliederzahl betrug demnach am 20. Juli 1907: 859.

Herr Leonard L. Mackall, Baltimore U. S. A. (Johns Hopkins University), ersucht um Mitteilung, daß seine Adresse auf ein weiteres Jahr ist: Jena, Kaiser Wilhelmstr. 13.

I. A.:

WEIMAR, Grunstedterstr. 16. **Dr. Carl Schüddekopf.**



Rundschau der Presse.

Von Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Baumstark, A., Frühchristlich-syrische Psalterillustration in einer byzantinischen Abkürzung.
Oriens Christianus. 5. 1905. (1907). S. 295—320, 2 Taf.

Blochet, E., Peintures de manuscrits arabes à types byzantins.
Revue archéologique. 4. Sér. 9. 1907. S. 193—223.

Lewis, A. S. u. M. D. Gibson, Forty one facsimiles of dated Christian Arabic manuscripts with text and English translation. With introd. observations on Arabic calligraphy by D. S. Margoliouth.
Studia Sinaitica. 12. 1907. XXII, 82 S., 41 Taf.

Olschki, L. S., Découverte du manuscrit autographe de la dixième sonate de L. van Beethoven.
Bibliofilia. 9. 1907/8. S. 1–4.

Orban, J. A. F. Een pauselijk verbod tegen het opgebruiken van handschriften anno 1566. (Aus dem Vatikanischen Geheimen Archiv.)
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 62—64.

Schneider, R., Geschütze auf handschriftlichen Bildern.
Jahrbuch d. Gesellschaft f. lothringische Geschichte u. Altertumskunde. Ergänzungsheft 2. 1907. 71 S.

Springer, J., Die Biblia Pauperum Weigel-Felix.
Zeitschrift f. christliche Kunst. 20. 1907. Sp. 49—58.

Toesca, P., Di alcuni miniatori Lombardi della fine del trecento (con dieci illustr. nel testo ed una tavola).
L'Arte. 10. 1907. S. 184—196.

Bibliophilie. Exlibris.

Andrews, C. W., The use of books: address of the president, American Library Association, Asheville Conference, 1907.
Library Journal. 32. 1907. S. 249—253.

Brockett, H. F. Colonial Book—Plates.
Journal of the Ex-Libris Society. 17. 1907. S. 53—56.

Davenport, C., The book cyphers of Henri II.
Burlington Magazine. 11. 1907. S. 243—244.

Farcy, P. de, Les ex-libris manceaux, antérieurs au XIXe siècle (à suivre).
Bulletin de la commission hist. et archéol. de la Mayenne. 2e Sér. 23. 1907. S. 17—48.

Günther, O., Westpreußische Stammbücher der Danziger Stadtbibliothek. 1. Das Stammbuch des Magisters Petrus Himmelreich. 1564—1573. 2. Das Stammbuch des Bartholomäus Schachmann. 1580—1585.
Mitteilungen des Westpreuß. Geschichtsvereins. 6. 1907. S. 25—28. 45—50.

Jadart, H., L'Album d'Ex-Libris de la Bibliothèque de Reims.
Travaux de l'académie nationale de Reims. 119. 1907. S. 333—348.

Zur Westen, W. von, Mathilde Ade.
Mitteilungen des Exlibris-Vereins zu Berlin. 1. 1907. Heft 2. S. 1—7, 2 Taf.

Bibliothekswesen.

Axon, W. E. A., The Thomas Greenwood Library for Librarians at Manchester.
Library Association Record. 9. 1907. S. 302—306.

Beer, R. Die Handschriften des Klosters Santa Maria de Ripoll. I. (Mit 1 Kärtchen im Text und 12 Schrifttafeln.)
Sitzungsberichte d. Kais. Akademie d. Wiss. in Wien, Phil.-hist. Klasse Bd. 155. 1907. Abt. 3. S. 1—112, 12 Taf.

Ein „Beirat für Bibliotheksangelegenheiten" in Preußen.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 327—329.

Blok, P. J., De Bibliotheca Thysiana te Leiden.
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 52—61, mit 2 Abbildungen.

Clark, G. T., Lessons as to library construction and equipment from the San Francisco fire.
Library Journal. 32. 1907. S. 258—259.

Códices más notabiles de la biblioteca nacional (zu Madrid). XII. (von A. P. y M.).
Revista de archivos, bibliotecas y museos. Ep. 3. Año 10. 1907. S. 201—205.

Diels, H., Der direkte internationale Handschriften-Leihverkehr.
Internat. Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Technik. 1. 1907. Sp. 423—430.

Escher, H., Siebente Versammlung der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 321—327.

Esselborn, K., Die Pflichtlieferungen im Großherzogtum Hessen.
Zentralblatt für Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 291—321.

Galante, L., Index codicum classicorum latinorum qui Florentiae in Bybliotheca Magliabechiana adservantur.
Studi italiani di filologia classica. 15. 1907. S. 129—160.

Gräsel, A., Die Bibliothek der Gehe-Stiftung zu Dresden 1906.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6393—6395.

Gräsel, A., Die Bibliothek des Kongresses zu Washington.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6308—6313. 6355—6359.

Henrici, E., Funde in Braunschweigs Bibliotheken und Archiven. I—III.
Braunschweig. Magazin. 1907. S. 66—70.

Herz, H., Musterkatalog für volkstümliche Bibliotheken.
Die Bücherwelt. 4. 1907. S. 171—231.

Hulme, E. W., The Library of Library Association (in London).
Library Association Record. 9. 1907. S. 296—301.

Lehmann, E. E., Andrew Carnegie, der Stahlkönig und Volksbibliothekenbegründer.
Comenius-Blätter. 15. 1907. S. 15—21.

Lenk, H. v., Über schwedische Bibliotheken. Reiseerinnerungen. (1.)
Mitteilungen d. Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 11. 1907. S. 49—65.

Mc Jlvaine, M., The Laurentian Library (zu Florenz) and its librarian.
Putnam's Monthly. 1907. April. S. 3—19.

Marsop, P., Musikalische Volksbibliotheken.
Der Säemann. 3. 1907. S. 110—118.

Martell, P., Die Königliche Bibliothek zu Dresden.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 234—237.

Meyroos, A., Openbare leeszalen en boekerijen in Nederland.
De Gids. 71 = 4. Ser. 25. 1907. Juni. S. 492—517.

Mourillo, M. F., El catálogo por conceptos en las bibliotecas públicas (Spaniens).
Revista de archivos, bibliotecas y museos. Ep. 3. Año 10. 1907. S. 252—255.

Petersson, O. V., Werden Bücher, die von Lungentuberkulösen benutzt werden, mit Tuberkelbazillen infiziert?
Zeitschrift für klinische Medizin. 63. 1907. S. 346—361, 1 Taf.

Pitollet, C., A la Bibliothèque nationale (zu Paris).
Le Siècle. 1907. Nr. 26027, 26049, 26058, 26121 vom 30. März, 22. April, 1. Mai, 4. Juli.

Pizzi, F., Dov'è un libro? Proposta di un catalogo centrale dellee biblioteche pubbliche governative e schema di regolamento per la sua compilazione e funzionamento.
Rivista d. biblioteche e d. archivi. 18. 1907. S. 32—37.

Salaris, E., Per l'istituzione di biblioteche per la truppa nei corpi.
Rivista d. biblioteche e d. archivi. 18. 1907. S. 56—59 aus: Rivista militare italiana.

Solari, A., Index codicum latinorum classicorum qui Lucae in bybliotheca capituli maioris ecclesiae adservantur.
Studi italiani di filologia classica. Vol. 14. 1906. S. 362—373.

Speck, W., Über Gefangenenbibliotheken.
Eckart. 1. 1906/7. S. 517—529.

De Toestanden in die beroemde verzameling. (Bibliothek des Britischen Museums.)
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 87—89 aus: Rotterdamsche Courant v. 21. Febr. 1907.

Wallace, A., The library movement in the South (der Vereinigten Staaten) since 1899.
Library Journal. 32. 1907. S. 253—258.

Buchdruck und -Gewerbe.

B(eadle), C., Blev de første Shakespeare-udgaver trykt paa tysk eller engelsk papir?
Allmänna svenska boktryckare fören. meddelanden. 12. 1907. S. 125—126. (Deutsch in: Der Papierfabrikant. 1906. Heft 38.)

Castellani, G., Girolamo Soncino. Con 9 Facs. (Drucker hebräischer Werke seit 1486.)
Bibliofilia. 9. 1907/8. S. 22—31, aus: Le Marche Anno 6. Fasc. 5/6.

Dela Montagne, V. A. Merken van Antwerpsche drukkers en boekverkoopers. Z. reeks (1). (16. Jahrhundert.)
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 65—72, mit 13 Abbild.

Filippini, E., Le edizioni del quadriregio. (Appunti storico-bibliografics. (Forts. u. Schluß.)
Bibliofilia. 8. 1906/7. S. 396—407. 447—451. 9. 1907/8. S. 5—22.

Hennig, Paul. Die Sonderausstellung von Buntpapieren im Königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5899—5900.

L'Imprimerie et la librairie en Maine-et-Loire sous le premier Empire.
L'Anjou Historique. 7. 1906/7. S. 651—658.

Kempe, Die graphischen Künste in Ostasien.
Deutsch. Buch- u. Steindrucker. 13. 1906/7. S. 829—832.

McLachlan, R. W., Fleury Mesplet, the first printer at Montreal.
Proceedings of the R. Society of Canada. 2. Ser. 12. 1907, Transactions. Section 1. S. 197—309.

Marinis, T. de, Documents inédits pour l'histoire de l'Imprimerie à Naples au XV. siècle.
T. de Marinis. Catalogue. VI. Florence 1907. S. V—XVI.

Schäfer, A., Der Rückentitel des Buches.
Archiv für Buchgewerbe. 44. 1907. S. 232—234.

Verheyden, P., Twee onbekende drukkers uit de 16e eeuw. Joos van den Kerchove, Gent. Cornelis van den Kerckhove, Antwerpen.
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 75—82.

De Vreese, W., Een fragment van een Costeriaan. (Doppelblatt in der Saliceto-Type, Pergament.)
Tijdschrift voor boek- & bibliotheekwezen. 5. 1907. S. 49—51, 1 Taf.

Buchhandel.

Focke, Joseph Jolowicz †.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5706.

Fuld, Vertragsgemäße Beschaffenheit eines Verlagswerks.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6025—6026.

(Rundschau der Presse.)

Hood, F., § 42 des Verlagsgesetzes.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5944—5946.

Revision de la législation italienne concernant les droits auteurs sur les oeuvres de l'esprit.
Droit d'auteur. 20. 1907. S. 69—75.

Sauvel, E., Vom „Syndicat pour la protection de la propriété intellectuelle" in Paris.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6518—6520.

Schiller, F., Zur Hundertjahrfeier der Korporation der Wiener Buch-, Kunst- und Musikalienhändler (nebst Festbericht).
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5706—5708. 5753—5755. 5802—5809.

Dr. Karl Trübner †.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 5759—60. 5983—84.

Warschauer, A., Joseph Jolowicz.
Histor. Monatsblätter f. d. Prov. Posen. 1907. Nr. 6 (Juni).

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Elster, A., Zum Recht des Inseratenverlags.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6157—6159.

Geck, R., Fedor Mamroth. Ein Nachruf. (Feuilleton-Redakteur der Frankfurter Zeitung.)
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 126 v. 4. Juli. S. 19—21.

Katholische Kolportage. Nebst einem Verzeichnis geeigneter Schriften. 2., vollständig umgeänderte Auflage. *Soziale Tages-Fragen.* 29. 1907. 79 S.

Thron, J., Jules de Bock, le Journal à travers les âges.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6114—6117.

Thron, J., Neue Zeitschriften in Frankreich und Belgien. Jahresübersicht 1906/7.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6432—6435.

Bibliographie.

Bohatta, H., Versuch einer Bibliographie der Livres d'heures (horae B. M. V., horas, getijden) des XV. und XVI. Jahrhunderts mit Ausnahme der für Salisbury und York gedruckten.
Mitteilungen d. Österr. Vereins f. Bibliothekswesen. 11. 1907. S. 1—48.

Karlsson, K. H., Catalogo dei libri e degli scritti riguard. la storia d'Italia, scritti da Svedesi e pubblicati in Svezia.
Atti d. congresso internaz. di scienze storiche. (Roma 1903.) Vol. 1. 1907. S. 249—278.

Roeper, A., Das Lebenswerk des Radierers Wilhelm Krauskopf (Bibliographie).
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6641—6646.

Ullrich, R., Programmwesen und Programmbibliothek der höheren Schulen. Mit Programm-Bibliographie von 1824 bis 1906.
Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen. 61. 1907. S. 81—288.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Archer, R., The idyl of Israel Known as the song of Solomon or song of songs.
Poet Lore. 18. 1907. S. 97—106.

Ebner, Th., Des Knaben Wunderhorn. Rückblicke und Hoffnungen für das deutsche Volkslied.
Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. 31. H. 8. 1907. 55 S.

Ende, Amelia von, Recent German poetry and drama.
Poet Lore. 18. 1907. S. 123—132.

Franck, H., Vom neuen deutschen Drama.
Eckart. 1. 1906/7. S. 510—516.

Herrmann, P., Deutsche Dichter und Gedichte auf Island. 1. Das Lied von Kaiser Friedrich Rotbart. 2. Paul Gerhardt auf Island. 3. Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Island.
Tägliche Rundschau. 1907. Unterhaltungsbeil. Nr. 147 v. 26. Juni. Nr. 148 v. 27. Juni.

Keckeis, G., Dramaturgische Probleme im Sturm und Drang.
Untersuchungen z. neueren Sprach- u. Lit.-Geschichte. 11. 1907. 135 S.

Lamprecht, K., Das Lied in der Romantik.
Morgen. 1. 1907/8. Nr. 3. S. 90—94.

Schück, J. H. E., Die Anfänge der neuskandinavischen Literatur.
Internationale Wochenschrift f. Wissenschaft, Kunst und Technik. 1. 1907. Sp. 335—342. 377—388.

Schultheiß, F. G., Der Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls.
Archiv f. Kulturgeschichte. 5. 1907. S. 55—82.

Simond, Ch., Le mouvement littéraire en Angleterre.
La Revue. 1907. Nr. 13. S. 103—110.

Spitzer, H., Die Grenzen beschreibender Dichtkunst.
Deutsche Literaturzeitung. 28. 1907. Sp. 1541—1549.

Wünsch, R., Hellenistische Wundererzählungen.
Deutsche Literaturzeitung. 28. 1907. Sp. 1157—1167.

Einzelne Schriftsteller.

Aeschylus: Nestle, W., Die Weltanschauung des Aischylos. (Schluß.)
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 19. 1907. S. 305—333.

Bahr: De Nora, A., Hermann Bahrs „Wien".
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 127 v. 5. Juli. S. 29—30.

Bartels: Maync, C., Adolf Bartels als Literarhistoriker.
Deutsche Literaturzeitung. 28. 1907. Sp. 1285—1295. 1349—1361.

Carducci: Muret, M., Le poète Giosuè Carducci.
Revue des deux Mondes. 1907. Juli 1. S. 103—132.

Dante: Trobridge, G., Dante as a nature poet. 1.
Westminster Review. 1907. Juli. S. 78—88.

Geibel: F(asola), C., Bibliografia delle traduzioni italiane di Emanuele Geibel dal 1859 al 1907.
Rivista mensile d. letteratura tedesca. 1. 1907. S. 129—145.

Goethe: Benvenuti, E., Lettere inedite di Andrea Maffei rig. la sua tradizione del Faust.
Rivista mensile d. letteratura tedesca. 1. 1907. S. 109—119.

—: Beringer, J. A., Goethe und der Mannheimer Antikensaal. *Goethe-Jahrbuch.* 28. 1907. S. 150—159.

—: Bode, W., Goethe im deutschen Zusammenbruch 1806.
Stunden mit Goethe. 3. (1907). S. 13—46.

—: Briefe Goethes. Zu Goethe und Frommann. 14 Briefe Goethes. Hrsg. von R. Herold, bearb. von L. Geiger. *Goethe-Jahrbuch.* 28. 1907. S. 262—281.

—: Eck, S., Goethes „Geheimnisse". Ein Vortrag.
Die christliche Welt. 21. 1907. Sp. 465—473. 489—495.

—: Jacoby, D., Goethes und Schillers Verhältnis zu Matthison. *Goethe-Jahrbuch.* 28. 1907. S. 173—191.

—: Muthesius, K., Goethe und Pestalozzi.
Goethe-Jahrbuch. 28. 1907. S. 160—172.

—: Petsch, R., Faust-Studien.
Goethe-Jahrbuch. 28. 1907. S. 105—133.

—: Sauer, A., Rede zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Franzensbad am 9. Sept. 1906.
Goethe-Jahrbuch. 28. 1907. S. 95—104.

—: Sintenis, F., Zur Verwertung von Goethes Briefen.
Goethe-Jahrbuch. 28. 1907. S. 134—149.

—: Goethes Tod. (Aus: Carl Schüddekopf, Goethes Tod. Leipzig 1907.)
National-Zeitung. 1907. Nr. 283 v. 20. Juni.

—: Ungern-Sternberg, J. Freifrau, Goethes Stellung zur Handschriftendeutung.
Stunden mit Goethe. 3. (1907.) S. 47—53.

Grillparzer: Hartel, W. v., Grillparzer und die Antike.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 17. 1907. S. 165—189.

—: Petak, A., Goethesche Einflüsse auf Grillparzers Lyrik.
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 17. 1907. S. 1—31.

Grün: Fick, H., Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Erinnerungen an Anastasius Grün.
Velhagen & Klasings Monatshefte. 1907. Juli. S. 568—572.

Hauptmann: Grummann, P. H., Hauptmann's Treatment of Germanic Myths.
Poet Lore. 18. 1907. S. 89—96.

Ibsen: v. d. Leyen, F., Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen. (Schluß.)
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 115. S. 323—326. (Das Frühere s. Nr. 106 u. 110.)

—: Weygandt, W., Die abnormen Charaktere bei Ibsen.
Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 50. 1907. 16 S.

Lagerlöf: Ackerknecht, E., Selma Lagerlöf.
Westermanns Monatshefte. 1907. Juli. S. 563—570.

Lessing: Rösiger, F., Lessings Heldenideal und der Stoizismus.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 19. 1907. S. 347—355.

Molière: Pellisson, M., Une Étude récente sur Molière.
Nouvelle Revue. 1907. Juin. S. 457—470.

Mundt: Houben, H. H., Privatdozent und Schriftsteller. (Theodor Mundt.)
Der Zeitgeist. Beibl. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 25 v. 24. Juni.

Musset: Brette, A., A propos d'Alfred de Musset.
Nouvelle Revue. 1907. Juin. S. 480—492. Juli. S. 29—45.

Nietzsche: Meyer, R. M., Nietzsches Zarathustra.
Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 19. 1907. S. 430—450.

Petrarca: Cian, V., Il testo del canzoniere Petrarchesco (Con autografi).
Nuova Antologia. Vol. 129, Ser. 5. 1907. S. 410—419.

Rousseau: Dumur, L., Les Détracteurs de Jean-Jacques.
Mercure de France. T. 77. 1907. S. 577—600.

—: Welten, H., Rousseau und die Pflanze.
Der Zeitgeist. Beil. z. Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 24 v. 17. Juni.

Schiller: Linde, E., Zurück zu Schiller!
Eckart. 1. 1906/7. S. 499—509.

Schleiermacher: Kappstein, Th., Liebe als angewandte Religion. (Schleiermacher und Fr. Schlegels Lucinde).
Der Zeitgeist. Beibl. zum Berliner Tageblatt. 1907. Nr. 25 v. 24. Juni.

Shakespeare: Avonianus, Shakespeare-Unsinn.
März. 1. 1907. H. 12. S. 487—494.

Stern: Krüger, H. A., Adolf Stern.
Eckart. 1. 1906/7. S. 489—498.

Tolstoi: Brandes, G., Tolstoi kontra Shakespeare.
Morgen. Wochenschrift f. deutsche Kultur. 1. 1907/8. Nr. 1. S. 11—14.

Vischer: Bettelheim, A., Briefe von Friedrich Theodor Vischer an Berthold Auerbach.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 299 v. 29. Juni.

—: Sechs Briefe Friedrich Vischers an Weltrich. (Hrsg. von Rich. Weltrich.)
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 122 v. 27. Juni.

—: Falkenheim, H., Das Lebenswerk Friedrich Theodor Vischers.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 123 v. 28. Juni. S. 385—389.

—: Klaiber, Th., Friedrich Theodor Vischer.
Kunstwart. 20. 1907. Heft 19. S. 356—365.

—: Krauß, R., Zum Gedächtnis Friedrich Vischers.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 26 v. 30. Juni. S. 203—206, Nr. 27 v. 7. Juli. S. 213—216.

—: Krauß, R., F. Th. Vischer und Goethe. Zum hundertsten Geburtstag Vischers am 30. Juni 1907.
Tägliche Rundschau. 1907. Unterhaltungsbeil. Nr. 149 v. 28. Juni, Nr. 150 v. 29. Juni.

—: Landsberg, H., Friedrich Theodor Vischer. Zu seinem hundertsten Geburtstag.
National-Zeitung. 1907. Nr. 301 v. 30. Juni

Von den Auktionen.

Mitte Oktober dieses Jahres gelangt bei *Max Perl in Berlin,* Leipzigerstraße 89, eine *Sammlung von Seltenheiten aus Literatur und Kunst*, darin die *Dubletten der Gräflich Yorck von Wartenburgschen Schloßbibliothek in Kleinoels,* zur Versteigerung. Besonders zu erwähnen ist, neben seltenen Stücken aus der klassischen und romantischen Literaturperiode (Goethe, Schiller, Lessing), eine fast lückenlose Sammlung der Stürmer und Dränger wie Klinger, Lenz, Wagner, Heinse, Maler Müller, Bürger, Schubart u. a. Hervorzuheben ist ferner eine schöne Kollektion illustrierter Werke mit Kupfern von Chodowiecki, sowie sonstige Raritäten für Bibliophilen.

Interessant für unsere Leser mag die Tatsache sein, daß der Grundstock der Yorck von Wartenburgschen Fideikommißbibliothek aus Büchern gebildet wurde, die Ludwig Tieck gehörten. Der damalige Majoratsherr Graf Paul Yorck stellte Tieck, nachdem dessen Bibliothek versteigert worden war, die Mittel zur Anlage einer zweiten Büchersammlung zur Verfügung, unter der Bedingung, daß diese Bibliothek nach Tiecks Tode an das Yorcksche Majorat kommen sollte. Das geschah denn auch. Späterhin ist durch zwei Generationen stattlich weiter gesammelt worden, auch die Bibliotheksbestände einer Seitenlinie des Hauses kamen dazu, so daß sich eine große Anzahl von Dubletten zusammenfand, die nun versteigert werden sollen. — Der Katalog ist in Vorbereitung. —m.

Im Herbst dieses Jahres wird durch die Kunsthandlung von *Amsler & Ruthardt in Berlin* die berühmte Sammlung des in Hamburg verstorbenen *Dr. J. Mohrmann* versteigert werden: eine der wenigen Auktionen auf deutschem Markt, die ausschließlich den graphischen Künsten gewidmet sind. Abgesehen von zahlreichen Handzeichnungen Hamburger Künstler liegt der Schwerpunkt der Mohrmannschen Sammlung in den prächtigen Radierungscyklen und den vielen, meist vom Künstler handschriftlich bezeichneten Probedrucken Max Klingers. Da die Arbeiten dieses Meisters der Griffelkunst hinreichend bekannt und auch mehrfach von berufener Hand beschrieben worden sind, können wir uns darauf beschränken, nur die frühen Ausgaben seiner Cyklen aufzuzählen, die zum Verkauf gelangen und zwar: Opus I Radierte Skizzen, Opus II Rettungen Ovidischer Opfer, Opus IV Intermezzi, Opus V Amor und Psyche, Opus VI Ein Handschuh, Opus VIII Ein Leben, Opus X Eine Liebe, Opus XII Brahms-Phantasie, Opus XIII Vom Tode zweiter Teil. Außerdem enthält die Sammlung vorzügliche Arbeiten in ersten, meist handschriftlich gezeichneten Abdrücken von Greiner, Stauffer-Bern, Hans Thoma, Bloch, Chabine, Peter Halm, Haueisen, Helleu, Herkomer, Israels, Le Grand, Adolf Menzel, Oberländer, Pennel, Rodin, Unger, Veth, Welti, Willette und Zorn. Auch unter den Original-Handzeichnungen begegnen wir ausgezeichneten Arbeiten von Baluscheck, Defregger, Greiner, Herkomer, Klinger, Melbye, Moe und Menzel mit sehr interessanten Studien zu bekannten Bildern. Die Versteigerung beginnt Ende Oktober; der in Vorbereitung befindliche illustrierte Katalog wird gegen Ende September ausgegeben werden. —m.

Kleine Mitteilungen.

Der *„Berliner Bibliothekenführer“*, den Geheimrat Dr. *P. Schwenke* und Dr. *A. Hortzschansky* in der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin haben erscheinen lassen, verfolgt in erster Linie praktische Ziele. Er ist ein „Führer“ im besten Sinne des Worts, der jedem, der in den Bibliotheken zu tun hat, treffliche Dienste leisten wird. Die Einleitung gibt eine kurze Erläuterung über den Gesamtkatalog und das Auskunftsbureau, dann beginnt die Reihe der Bibliotheken: die allgemeinen öffentlichen, die Hochschulbibliotheken, die wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen, Schul-, Behörden-, Kirchen-, Vereins-, Spezial-Leihbibliotheken (3) und Privatbibliotheken (auch nur 3, die unter gewissen Einschränkungen zugänglich sind). Daß auch solche Sammlungen Aufnahme gefunden haben, die eine Benützung ausschließen, ist ganz gewiß zweckmäßig; denn selbst eine negative Auskunft kann für den Suchenden, der nicht gern seine Zeit vertrödelt, von Wert sein. Ein alphabetisches Verzeichnis ermöglicht das Auffinden einer gesuchten bestimmten Bibliothek, ein sachliches orientiert über die Sammelgebiete. —bl—

Ein prachtvolles Buch hat der Leipziger Insel-Verlag zu Goethes 75. Todestage erscheinen lassen: *„Goethes Tod.* Dokumente und Berichte der Zeitgenossen“, herausgegeben von *Carl Schüddekopf.* Unmittelbar nach Goethes Tode hat Karl Wilhelm Müller einen ähnlichen Versuch unternommen; seither ist aber so viel neues urkundliches Material dazu gekommen, ist auch manche Legende (wie über das „Mehr Licht“) zerstreut worden, daß eine abermalige Sammlung mit Freuden begrüßt werden muß. Freilich konnte der Insel-Verlag, der die Anregung gegeben hat, auch keinen geeigneteren Bearbeiter finden als Dr. Schüddekopf, dem die Schätze der Weimarischen Bibliotheken und Archive zur Verfügung stehen und der außerdem in der Goethe-Forschung sozusagen „zu Hause“ ist. Natürlich hat Schüddekopf nur eine Auswahl geben können. Die Darstellung teilt sich in 8 Kapitel: Goethes letzte Tage, Krankheit, Tod, Aufbahrung, Beisetzung, Testamentseröffnung, Trauerfeiern in Weimar, Auswärtige Trauerfeiern. Als Beilagen sind zunächst angefügt: 12 Briefe über Goethes Tod, unter denen der des Dr. Wilhelm Weißenborn hier zum erstenmale deutsch wiedergegeben worden ist (auch die Briefe des Herrn von Schardt, von Karl und Amalie von Stein an Fritz, die in der „Z. f. B.“ X. Jahrgang veröffentlicht wurden, hätten hierher gehört); ferner Coudrays Bericht über Goethes Tod, Röhrs Trauerrede, Goethes Testament, die Bühnen-

feiern (mit Tiecks und Immermanns Epilog), Gedichte auf Goethes Tod, ausländische Nachrufe. Das prächtig ausgestattete Buch enthält auch eine Anzahl von Abbildungen und Faksimilien, u. a. die Todesanzeige und die Gesänge bei Goethes Bestattung. —bl—

Eine neue deutsche Pracht- und Jubel-Ausgabe des gefeiertsten italienischen Renaissance-Poeten hat der Verlag Georg Müller in München zur Subskription ausgeschrieben: „*Ariost, Der rasende Roland. In vollständiger Übertragung herausgegeben von Alfons Kißner*". Hier unternimmt es zum erstenmale ein philologischer Fachmann — ein Gelehrter, der seit Jahren als literarhistorischer Kenner ebenso bewährt ist wie als gewandter Übersetzer aus dem Englischen — auf Grund subtilster Sachkenntnis den „Rasenden Roland" mit feinstem Sprachgefühl und einem Formgeschick von überraschender Elastizität in deutsches Gewand bannend — uns eine endgültige Nachdichtung des gewaltigen Gedichts voll Farbenglanz und sprühenden Lebens zu bescheren. Kißners Arbeit ist ein Dokument jener in Deutschland zu großartigster Vollendung gediehenen Kunst der nahezu rastlosen Aneignung fremdsprachlicher Meisterwerke. Da das erste Zeugnis von Lodovico Ariostos werdendem Gedicht aus dem Jahre 1507 herrührt, begeht der „Rasende Roland" heuer gleichsam die 400jährige Jubelfeier seiner Entstehung. Professor Alfons Kißner hat vor dem Abschlusse seiner Arbeit nochmals alle die Stätten der Apenninenhalbinsel besucht, die an Ariost, sein Wirken und die Geburt seiner Gestalten erinnern. In Anmerkungen hinter jedem der zwei Bände erläutert er Historisches, Sachliches, Zitate, Anlehnungen. Das Werk stellt eine Lebensarbeit des Übersetzers dar. Der Ausstattung widmet der Verlag, dessen deutscher Rabelais allerseits wärmstens anerkannt worden, ganz besondere Hingabe. Das Werk soll in 2 Bänden von rund 1200 Seiten in klarer, schön geschnittener Type auf feinstem Hadernpapier von angenehmer Färbung erscheinen, und zwar in einmaliger, in der Presse numerierter Auflage: 35 Exemplare auf echt van Geldern in Ganzleder gebunden (zum Preise von 60 M.), 800 Exemplare auf Hadernpapier in Halbleder mit reicher Rückenpressung für 30 M. Fl.

Eine neue, wesentlich vermehrte Auflage der *Grisebachschen Gesammtausgabe von E. Th. A. Hoffmanns Werken* ist soeben in Max Hesses Verlag in Leipzig erschienen. Diese Neubearbeitung der ersten vollständigen und anerkannt besten Ausgabe Hoffmanns ist eine der letzten großen Herausgeberarbeiten des leider zu früh verstorbenen Literarhistorikers und Bibliophilen Eduard Grisebach. Neu aufgenommen wurden Hoffmanns musikalische Schriften, insbesondere seine Beiträge zur „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", eine Reihe wichtiger Rezensionen, darunter die von Dr. Istel entdeckte Besprechung von Kotzebues Opernalmanach usw.; viele Notenbeispiele sind beigegeben. Wie erheblich die Vermehrung der zweiten Auflage ist, mag man daraus entnehmen, daß die neu aufgenommenen Schriften über 300 Druckseiten umfassen. Da der von der Verlagshandlung angesetzte billige Preis (in 4 Leinenbänden M. 8.—) trotz der vermehrten Bogenzahl nicht erhöht worden ist, dürfte die Ausgabe auch in dieser neuen Gestalt guten Absatz finden.

„*Selbstmord und Selbstmörder*" betitelt sich der Katalog, in dem Herr *Max von Boehn* das Resultat seines mehr als 25jährigen Sammelns aller auf den Selbstmord bezüglichen Literatur verzeichnet hat. Die erste Abteilung führt 346 Werke auf, in denen zwischen 1607 und 1907 Autoren aller Länder und aller Berufe über den freiwilligen Tod handeln. Theologen, Philosophen, Ärzte, Juristen, Psychiater, Militärs, Historiker, Nationalökonomen, Spiritisten, Statistiker haben das Thema von ihrem Standpunkt aus behandelt: nach Gesichtspunkten, so verschieden, wie die Nationalität der Schreiber, die sich außer Deutschen aus Amerikanern, Dänen, Engländern, Franzosen, Holländern, Italienern, Polen, Russen, Schweden, Spaniern, Ungarn usw. zusammensetzen. Die zweite Abteilung zählt 100 Biographien von 58 Selbstmördern. Neben Kaisern, Königen und Prinzen finden sich da Künstler, Dichter und Gelehrte, neben vielen hochberühmten auch so mancher ganz unbekannte Name, dem nur der Zufall, daß er einen Biographen gefunden, hier einen Platz verschafft hat. Das Boehnsche Verzeichnis bildet eine willkommene Ergänzung zu Mottas „Bibliographia del suicidio", denn es enthält einmal die von Motta nicht mehr verzeichnete Literatur, soweit sie nach dem Jahre 1890 erschien, führt dann aber auch unter den vor diesem Zeitpunkt publizierten Schriften 120 Nummern auf, die dem italienischen Bibliographen unbekannt geblieben sind. Die kleine Schrift ist (von Brügel & Sohn in Ansbach) gut gedruckt und von Professor Ferd. Nigg in Magdeburg mit einer Vignette ausgestattet worden. Der Herausgeber hat nur 60 Exemplare als Manuskript drucken lassen. —n.

Es ist sehr merkwürdig, wie seit Dührens Rétif-Monographie das Interesse für *Rétif de la Bretonne* zugenommen hat. Der Verlag von Julius Eichenberg in Siena (jetzt Paris) hatte eine deutsche Ausgabe des „Monsieur Nicolas" angekündigt, von der gleich der erste Band konfisziert wurde. Nun hat Rétif ja in der Tat viel geschrieben, was der Übertragung nicht wert ist. Aber gegen ein Werk wie den „Monsieur Nicolas", das eine ganz eigenartige Stellung in der Weltliteratur einnimmt, lag wahrlich kein Anlaß vor einzuschreiten. Da unter dem Drucke der Staatsanwaltschaft sich eine Fortführung der Übersetzung schwer ermöglichen ließ, so hat der Verlag einzelne Bände, die kaum beanstandet werden können, unter Sondertiteln erscheinen lassen. Einige liegen uns vor; zunächst „*Sara*" und „*Pariser Liebschaften*". „Sara" (342 Seiten, mit einer guten Reproduktion des bekannten Porträts Rétifs von Binet-Berthet) ist die Geschichte der Liebe eines Fünfundvierzigjährigen, das Bekenntnis eines alt werdenden Mannes, in

(Kleine Mitteilungen — Inserate.)

seiner psychologischen Wahrhaftigkeit von bestrickendem Reiz, ein Werk feinster Seelenanatomie, dabei durchaus frei von Obszönitäten. *Arthur Schurig*, der Übersetzer, der der Liseuxschen Ausgabe gefolgt ist, hat eine Anzahl Kürzungen vorgenommen, wie sie schon Schiller für das „coeur humain dévoilé" vorschlug. Flüchtige Nachprüfung ergab, daß Herr Schurig mit taktvoller Hand vorgegangen; die ganze Übersetzung liest sich glatt und flott. Beigefügt ist ein Abschnitt aus dem „Année des Dames nationales", die Prozeßgeschichte der Charlotte Corday, mit mancherlei interessanten Einzelheiten.

Auch die „Pariser Liebschaften" (XVIII u. 336 S.) sind eine starke Kürzung der Bände VII, VIII und IX des Liseuxschen Neudrucks, über deren ungeheure Weitschweifigkeit man nicht so leicht hinauskommt. Sittengeschichtlich gehören sie zu den fesselndsten Partien des Gesamtwerks. Die Kapitel, die die Vorgeschichte der Ehe Rétifs mit Agnes Lebègue behandeln, wird man nicht ohne Grauen lesen können. Die beiden Werke sind gut ausgestattet und nicht teuer (M. 6 der Band, in Leinen M. 7, auf Bütten in Pergament M. 10). Dazu treten noch zwei weitere Bände zu gleichen Preisen: *„Monsieur Nicolas erste Abenteuer"*, mit entzückenden Schilderungen des Landlebens, und *„Madame Paragon"*, eine vortreffliche Darstellung des Getriebes in einer kleinen Gewerbestadt Frankreichs um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. —m.

Aus dem Verlag von Albert Langen in München gehen uns folgende Neuerscheinungen an Romanen zu: *Björnson*, *„Mary"*. Der Buchschmuck beschränkt sich auf die Wiedergabe des Donatelloschen Reliefs der heiligen Cäcilie. *Freiherr von Schlicht*, *„Mobil"* mit einer farbigen Umschlagzeichnung von E. Thöny. *Leonhard Schrickel*, *„Der goldene Stiefel"* mit farbiger Umschlagzeichnung von Bohumiel Nehasil. *Knut Hamsun*, *„Unter dem Halbmond"*, in blauer Englisch-Leinen-Broschierung und mit kleinem Aufschneider versehen. Über das Äußere dieser vier Bände ist Wesentliches nicht zu sagen. Näher eingehen muß man jedoch auf eine weitere Veröffentlichung des Verlags: *„Der Rohrspatz", ein neues Fabelbuch* von *Theodor Etzel* mit Zeichnungen von *C. O. Petersen.* Zunächst sei betont — um naheliegenden Irrtümern auszuweichen — daß es sich keineswegs um Fabeln für die Jugend handelt. Der bittre, gallige, sozialpolitische Beigeschmack der meisten macht selbst auf harmlosere Erwachsene einen verstimmenden Eindruck. Die Bilderchen jedoch müssen jedes Alter mit Freude erfüllen. Das Chamäleon mit den Kugelaugen, der boshafte Rabe, der dekorativ seine Schwanzfedern kringelnde Hahn, der fromme Esel mit dem seraphischen Blick, der schmunzelnde Adler und andre mehr sind köstlich humoristische Schöpfungen, bei aller Satire von Fabelstimmung getragen. Der Umschlag zeigt in japanischer Farbenschnittmanier einen zierlich gefiederten Rohrspatz, wie er im Geäst sitzt und schimpft. Die Rückseite zeigt den Fabulisten auf einem Kinderstubenpegasus, wie er das liebe Vieh belauscht und konterfeit. —g.

Das *größte Bibliotheksgebäude der Erde*, das berechnet ist, vier und ein halb Millionen Bände aufzunehmen und dessen Bau annähernd zwölf Millionen Mark kosten soll, geht nunmehr in der 5. Avenue zu New York der Vollendung entgegen. Es erhebt sich an der Stelle, die früher das große Wasserreservoir der Stadt einnahm. Dieser Riesenbau soll den Gesamtnamen „New York Public Library—Astor, Lenox and Tilden Foundation" führen und wird eine Vereinigung der Astorschen mit den Lenoxschen Bibliotheken bilden und vom Tildentrust noch vermehrt werden. Der Stiftungsfonds beträgt ca. vierzehn Millionen Mark. Fl.

Aus den Antiquariaten. Eine große Anzahl interessanter *Berolinensien* bringt Katalog Nr. 6 (Geschichte) von *Edmund Meyer*, Berlin W. 35, darunter viele 1848er Flugschriften; ebenso bringt der genannte, 2704 Nummern umfassende Katalog zahlreiches über Napoleon I. und als Einleitung eine interessante kleine Studie von Dr. A. Grisebach über „Napoleon in zeitgenössischen Bildnissen". — Katalog Nr. 37 von *Ernst Frensdorff*, Berlin SW. 11, zeigt u. a. eine Anzahl vergriffener literarischer Zeitschriften an (z. B. „Der deutsche Eidgenosse", Hamburg 1865/67, und Wünster-Gleichs „Zeitblüthen", Leipzig 1816). — *Karl W. Hiersemann*, Leipzig, bietet an: *Die Kaiserliche Porzellanfabrik in St. Petersburg 1744—1904.* Herausgegeben von der Administration der Kaiserlichen Manufakturen. Mit 12 Tafeln in Lichtdruck, 1 in Chromolithographie und 493 Textillustrationen in Autotypie (M. 75). Ferner: *Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich.* Herausgegeben von Hofrat Dr. *Franz Wickhoff.* III. Band: *Die illuminierten Handschriften in Kärnten.* Beschrieben von Dr. *Robert Eisler.* Großfolio. 147 Seiten Text mit 85 teils ganzseitigen Abbildungen in Autotypie und 9 Tafeln, davon 8 in Lichtdruck und 1 in Heliogravüre. In Ganzleinwand gebunden M. 50. — Sehr interessant ist die genaue Beschreibung eines Indulgenzbriefes Sixtus IV., den Baers *„Frankfurter Bücherfreund"* V, 2 unter Begleitung eines Faksimiles bringt. —m.

Eine völlig *neu bearbeitete Ausgabe des „Jungen Goethe"* wird im Einverständnis mit der Firma S. Hirzel im Leipziger Insel-Verlag erscheinen. Die Herausgabe hat Dr. *Max Morris* übernommen. Die Ausgabe wird wesentlich umfangreicher sein als die erste und alles umfassen, was an Werken, Briefen, Jugendarbeiten, Gesprächen, Radierungen und Zeichnungen Goethes, sowie an Bildern von ihm bis zum Jahre 1775 bekannt ist. Sämtliche irgend erreichbaren Handschriften werden für den Druck noch einmal genau verglichen werden. Herausgeber und Verlag richten daher an alle, die Handschriften u. a. aus dieser Lebensepoche Goethes, vor allem etwa noch ungedrucktes oder unbekanntes Material besitzen oder im Privatbesitz wissen, die Bitte, Herrn Dr. Max Morris, Weimar, Kurthstraße 2, freundlichst davon zu benachrichtigen. —x.

(Kataloge — Inserate.)

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. No. 546. *Bibliotheca asiatica.* II. Kleinasien, Cypern, Palästina, Syrien, Arabien. Entsprechende Literatur und Geschichte. — No. 550. *Numismatik* aller Länder, ausgenommen Orient.

Max Perl in Berlin W. No. 78. *Deutsche Literatur in Erstausgaben, Kupferwerke, Holzschnittbücher, Kuriosa.*

v. Zahn & Jaensch in Dresden. No. 200. *Europäische Literatur- und Sprachwissenschaft.*

Edmund Meyer in Berlin W. 35. No. 6. *Geschichte.*

Th. Ackermann in München. No. 562. *Geschichte.*

Ernst Frensdorff in Berlin SW. 11. No. 37. *Zeitschriften, Almanache, Autographen, Literatur in Einzel- und Gesammtausgaben.*

Max Jaeckel in Potsdam. No. 22. *Alte Jugendschriften, alte Kinder- und Gesellschaftsspiele, deutsche Literatur.*

Taussig & Taussig in Prag. No. 146. *Erstausgaben, Kuriosa.*

Ausland.

H. Daragon in Paris. VIII, 1/2. *Histoire, sciences occultes, livres curieux.*

Loescher & Co. in Rom. No. 3. *Bibliographica archaeologica.*

J. Gamber in Paris. No. 39. *Grandes collections, Histoire des Religions, Philosophie, Archéologie, Litterature de la France.*

Leo S. Olschki in Florenz. Bullet. mens. No. 59. *Alte Drucke.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 5 — August 1907.)

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Zeitschrift für Bücherfreunde

Organ der Gesellschaft der Bibliophilen.

BEIBLATT

XI. Jahrgang. September 1907. Sechstes Heft.

Abonnementspreis für den Jahrgang 36 M. (21,60 Fl. ö. W., 45 Fr., 36 sh., 21,60 Rb.), für das Quartal (drei Hefte) 9 M.

Anzeigen

1/8 Seite	8 Mark.	1/2 Seite	30 Mark.
1/4 Seite	15 Mark.	1/1 Seite	60 Mark.

Kleine Anzeigen (Desiderata und Angebote): die gespaltene Petitzeile **50** Pf. — Beilage-Gebühr 40 Mark.
Inserationsschluß am 25. des vorhergehenden Monats.

Redaktionelle Sendungen: Manuskripte, Bücher, Kataloge etc. gefl. zu richten an den Herausgeber: *Fedor von Zobeltitz, Berlin W. 15,* Uhlandstr. 33 (Sommer: Spiegelberg bei Topper, Rgbz. Frankfurt a. O.).
Anzeigen an die Verlagshandlung *Velhagen & Klasing,* Abteilung für Inserate, *Leipzig,* Hospitalstr. 27.

Rundschau der Presse.

Von Professor Dr. Adalbert Hortzschansky in Groß-Lichterfelde.

Die nachfolgende Übersicht versucht, die wichtigeren in Zeitschriften und Zeitungen enthaltenen Aufsätze und Abhandlungen zu verzeichnen, soweit sie für die Leser unserer Zeitschrift in Betracht kommen. Zusendung von Sonderdrucken und Ausschnitten an die Adresse des Bearbeiters in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Moltkestr. 40, erbeten.

Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen.

Allgemeines.

Couderc, C., Exposition de portraits peints et dessinés à la Bibliothèque nationale. (Deux. article.) Les manuscrits. II.
Gazette d. beaux-arts. 3. Pér. T. 37. 1907. S. 379—387.

Crawford, E., Mediaeval and renaissance portraiture.
Contemporary Review. 92. 1907. August. S. 227—242.

Grautoff, O., Miniaturen-Ausstellung in der Bibliothèque nationale in Paris. (Mit 4 Abbildungen.)
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 275—278.

Van der Haeghen, G., Le livre de demain.
Bulletin de l'institut internat. de bibliographie. 12. 1907. S. 105—127.

Humann, G., Die Beziehungen der Handschriftornamentik zur romanischen Baukunst. (Mit 96 Abbildungen.)
Studien z. Deutsch. Kunstgeschichte. H. 86. 1907. 99 S.

Laugardière, M. de, Le livre d'heures des Maubruny.
Mémoires de la société des antiquaires du Centre. 30. 1906. (Bourges 1907). S. 87—117.

Mahler, R., Die Entzifferung der Hieroglyphen.
Der Zeitgeist. Beibl. zum Berliner Tageblatt 1907. Nr. 28 v. 15. Juli.

Schäfer, H., und K. Schmidt, Die altnubischen christlichen Handschriften der Königl. Bibliothek zu Berlin.
Sitzungsberichte d. preuß. Akademie d. Wiss. 1907. S. 602—613.

Bibliophilie. Exlibris.

Duff, E. G., Some early Scottish book-bindings and collectors.
Scottish Historial Review. 4. 1907. S. 430—442.

(Jacobs, E.,) Karl Zeisberg als Büchersammler.
Nachricht üb. d. fürstl. Bibliothek zu Wernigerode. 1907, Juli. S. 3—8.

Lozzi, C., Saggio di Cimeli marchegiani (aus dem Besitze von C. Lozzi.)
Bibliofilia. 9. 1907/8. S. 34—54; 90—103, mit Faks.

Schottenloher, K., Bamberger Privatbibliotheken aus alter und neuer Zeit.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 417—460.

Bibliothekswesen.

Biagi, G., Le biblioteche e i loro bisogni più urgenti.
Rivista d. biblioteche. 18. 1907. S. 84—91.

Le Biblioteche al Senato (d'Italia).
Rivista d. biblioteche. 18. 1907. S. 76—84.

Daykin, J., Village libraries (in England).
Library Association Record. 9. 1907. S. 365—374.

Diederich, F., Die freie öffentliche Bibliothek Dresden-Plauen. Ein Beitrag zur Organisation mittelgroßer Volksbibliotheken.
Blätter f. Volksbibliotheken und Lesehallen. 8. 1907. S. 113—120.

Dübi, H., Curiosa von Bern und der Stadtbibliothek in Bern.
Blätter f. Bern. Geschichte. 2. 1906. H. 4. (8 S.)

Der Erweiterungsbau des Britischen Museums.
Internat. Wochenschrift f. Wiss., Kunst u. Technik. 1. 1907. Sp. 513—516.

Fick, R., Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und seine Suchliste.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 347—364.

Fischer, H., Die Kgl. Bibliothek in Bamberg und ihre Handschriften.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 364.—393.

Fritz, G., Erfolge und Ziele der deutschen Bücherhallenbewegung 1902—1907.
Comenius-Blätter f. Volkserziehung. 15. 1907. S. 66—84.

Geiger, K., Über Mißstände im Dissertationenwesen.
Zentralblatt f. Bioliothekswesen. 24. 1907. S. 394—417.

Küster, Oberschlesisches Volksbibliothekswesen. Vortrag gehalt. auf d. 11. Hauptvers. d. Deutsch. Vereins f. ländliche Wohlfahrts- u Heimatpflege.
Volksbücherei in Oberschlesien. 1. 1907. S. 67—73, auch in: *Eckart.* 1. 1906/7. S. 591—600.

Legler, H. E., Certain phases of library extension.
Library Journal. 32. 1907. S. 303—307.

Le Librerie per uso dei marinai. (Von V. B. G.)
Rivista d. biblioteche. 18. 1907. S. 65—70.

Meyer, E., Einige Mitteilungen über die Volksbibliotheken Schwedens.
Blätter f. Volksbibliotheken u. Lesehallen. 8. 1907. S. 109—113.

Michel, H., La société des amis de la Bibliothèque d' Amiens.
Bulletin de l'association des bibliothécaires français. 1. 1907. S. 96—98.

Muñoz, A., Nella biblioteca del serraglio a Constantinopoli. (Con 3 illustr.)
Nuova Antologia. 1907. Juli 16. S. 314—320.

Philippi, M., Die neuen freien öffentlichen Bibliotheken in Glasgow. (Glasgow Corporation Public Libraries.)
Comenius-Blätter f. Volkserziehung. 15. 1907. S. 37—45.

Pollard, A. W., The Library Association and its branches.
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 316—329.

Scheele, G., Frauen als Bibliothekarinnen.
Comenius-Blätter f. Volkserziehung. 15. 1907. S. 57—59.

La Situation des bibliothécaires (en France). Mémoire remis par le bureau de l'association à m. le ministre de l'instruction publique.
Bulletin de l'association d. bibliothécaires français. 1. 1907. S. 81—90.

Achte Versammlung Deutscher Bibliothekare in Bamberg am 23. und 24. Mai 1907.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. 24. 1907. S. 343—472.

Vidier, A., L'Exposition de la bibliothèque de la ville de Paris.
Bulletin de la société de l'histoire de Paris. 34. 1907. S. 89—92.

Ward, H. L., The library and the museum.
Libr. Journal. 32. 1907. S. 307—311.

Willcock, W. J., Is the printed catalogue doomed?
Library Association Record. 9. 1907. S. 384—389.

Eine Zentraleinkaufsstelle deutscher Bibliotheken. (Von O. R.)
Korrespondenzblatt d. Akadem. Schutzvereins. 1. 1907. S. 93—95.

Buchdruck und -Gewerbe.

Cohen, A., Hebrew incunabula in Cambridge.
Jewish Quarterly Review. 19. 1907. S. 744—750.

D(uff), E. G., Richard Pynson and Thomas Bercula. (Londoner Druckerei, gegründ. 1490.)
Library. 2 Ser. 8. 1907. S. 298—303.

Engel, G., Neue Schmuckformen im Buchdruck.
Archiv f. Buchgewerbe. 44. 1907. S. 269—271.

Hellwig, W., Fremdländische Satzkunst.
Archiv f. Buchgewerbe. 43. 1907. S. 258—269.

Lange, H. O., Eine Merseburger Buchdruckerei um das Jahr 1479.
Beiträge z. Inkunabelkunde hrsg. v. d. Gesellschaft f. Typenkunde des XV. Jahrhunderts. (1.) 1907. 2 Bl. 4°, dazu Taf. 23 u. 24 d. Veröffentlichungen der Gesellschaft Vol. 1. Fasz. 1.

Lüdtke, W., Verzeichnis der Balhorn-Drucke. Die „Materia corrasa" des Lübecker Dompredigers Johann Lüthken.
Zeitschrift d. Vereins f. Lübeck. Geschichte. 9. 1907. S. 147—169.

Meyer, E., En skrift om boktryckeriernas tillstånd omkr. år 1743 (Von Lars Salvius).
Allmänna svenska boktryckarefören. meddelanden. 12. 1907. S. 150—151. 172—174.

P(ollard), A. W., A rubricated date 1468 for the (Straßburg) printer of Henricus Ariminensis.
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 311—315.

Sanpere y Miquel, S., De la introducción y establecimiento de la imprenta en las Coronas de Aragón y Castilla y de los impresores de los incunables catalanes. (Wird fortges.)
Revista de bibliografia catalana. Num. 7. [Any 4.] 1904. (1907.) S. 59—187, Taf. 5—7.

Sichler, A., Über das Einbinden von Zeitungen.
Archiv f. Buchbinderei. 6. 1906/7. S. 168—173; 7. 1907/8. S. 22—23.

Steele, R., What fifteenth century books are about. IV. Literature.
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 225—238. (I—III ersch. Library 1903—1905).

Thron, J., A. Cim, Le Livre. Tome IV.
Börsenblatt f. d. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7633—35, 7665—7667.

Buchhandel.

August Artaria. (Geboren am 20. Juli 1807, gestorben am 16. Dezember 1893).
Österreich-ungar. Buchhändler-Correspondenz. 1907. S. 429—430, auch *Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel.* 1907. S. 7605/6. Aus: Neue freie Presse v. 21. Juli.

Barbèra, P., Les catalogues de librairie. Rapport prés. au Congrès internat. des éditeurs (Milan 1906.)
Bulletin de l'institut internat. de bibliographie. 12. 1907. S. 145—150, auch in: *Rivista d. biblioteche.* 18. 1907. S. 71—76.

Duff, E. G., A booksellers accounts, c. 1510.
Library. 3. Ser. 8. 1907. S. 256—266.

Franke, H., Anton Philipp Reclam. Geb. 28. Juni 1807, gest. 5. Januar 1896. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 6558—61.

Fuld, Das Reichsgericht und die Übertragung der Verlagsrechte.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7243—7244.

—, Der Schutz von Katalogen.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7696—97.

Henckel, W., Materialien zur Geschichte des russischen Buchhandels.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7724—26.

Kleemeier, Fr. J., Die Buchhändler und Buchdrucker der Französischen Akademie.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7756—58.

Philip, A. J., Robert Pocock of Gravesend.
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 280—285.

Plomer, H. R., Some notes on the Latin and Irish stocks of the company of stationers (1616 u. folg.)
Library. 2. Ser. 8. 1907. S. 286—297.

Schmidt, P., Buchhändler-Vereinigungen in Nordamerika und in England.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7065—7067.

Zeitungswesen. Pressrecht. Zensur.

Goebel, Th., Aus der Werdezeit der ersten Schnellpressen.
Deutscher Buch- und Steindrucker. 13. 1906/7. S. 927—929.

Jubiläums-Nummer der Hildesheimer Allgemeinen Zeitung und Anzeigen (Gerstenbergische Zeitung). Mit Beilage: Stadt-Hildesheimische privilegierte Zeitung und Anzeigen für alle Stände. 1807 Nr. 1, Sonntags, den 28. Junius. (Faksimile.)
Hildesh. Allg. Zeitung. 1907. Nr. 174. (8 u. 8 S.)

Langer, Zeitungen durch die deutsche Post nach und von dem Auslande.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7277—7279.

Oswald, J. C., Die Drucklegung von Fachzeitschriften.
Deutscher Buch- u. Steindrucker. 13. 1906/7. S. 925—926.

Bibliographie.

Concilium bibliographicum de Zurich.
Bulletin de l'institut internat. de bibliographie. 12. 1907. S. 128—136.

Hortzschansky, A., Bibliographie des Bibliotheks- und Buchwesens. Jahrg. 3. 1906.
Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Beiheft 32. 1907. 160 S.

Literaturgeschichte, Allgemeines.

Arfert, P., Zum Ursprung des Märchens. 1—3.
Grenzboten. 66. 1907. Nr. 27—29. S. 22—30. 76—84. 138—144.

Eckertz, E., Der Witz der Großen und der moderne Geist. Von Voltaire über Heine bis zu Nietzsche.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 28 v. 14. Juli, S. 218—221, Nr. 29 v. 21. Juli, S. 227—229.

Gleichen-Rußwurm, A. von, Vom Zauber der Bühne und ihrem ethischen Wert.
Eckart. 1. 1906/7. S. 645—655.

Lehmann, R., Ziele und Schranken der modernen Poetik.
Zeitschrift f. Ästhetik. 2. 1907. S. 340—367.

The British Novel as an institution.
Edinburgh Review. 1907. July. S. 110—127.

Oppeln-Bronikowski, F. v., Das junge Frankreich.
Mitteilungen d. literarhist. Gesellschaft Bonn. Jg. 2. 1907. Sonderheft 1. 21 S.

Reuschel, K., Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen. Eine leider zeitgemäße Bestrachtung.
Eckart. 1. 1906/7. S. 583—591. 727—735.

Schindler, W., Das erotische Element in Literatur und Kunst.
Beiträge z. Geschichte d. menschlichen Sexuallebens. 1. 1907. 132 S.

Stein-Freystadt, B., Die neuere katholische Christusdichtung. *Bücherwelt.* 4. 1907. S. 233—237.

Stümcke, H., Berliner Theaterhändel vor 80 Jahren.
Preußische Jahrbücher. 129. 1907. S. 110—128.

Wachler, E., Ursprung und Zweck des Harzer Bergtheaters. *Eckart.* 1. 1906/7. S. 665—671.

Einzelne Schriftsteller.

Béranger: Briefe Bérangers an die Prinzessin Solms.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 141 v. 31. Juli S. 140—142.

—: Séché, A. et Bertaut, J., Béranger anecdotique.
Mercure de France. 68. 1907. Juli 16. S. 254—269.

—: Séché, L., Béranger, Chateaubriand, Lamenais.
Revue de Paris. 14. 1907. Juli. S. 371—400. August. S. 597—616.

Brant: Springer, J., Sebastian Brants Bildnisse.
Studien z. Deutschen Kunstgeschichte. H. 87. 1907. 25 S., 2 Taf.

Brunetière: Connolly, P. J., Ferdinand Brunetière: As Critic and Man of Letters.
Dublin Review. 71. 1907. July. S. 56—73.

—: Minckwitz, M. W., Ferdinand Brunetière.
Grenzboten. 66. 1907. Nr. 29. S. 131—138.

Burns: Sloan, J. M., Robert Burns and Charles Dickens.
Fortnight by Review. 1907. August. S. 269—282.

Carducci: Haendler, O., Giosue Carducci.
Deutsche Monatsschrift f. d. ges. Leben d. Gegenwart. 6. 1907. Juli. S. 499—512.
—: Zanichelli, D., Giosue Carducci.
Bullettino Senese di storia patria. 14. 1907. S. 1—34.

Dante: Leigh, G., Dante's 'Inferno' an autobiography?
Quarterly Review. 1907. July. S. 58—85.
—: Trobridge, George., Dante as a nature poet. P. 2.
Westminster Review. 1907. August. S. 201—209.

Dekker: Mayer, A., Über den holländischen Schriftsteller Multatuli.
Preußische Jahrbücher. 129. 1907. S. 215—245.

Eichendorff: John, O., Eichendorff als Literarhistoriker. *Der Osten.* 33. 1907. S. 85—92.
—: Keller, P., Joseph Freiherr von Eichendorff.
Der Osten. 33. 1907. S. 69—77.
—: Pissin, R., Eichendorff, der Schwärmer von Wanderlust und Lenz. Ein Beitrag zur Psychologie seiner künstlerischen Persönlichkeit.
Der Osten. 33. 1907. S. 79—83.

Eyth: Schultheiß, F. G., Max Eyth und der Literaturbetrieb der Gegenwart.
Blätter f. Volksbibliotheken und Lesehallen. 8. 1907. S. 120—126.

Fontane: Schmidt, E., Theodor Fontane. Rede, gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Denkmals in Neuruppin am 8. Juni 1907.
Deutsche Rundschau. 1907. August. S. 189—193.

Foscolo: Chiarini, G., La figlia di Ugo Foscolo e gli ultimi anni del poeta a Londra.
Nuova Antologia. 1907. Juli 16. S. 193—208.

Goethe: Fürst, R., Goethes Tod.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 363 v. 6. August.
—: Geiger, L., Volks-Goethe?
National-Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 6 v. 11. August.
—: Kipfmüller, B., Goethe, Maximen und Reflexionen.
Monatshefte d. Comenius-Gesellschaft. 16. 1907. S. 157—164.
—: Maurer, Th., Die Sesenheimer Lieder. Eine kritische Studie.
Beiträge z. Landes- u. Volkeskunde Elsaß-Lothringens. H. 32. 1907. 38 S.
—: Marianne von Willemer und die Gerbermühle. (M. 2 Abb)
Rheinischer Kurier. 1907. Sonntags-Beil. Nr. 7 v. 28. Juli.

Heine: Avonianus, Heinrich Heine und Heinrich von Treitschke.
März. 1907. 2. Juliheft. S. 135—141.
—: Bonardi, C., Heine e Carducci.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 178—206.
—: Ransmeier, J. C., Heines Reisebilder und Laurence Sterne.
Archiv f. d. Studium d. neuer. Sprachen u. Literaturen. Bd. 118 (N. S. 18) 1907. S. 289—317.

Hoffmann (E. T. A.): Schaukal, R., Neue Hoffmann-Publikationen.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 139 v. 26. Juli. S. 124—126.

Hunnius: Siebert, J., Karl Hunnius. Ein baltisches Dichterprofil.
Konservative Monatsschrift. 64. 1907. August. S. 1068—1083.

Kinkel: Pitollet, C., Sur un prétendu roman à clef de Johanna Kinkel: Hans Ibeles in London.
Revue germanique. 3. 1907. S. 361—407.

Lessing: Horovitz, A., Beiträge zu Lessings Philosophie.
Berner Studien z. Gesch. d. Philosophie. 55. 1907. 89 S.
—: Lessing und der Buchhandel.
Vossische Zeitung. 1907. Nr. 373 v. 11. August.

Lichtenberg: Ebstein, E., Lichtenbergs Mädchen. Mit ungedruckten Briefen Lichtenbergs.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. Juli. S. 14—29.

Lilienfein: Ackerknecht, E., Heinrich Lilienfein.
Eckart. 1. 1906/7. S. 569—581. 655—665.

Mark Twain: Phelps, W. L., Mark Twain: Humorist and Philosopher.
North American Review. 1907. Juli. S. 540—548.

May: Eik, H., Karl May.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 130 v. 11. Juli. S. 49—51.

Meyer: Schiff, O., Ein Fragment Conrad Ferdinand Meyers.
Vossische Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 32 v. 11. August.

Mistral: Goldschmidt, K. W., Frédéric Mistral.
Nord und Süd. 122. 1907. Juli. S. 36—50.

Mörike: Segato, P., Edoardo Mörike.
Rivista d'Italia. 10. 1907. Juli. S. 100—130.

Molière: Vézinet, F., Moratin et Molière. (Molière en Espagne.)
Revue d'histoire litt. de la France 14. 1907. S. 193—230. (A suivre.)

Nietzsche: Holzer, E., Vorlesungen von Friedrich Nietzsche mitgeteilt von E. H.
Süddeutsche Monatshefte. 4. 1907. Juli. S. 94—118.
—: Mayer, A., Nietzsche als Denker, Dichter und — Verderber.
Christentum und Zeitgeist. Hefte zu Glauben und Wissen. Ser. 2. H. 2. 1907. 66 S.

Pfizer: Fränkel, L., Bio-bibliographisches zu Gustav Pfizers Säkulartag.
Börsenblatt f. d. Deutsch. Buchhandel. 1907. S. 7503—7504.

Platen: Scheffler, L. v., Die Jugendgeliebte Platens.
Allgemeine Zeitung. 1907. Beil. Nr. 139 v. 26. Juli. S. 121—124.

Rousseau: Pilon, E., Jean-Jacques Rousseau musicien.
Revue de Belgique. 1907. Juill. S. 191—211.
—: Wilmotte, M., Rousseau et ses récents critiques.
Revue de Belgique. 1907. Juill. S. 212—228.

Schönaich-Carolath: Spiero, H., Emil Prinz von Schönaich-Carolath und Gustav Falke. Eine Studie.
Eckart. 1. 1906/7. S. 633—645.

Shaw: Henderson, A., George Bernard Shaw.
Deutsche Revue. 1907. August. S. 180—185.

Tieck: F(asola), C., Ludwig Tieck in Italia.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 159—161.

—: Manacorda, G., I <Reisegedichte> e l'arte di Ludovico Tieck.
Rivista mensile di letteratura tedesca. 1. 1907. S. 162—177.

Trojan: Kloss, E., Johannes Trojan.
Der Türmer. 1907. August. S. 688—693, 1 Portr.

Vischer: Egelhaaf, G., Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Paulskirche. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert.
Deutsche Rundschau. 1907. August. S. 203—226.

Vischer: Schaefer, R., Friedrich Theodor Vischer. Eine Jahrhunderterinnerung.
Eckart. 1. 1906/7. S. 561—569.

—: Steinbach, H., Fr. Th. Vischer und die Münchener Universität. Ungedruckte Briefe.
März. 1907. 2. Juliheft. S. 111—117.

Voltaire: Caussy, F., Voltaire seigneur féodal: Ferney.
Revue de Paris. 14. 1907. August. S. 449—477.

Voß: Hirschberg, L., Ein Besuch Ludwig Devrients bei Julius von Voß. Erinnerung aus dem Jahre 1821.
National-Zeitung. 1907. Sonntagsbeil. Nr. 6 v. 11. August.

Wachenhusen: Isolani, E., Zur Geschichte des Feuilletons und eines Feuilletonisten. Ungedruckte Briefe von Hans Wachenhausen.
Nord und Süd. 122. 1907. Juli. S. 58—63.

Von den Auktionen.

Bei der Auktion, die vom 7. bis 9. Oktober bei Max Perl in Berlin, Ecke der Markgrafen- und Leipzigerstraße stattfinden wird, kommen u. a. folgende Werke zur Versteigerung: Eine Sammlung von Streitschriften des *Angelus Silesius* in Originaldrucken; *L. A. von Arnim,* Sämtliche Werke (mit Band 22), Tröst Einsamkeit (in 2 Exemplaren), Des Knaben Wunderhorn; viel von *Bahrdt*; *Sophie Bernhardi,* Dramatische Phantasien 1804; *Hottinger-Sulzer,* Brelocken 1778; *Brentano,* Bogs, Goldfaden, Marina, Lustige Musikanten, Philister (mit eigenhändiger Widmung); *Bürger,* Aktenstück über einen poetischen Wettstreit 1793, Akademie der Redekünste, Über Anweisung zur deutschen Sprache, Franklins Jugendjahre, Ehestands-Geschichte, Gedichte, Macbeth, Lustige Weiber; *Chamisso,* Musenalmanach 1804—06; viele Werke mit *Chodowieckischen Kupfern,* darunter auch manche literarische Seltenheit; *Nicolai,* Feyner kleyner Almanach 1777/78; *Fouqué,* Jahreszeiten und Musen; *Goethe:* Schriften 1790, Neue Schriften 1792/1800, Werke 1815/19, 1816/20, 1827/42, Maskenzug 1818 (im Privatdruck mit Widmung an Müller), Clavigo 1774, Egmont 1788, Faust 1790, 1808 und 1833, Götz 1774, Hermann und Dorothea 1798 (in 3 Ausgaben), Bergmännisches Journal 1791, Iphigenie 1787, Werther 1774 (und zahlreiche Nachdrucke), viele seltene Übersetzungen und Wertheriana (Bertram, Breitenbach, Franz, Gleissenbach, Grimm, Kuffner, Hoffmann, Gottlieb, Nicolai, Schlettwein, Seybold, Stockmann, Wagner u. a.), Propyläen, Musikalien, Taschenbücher mit Goetheschen Drucken; *Marlowe,* Faustus; *Mahler Müller,* Faust 1776; *Behrisch,* Farao 1776/7; *Jenisch,* Diogenes Laterne 1799; *Günderode,* Dichtungen 1857; Hanswurstiaden; *Kinds* Harfe; *Ruge-Marx,* Jahrbücher; *Heine,* Shakespeares Mädchen; *Heinse,* Enkolp 1773, Erzählungen für junge Damen 1775, Kirschen 1773, Laidion 1774, Sinngedichte 1771; *Hölderlin,* Sophoklesdramen; *Kleist,* Amphitryon (1807), Erzählungen, Käthchen; *Klinger,* Arria, Elfride, Fausts Leben, Orpheus, Plimplamplasko, Spieler, Sturm und Drang, Theater, Das leidende Weib, Die frohe Frau, Weltmann, Zwillinge; *Lenz,* Bräutigam, Engländer, Freunde machen den Philosophen, Menalk und Mopsus, Menoza, Pandaemonium, Soldaten; *Lessing,* Vossische Zeitung 1753, Galotti 1772, Prüfung der Köpfe; *Mahler Müller,* Werke 1811, Adams Erwachen, Adonis, Bachidon, Balladen, Faust, Niobe, Reliquien, Mopsus, Schaaf-Schur; *Hans Sachs,* Neunerley haudt, Die Zwölff Eygenschafft; *Scheffner,* Gedichte nach Grecourt 1783, Gedichte des treuen Schäfers 1723, Küsse 1798, Natürlichkeiten 1798; *Schiller,* Anthologie Tobolsko, Anthologie Metzler, Kalender für Damen 1791/93, Dom Karlos 1787, Horen, Musen-Almanach 1796—1800, Räuber 1781, Schwäbisches Magazin 1777 und 1780, Neue Thalia, Fiesko 1783, Tell 1805 (mit 3 Kpfrn.); *Krug,* Distichen; Mücken-Almanach 1797; *Münch,* Raritätenkasten; *Schink,* Ausstellungen, Eigenkraft, Launen, Marionettentheater; *Schlegel,* Concordia, Europa, Lucinde 1799; *Schopenhauer,* Welt als Wille 1819; viel von *Chr. F. D. Schubart*; Schuwitziana; *Sperontes,* Singende Muse 1747 mit den drei Fortsetzungen; *Tieck,* Blaubart, Kraft- und Kniffgenies; *Voriphantor,* Scheinheilige Wittwe 1732; *H. L. Wagner,* Briefe die Seylerische Schauspielergesellschaft betreffend, Confiskable Erzählungen, Evchen Humbrecht, Kindermörderin 1776, Macbeth, Reue, Schubkarrn, Tagebuch eines Weltmanns, Theaterstücke 1779, Der wohltätige Unbekannte, Versuch über die Schauspielkunst; Viele Varia. —m.

Bei *Rudolf Zinke in Dresden,* Pillnitzerstr. 32, findet im September eine *neue Bücherauktion* statt, bei der vielerlei interessante Werke — darunter zahlreiche Erstausgaben – auf dem Gebiete der deutschen Literatur zur Versteigerung gelangen sollen. Sehr umfangreich sind auch die Abteilungen Geschichte, Kunst und Sport vertreten; aus der älteren Jagdliteratur kommen u. a. unter den Hammer: Charles d'Arcussia „La Fauconnerie", Rouen 1644; Frauchière „La Fauconnerie", Poitiers 1567; „Le Livre du faulcon", London 1817 (Neudruck auf Chinapapier); Bocca Mazza, „Chasse de la campagne de Rome", 1548, und Friderici II, „Reliquia libror. de arte renaudi", 1596. Der Katalog, 1500 Nummern umfassend, wird auf Verlangen postfrei zugesandt.

Kleine Mitteilungen.

Der Nachlaß Arthur L. Jellineks. Ein Wiener Bibliograph, dessen ungesättigter Ehrgeiz darin bestand, jedermann von der Notwendigkeit, ja Unentbehrlichkeit bibliographischer Sammelarbeit zu überzeugen, schied vor etlichen Monaten, erst 32jährig, aus dem Leben: *Arthur L. Jellinek.* Man darf ruhig behaupten, daß er sich den Keim seiner Krankheit durch eine gewaltsame Überspannung seiner Kräfte holte, durch den aller Müdigkeit spottenden Fleiß, den er auf die Zusammentragung eines ungeheuren Materials verwendete. Was das Dasein außer Büchern sonst an Genüssen bot, entbehrte für ihn des Reizes; von einem harten Feldbett und einem Waschtisch abgesehen, gab es in seiner Wohnung kein Möbelstück, das nicht dem ausschließlichen Zwecke der Aufnahme von Büchern, Zeitschriften und Zettelkästen gedient hätte. Dieses ganz in den Dienst einer achtenswerten Idee gestellte Streben söhnte mit so mancher menschlicher Schwäche aus, die ihm anhaftete, und läßt uns seinen Tod aufrichtig und von Herzen beklagen.

Zum Glück sind die Tausende von Zetteln, in denen er sein bibliographisches Material aufgespeichert hat, bis jetzt noch in ihrer Vollzähligkeit und streng methodischen Anordnung unangetastet geblieben. Die Firma Gilhofer & Ranschburg in Wien hat den gesamten Nachlaß erworben und bietet außer der Bibliothek auch die Zettel zum Kauf an, die in über 60 zumeist dicht gefüllten Pappschachteln nach Stoffen gesondert sind. Diese Sammlungen kommen in erster Linie der Literatur- und Kunstgeschichte, der Volkskunde, dem Buch- und Bibliothekswesen, wie überhaupt der Bibliophilie zugute, in zweiter Reihe der Schauspielkunst und der Kulturgeschichte. Sie enthalten vornehmlich die bibliographisch genaue Angabe von Bücher- und Aufsatztiteln. Insbesondere muß die Verzeichnung von *Aufsätzen* bei dem Mangel an irgendwie belangreichen Vorarbeiten als ein bedeutendes Verdienst Jellineks hervorgehoben werden. Exzerpte dieser Art, wie sie jetzt auf Veranlassung der Bibliographischen Gesellschaft in Berlin durch *viele* Hilfsarbeiter vorgenommen werden, hat er *allein* schon mehrere Jahre vor dem Inslebentreten der genannten Gesellschaft begonnen und systematisch fortgesetzt, wobei ihm eine ausgezeichnete Zeitschriftenkenntnis zu Gebote stand. So gelang es ihm, in verborgenen, halb verschollenen Periodicis wichtige Aufsätze ausfindig zu machen, und mit welcher Hilfsbereitschaft er sie, oft ungebeten, dem oder jenem jungen Forscher zur Verfügung stellte, von dem er wußte, daß er sie brauchen könne, ist speziell von dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt beobachtet worden. Gewiß hielt sich diese angestrengte Sammeltätigkeit nicht immer frei von einem trockenen Mechanismus, der die Fähigkeit zur selbständigen wissenschaftlichen Verarbeitung des aufgehäuften Materials zusehends erstickte: aber billiger Weise kann man von einem, der ein vorzüglicher Bibliograph ist, nicht verlangen, daß er obendrein ein ebenso tüchtiger Literar-, Kunst- oder Kulturhistoriker sei.

Notwendige Brücken für andere herzustellen, war sein Lebenswerk. Unterbliebe die Fortsetzung desselben, so würde man dies bald als Unterlassungssünde verspüren. Schon darum wäre zu wünschen, daß die Zettel in die richtigen Hände kämen; die Fortführung und Ergänzung der Aufzeichnungen hätte erst mit dem Jahre 1906 zu beginnen, da bis dahin alles in musterhafter Ordnung ist. Insbesondere aber hätte die Literaturgeschichte das lebhafteste Interesse an der Vollendung eines *Stofflexikons,* zu dem in zwölf Schachteln umfängliche Vorarbeiten existieren. Es handelt sich um eine tunlichst vollständige Registrierung der in poetischen Werken irgendwie verwendeten Stoffe und Motive — eine Riesenaufgabe, die zu lösen die Kräfte eines einzelnen fast übersteigt. Jellinek weist 65 Ahasver-, 52 Dido-Bearbeitungen nach, wie er denn auf diesem Spezialgebiete eine besondere Emsigkeit entfaltete. Da entging ihm nicht leicht etwas, und wer einschlägige Arbeiten veröffentlichte, mußte sich auf seine Nachträge gefaßt machen. Was Jahr um Jahr zu seinem Stofflexikon zuwuchs, sei es in der Form von Dissertationen und ähnlichen Aufsätzen oder von Neubearbeitungen alter Stoffe und Motive, das gedachte er in einer eigenen, von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichen. Da die Zahl der Abonnenten aber nicht genügend war, so lagerte er sein Material nach einigen Probenummern in den „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" ab; wohl auch nur versuchsweise, denn die Veröffentlichung hörte nach einiger Zeit auf. Eine kleinere, aber gleichfalls weit vorgeschrittene Arbeit, an deren Fertigstellung sehr viel gelegen wäre, ist ein *Register* zum „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft"; die Benutzbarkeit der 17 Bände für wissenschaftliche Zwecke würde dadurch unendlich gewinnen. Soviel ich weiß, wurde das Register bei Jellinek direkt bestellt und die Hinausschiebung der Übernahme erfolgte aus ökonomischen Gründen, die bei der günstigen Situation der Gesellschaft und der verhältnismäßig geringen Höhe des Honorars keine Rolle hätten spielen sollen.

„Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht", sagt ein deutsches Sprichwort, indes könnte man nicht behaupten, daß es sich an Jellinek bewahrheitet habe. Er ist über der Arbeit Epileptiker geworden und schließlich in einer Heilanstalt gestorben. Bewahren wir aber seinen Zettelnachlaß vor dem Untergang, indem wir uns seiner annehmen und daraus schöpfen, was er an Nützlichem, Zeitersparendem, der Wissenschaft Förderlichem birgt, dann haben wir wenigstens für uns die „süße Frucht" gerettet, die dem armen Jellinek versagt geblieben ist.[1]

Wien. *Dr. Emil Horner.*

[1] Gilhofer & Ranschburg in Wien sind, wie die Firma uns mitteilt, bereit, das gesamte Zettelarchiv zum Selbstkostenpreise von 2000 M. abzugeben. Für einzelne Abteilungen haben sich bereits Reflektanten gemeldet; es wäre aber — wie auch aus obigen Ausführungen des Dr. Horner hervorgeht — wünschenswert, gerade hier eine Zersplitterung zu vermeiden. Die Red.

In bibliophilen Kreisen ist vielfach die Frage erörtert worden: hat ein Antiquar das Recht, die in seinen Katalogen angesetzten Preise willkürlich zu erhöhen, wenn er nachträglich zu der Ansicht gekommen ist, der Preis sei zu niedrig? — Ein Katalog ist gewissermaßen das „Schaufenster" des Antiquars und die dort normierten Preise sollten eigentlich immer ihre Gültigkeit behalten. Rechtlich ist der Antiquar nach meinen Erkundigungen auch tatsächlich verpflichtet, seine Ware zu dem festgesetzten Preise abzugeben. Natürlich kann er Ausreden gebrauchen, kann behaupten, die Nummer sei bereits verkauft und sie nach Jahresfrist zu wesentlich erhöhtem Preise als neu erworbenes Exemplar nochmals ansetzen. Das wäre aber ein Verfahren, zu dem ein vornehmer Kaufmann sich nicht hergeben würde. Anders ist es, wenn die Preisnotierung tatsächlich auf den Irrtum eines Angestellten oder einen Druckfehler zurückzuführen ist. Es ist mir mannigfach begegnet, daß mir dies die Hoffnung auf einen „billigen Erwerb" zerstört hat; in fast allen solchen Fällen kam aber schließlich doch eine rasche und kulante Einigung zu Stande. Kürzlich passierte mir Folgendes. Ein Antiquar hatte in seinem letzten Kataloge einen (allerdings ziemlich seltenen) Originaldruck zu 8 M. angesetzt. Ich bestellte ihn sofort nach Empfang des Katalogs und erhielt etwa acht Tage später die höfliche Nachricht: man bedaure, die Nummer sei eben für 100 M. (statt 8 M.) verkauft worden. Ein anderer Antiquar schrieb mir dagegen in einem sachlich ähnlichen Fall: die bestellte Nummer sei zwar irrtümlich zu niedrig angesetzt worden, er halte sich aber an den Preis gebunden und stelle mir das betreffende Werk dafür zur Verfügung. Daß ich den betreffenden Herrn durch eine umfangreichere Bestellung einigermaßen schadlos halten konnte, spricht hier nicht mit. Immerhin scheint mir die Frage: ist ein Antiquar aus Anstandspflicht an seine Katalogspreise gebunden, so interessant, daß ich sie zur Erörterung stellen möchte. Die eingehenden Antworten sollen hier (auf Wunsch ohne Namensnennung der Einsender) wiedergegeben werden. Z.

Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte bei Berlin, bittet alle diejenigen, die sich im Besitz von *Briefen Leonhard Eulers und seiner drei Söhne* befinden, ihm diese leihweise resp. in Abschriften zwecks einer Arbeit über Euler zustellen zu wollen.

—m.

Die Kunstanstalt von *F. Reichhold in München* hat eine neue Reihe von *japanischen Vorsatzpapieren* verausgabte, deren feine und zierliche Muster sich vortrefflich zum Auskleiden moderner Ausgaben eignen. Besonders hübsch wirkt ein graublaues Muster mit unregelmäßigen grünen Linien und weißen Tüpfchen, sowie ein braunviolettes mit winzigen grünen und ockergelben Schmetterlingen und ebensolchen Tupfenreihen, deren Anordnung ebenfalls wie ein Gewimmel ganz entfernter Schmetterlinge wirkt. Ein andrer grüner Grund zeigt ein Schneekristallmuster ockergelb und gleichtonig; ein dunkelgrüner Grund schachtelhalmartige Motive in

(Kleine Mitteilungen — Inserate.)

Ocker und weiß. Sehr originell sind gewisse grüne, weiße und violette, durch Stäbchen verbundene Rechtecke auf dunkelgetüpfeltem Grund, sowie grünes Gitterwerk mit gelben Quadraten und Höhungslinien auf tütenblauem Grunde. Die Blätter sind auch in Berlin bei Wilhelm Valentin, Krausenstr. 37, zu finden.

—m.

Die Symmetrie und ihre Sippe. In dem so betitelten Aufsatz in Heft 5 sind einige Druckfehler zu korrigieren: Seite 214, erste Spalte, Zeile 27 von oben lies „ergänzendes" statt „glänzendes"; dieselbe Seite, zweite Spalte, Zeile 18 von unten lies „Bustrophedon"; Seite 215, zweite Spalte, Zeile 23 von oben „Cristaller" statt „Cristeller"; Seite 216, erste Spalte, Zeile 30 „Romanik" statt „Romantik"; Seite 217, zweite Spalte, Zeile 24 von unten „1 %" statt „1½"; ebenda, Zeile 8 von unten „ihr" statt „im".

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 25. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden

Deutschland und Österreich-Ungarn.

Karl Keil in Erfurt. Nr. 6. *Zur deutschen Kulturgeschichte.*

Oskar Gerschel in Stuttgart. Nr. 74. *Deutsche Literatur* (Klassiker, Romantiker, Moderne und Übersetzungen).

Wilh. Scholz in Braunschweig. Mitth. f. Bücherfr. Nr. 25. *Geschichte und Literatur.*

J. Körner in Wien I. Nr. 23. *Literatur, Kunst, Kulturgeschichte.*

Taussig & Taussig in Prag. Nr. 146. *Deutsche Literatur des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.*

Richard Härtel in Dresden-A. Nr. 42. *Deutsche und ausländische Literatur, illustrierte Werke, Kuriosa, Varia.*

Gselliussche Buchhandlung in Berlin. Lagerkatalog zu Antiquariatspreisen.

Wilh. Jacobsohn & Co. in Breslau V. Nr. 221. *Philosophie, Pädagogik, Mathematik, Naturwissenschaften, Land- und Forstwirtschaft, Medizin.*

Hugo Helbing in München. Anz. Nr. 22. *Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte, Lithographien.*

Ernst Frensdorff in Berlin SW. 11. Nr. 38. *Almanache, alte Drucke, Berolinensien, Frauen Liebe Ehe, Königin Luise, Medizin, Musik, Theater.*

Lipsius & Tischer in Kiel. Kieler Bücherfr. Nr. 12. *Werke aus allen Gebieten.*

Inhalt des Hauptblattes.

(Heft 6 — September 1907.)

Bücherlager

eines bekannten Antiquariates, mit vorhandenem Zettelkatalog wegen Zurruhesetzens des Besitzers gegen Kasse **zu verkaufen.** Zur Übernahme sind ca. 20000 Mk. erforderlich. Sehr geeignet zur Etablierung, da Name in weitesten Kreisen bekannt. Offerten befördert **Eberling & Co., Hamburg 5,** Lindenstraße 61.

ENGLAND.

Miscellanea, Antiquaria, Rariora
Medizin u. Wissenschaftliche Literatur
besorgt billigst und schnellstens
ALFRED SOUTH, Antiquar
No. 48, Cranbourn Street und No. 1, Bear Street, Leicester Square. London W. C.
Periodisch erscheinende Kataloge gratis u. franko.
Kommissionen für alle Englischen Bücher-Auktionen werden auf das reellste ausgeführt.
Kommissionär in Leipzig.
Desideratenlisten wird aufmerksame Beachtung zugesichert.



Man verlange

unsern in Kürze erscheinenden Katalog 261 **Deutsche Literatur und Belletristik.** Neben einer großen Zahl Erstausgaben wird auch deutsche Sprache und Germanistik, sowie eine Anzahl guter Werke belletristischen Inhalts vertreten sein.

Schleswig-Holsteinisches Antiquariat
Kiel, Brunswiekerstr. 35a.

Soeben erschien:

ANTIQUARIATS-KATALOG 24.

Neueste Erwerbungen. — Sittengeschichte. — Bilder. — Kalender. — Hamburgensien.

Über 3000 Nummern.

Wir bitten gratis zu verlangen.

Hamburg, **Königstraße 12.** **Jürgensen & Becker.** Buchhändler.

Wertvolle Bibliothek:

Grillparzer und seine Zeit

über 4000 Bände, viele Seltenheiten, Erstdrucke von Grillparzer und Werke seiner Zeitgenossen, alles über Grillparzer u. die Schriftsteller, Musiker (Beethoven, Schubert etc.) **Künstler etc. seiner Zeit,** (genauer Zettelkatalog vorhanden), soll im Ganzen verkauft werden. **Seltener Gelegenheitskauf.**

Nähere Auskünfte erteilt bereitwilligst

Franz Malota
Buchhändler und Antiquar
WIEN IV.
Hauptstraße 22 (Wiedenerhof).

In Kürze erscheint:

Katalog 47:

Neuerwerbungen

Enthält neben vielem Interessanten
Erstausgaben deutscher Literatur.
Bestellungen erbittet

Antiquariat H. L. Schlapp
Darmstadt, Schulstr. 5.

Verlag von C. L. HIRSCHFELD in Leipzig.

Die

Jenaer Liederhandschrift

Mit Unterstützung
der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften

Herausgegeben
von

Dr. Georg Holz
Professor in Leipzig

Dr. Franz Saran
Privatdocent in Halle

und

Dr. Eduard Bernoulli
in Leipzig

I. Band:

Getreuer Abdruck des Textes
besorgt von **Georg Holz**

II. Band:

Übertragung, Rhythmik und Melodik
bearbeitet von **Eduard Bernoulli** und **Franz Saran**

Preis in 2 eleganten Pergamenteinbänden Mk. 36.—.

Martini & Chemnitz



Neue Ausgabe von Dr. **Küster**
in Verbindung mit den Herren Dr. **Philippi, Pfeiffer, Dunker, Römer, Löbbecke, Kobelt, Weinkauff, Clessin, Brot** und **v. Martens.**

Bis jetzt erschienen 519 Lieferungen oder 173 Sektionen. Subskriptions-Preis der Lieferungen 1 bis 219 à 6 M., der Lieferungen 220 u. flg. à 9 M., der Sekt. 1—66 à 18 M., Sekt. 67 u. flg. à 27 M.

Siebmacher

Grosses und Allg. Wappenbuch

Neu herausgegeben unter Mitwirkung der Herren
Archivrat von **Mülverstedt,**
Hauptmann **Heyer von Rosenfeld,** Premier-Leut. **Gritzner, L. Clericus,** Prof. **A. M. Hildebrandt,**
Min.-Bibliothekar **Seyler** und Anderen.

Ist nun bis Lieferung 523 gediehen, weitere 50—60 werden es abschließen.

Subskriptions-Preis für Lieferung 1—111 à M. 4,80, für Lieferung 112 und flg. à 6 M.

Von dem **Conchilien-Cabinet** geben wir jede fertige Monographie einzeln ab, ebenso von dem Wappenbuch jede Lieferung und Abteilung, und empfehlen wir, sei es zum Behufe der Auswahl oder Kenntnisnahme der Einteilung etc. der Werke, ausführliche Prospekte, die wir auf Verlangen gratis und franko per Post versenden.

Anschaffung der kompletten Werke oder Ergänzung und Weiterführung aufgegebener Fortsetzungen werden wir in jeder Art erleichtern.

Bauer & Raspe in Nürnberg.

Soeben erschien in meinem Verlag:

Eduard Grisebach's literarische Tätigkeit

Ein bibliographischer Versuch

von **Gottfried Müller.**

8°. 32 pp. Gedruckt in 250 handschriftlich numerierten Exemplaren. Eleg. brosch. M. 2.—.

Wiesbaden. **August Deffners Verlag.**



Einbände jeder Art für den Buchhandel, sowie für Kataloge und Preislisten

Mappen für Projekte, Kosten-Anschläge, Diplome, Ehrenbürgerbriefe und Adressen

Liebhaberbände für Private und Bibliotheken

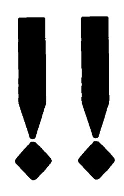
Offerten und Kostenanschläge werden jederzeit prompt erledigt

Gegründet im Jahre 1844





Wer illustrierte Werke, Zeitschriften, Kataloge oder Prospekte herausgibt,



verlegt oder druckt, sollte nicht versäumen, bei der Auswahl des Papieres unsere Muster zu Rate zu ziehen bezw. unsere Vorschläge einholen.

Wir fertigen für die verschiedensten Zwecke
besonders präparierte Papiere,
welche neben elegantem Aussehen vorzüglichste Druckwirkung gewährleisten.

Dresdner Chromo- und Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann, Dresden-A.

Buch- und Akzidenzschrift Säculum



ine für den Satz von Werken und Zeitschriften besonders geeignete Schrift ist unsere letzte Neuheit „Säculum“. Dieselbe ist infolge ihrer einfachen, klaren und ruhigen Formen sehr leicht lesbar und schützt das Auge des Lesers vor Ermüdung. Um eine möglichst einheitliche Ausstattung der Druckarbeiten anzustreben, haben wir uns entschlossen, neben der schon vorhandenen **halbfetten Säculum** und *Säculum-Kursiv* noch andere Schnitte anzufertigen und wird die Schrift nach ihrer Fertigstellung 7 Garnituren umfassen. Die Säculum ist nicht allein eine gute Buchschrift sondern auch eine dankbare Akzidenzschrift

Schriftgießerei D. Stempel
Aktiengesellschaft Frankfurt am Main

Für die Anzeigen verantwortlich: K. Dieckmeyer, Leipzig, Hospitalstr. 27. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.
Druck von W. Drugulin in Leipzig.





